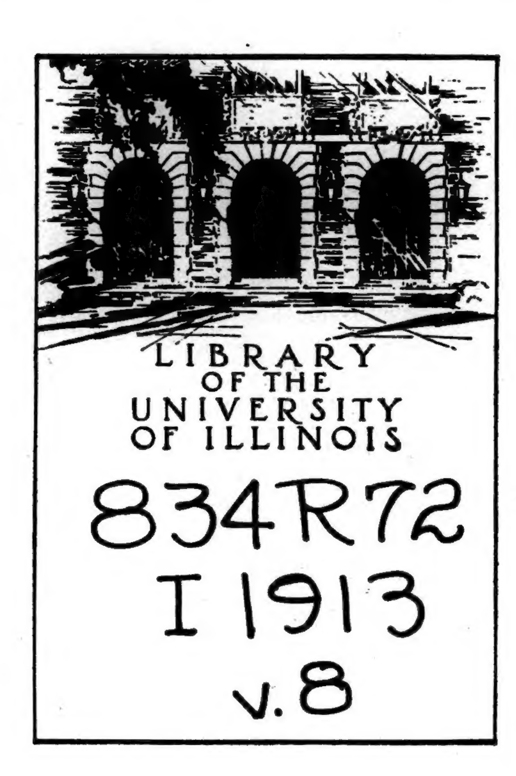
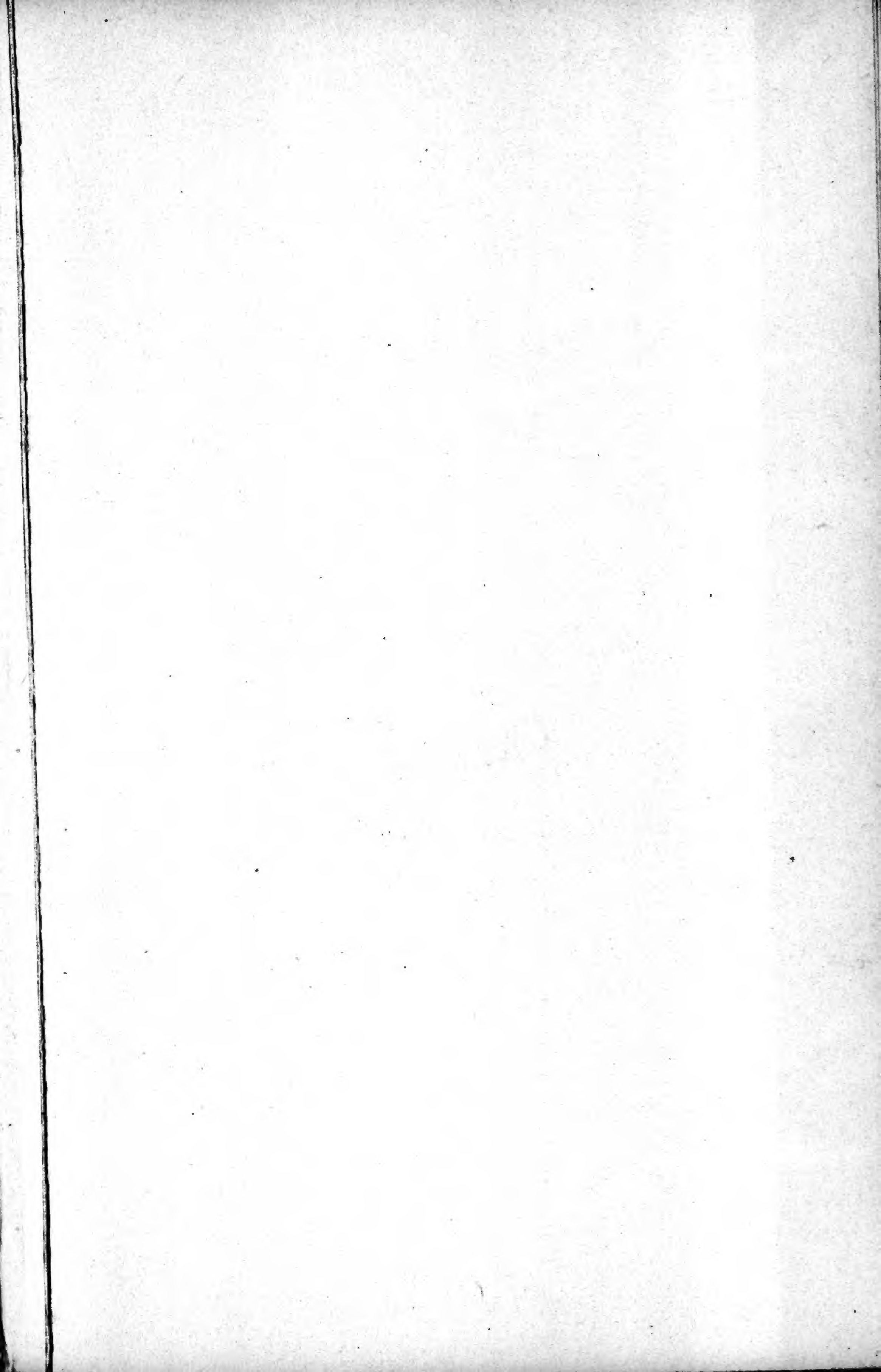
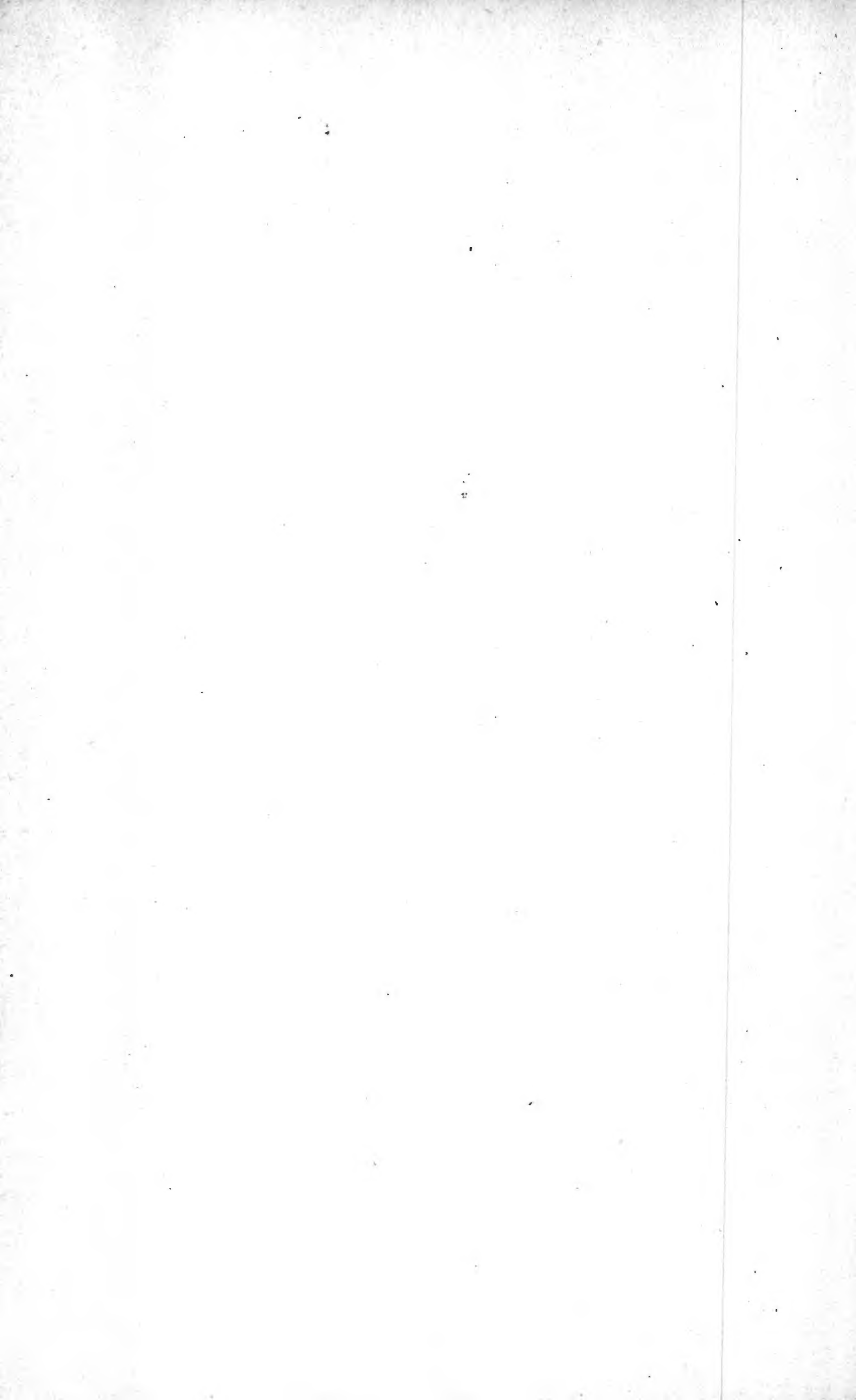







L ST

Gesammelte Werke von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Achter Band

Der Gottsucher

Ein Roman aus dunkler Zeit

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Der Gottsucher

Ein Roman aus dunkler Zeit

Von

Peter Rosegger

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Erstes Buch.

Der Irrtum.

Der Erzähler, dem ihr euch anvertraut, um an seiner Hand eine wilde, schattenschwere und unseren Tagen fremde Welt zu durchwandern, führt zum Anfange auf den Berg des Johannes. Dieser Berg erhebt sich in Form eines Kegels mitten aus einer Wildnis. Die Wildnis kriecht an seinen Hängen hinan; zwischen zerklüfteten Felsenblöcken wuchern der Sauerdorn und die schwarze Erle, und der Schierling, und der rote Holunder, und die Einbeere. In den Klüften nistet der Falke, im Grunde ringelt sich die Natter. Der Berg ist nicht so hoch, wie mancher von solchen, die in weiter Runde stehen, aber auf seinem Scheitel weist er eine Stätte mit grauer Erde, auf der keine Pflanze wächst. Wenn einst — so kündet es die Sage — nach tausend Frühlingen aus diesem Grunde eine Blume erblühen wird, dann ist allerwärts das Reich Gottes erstanden.

Auf dem sandigen Boden wuchert heute der grünliche Schimmel der Algen, und inmitten liegt ein großer Stein, von dem man nicht weiß, wächst er in die Erde hinein oder aus ihr heraus; auf der oberen Fläche dieses Steines will manches Auge einen blutroten Flecken sehen, „den kein Regen löscht und kein Eis tilgt“.

Rings um den Berg des Johannes, so weit das Auge fliegt, ist ein Reich von Wäldern, gegen Aufgang der Ritscher, der Birstling, der Tärn. Diese Wälder — es gibt keinen Baum und keinen Strauch und keinen Halm im nördlichen

Halbrund, der nicht darinnen stünde — legen sich wie ein Meer über alle Höhen der Berge, über alle Niederungen, über alle Täler und über alle Schluchten. Das geht so weit, bis im fernsten Kreise die Glocke des Himmels mit ihrem unergründlichen Blau oder mit ihren gletscherweißen Wolkenzinnen niedersinkt. Nur nach jener Seite hin, die man Mitternacht nennt, baut sich hinter einem weiten Waldkessel, die Trawies genannt, ein Wall von Felsbergen auf, die grau und scharf in den Himmel hineingezackt sind, und die in ihren Schründen weiße Adern haben. Dort hebt ein Gebirge an, dessen Bereich uns fern und fremd ist, so wie es den Menschen nicht bekannt war, die hier voreinst unter dämonischen Schicksalen gestritten haben und vergangen sind. Das Gebirge heißt der Trasank. Zwischen seinen Wänden bricht ein Fluß hervor, der in seiner reißenden Wildheit donnernd von den majestätischen Schrecken des Gebirges zu erzählen weiß. Die Trach — das ist der Name des Wassers — gräbt sich nun in den Engtälern und schattenfinsteren Schluchten durch die Wälder heran, nimmt zahllose Bäche und Bächlein und Quellen in sich auf, bis sie nach Stunden weit draußen in jenes felsige Heideland kommt, das die Gegenden der Trawies von aller Welt abschließt.

Ein großer Teil dieser Striche ist Urwald, den sein Eigentümer — ein reicher Edelmann, der weit unten in einer Stadt am Meere wohnt und die Felsen des Trasank niemals gesehen hat — so in sich zusammenfallen läßt, wie er aus sich herausgewachsen ist. Nur in jenen Niederungen des Trawieskessels ist der Wald in seinen schönsten Mannesjahren; wo er heute steht, dort ist vor nicht allzulanger Zeit eine Gemeinde von Menschen gestanden. Als zur Zeit der Völkerwanderung auch das Volk der Germanen, in seinem Grunde aufgewühlt, hin und wieder wogte zwischen den

Alpen und der Ostsee, da hat sich ein Häuflein von Menschen in diese Wildnis hierher verschlagen, hat sich angesiedelt an den Gestaden der Trach, hat gerodet und gebaut, hat allmählich Fühlung gefaßt mit seinem sich wieder ruhiger entwickelnden Stamme, hat sich den Satzungen der Allgemeinheit gefügt und hat die Segnungen der Allgemeinheit empfangen. Trawies war eine Berggemeinde, wie so viele andere es waren. Auf einer felsigen, der Sonne zugänglichen Anhöhe im Tale der Trach, von Büschen umwuchert, ragt heute noch die Ruine des Gotteshauses, in dem die Menschen von Trawies bis auf ihre frühen Vorfahren zurück so oft um des Herrn Gnade gefleht haben mögen, und aus dem ihnen das gräßliche Verhängnis emporgestiegen ist.

Männiglich meidet die zerfallenen Mauern bis auf den heutigen Tag. Wandern doch die Leute, verwegene Jäger ausgenommen, samt und sonders ungern durch die Wälder von Trawies! Und wer es muß, der tut's mit Hast, denn in jedem Schatten sieht er ein Gespenst, in jedem Schimmer, der durch das Gestämme leuchtet, wittert er das Lagerfeuer einer Räuberbande. Und selbst die Ortschaften draußen fürchten sich vor den Nebeln, die über Trawies aufsteigen, und bekreuzen sich vor den Wettern, die vom Trasank heranziehen. Oft sind auch schon die Gewässer losgebrochen aus jenen berüchtigten Waldstrichen und haben das Land verheert, als wäre der Fluch noch nicht gelöset, der vormaleinst in glühendem Zorn geschleudert worden war in das Hochtal von Trawies, in überreizter Leidenschaft entfacht zu dämonischem Brande der Herzen bis an jenem Tage, der er auf dem Berge des Johannes in reiner Flamme zum Himmel emporgelodert und dann verloschen war . . .

* * *

Seit alten Zeiten haben die Leute von Trawies jährlich zur sommerlichen Sonnenwende ein eigentümliches Fest gefeiert.

Ein Erstes war, daß an diesem Tage keine Kirchenglocke gehört werden durfte. Schon am Vorabende wurden die Stricke emporgezogen und siebenmal um die Glockenschwengel geschlungen, als wolle man sie siebenmal fesseln. Selbst der Gottesdienst am Altare unterblieb an diesem Tage, denn der Pfarrherr tat auch mit, das Fest der Vorfahren zu begehen.

Zu jener Stunde der Nacht, die wie eine dunkle Brücke von gestern auf das Heute führt, schritten drei Männer durch das tauschimmernde Tal der Trach und riefen folgenden Sang aus:

„Licht Sonnenwenden ist da!
Der heilige Tag!
Der goldene Tag!
Wacht auf
Zum ersten Stundenschlag!
Herab von den Himmeln,
Herauf von der Erden
Die lieben Gäste erscheinen werden.
Erwachet, erwachet,
Und freut Euch der Sonnen,
Ihr Brüder, und trinkt
Vom lebendigen Bronnen.
Feuer und Licht hat Gott gemacht.
Erwacht! Erwacht!"

Und siehe, in den zerstreuten Häusern von Trawies wurde es lebendig, die Menschen traten hervor und versammelten sich auf dem eichenumstandenen Anger, unter dessen Rasen sie ihre Toten zur Ruhe gelegt hatten, und jeder suchte die Schlafstätte seiner Angehörigen und sagte

das Wort: „Mein Vater, ich wecke dich!“ Oder: „Mein Bruder, ich wecke dich, die heilige Sonnenwend' ist da!“ Und all' darüber standen die Sterne des Himmels, und mancher Träumer von Trawies blickte empor, daß er den Arm dessen sehe, der heute die Sonne heben wird bis zu seiner ewigen Stirn, um sie dann zurückzuschleudern in den Abgrund.

Und von der Stätte der Begrabenen stiegen sie hinan zu den Matten, so die Sonnenwendmatte genannt waren, und jeder fühlte an seiner Seite den geliebten Toten, den er geweckt hatte und geladen, daß er das fröhliche Fest mit ihm und allen Lebendigen begehe. Auf den Sonnenwendmatten zündeten sie ein großes Feuer an, dessen Glut aus den Sonnenwendfeuern ältester Tage stammte. Es war nämlich seit jeher Brauch gewesen, daß jedesmal vor Erlöschen des Festfeuers einer oder der andere aus den Ältesten von Trawies einen Funken des „Ahnfeuers“ mit sich nehmen und in seinem Hause hüten mußte, um bei der nächsten Sonnenwende damit neuen Brand zu entzünden. Dieser Feuerwart war im Laufe des Jahres frei von Steuern und Zehnten, und zur Zeit der Seuchen kamen die Leute zu seinem Herde, auf dem die Glut nicht auslosch, und holten Feuer zum Ausräuchern ihrer Häuser. Zur Zeit dieser Geschichte verwaltete das Feuerwartamt ein Mann, der an der Trach sein Haus hatte, und der auch nie anders als der Feuerwart geheißen wurde. Das war ein Mann, der mit eherner Kraft an der Vorzeit hing, der in diesem Anbild sein Herz geläutert und seinen Willen gestählt hatte. Er war der Mächtigsten einer in Trawies und hieß mit Namen Gallo Weißbucher. Und im Frühlinge, wenn im Tale der Trach die Saat aus der braunen Erde sproßte, kamen sie zu ihm und holten Ahnfeuer, und zündeten an den Grenzen ihrer Felder Reisig

an, daß der Rauch über den keimenden Acker hinwalle und Unsegen vertreibe.

Aus solch heiliger Glut war das Feuer, das auf der Matte loderte, an dem nun die Leute Gesänge murmelten, die anfangs düster waren, allmählich aber in Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit übergingen, weiterhin in Übermut ausarteten und schließlich, wenn längst die Sonne ihren glorreichen Himmelsbogen vollendet hatte, in wilder Ausgelassenheit vergellten. Denn Met war da, so zum gebratenen Wildbret getrunken wurde, und Zider aus Wildäpfeln floß und entfesselte rasch jene heißen Ströme, die in den Adern junger Menschen rollen. Bald suchten sich Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen und verflochten sich zusammen in Reigen, und weit in der Runde widerhallten die Wälder von Trawies von dem Jauchzen, Singen und Rufen der Versammlung auf der Sonnenwendmatte. Die geladenen Toten schienen bei solchem Treiben sehr wenig Anrecht zu haben, und zum Schlusse des Festtages, wenn man nach alter Sitte die Seligen wieder auf ihren stillen Ruheanger begleiten sollte, vergaß manches Pärchen seinen Vater oder seinen Oheim zurückzuführen, und da sagte man, daß solche Seelen friedlos ein ganzes Jahr umherirren müßten auf Erden.

Das war seit alten Tagen das Fest der Sonnenwende zu Trawies. Verbunden damit war auch eine Rede des jeweiligen Feuerwartes, die im hohen Mittage unter den Eichen gehalten werden mußte. Diese Rede hatte vor allem darzutun, daß das Feuer im Jahre hindurch mit allem Fleiße bewacht worden sei und daß es „Funke aus jenem Funken ist, den der Urahn einst im germanischen Walde von der weißen Frau überkommen hat". Ferner hielt der Redner eine Rückschau auf das letztvergangene Jahr, zählte die

Geborenen, zählte die in Zucht und Liebe Verbundenen; zählte auch die hervorragendsten Taten der Bewohner von Trawies, sie mochten zum Guten oder zum Bösen sein. So war dieser Tag manchem zur Erhöhung, manchem zum Gerichte. Schließlich wurde stets auch der Bande gedacht, durch die Trawies mit dem Fürsten des Landes verbunden war, und es wies sich, daß trotz aller Abgeschiedenheit die Anhänglichkeit an das Ganze und an das Gesetz in Treuen gehalten wurde, solange es mit den althergebrachten Sitten dieses Volkes in Einklang stand.

Nun aber war ein neuer Herr nach Trawies gekommen, Pater Franziskus geheißen. Er bewohnte, wie seine Vorgänger, das stattliche Haus aus Stein gebaut, so auf der Felsenhöhe neben der Kirche stand. Er soll klein und gedrungen von Gestalt gewesen sein, aber einen Blick gehabt haben, der den Bewohnern von Trawies schon von Anfang nicht gefiel. Er soll gern in weltlicher Kleidung gewandelt sein und in den Häusern nachgesehen haben, wie es mit der Habe stehe, und soll nach solchem Augenmaße die Abgaben der Leute erhöht haben. Auch habe er sich die Gebete um Segen für die Lebendigen und um Trost für die Verstorbenen klingend wiegen lassen, sei aber zu den Stunden des geistlichen Opfers häufig an der Trach gestanden und habe die Angelschnur in das Wasser gehalten, oder sei mit Jagdgenossen in den Wäldern herumgegangen, und habe auch verordnet, daß die Leute in den Revieren nicht mehr Holz schlagen oder die Ziegen weiden dürften. Sonst hatten sie ihren Festbraten häufig selbst im Walde geholt, oder hatten aus dem Wildbrete einige Schinderlinge gelöst. Aber das hatte nun der neue Herr verpönt, und schärfer verpönt als alle übrigen Todsünden zusammen. Die Leute von Trawies hatten es durch die langen, glücklichen Zeiten her

völlig vergessen, daß sie an Leib und Seele Hörige wären dem geistlichen und weltlichen Herrn, der das Einkommen von der Gemeinde teils zur eigenen Nutznießung verwenden durfte, teils an ein weit unten in den hügeligen Landen liegendes Kloster abgeben mußte. Mit der neuen Herrschaft war ihnen das aber gar zu deutlich ins Gedächtnis gerufen worden. Sie ächzten unter der Last und fluchten. Das Fluchen war ihnen nicht ausdrücklich verboten, denn der Seelenkenner wußte recht gut, daß Fluchen dem Sklaven die Wut kühlt. Waldleute sind von jeher bewährte Lasttiere gewesen, und die Leute von Trawies hätten es ertragen. Da hatte der neue Herr eine Verordnung erlassen: Das heidnische Treiben und Gelage am Sonnenwendtage sei aufgehoben für ewige Zeiten.

Das traf diese Menschen ans Herz. Aber der Feuerwart rief: „Solange als ein Funke des Lebens in mir ist, solange lasse ich den Funken des Ahnfeuers nicht ausgehen. Man soll einstmals nicht auf meinen Rasen treten und sagen können: Bei dem da unten, bei dem ist das altehrwürdige Feuer ausgeloschen! Es ist mir nicht der Zehnten und Abgaben wegen, die will ich steuern nach meinen Kräften: jedoch aber, aus dem Ahnfeuer, das in meiner Hut ist, sollen sie zur Stunde, wenn ich in die Ewigkeit muß, meine Sterbekerze anzünden!“

„Traun, das ist treu gesprochen!“ antworteten die Männer. Als sie jedoch zur nächsten Sonnenwende den Tag damit begannen, daß sie auf dem Kirchhofe die Toten weckten, stand plötzlich der Herr unter ihnen; nicht mit dem Kreuze, wie einst Bonifazius unter den Heiden gestanden, sondern mit dem Schußgewehr, den Finger auf den Hahn gelegt. Nicht vor dem Feuerrohr zitterten die Männer, aber dem Gebote ihres Herrn, das sie stets gewohnt waren zu befolgen,

wagten sie sich nicht weiter zu widersetzen. Sie gingen auseinander und der Feuerwart nahm die heilige Glut mit sich.

„Halt! was trägst du dort im Hafen?“ rief ihm der Herr nach. „Auf der Stelle wirf mir die Kohlen ins Wasser.“

Der Feuerwart fing an zu laufen, der Herr verfolgte ihn mit gespanntem Gewehr. Der Feuerwart war ein betagter Mann und sah, er könne dem Verfolger nicht entkommen.

„Du willst mich niederbrennen mit deinem höllischen Feuer?“ schnaufte er, „diese Glut wirst du nicht vertilgen!“ Sein Haus war in der Nähe, dem floh er zu.

„Um so besser,“ lachte der Verfolger, „Feuer läßt sich nicht verstecken.“

Das wollte jener auch nicht; als er sah, er wisse das ihm anvertraute Heiligtum nicht mehr anders zu retten, sprang er in die Scheune und schleuderte die Glut ins Stroh. Als der Pfarrherr nachgeklettert kam, war der Mann verschwunden, vor ihm schlug lichterloh die Flamme auf und er hatte hohe Zeit zu sehen, daß ihm das Feuer, so er mit der Schußwaffe verfolgt hatte, nicht verzehre.

Das Haus brannte nieder. Der Feuerwart sah sein Eigentum vergehen in den Gluten des Ahnfeuers.

Vom Trasank hernieder zog ein wirbelnder Wind, der fachte die Flammen des brennenden Hauses hoch empor und trug sie hin in das Gestämme des nahen Waldes. Da brüllte und prasselte es auf, und als an diesem Tage die Morgensonne sich erhob, leuchtete sie rot und trüb durch das Gewölke des Rauches, der über den brennenden Wald aufwirbelte. Eulen und Habichte flatterten kreischend in der Luft. Ganz Trawies war auf und jubelte, arbeitete aber mit Hacken und Spaten, um das Feuer zu bekämpfen.

Und als es Abend war und die letzten Bäume des glücklich abgegrenzten Waldes sprühend wie in Schwärmen von Johanniswürmchen in sich zusammenbrachen, hatte jeder einen glühenden Brand mit in sein Haus getragen, ihn auf seinen Herd gelegt, und war solcherweise ein hundertfaches Ahnfeuer im Vorrat für die Sonnenwende des nächsten Jahres.

Und im nächsten Jahre, wenige Tage vor dem Feste, versammelten sich einige Männer im Hause des Waldhüters Baumhackel, das über eine Stunde von der Kirche entfernt weit oben in einem kleinen Hochtale stand. Das Hochtal, die Wildwiesen geheißen, ist noch heute an einem Wasserfalle zu erkennen, der zwischen ungeheuren Fichtenbäumen von einer Felsenterrasse niederstürzt und zu seinem Fuße einen großen kesselförmigen Tümpel bildet. An diesem Tümpel hin zog sich damals ein freier Platz bis zu dem kleinen Hause des großen Baumhackel, wo die Männer zusammenkamen, um über das Fest der Sonnenwende Rat zu halten.

Einer der Alten nahm das Wort und sprach: „Was wir da bereden werden, ihr Männer von Trawies, bedenkt es wohl; in den Wolken, die über unser Haupt gehen, ruht der Donnerer und hört uns zu. Mit seiner eisernen Hand erhebt er den Blitz und begehrt das Sonnenwendfest, auf daß er nicht in unsere Häuser schlage, nicht unsere Wälder vernichte! Der große Forderer auf dem Donnerwagen, so bespannt ist mit zwei schwarzen Böcken, und das Wahlheer der Todgeweihten, das auf Ebern und feuerschnaubenden Rossen naht, verlangt den Freudentag der Sonnenwende!"

Des uralten Glaubens geheimnisvolle Kunde zündete und alle riefen: „Ein Sonnenwendfest!"

Nachdem beschlossen worden war, diesmal das Fest auf

der Wildwiesen abzuhalten, nahm einer das Wort und stellte den Antrag, den Pfarrherrn vom Feste fernzuhalten.

„Durch Gewalt?"

„Durch List."

„Ei, zum Donar, Isidor, das hört sich von dir seltsam."

„Wie sich's hört, das kommt auf eure Ohren an; ich sage, den Herrn brauchen wir nicht dabei!"

„Das sage ich auch!"

„Und ich auch!"

„Und ich ebenso!"

„Gut, so sagen wir's alle. Was macht das aus?"

„Wenn die Männer von Trawies zusammenstehen, soll das nichts sein?"

„Du hast recht, Isidor, ich wollte es ihm nicht raten, daß er uns den Weg verlegt. Es kocht was in Trawies für unsern Herrn!"

„Bei meinem Eid, Männer, nur keine Gewalt! Ein Handschlag und unser Unglück ist zeitig. Ich sag' euch's!" So der Isidor.

Ein Mann, den sie Wahnfred hießen, neigte sehr beistimmend sein Haupt.

„Ja, Wahnfred, das Mal mußt du dran. Du hast dein Haus unten am Gestade, zwei oder drei Stunden von der Kirche, in der entgegengesetzten Richtung von der Wildwiesen. Am Sonnenwendtag wird in deinem Hause einer auf der Sterb' liegen. Da wird frühmorgens nach dem Priester geschickt, der muß eilends hinaus. Verstehst mich!"

Auf diese Rede des Isidor schmunzelten die Männer, der Wahnfred aber dehnte seine breite Brust heraus und sagte: „Wenn Gott uns bewahrt in seinen Gnaden, so geschieht das nicht. In meinem Hause soll kein' Untreu' sein."

Das Haupt, das so sprach, hatte sich fast trotzig über

den breiten Schultern aufgerichtet. Das Gesicht war blasser, als die Farbe der anderen; das war keiner, der sein Antlitz viel gegen die Sonne hob. Hingegen trug er die Glut in seinem Auge. Die Backen bedeckte ein leichter, gekräuselter Bart, die Lippen waren rot und kräftig und redeten, auch wenn sie schwiegen. Die Stirne war schmal und hoch, glatt und weiß; rückwärts am Scheitel hing das rotbraune Haar in Mähnen nieder. Der Mann war merkwürdig. Das eine deutete auf hünenhafte Kraft, das andere auf kindliche Zartheit; das eine deutete auf eine Denkerseele, das andere auf ein überquellendes Gefühlsleben, aber auch ein Wüterich konnte es sein, ein Löwe, ein Tiger. Es gibt Menschen, deren Gestalt allfort wie ein Orakel spricht und nimmer verstanden wird. Selbst des Alters halber konnte man sich an ihm um viele Jahre täuschen; jetzt schien es, er habe mehr Winter erlebt als Sommer, im nächsten Augenblicke wieder konnte einem einfallen, er habe gar keinen Winter und gar keinen Herbst erfahren, sondern lauter Frühlinge, eine hohe Zahl. — Ähnlich lautet eine Beschreibung, die uns von diesem Manne erhalten worden ist. Sein Kleid war, wie das der anderen: ein grobes Hemd aus Leinwand, das am Halse mit einer schwarzen Binde zusammengebunden war, eine Kniehose aus Fellen von Hirschen oder Rehen, enge Strümpfe aus weißem Garn, ein langer Mantel aus brauner Wolle. Seit unlang trugen die Männer zu Trawies auch Beschuhung aus Leder, während die Weiber in ihrem blauen Leinwandkleide auf ihren glatteren häuslichen Wegen barfuß gingen. Filzhüte mit kesselförmigem Boden und sehr breiten Krempen trugen sie auf den Häuptern; und die Krempen waren zu beiden Seiten mit einer weißen Schnur nach aufwärts gehangen. Auch hatten sie auf ihren Waldgängen gern ein

schweres Messerbesteck an der linken Lende, und lange, eisenbeschlagene Stöcke bei sich, denn der reißenden Tiere gab es manche in der Gegend, und auch manche der Abgründe und Wildwässer, die zu überspringen waren.

So sahen sie aus, die Männer zu Trawies, und so war auch der gekleidet, den sie Wahnfred hießen und der sein Haus unten am Gestade hatte, nahe wo die Trach den Wald verläßt und in das öde, steinige Heideland hinausrinnt.

„In meinem Hause soll kein' Untreu' sein," hatte er mit gemessener Stimme geantwortet. So sprach hierauf der Baumhackel: „Der Wahnfred ist nicht der einzige im Gestade. Mein Bruder, der kleine Baumhackel, hat dort unten ebenfalls seine Hütten; in der wird auch kein' Untreu sein, aber sie wird sich doch hergeben für eine Sache, die uns und der frommen alten Weise unserer Voreltern zugute kommt. Ich nehme es über mich, daß mein Bruder, der kleine Baumhackel, am Sonnenwendtage auf den Tod krank liegt."

„Ist freundschaftlich von dir," sagte der Isidor, „und so wird's mit der Allmacht Gottes auch in diesem Jahre ein Sonnwenden geben."

* * *

Nun waren nächtlicherweile auf allen Steigen, die zur Wildwiesen hinanführten, Männer und Weiber mit schweren Körben und Rücktragen gegangen und der große Baumhackel war vollauf beschäftigt mit Vorbereitungen, denn er hatte im Sinne, daß dieses Fest oben in der Verborgenheit der Wildnis, eben weil es verboten war und heimlich geschehen mußte, großartiger und lustiger ausfallen sollte als alle, so bisher stattgefunden hatten.

Am Sonntage zuvor hatte jedoch der Pfarrherr Franziskus vom Predigtstuhle aus folgendes gesagt: „Am Erchtage begeht unsere Kirche und mit ihr der aufrichtige Christ das Fest des heiligen Märtyrers Johannes, der unseren Herrn und Seligmacher Jesus Christus am Flusse Jordan getauft hat. So wird an diesem Tage in unserer Kirche ein feierliches Meßopfer dargebracht und haben die Kinder der Pfarre in möglichster Anzahl dabei zu erscheinen. Während des hohen Amtes wird ein Opfergang um den Altar stattfinden. Ich hoffe, daß jeder sich dem Herrn bekennen wird. Der heilige Täufer Johannes hat das Himmelreich mit seinem Blut erkauft; ich bin als gewissenhafter Seelenhirt entschlossen die störrischen Schafe, und sei es selbst mit Gewalt, in meines Gottes Schafstall einzuführen.“

Und sei es selbst mit Gewalt! Wie wunderlich dieses Wort in den Kirchenwänden widerhallte! Die Leute erschraken und wußten nicht warum. Ob der Drohung erschraken sie nicht.

Als sie aus der Kirche gingen, sagte ahnungsvoll ein altes Mütterlein: „Grad' einen Stich hat's mir ins Herz gegeben, wie ich das hab' gehört!“

Und am Tage des Täufers, als das Morgenrot aufging, war der Herr Franziskus wach in seinem Pfühl und freute sich, daß er wach war, um die Behaglichkeit des warmen, wohlgeborgenen Bettes recht empfinden zu können. Es war nicht immer so gewesen. Sein Vater, ein barscher Burgvogt allzufrommen Sinnes, hatte ihn von derblustiger Knappenwirtschaft hinweg ins Kloster gegeben. Da gab's schmalen Tisch, breite Betstühle und anstatt der Vogelschlingen Peitschen für den menschlichen Rücken. Spaß gab's wenig, Bußungen viele, denn die Regeln waren strenge und der Guardian noch strenger. Jammerschade um die schönsten

Jahre! Endlich ließen sie ihn frei und stellten ihn in die entlegene Waldgemeinde Trawies. Das war ihm recht; jetzt konnte er das Versäumte einbringen. Hier war er Herr und sollte es sein, und wunderte sich, daß Waldbauern ihre eigenen Herren sein wollten. Er hatte in seinem Leben von freien Menschen nicht viel gehört; er hatte sich gedacht, mit den Hörigen und Knechten auf gutem Fuße zu leben, aber die Leute wollten es auch auf guter Hand, und als sie sahen, daß er mehr nahm, als seine Vorfahren genommen hatten, murrten sie und wurden trotzig. Und dieser Trotz weckte den seinen; nun wollte er mit Strenge und Gewalt die Einigkeit und den Frieden zwischen sich und seinen Pfarrkindern herstellen. Denn er sehnte sich nach einem fröhlichen Leben in Gemeinsamkeit mit den Leuten, aber in seiner Klosterzelle hatte er nicht Menschenkenntnis genug gelernt, um so ans Ziel zu kommen. Die Spannung war in der Gemeinde so groß geworden, daß er außerordentliche Mittel ergriff. — Trotzdem streckte er sich nun behaglich unter seiner Decke und dachte an Wohlleben, das auch andere Herren führten draußen im Lande. Er konnte recht gesellig sein mit Leuten, die zu ihm standen in Spiel und Weidmannslust; manchmal ein salbungsvolles Wort, die priesterlichen Handlungen gingen nebenher. Ob er sie zu Recht erfüllte! Er fragte nicht danach, hatte man ihn doch gegen seinen Willen in die Kutte gesteckt! Die Rechenschaft, die er von seiner Gemeinde hohenorts abzulegen hatte, dachte er sich nicht strenge, maßen er die Steuern und Abgaben in höherem Wert dahin ablieferte, als es seine Vorfahren je zu tun vermochten. So rechnete er auf ein langes, kurzweiliges Leben im Tale der Trach.

Derlei mochte der Herr Franziskus an diesem Morgen gedacht haben, da pochte unten an der Türe des Pfarrhofes

der Hammer. Der Herr blieb liegen, wie er lag, aber die klangvolle Stimme einer Frau fragte zum Fenster hinab, was es gebe? Es würde doch nicht schon wieder das heidnische Wesen angehen!

„Das nicht," rief einer von unten hinauf, „aber der kleine Baumhackel will versterben, und der Herr möge um des großen Gottes Willen alsogleich mitkommen."

Bald darauf stand der Herr selbst am Fenster und tat die Frage, was nur dem jungen Mann zugestoßen sei?

„Vermeinen, das Schlagl wird ihn troffen haben, er liegt ganz dahin; es reckt ihn schon der Tod, würdiger Herr."

So kann ich auch nichts mehr machen. Ich will den Verstorbenen ins Meßopfer schließen. Geh' nur wieder heim."

„Wollt' aber doch die Barmherzigkeit haben. Wir wissen es all', 's ist ihm so viel um einen Geistlichen, und keine Ordnung ist, kein Testament, aber bissel ein Geld. Wissen uns nicht zu helfen, und wenn uns der gute Herr auch will verlassen . . ."

Da hat sich der Herr sauren Gesichts wegfertig gemacht, und das Glöcklein, der den Allewigen in Brotsgestalt begleitet, hat mählich dahingeklungen am Ufer der rauschenden Trach. Es war nicht zu verwundern, daß an den Häusern, an denen der Priester vorüberkam, so wenig Leute knieten, denn es war noch früh am Morgen; und es war auch kein Wunder, daß im Innern der Häuser schon alle Betten leer standen, denn es war schon lange nach Mitternacht.

„Licht Sonnenwenden ist da!

— — — — — — —

Feuer und Licht hat Gott gemacht.
Erwacht! Erwacht!"

Der Ruf war längst verklungen und die Leute waren davon und hinangestiegen gegen die Wildwiesen. Allerlei Volk. Da ein vierschrötiger Bursche, der wich dem Kirchhof aus, denn seine alte Base, die wollte er nicht wecken, sie mag sich ausruhen, und der Pate auch selbander; hingegen was Lebendiges will der Nantel mitnehmen. Und an einem Hause, an dem er vorüberkam, klopfte er am Fenster der seitwärtigen Wand: „Sonnwenden ist da! Licht ist die Sonnen. Geh', trink vom lebendigen Bronnen!“ Soviel von dem alten Spruche war in seinem Kopfe verblieben.

Wer drinnen war, der ließ sich nicht solange bitten, als der Herr im Pfarrhofe. Er kam bald heraus, und es war eine Maid, die ganz kecklich den Arm des Burschen erfaßte und mit ihm hinanstieg.

„Hast wohl Feuer bei dir?“ fragte er.

„Verspar' dein Spotten sauber auf ein andermal und gib Achtung, daß ich dir nicht zu heiß komm'!“

„Mußt erst sehen, welches von uns heißer brennt. Nun sag' ich dir eins, wenn ich nicht zwei sag': Haben wir beid' das Feuer selber bei uns, was sollen wir uns denn plagen und hinaufsteigen auf die Wildwiesen! Setzen wir uns wo hin und halten Sonnwenden im Kraut!“

„Du, Nantel,“ antwortete sie, „mit so heiligen Sachen treibst kein Gespött mehr! Mußt wissen, ich bin nicht allein.“

Er starrte sie an und über seine Wangen ging eine andere Farbe.

„Nicht — nicht allein wärst, Josa?“

„Schon gestern spät Abendstund' bin ich auf dem Friedhof gewesen und habe meine Mutter geweckt.“

„Deine Mutter,“ atmete der Nantel auf, „so, so, deine Mutter selig. Ist schon recht, Josa! Ist schon recht.“

Sie kamen glücklich hinauf. —

Einen anderen Fußsteig schritten zwei Gäuche hinan.

„Jetzt probier' ich's aber doch," flüsterte der eine, „und probieren tu' ich's."

„Wird nichts nutzen," meinte der andere.

„Mir hat's der klein' Baumhackel für gewiß gesagt, ganz für gewiß. Und ich glaub's auch."

„Gib her, lass' lesen noch einmal."

Sie hielten ein zerfahrenes Blatt Papier in den Händen und lasen: „Approbiertes Mittel, daß die Leut' nicht munter werden. Nimm Jungfernhaar als zum Tocht und Fetten von einer Kreuzotter als zum Auswendigen; dieselbigen Kerzen alsdann am besten mit Sonnwendfeuer anzünden, wird der brennenden Kerzen wegen in einem Haus, so du das tust, weder Mann noch Weiblein aufwachen."

„Möglich kann's sein," sagte nun auch jener, der anfangs gezweifelt hatte.

„Der Baumhackel soll's wundershalber an seinen Hausleuten probiert haben."

„Was du sagst!"

„Wisse, Roderich, Baumhackels Leut' fressen so viel gern, und hat sich der Baumhackel vornächst schon um den Pfingstsonntag kümmert, wo sie wieder allerhand gut' Sach' haben wollen und mit nichts zufrieden sind."

„Wenn sie mit nichts zufrieden sind, so sind das ja recht bescheidene Leut'!"

„Du verstehst mich nicht, Roderich, sie sind nämlich mit nichts zufrieden, heißt das, mit etwas nicht zufrieden, weiß der Teuxel, ich kann nimmer reden."

„Strapazier' dich nicht, Uli, du meinst, es gäbe nichts, womit sie zufrieden wären."

„Oder vielmehr, es gibt alles, womit sie nicht zufrieden sind. Wenn man dir einmal nicht mehr recht reden kann, so geh' deiner Weg' allein."

„Also weiter, sie waren nicht zufrieden."

„Und sind es nicht, und der Baumhackel hat's gewußt, sie werden es auch am Pfingstsonntag nicht sein. Was tut er?"

„Den Stecken nimmt er und verjagt sie."

„Laff'! Wozu hätt' er denn hernach die Kerzen mit dem Kreuzotterschmalz und mit dem Jungfernhaar? In der Pfingstnacht, wie er vermeint, daß alle gut schlafen, zündet er sie an und läßt sie brennen über den ganzen Tag und bis in die nächste Nacht hinein. Kein Ratz ist dir munter worden und das ganze Essen ist verspart geblieben."

„Das ist viel!"

„Das ist nichts. Wie die Knechte sind munter worden, haben sie Kisten und Kästen ausgeleert, alles aufgefressen."

„Dem wäre ja abzuhelfen, Uli; man braucht nur, dieweilen die Leut' einen so gesunden Schlaf haben, die Kisten und Kästen selber auszuleeren, so werden sie sich nachher nicht krank essen."

„Das meine ich ja eben. Ruck' an, Bruder, daß wir ein Brandel Sonnenwendfeuer erhaschen."

Und sie kamen glücklich hinauf. —

Wieder einen anderen Weg hinan ging eine größere Gruppe von Männern. Darunter war — er ragte über die Genossen hervor — der Wahnfred aus dem Gestade. Er stieß seinen Stock derb in die Erde hinein und nahm nicht teil an dem Gespräche, das die übrigen in Erregung führten. Einer war unter ihnen, der trug ein frischrasiertes Gesicht und einen neuen Hut. Er führte das Gespräch und wußte die Worte wohl zu setzen. Er war etwas, was in damaliger

Zeit eine Seltenheit gewesen und was sich nur die Leute von Trawies beigelegt hatten, wenn sie einmal einen Ableger aus dem Kloster erhaschen konnten. Es war der Schullehrer von Trawies und erzeugte die großen Filzhüte, wie sie hier verlangt wurden, also ein Mann für den Kopf.

„Männer," sagte er, mußte aber stehenbleiben, sooft er sprach, weil sein Wort die ganze Lunge zur rechten und linken Seite in Anspruch nahm; „Männer von Trawies! Ich, der alte Lehrer, der zum Teile euren Kindern und zum Teile euch selbst freundschaftlich beigebracht hat, was in seinem Können und in seiner Erfahrung gelegen ist — ich wollt' euch nicht geraten haben, daß ihr unsern Herrn reizet! Er ist unser Schirmherr und unser geistlicher Führer, und er ist vom Obersten uns gestellt —"

„Schulmeister, diesmal weiß unsereiner es besser," unterbrach ihn der Gallo Weißbucher, das war der Feuerwart, der ein Jahr früher sein Haus angezündet hatte, um das Ahnfeuer zu retten, „einmal ist es nicht redlich gesagt, daß wir den Herrn reizen. Wir tun, was die Trawieser seit viel hundert Jahren her getan haben. Es ist kein Übel für die Menschen, wenn sie das Andenken an ihre Voreltern hochhalten, wenn sie die Lebensführung und die Sitten, in denen die Vorfahren stark und ehrenreich geworden sind, wie ein Erbgut bewahren. Das sind die Ketten, die uns verbinden mit den Ahnen, so für uns gesäet haben und für uns gelitten. Am Leibe liegt es nicht, den wir von ihnen überkommen, an der Seele liegt es, die sich aus ihren jahrtausendlangen Schicksalen herausgewachsen hat. Diese Seele lassen wir uns nicht wenden und färben, wie Ihr Eure Hüte wendet und färbt, die heute der Herr trägt und morgen der Knecht. Der Baum wird sich schon selber auswachsen, wie er muß, und will man uns jetzt auf

einmal mit Gewalt ändern, so ist das just so viel, als man will den Baum von seinen Wurzeln trennen und als Strunk neuerdings in die Erde setzen. Wir sind dem Herrn alles zu Willen, was er zu Recht und oft gleichwohl auch zu Unrecht verlangt, jedoch aber —!"

„Es handelt sich auch gar nicht mehr um das vermaledeite Sonnwendfeuer."

„Schilt, Schulmeister, schilt! und du bist schon recht, wenn du sagen willst, es wendet sich schier bald einem andern zu. Nur das will ich jetzt noch richtig machen: Unser Schirmherr ist er nicht, das ist der Kaiser. Unser geistlicher Führer ist er auch nicht, dazu gehabt er sich zu weltlich. Geld! Geld! läuten bei dem die Glocken auf dem Turm. Und wenn Ihr zum Schluß sagt: Vom Obersten wäre er uns gestellt, so sagt Ihr zum Schluß eine Dummheit, mit Verstattung. Unser Oberster ist nicht das Kloster und nicht sein Patriarch. Sie sollen ihn zurücknehmen, beizeiten zurücknehmen, das raten wir alle zum Guten!"

„Gallo Weißbucher," sagte jetzt der Schullehrer, „Ihr seid ein alter Mann und brauset so ketzerisch auf. Habt Ihr denn nicht eine christliche Sanftmut gelernt?"

„Von unserem Pfarrherrn nicht."

„Wollt ihr denn einen Krieg anheben mit den Gewalthabern des Reiches? Dem Bischof sind die Herren Männer von Trawies schon lange nicht nach Sinn und er weiß, warum er einen solch gestrengen Herrn in die Gemeinde gesetzt hat. Ich alter Mann bin ja doch keiner von jenen, ich bin ein Trawieser Kind und halte zu euch meiner Tage lang. Und eben darum rate ich treu: Wir sind die Schwachen, fügen wir uns christlich — dann wird wieder der liebe Frieden sein in unseren Wäldern."

„So möchte ich nur wissen, warum Ihr mit Euren alten Füßen selber hinaufssteigt zur Wildwiesen."

„Weil es mir erst heute zu Ohren gekommen ist, was die Leute da oben vorhaben, und weil ich sie warnen will — warnen und bitten — daß sie beizeiten still wieder auseinandergehen. Ich sag' Euch, verfeindet Euch nicht! Wen ein Pfaff beißt, der wird nimmer gesund! Auch darf man Priestersegen nicht verscherzen."

„Geht mir! Pfaffen segnen sich selber zuerst."

„O, mein lieber Gott," seufzte der Schulmeister.

„Was meint Ihr?"

„Ich weiß nichts, aber es liegt mir in der Luft wie ein großes Unglück!"

Sie redeten noch eine Weile durcheinander. Nur der Wahnfred schwieg und wandelte finster einher und stieß seinen Stock derb in den Boden.

Sie kamen glücklich hinauf. —

Es war auch zur Stunde der Morgenröte, daß an den Ufern der Trach ein Knabe daherkam. Aber das war ein schöner Knabe. „Die Sonnen hatte noch nicht zwölf Jahre lang herabgeschaut, und sein Haar, sein zartes Kräuselhaar war golden geworden; der Himmel und der Morgenstern sind lieblich zu sehen, aber ich versenke meine Blicke in das Auge dieses Knaben hinein, darin es noch unbeschreiblich schöner ist. Der weißen Wölklein weißestes ist nicht so schön, als wie seine Stirn und sein Nacken; die Morgenröte, so ich preise all Morgenstund', leuchtet nicht lieblicher, denn die Wangen dieses Knaben brennen, wenn er in kindlicher Lust ist."

So heißt es von dem Knaben in jener Schrift, die dem Erzähler dieser Begebenheiten eine Quelle ist.

Er war vielleicht so frühmorgens schon zur Schule ge-

kommen, oder wollte auf dem Kirchhofe dabei sein, da sie den Groß- und den Urgroßvater weckten, mit denen er sich gern einmal besprechen mochte, wie es früher in Trawies mit den Adlern gewesen, die jetzo fast nimmer zu sehen sind. Nun war das Schulhaus verschlossen und der Kirchhof leer, und ein alter Mann, der so früh schon unter der Eiche saß, sagte: „Sie sind schon hinauf, alle hinauf!"

So ging der Knabe wieder dem Bache entlang, aus dem ihm die kühle feuchte Luft entgegentaute. Er spähte nach Forellen, nach Krebsen, er scheuchte die Bachstelzen von einem Weidenbusch zum andern. Sein Auge glühte den Tieren nach. Und mitten in solcher Jagdlust hörte er ein klägliches Wimmern. Er schaute nach allen Seiten und das Rauschen des Wassers wollte die Stimme ersticken. Da sah er einen schmalen Steg, der über die Trach führte, und mitten auf diesem Stege lag auf dem Angesichte ein Kind und umklammerte den Baumstamm und wimmerte.

Alsogleich sprang der Knabe auf den Steg und hörte, wie das Wesen — es war ein Mädchen von acht oder neun Jahren — immerfort schrie: „Ich fall', ich fall'!"

Da sagte der Knabe: „Steh' auf und halte dich fest an mich!"

„Ich fall', ich fall'!" rief das Kind und klammerte sich noch fester an den querüberliegenden Baum, unter dem die Trach brausend zwischen Felsblöcken gischtete. Dem Knaben selbst hub es vor den Augen an zu kreisen und er haschte nach einer Handhabe, die nicht da war. Er wendete die Augen vom rollenden Wasser ab, erfaßte das Kind mit beiden Armen, riß es mit Kraft vom Stegbaum los und sprang mit solcher Beute ans andere Ufer hinüber.

„Jetzt, da das Mädchen auf dem Rasen saß, erhob es sein kleines Haupt, strich mit den Händchen die braunen Locken

vom Angesicht, in dem es nun vor Überraschung und vor Freude fröhlich zu leuchten begann.

„Was hast denn auf dem Steg gemacht — so früh?" fragte jetzt der Knabe.

„Vor dem Hinabfallen hab' ich mich gefürchtet," antwortete die Kleine.

„Weshalb bist du hinaufgestiegen?"

„Weil ich meinem Vater nach will."

„Wo bist denn daheim?"

„Dort, wo das Weiße ist." Und sie streckte den Arm aus und zeigte mit dem Fingerchen nach einem neugebauten Hause, das jenseits des Flusses an der Berglehne zwischen braungesengten Bäumen hervorschimmerte. Es war der Hof des Feuerwarts Gallo Weißbucher, dem sie das Haus wieder auferbaut hatten.

„Wo ist dein Vater?" fragte der Knabe weiter und sein Blick ruhte besorglich und treuherzig auf dem zarten Wesen, das vor ihm kauerte und offen zu ihm aufsah.

„Mein Vater, der ist hinaufgegangen."

„Wo denn hinauf?"

„Das weiß ich nicht."

„Was macht er oben?"

„Das Feuer anzünden."

„So weiß ich es schon. Willst du hinaufgehen, so gehe ich mit dir."

„Kommen wir zu einem Steg?"

„Nein, es geht jetzt alleweil zu Berg. Warum hast du dich auf dem Steg niedergelegt?"

„Weil es um und um 'gangen ist. Und nachher ist der ganze Steg mit mir geflogen."

„Jetzt — jetzt kommt sie! Schau, jetzt kommt sie!" flüsterte der Knabe erregt und wendete sein Angesicht den

fernen Höhen zu, über denen die Scheibe der Sonne aufstieg. Auf das Tal war plötzlich ein warmes Rot gegossen und die Stämme und Gruppen der Bäume legten lange Schatten auf den goldenen Grund.

Das Mädchen blickte nicht die Sonne an, die war zu licht; das Mädchen blickte in das Angesicht des Knaben, das tat ihrem Auge wohl. Und als sich nun auch er gegen sie wendete, um zu sehen, wie ihr die Sonne gefalle, blieb sein Blick an ihrem Antlitze ruhen und er sagte ganz leise: „Die Sonnenwendsonne ist wohl schön!"

Ja, sie war wohl schön! Das zarteste, das schönste Rot der Rosen legte sie auf das runde Gesichtlein des Mädchens. „Und in diesem Rosengärtlein standen zwei Violen" — lesen wir; wie nur kann man ein schönes Menschenauge mit Blumen vergleichen! Dieses Wunder der Wunder ist unvergleichlich. Möge mein Freund an die schönsten Kindesaugen denken, die er in seinem Leben gesehen hat, vielleicht kommen sie den hellen Sternen nahe, die „wie Violen in diesem Rosengärtlein" leuchteten. Da waren in den Augen zwei glutrote Fünklein, der sich spiegelnde Sonnenball, und daneben das winzige Lockenhaupt des Knaben, das nun im runden Spieglein drinnen anwuchs und die Sonne verdeckte, weil der Knabe sein Haupt so nahe zum Antlitze des Kindes geneigt.

Da es jetzt aber war, als klänge etwas durch die Luft, so sagte der Knabe: „Das ist die Musik oben auf der Wildwiesen. Frisch auf!"

Und sie stiegen an. Nach einer Weile blieb der Knabe stehen und sagte: „Weißt du, wie das ist?"

„Was?" fragte das Mädchen.

„Daß die Sonnen so auf und nieder fliegt. Höre einmal zu. Der gute Gott und der böse Feind, die tun mit-

einander Ball werfen. Und das ist der Sonnenball. Einmal fliegt er dem Gott in die Hände, da ist es Tag? nachher fliegt er wieder dem bösen Feind in die Hände, da ist es Nacht. Und da hat mein Vater gesagt, zu Sonnenwenden tät' der Ball am höchsten fliegen. Und wenn Gott den Ball einmal nicht mehr auffängt, so fällt er hin und nachher wird es nimmer Tag."

Das Mädchen entgegnete nichts, aber es fürchtete sich und schmiegte sich an den Knaben. Sie gingen Hand in Hand und jedes achtete auf seine Füße, und eines schanzte dem andern den besseren Teil des holperigen Weges zu. Endlich hörte der Weg auf und sie kamen ins hohe Heidekraut; vom Mädchen ragte nicht viel mehr als das kleine Haupt daraus hervor. Der Knabe schritt voraus und trat das Gekräute nieder, so gut es ging, und wo ein reifes Beerchen blaute, pflückte er es ab und steckte es dem Mädchen in den Mund. Da kam es schlimmer. Sie vergingen sich in ein Dickicht von Wacholdersträuchern; mit Not wanden sie sich durch und wurden gestochen, aber keines sagte ein Wort. Der Knabe wußte nun wohl, daß er den Weg verfehlt hatte, aber sie wollten ja nicht den Weg, sie wollten die Wildwiesen, und daß sie der immer näher kamen, bewies das deutlichere Klingen der Musik. Als er jedoch merkte, daß das Mädchen im wilden stechenden Strauchwerke verzagt werden wollte, wendete er sich um und sagte: „Du, das ist der Weg zum Himmel!"

„Zum Himmel?" fragte das Kind und blieb vor Verwunderung stehen.

„Ja, weil er so dornig ist."

„Warum ist der Weg zum Himmel denn so dornig?"

„Der ist so dornig, weil — ja, das weiß ich selber nicht. Ich werde meinen Vater fragen. Und weißt du,

daß in den Wacholderstrauch der Blitz nicht einschlägt? Wie unsere liebe Frau mit dem Kinde ins Ägypten gegangen ist, da ist so ein schreckhaftes Donnerwetter gewesen, und da ist die liebe Frau unter einem Wacholderstrauch gestanden, und er hat ihr ein Dach gegeben, und so schlägt kein Blitz in den Strauch."

„Ja," sagte das Mädchen, „wenn wir nur schon beim Vater wären."

Endlich waren sie in die Nähe der Wildwiesen gekommen; sie hörten das Schreien und Singen der Leute und sie hörten den Wasserfall. Sie standen da und horchten. Sie standen ganz nahe beisammen und der Knabe sagte: „Wenn du deinen Vater siehst, so wirst du von mir gehen und ich werde allein sein."

„Dann sollst du mich rufen und ich komme wieder zu dir," sprach das Kind.

„Ich kann dich nicht rufen, ich weiß deinen Namen nicht."

„Mein Name ist Sela."

„Und wenn du mich rufen willst, mein Name ist Erlefried."

Die Kinder gingen auseinander und jedes suchte seinen Vater. —

Die beiden Väter standen unter einer Eiche und kanzelten den kleinen Baumhackel nieder.

Der kleine Baumhackel, der draußen im Gestade todkrank im Bette liegen sollte, der den Pfarrherrn rufen ließ, daß er ihn mit den Mitteln zu einem leichten, irdischen Tode und mit den Mitteln zu einem schönen ewigen Leben versehe, der kleine Baumhackel, dem die Hölle heiß zu machen sich der Pfarrherr schon gefreut haben mochte, weil dieser kleine Baumhackel immer ein Ausbund von Verschlagenheit

und Bosheit gewesen war, der stand jetzt da mit seinen breiten Achseln, seinen großmächtigen Kinnbacken und seinem kegelspitzen Haupte, auf dem eine zerschlissene Wollenhaube saß, und fletschte.

„O du Wicht!“ rief ihm der Feuerwart zu, „du hast den Herrn zu dir kommen heißen, warum liegst nicht daheim?“

„Weil mir beim Liegen die Zeit ist lang worden.“

„Sieht er, daß er der Genarrte ist, so wird er dein Haus in den Boden verfluchen und gewiß schnurgerade der Wildwiesen zulaufen. Hernach haben wir den Teufel im Nest. Wer ist die Ursache als wie deine verdammte Dummheit?“

„Tut's nicht greinen, Feuerwartvater,“ sagte nun der kleine Baumhackel. „Der alte Pfründner-Lull liegt in meinem Bette, ist so gut und stirbt für mich. Der braucht sich dazu gar keine Gewalt anzutun; aufrichtig wahr, der Lull liegt schon seit gestern in den Zügen.“

„Seid's still! seid's still!“ winkte jetzt der Waldhüter von seinem Hause herüber. Man merkte bald, weshalb er winkte. Der Pfarrherr war da. Jählings war er unter den Leuten, hielt sich aber gar ruhig und fragte nach dem „Feuerwart“.

Sich würdevoll auf den Stock stützend, mit schwerem Ernste nahte er dem Weißbucher. Dieser ging ihm noch einen Schritt entgegen und zog grüßend den Hut vom Haupte.

„Ah, laßt das,“ sagte der Herr, „weshalb wollet Ihr den Hut abnehmen vor einem katholischen Priester? Ihr seid ja doch Heiden. Recht sauber habt ihr euch da zusammengetan zu einem Veitstanz, zu einem Hexensabbat. Tanz und Gelag' ist des Teufels Feiertag. Hei, dort geht's schön zu!“

Er wies mit dem Stocke auf das Gelage der Zecher, auf den Reigen der Tänzer und Tänzerinnen, die bei dem Gedudel einiger Pfeifen mit fliegenden Röcken auf dem Moosboden sprangen. Sie schrien und sangen, aber bei dem Gebrause des nahen Wasserfalles war kein Wort zu verstehen.

„Ja, ja, ihr züchtigen Jungfräulein, springt nur zu!" rief der Herr.

„Es wird nichts Unrechtes sein, Herr."

„Wenn die Keuschheit tanzt, so tanzt sie auf gläsernen Schuhen. Also da auf der Wildwiesen werden eure Sünden und Laster ausgekocht!" so der Pfarrherr mit verhaltenem Grimm.

„Herr!" antwortete der Feuerwart, „schon seit langem ist es Euch bekannt, daß die Trawieser Leute von ihrer alten Weise nicht abgehen und daß sie, je mehr Gewalt dagegen gebraucht wird, je fester daran halten."

„Gut, gut. Es wird sich bald weisen, meine lieben Trawieser, wer von uns der Stärkere ist. Ihr seid schlau, ich bin es auch. Noch zu guter Stunde ist es mir auf dem Wege ins Gestade zu Sinne gekommen: da oben dürftest du anheute nötiger sein, als da unten — und bin umgekehrt. Habe auch Kameradschaft bei mir. Leute, ich warne euch! Ich setze mich dran, euch zu biegen oder zu brechen. Ich bin euch der Herr!"

„Tröste Gott den Herrn, den der Knecht soll lehren!" sagte der Weißbucher zornig.

„Ihr Verblendeten!" rief der Pfarrherr. „Danket dem Himmel, daß ich jetzt meiner priesterlichen Pflicht gedenke!" Er hatte den Arm gehoben und wieder sinken lassen.

Der kleine Baumhackel war schon früher zur Seite getreten; nun stand der große, der Waldhüter, da und war so frech zu sagen: „Eure priesterliche Pflicht? Herr, das Wort

verstehen wir an Euch nicht. Wer ist denn heute zu einem Sterbenden gerufen worden hinaus ins Gestade?"

„Dem Sterbenden ist wohl. Mich ruft's dorthin, wo die Lebendigen in die Hölle fahren."

Nach diesen Worten des Herrn Franziskus trat der Wahnfred vor und sprach: „Man hat Euch gesagt, daß im Gestade ein Mensch in Todesnot liege und Euer begehre?"

„Wer des Priesters im Leben nicht achtet, der wird seiner auch im Sterben entraten können."

„Ja, Pfarrherr, habt Ihr denn noch nicht gehört von Jesum Christum, der dem Reuigen verzeiht und den Sünder aufnimmt!"

Jetzt bemerkte der Pfarrherr den kleinen Baumhackel, der hinter der Esche allerlei Gesten machte. „Ei, ei," rief er, „da hinten hockt er ja, mein armer Sterbender und treibt Possen! Seht ihr, Gesindel!"

Der Wahnfred ließ sich nicht irren. „Hast du das gewußt, als du auf dem Wege umgekehrt bist?" fragte er. „Nein, geweihter Mann, das hast du nicht gewußt und du ließest einen wahrhaftig versterben ohne Sakrament! Nun sehen wir, was dein Sinn ist. Wir ehren den Seelenhirten, weil wir in der Not seinen Trost brauchen, und im Streit seine Mittlerschaft, und in der Sterbstund' seinen Beistand. Die Sterbstund' ist kein Spaß. Die macht gar oft auch in gesunden Tagen bang'; sie bringt dem Altare manchen Opferpfennig ein. Und du bist imstande, in der Sterbstund' uns zu verlassen, und treibst dort herum, wo du Unfried' säen kannst. Unser Seelenhirt bist du nicht!"

„Davonjagen!" riefen jetzt mehrere Stimmen. Da tat der Pfarrherr einen lauten Pfiff. Eine Rotte von Knechten stürzte aus dem Dickicht.

„Räuber!" erscholl es wild durch die Menge hin. Da

stoben die Zecher und Tänzer auseinander und haschten nach Steinen, Ästen, Knitteln; und der Feuerwart nahm sein Kind. Als jedoch Schüsse blitzten und einer unter den Wehrhaften mit gellem Schrei zu Boden stürzte, da nahm die Festmenge Reißaus und verlor sich im Walde. Einer aber, der blasse Wahnfred war's, stand noch am Wasserfalle, er hatte den blutenden Knaben Erlefried am Arm. Den anderen Arm erhob er mit der Faust gegen den Pfarrherrn, der von seinen Schergen umgeben war, und schrie mit heiserer Stimme: „Pfarrherr, du hast mein Kind getroffen. Das bleibt dir blutig aufgeschrieben!"

* * *

Nun war in Trawies eine seltsame Zeit. Es war nicht laut und es war nicht still; es war kein Werktag und es war kein Feiertag. Die Männer arbeiteten nicht, sondern schlichen herum von einem Hause zum anderen, oder standen in Gruppen beisammen und redeten mit gedämpfter Sprache. Die Kirche war an den Sonntagen fast leer, und die wenigen Andächtigen, die drinnen saßen, mußten es hart entgelten. Die Predigten waren wuchtig, jedes Wort ein Felsblock, das der Prediger auf die Zuhörer niederstürzte. Das griff aber nicht an und der Bauer Isidor sagte, es wäre nicht alles Wort Gottes, was gepredigt würde; mancher brächte dabei auch seine eigene Ware zu Markt, und: Denn lange Predigten wären ihm lange Bratwürste lieber.

Herr Franziskus ahnte es nicht, was während seines Meßopfers ihr Gebet war. Sie flehten zu Gott, daß er diesen Tyrann von ihnen nehme, daß er wieder einen echten setze nach Trawies, wie sie ihn einst gehabt hatten und wie ihn andere Gemeinden hatten. War ihnen doch zumute, als wäre das unblutige Opfer am Altare ein blutiges geworden,

als wäre dieser Pfarrherr der Pharisäer und der Peiniger und der linke Schächer zugleich! Da war ihr lieber Christus in Brotsgestalt wohl nicht in guten Händen.

Ein Flüstern und Fragen ging von Mund zu Mund, ob denn der Bescheid noch nicht eingelangt sei? Sie hatten Bittschriften verfaßt und abgesandt an die geistlichen und weltlichen Behörden, man möchte doch diesen Pfarrherrn hinwegnehmen; er fülle andere Stellen besser aus, als die zu Trawies. Er sei nicht gut gesinnt gegen die armen Leute der Waldgegend, er sei ein harter Herr. Und gesetzt auch, daß er sich ändere, er habe es schon zu arg getrieben, als daß die Leute zu ihm je einmal Liebe und Vertrauen fassen könnten. Er sei mit Gewalt auf sie losgegangen. Die Trawieser hätten auch ein Rechtsgefühl und hätten auch eine Faust, und um Gottes willen, man möge in Gnaden den Pfarrherrn hinwegtun, sonst wolle man für nichts gutstehen.

Diese Schrift, von den meisten Bewohnern der Waldgegend mit Kreuzen unterzeichnet, mit stillem Gebet begleitet, blieb wochenlang dahin. Man erging sich in allerlei Vermutungen über den zu erwartenden Bescheid, man sah voraus, daß er rauh und herrisch sein, hoffte aber, daß er im Trawieser Pfarramte eine wohltätige Änderung herbeiführen würde. Einstweilen ließ man sich die Härten und Rücksichtslosigkeiten des Pfarrherrn mit Geduld gefallen, und der Mann wurde dadurch nur noch starrer und herber, wie es ja Naturen gibt, die nichts so sehr erbittert, als Nachgiebigkeit und Sanftmut derer, die sie quälen wollen. Seine Unzufriedenheit mit sich selbst ließ er anderen entgelten, er zerrüttete dort eine Häuslichkeit, zermalmte hier ein gläubiges Herz, verletzte immer wieder neu die Gemüter durch das rohe Niedertreten der angestammten Sitten.

Endlich im Spätsommer, am Tage des Märtyrers Bartholomäus, wurde durch den Schullehrer bekanntgegeben, die Gemeinde hätte sich am nächsten Tage zu versammeln in der Kirche, wo ein Bevollmächtigter der Behörden Willen und Gebot verkünden werde.

Seit Jahren war das Gotteshaus zu Trawies nicht mehr so überfüllt gewesen, als zu dieser bestimmten Stunde. Der Pfarrherr war nirgends zu sehen. Der Altar ragte finster in der Nische auf, kein Kerzenstrahl erhellte seine Bildsäulen.

„Sogar das ewige Licht hat er erlöschen lassen in der Ampel," murmelte der Feuerwart. „Das hat schlimmes Bedeuten."

Der blasse Wahnfred, banger Ahnung voll, tat einen tiefen Atemzug.

Nun hörte man in der Sakristei die Tür gehen, die zur Kanzel führte. Von der Kanzel wird es der Bevollmächtigte verlesen; vielleicht ist es schon der Neue! Aller Augen waren dahin gerichtet, wo einst so trostvoll das Wort Gottes gesprochen worden, wo seither so trotzige Anwürfe, so zornige Flüche ausgestoßen wurden. Nun wird es bald ein anderes sein.

Und auf dieser Kanzel erschien der Verhaßte.

Eine dumpfe Unruhe dröhnte durch die Kirche. Der Pfarrherr, heute nicht im Chorhemde, sondern in dunkelm Kleide, stand unbeweglich still und starrte minutenlang nieder auf die Versammlung, harten Blickes, als wollte sein Auge Schlangen bändigen.

Dann las er mit einer weichen Stimme, die zu dieser Sache wunderlich stand, folgendes: „Im Namen der von Gott eingesetzten hohen Obrigkeit! im Namen Seiner Eminenz des Erzbischofs! im Namen des hochwürdigen Konsistoriums!

im Namen der kaiserlichen Majestät hochlöblichen Guberniums sei euch kund und zu wissen getan: die Beschwerden, die ihr gegen euren Pfarrherrn führt, sind nicht begründet. Ihr seid es selbst, die durch unsinniges Zurückgreifen zu einer heidnischen Lebensweise, durch Auflehnung in Sachen der Zehnte, in Außerachtlassung der schuldigen Ehrerbietigkeit den Unwillen eures Herrn erregt habt. Euch in diesen Angelegenheiten recht geben, hieße euch bestärken in dem, was wir vermeiden und strafen müssen. Die Einheit hat sich der Allgemeinheit, die Gemeinde sich dem Staate zu fügen. Wer sich auflehnt, ist verloren. Wir befehlen euch unbeschränkten und unverbrüchlichen Gehorsam gegen euer Oberhaupt. Wir bedrohen euch bei neuerlicher Außerachtlassung eurer Untertanenpflicht mit schwerer Strafe."

So der mit den Unterschriften besiegelte Bescheid.

In der Kirche war Aufregung. Unter Murren und Grollen drängten sich die Leute zu den Türen hinaus. Der Pfarrherr blieb noch stehen, stemmte seine Fäuste auf das Kanzelbrett, und seine Augen rollten den Davoneilenden unheimlich nach. Sein Gesicht hatte eine gelbliche Farbe angenommen, seine Lippen waren zusammengekniffen. Erst als der Letzte von der Gemeinde draußen war, wendete er sich und verließ die Kanzel.

Als er über den Anger dem Pfarrhofe zuschritt, wichen die Leute nach allen Seiten vor ihm zurück. Die Greise selbst und die Kinder grüßten ihn unsicher, die Männer versagten ihm jeden Blick und jeden Gruß.

Da sagte einer aus dem Trasanktale: „Heut' noch zünde ich meine Hütte an und wandere aus."

„Meine Ahnen haben dieses Tal urbar gemacht," sagte der Feuerwart, „meine Ahnen haben Trawies gegründet. Von meiner Heimat laß ich nicht. Wollen sehen, wer

festere Wurzeln hat in Trawies, der Angesessene oder der Fremde!"

Das Volk wollte den Kirchplatz nicht verlassen; es wurde immer lauter, es nahte sich immer mehr dem Pfarrhofe. Einer warf einen Stein nach dem Fenster, zertrümmerte es und rief: ob er gutmütig gehen wolle!

Knechte und Schergen mußten die Leute zerstreuen. Sie zerstreuten sich hier, um sich anderswo wieder zu versammeln. —

Weit hinten im Tale, wo der Miesingbach in die Trach stürzt, ist in der Felswand eine Höhle, die Rabenkirche genannt. Es geht die Sage, daß an dieser Höhle alle neunzig Jahre einmal in der Christnacht aus der weiten Waldgegend die Raben zusammenkämen, um sich zu erzählen von toten Menschen, die sie seit der letztvergangenen Zusammenkunft in den Wäldern gefunden hätten. Die Tiere sollen in menschlicher Sprache reden, und ein menschliches Ohr, das sich vor den Schrecknissen, die zu solcher Zeit in der Höhle herrschten, nicht verscheuchen lasse, könne mancherlei erfahren, was sonst für alle Zeit der Welt verborgen bleibe. Einer und der andere wird im Laufe der Zeiten tot auf dem Waldmoose, oder im Gefelse gefunden, ohne daß es offenbar ist, woran er zugrunde gegangen. Die Raben erzählen es laut, und oft ein Mord könnte ans Tageslicht kommen, wenn die Leute das neunzigste Jahr und die Stunde nicht übersähen, oder wenn sie den Mut hätten, der Rabenversammlung in der Höhle beizuwohnen. Haben die schwarzen Vögel ihre Berichte abgelegt, dann halten sie Gottesdienst für jene Toten, die von den Mitmenschen ohne Gebet und Gedenken geblieben sind.

Die Männer von Trawies dachten nun wohl nicht an diese Sage, aber sie dachten an die Rabenkirche. Und

eines Sonntagmorgens war's, zur Zeit, da die Buchen und Lärchen schon zu gilben begannen und die Vögel nimmer ihre Lieder jauchzten im Walde, als allerlei Leute herangeschritten kamen zur Höhle in der Miesingschlucht. Sie kamen von Trawies, und sie kamen vom Johannesberg, und sie kamen vom Tärn, und sie kamen vom hinteren Trasanktale.

Wer sollte meinen, daß es so viele Männer gebe in diesem Walde!

Als die vom Gestade und vom Tärn und vom Johannesberge an der Kirche vorbeikamen, riefen die Glocken. Sie riefen wie die Henne ruft, wenn sich die Küchlein, unkundig der Gefahr, von ihr wollen wenden.

Aber die Männer schritten finster vorüber. Die Kirche war ihnen fremd geworden, aber sie mußte wieder gerettet werden. Die Trawieser hofften, daß jene Tage bald kommen würden, da sie wieder mit Freuden der Glocken Stimme folgen könnten.

Unter den Männern war der Feuerwart und der Jäger vom Trasank, und der Wahnfred und der Waldhüter, und Uli der Köhler, und Roderich der Stromer. Jeder hatte in der Hand einen gewichtigen Stock, denn so wie sie dazumal auf der Wildwiesen getroffen wurden, unvorbereitet, wollten sie sich nicht mehr finden lassen. Dem Roderich voran war der kleine Baumhackel des Weges getrottet. Der hatte die Zwilchjacke auf der rechten Achsel schlenkern, und der war der einzige, so keinen Stock trug. Ohne Waffe ist es weit weniger gefährlich. Wird geschossen, so schießt man zuerst auf den Gerüsteten.

Als der Bursche so dahinschlenderte, halb in der Faulheit und halb in der Sorglosigkeit, fiel aus seiner Jacke ein Papierbüschel zur Erde.

Roderich der Stromer sah es, hob es auf, verhielt sich still und ging seitlings. Es ist so etwas, wie ein papierenes Geld im Lande; der Baumhackel war gestern mit einem Lärchenkäufer beisammen gewesen. Wer weiß! Er untersuchte die Papiere und stieß lachend einen Fluch aus. „Der heilige Erasmus! Und überall der heilige Erasmus! Ja, freilich," fuhr der Stromer in seinem Selbstgespräch fort, „dem haben sie die Gedärme aus dem Leibe gewunden, ein Blutzeuge! und itzo brauchen ihn die Trawieser Leut' als Beichtzeugen. Hätt's nicht lieber Geld sein können?"

Es war freilich ein Fund zum Ärgern.

In der Pfarre Trawies war es Sitte, daß jeder, der zur Osterbeichte ging, nach der Absolution vom Beichtvater einen Zettel erhielt, den er später als Beweis, daß er der kirchlichen Satzung gerecht geworden, im Pfarrhofe abzugeben hatte. Auf diesem Zettel war das Bild des Trawieser Pfarrpatrons mit der Unterschrift: „Heiliger Bischof Erasmus, bitt' für uns bei Gott, behüte uns im Leben, steh' uns bei im Tod!" Darunter: „Osterbeichte des Pfarrkindes" — dann ein leerer Raum, auf den der Priester nach der Lossprechung jedesmal den Namen des Beichtkindes schrieb und die Jahreszahl. Kam hernach die Zeit, da jeder seinen Merkzettel wieder ablieferte, so hatte der Seelsorger genaue Übersicht, ob wohl alle seines Sprengels die österliche Beicht abgelegt hatten.

Wie kam nun der kleine Baumhackel zu den gesamten Beichtzetteln eines ganzen Jahres?

„He, Lümpel (kleiner Lump), halt still!" rief Roderich dem Baumhackel nach. Dieser wendete sich um.

„Hast was verloren, kleiner Baumhackel!"

Alsogleich begann der Kleine seine Säcke zu durchsuchen.

„Fehlt dir nichts?"

„Wüßt' nichts, wenn du nicht etwa meine verlorene Seel' meinst?"

„Das da! gehört's mir?"

„Wird nicht viel dahinter sein an dem Fund, weil du ihn aufzeigst," sagte der Baumhackel. Da sah er schon die Beichtzettel.

„Soll ich die Sach' richtig noch alleweil im Sack gehabt haben?" fragte er sich selber.

„Bürschel," sagte der Stromer und legte seinen Arm um die Schulter des Baumhackel, „wie kommst denn du zu so heiligen Sachen?"

„Gestohlen hab' ich sie," war die Antwort.

„Gestohlen! Wenn du in den Pfarrhof einbrichst und nichts Besseres findest als wie Heiligenbilder, dann bist du ein Tropf."

„Ei, ei, mein lieber Roderich, für gewöhnlich verlege ich mich nicht aufs Stehlen. Wenn ich's doch einmal probier', so hat's seine eigene Ursach'. Wenn du stiehlst, so gehst beichten, das gehört sich. Wenn du einmal nicht beichten gehst, so mußt stehlen."

„Willst du etwan stänkern?" begehrte der Roderich auf, „an mir tätest dich grob irren!"

Fast erschrocken über den plötzlichen Zorn des Stromers stotterte der kleine Baumhackel: „Ich will dich ja nicht kränken. Weil du mich gefragt hast, wie ich zu den heiligen Sachen komme, so habe ich es dir nur sagen wollen, warum ich sie gestohlen hab'. Ich bin zu den vorigen Ostern nicht bei der Beicht' gewesen."

„Du Unchrist!"

„Weil ich was weiß, was der Pfarrherr nicht wissen darf, und was ich ihm hätt' sagen müssen, wollt' ich mir bei der Speisung nicht die Höll' hineingegessen haben. Gelt,

daß ich doch wieder ein Christ bin! Wie aber die österliche Zeit vorüber ist, da komme ich ins Simulieren, was mir geschehen wird, wenn's aufkommt, daß ich schwarz durchgerutscht bin. Da ist mir fürchtig worden, und an dem Tag, wie die Leut' mit ihren Zetteln in den Pfarrhof kommen sind, schleich' ich mich zur Abenddämmer ins Haus. Mit der Stubendirn bin ich zusammengespielt, ihretwegen geht eben die Heimlichkeit her; sie ertappt den ganzen Buschen der Beichtzettel und steckt ihn mir zu. Jetzt soll er's nur beweisen, daß mein Zettel fehlt, jetzt fehlen ihm alle. Wenn du eins brauchst, Stromer, ich verkauf' auch davon."

„Ich richt' mir's schon selber ein," antwortete Roderich, „ein Jahr, wo ich nicht gar zu arg aufgeladen habe, beicht' ich zweimal und verspar' mir das zweit' Zettel auf ein ander Jahr, wo man nicht gern schwatzt. Die Zahl läßt sich verkratzen."

„Ist auch nicht schlecht." —

Da sie sich an der Miesing allmählich versammelt hatten, machte das junge Volk viel Lärm. Es ist ja überall ein Volksfest, wo die übermütigen Burschen zusammenkommen; sind schon die Mädchen nicht da zum Schäkern und Tanzen, so gibt's deswegen noch keine Langweil. Klettern, Ringeln, Fingerziehen und allerlei lustiges Gespiel wird getrieben, und es mag die Zeit noch so ernsthaft sein. Die Ältesten von Trawies, und auch andere der Selbständigen und Wortgewichtigen sonderten sich allmählich von der lustigen Gesellschaft und zogen sich in die Höhle zurück. Während draußen das Volk in fröhlichem Jagen Holz zusammentrug und Feuer machte, daß der blaue Rauch frisch ins Getanne aufwirbelte, während sie Forellen fingen aus der Miesing und aus der Trach und dieselben ausweideten und brieten, während sie jodelten und sangen und sich ergötzten an tollen

Possen in kindlicher Lust, legten drinnen in der düsteren Felsenkluft die betagten Männer bedachtsam den verhängnisvollen Samen in die Erde für eine schreckensreiche Zukunft.

Gallo Weißbucher, der Feuerwart, hatte das Wort ergriffen und so gesprochen:

„Männer von Trawies! Ihr wißt, weshalb wir uns hier versammelt haben.“

„Wir wissen es,“ murmelten die Männer.

„Auch wir haben sonst mit eingestimmt in das frohe Treiben der Jugend; denn in Trawies hat jeder lang gelebt und keiner ist alt geworden. Das hat umgeschlagen. Seit vielen Tagen sehe ich auf euren Gesichtern keine Freude und keine Heiterkeit mehr. Auch mir ist das Lachen vergangen. Trawies war frei und jetzt ist es geknechtet. Und das nicht etwa durch geänderte Gesetze. Unsere geistliche und weltliche Regierung ist dieselbe geblieben — die war immer starr und hat sich nie gekümmert um unser Leben im Walde. Wir haben ihr unsere Pflicht erwiesen und sind des weiteren unsere Herren gewesen. Und wie steht es jetzt? Unser Verderben ist ein einziger Mann, ich nenne ihn nicht, ihr kennt ihn alle! Möchte er uns so kennen, wie wir ihn! Er kam, ein Fremder, und wir haben seither keinen Kaiser mehr. Er ist Fürst, aber nicht fürstlich, er zehrt von unserem Mark. Drum sei's! Von unserem Mark hat noch jeder gezehrt. Aber dieser greift uns mit roher Faust ans Herz. Unser angestammtes Recht will er zertreten. Und ist's nicht wahr, daß er unsere Häuser plündert?“

„Es ist wohl wahr!“

„Ist es nicht wahr, daß er uns von der Sache unserer Vorfahren trennen will, so wie man einen Stamm von seiner Wurzel reißt, um ihn hinzuschleudern, daß er ver-

modere? Habt ihr die Büttel nicht gesehen, die er hält, Fanghunde, die uns zerfleischen sollen? Habt ihr das Pulver nicht gehört knallen oben auf der Wildwiesen?"

„Wir haben es gehört!"

„Das Blei ist in unser Fleisch gefahren. Ein schuldloses Kind ist getroffen worden, jedem von uns wird heute und immerdar diese Kugel im Herzen stecken."

Der blasse Wahnfred knirschte die Zähne zusammen, er dachte an das frische Blut, das von den Gliedern seines Söhnchens niedergerieselt war; er dachte an die Schmerzensnächte, die er mit Erlefried durchwacht hatte, bis die Gefahr endlich beseitigt und der Arm heil geworden.

„Ist das ein guter Hirt, der die Wölfe auf seine Herde hetzt?" fuhr der Feuerwart fort.

„Verflucht! Verflucht!" erscholl es in der Höhle.

„Bekämpft den Zorn, ihr Männer von Trawies! Mit Vernunft und Überlegung müssen wir heute beraten, was zu tun sei, um uns zu schützen gegen den Feind. Will einer Wort haben?"

Es schwieg ein jeder.

„Unsere Bitten an die Behörden sind, wie ihr wißt, fruchtlos geblieben. Noch zu Trotz und Schmach hat man den Bescheid durch ihn uns zugeschleudert! Nun ist er frecher als je, und wir sind hilflos, wenn wir uns nicht selber helfen. Was ist eure Meinung?"

„Er muß fort!" riefen mehrere Stimmen.

„Des bin ich mit euch einig, Männer. Über alles zwar hasse ich die Gewalt. Aber die eben ist es, die uns empört hat, die wir vertreiben müssen. Die hohen Herren haben uns sagen lassen, die Einheit soll sich der Allgemeinheit fügen. Wir wissen das lange und fügen uns dem Reich. Ich füge mich der Gemeinde, und wenn ich es nicht

tue, so sollt ihr mich zertreten. Es ist ewiges Gesetz, daß ein einzelnes ausgeschieden wird, wenn es nicht zum Gedeihen des Ganzen ist."

„So muß er fort!"

„Er wird wiederkommen und eine verstärkte Rotte gegen uns mit sich führen," sagten andere.

„Kommt er wieder, so soll er eine Brandstatt finden, dort wo der Pfarrhof gestanden ist."

„Ihr werdet den Pfarrhof im Frondienst wieder aufbauen. Ein Feind geht fort, mit Hunderten kommt er zurück."

„Was also, was?"

„Macht ihn tot!" —

Eine schwere Stille. Wer hatte das Wort ausgesprochen? Aus dem finsteren Hintergrunde war es plötzlich wie eine Eule aufgeflattert, dieses Wort. Nun war es still. Selbst draußen hatte sich das Lärmen verzogen. Über den Wipfeln wehte ein Lüftchen und welke Blätter der Buchen flogen vorüber an dem Eingange der Höhle.

Der Feuerwart fragte nun mit einem Tone, der umflort war: „Hat einer Wort dagegen?"

Keiner.

Die Männer rückten näher zusammen und noch tiefer dem Hintergrunde zu. Einige flüsterten hastig; man sah nicht, wie tief ihre Wangen glühten. Andere schwiegen und preßten die Lippen zusammen; man sah nicht, wie blaß sie waren. Allmählich wurden die Worte der Sprechenden lauter und leidenschaftlicher — die Meinungen entzweiten sich. Dem Feuerwart gelang es wieder zu schlichten, und die Beratung nahm ihren Lauf. Es soll von draußen keiner in die Höhle! Es soll von innen keiner hinaus. Die Glieder des Rates hoben ihre Arme empor, schwer wollte es ge-

lingen, aus der trotzigen Faust drei Finger loszulösen, sie auszustrecken zum Schwure. Wen es trifft, der muß es tun, ohne Einwand und ohne Zögern. So wahr er des großen Gottes freigeborenes Kind ist!

„Trifft es mich, ich tue es ohne Einwand und ohne Zögern, so wahr ich des großen Gottes freigeborenes Kind bin!"

So schwur ein jeder. —

Nun trat ein schlanker, hagerer Mann, der Bart vom Tärn genannt, aus der Höhle und richtete seine Augen auf den Boden, als ob er etwas suche. Manches Steinchen hob er auf und warf es wieder weg; manches Blatt pflückte er ab am Hage, und ließ es fallen; manches Zweiglein faßte er an, und schnellte es wieder aus der Hand, daß es eine Weile wiegte und schwankte an seinem Ast.

„Was willst du?" fragte Roderich der Stromer, der abseits von der fröhlichen Gesellschaft stand und das Herumspähen des Bart bemerkte.

„Ich brauche so Sachen da," sagte der Bart, ohne den Stromer anzusehen, „Steinlein oder Blätter, an die vierzig Stücke. Aber gleich sollen sie sein an Größe und Form."

„So!" antwortete der Stromer, „an Größe und Form, sagst. Weiß' zwar nicht, aber vielleicht kannst du das brauchen. Schau!" Er hielt ihm das Päckchen der Beichtzettel vor, das er früher hinter dem Rücken des kleinen Baumhackel aufgelesen hatte.

Der Bart sah die Zettel an, er fragte nicht erst, wie kommst du dazu? Er sagte nur: „Das tut's!"

„Wozu brauchst sie?" fragte der Stromer.

„Zum Feuermachen," sagte der Bart, „bleib' du heraußen." Und ging in die Höhle hinein.

Dort wurden die Zettelchen gemustert. Vierzig Männer

waren anwesend, vierzig Männer hatten geschworen; vierzig Stücke von den Beichtzetteln der Pfarrkinder wurden auserwählt, und zwar jene mit den Namen der vierzig Männer.

„Das ist Schickung!“ sagte einer der ältesten und wies auf das Bild, „Sankt Erasmus, unser himmlischer Schutzherr, ist mit uns!“

„Amen!“ murmelte der Feuerwart und streute die Blättchen in eine Felsenspalte hinab. Dann nahm er den Stock und rührte sie da unten durcheinander. Hierauf wendete er sich zu den übrigen und sagte: „In dieser Felsenurne ruht nun das Geschick von Trawies und unsere Zukunft. Bald wird der Bote emporsteigen und einen von uns auffordern zu seiner Tat. Unser aller ist das Werk, aber sein ist das Vollbringen. Alle werden mit ihm sein und hilfreich zur Tat. Und ist sie vollbracht, so werden alle für ihn stehen und ihn schützen und ehren als den Befreier. Nun streiche ich dieses Harz an meines Stockes Ende. Das Blatt, das dran kleben wird, sei Gottes Stimme. Sollten es mehrere Blätter sein, so hat zwischen denselben neuerdings das Los zu entscheiden. Hier ist der Stock. Wer will ihn nehmen und in die Urne senken?“

Sie weichen zurück. Sie ahnen, daß jeder Handgriff hier, solange der ungebundene Wille noch gilt, das Verbrechen ist.

Der Bart vom Tärn nahm endlich den Stab zur Hand und senkte ihn in die Spalte des Felsens.

Die Augen aller anderen waren starr geheftet auf die Umrisse der schlanken Gestalt, die in der Dämmerung stand. Nun hob sie den Arm, am Stocke klebte das weiße Blättchen. Er hält es lange unbeweglich, keiner will es anfassen, da löst es sich los und flattert wieder in die Tiefe. Hoch in der Höhle Wölbung war ein Geräusch, als wäre eine Eule

oder ein Rabe geflogen. Mancher dachte bei sich: Vielleicht war dieser Zettel der meine gewesen, und mein guter Engel hat ihn mit einem Flügelschlag zurück in den Abgrund geweht. Manchem kam das Grauen und er wollte die Höhle verlassen. Der Feuerwart vertrat den Ausgang und erinnerte an den Eid.

Noch einmal tauchte der Bart den Stab in den Felsenspalt, hob mit ihm ein Blatt.

Auf dem Sande lag das Papier; der Heilige war leicht zu sehen. Der Jäger vom Trasank bückte sich und las: „Heiliger Bischof Erasmus, bitt' für uns bei Gott, behüte uns im Leben, steh' uns bei im Tod! Osterbeichte des Pfarrkindes: —" Aber der geschriebene Name war in der Dunkelheit schwer zu lesen. Uli der Köhler schlug Feuer und bei solcher Glut lasen sie die vom Pfarrherrn eigenhändig geschriebenen Worte: „Wahnfred im Gestade."

Wahnfred stand dort an der feuchten Wand und regte sich nicht. Er war noch blasser als sonst. Seinen Namen hatte er gehört. Die Schleier seiner Träume, in die sich der stille Schwärmer so gern gehüllt hatte, waren gesunken; er sah vor sich einen blutigen Lebensweg.

* * *

Am Gestade, wo das Tal der Trach sich weitet und von einem sanfter aufsteigenden Bergrund umschlossen eine Au bildet, auf der Wiesen und kleine Äcker liegen, auf der zwischen uralten, reisiglosen Tannen und jungen Buchen und Erlen graue Sandheiden sind, und durch welche die Trach in breitem Bette still dahinrieselt — auf einer freien Anhöhe, an den Berg gelehnt, steht das Haus, genannt „Am Gestade". Es ist das malerischste in der ganzen Gegend, es ist aus Holz gebaut und blickt mit seinen großen,

hellen Fenstern offen in das Tal hinaus, während die anderen Menschenwohnungen hier mißtrauisch ihre Luglöcher verwahren und verschließen und halb versteckt hingekauert liegen im Gebüsche.

Das Haus am Gestade steht frei und hat einen hohen Dachgiebel, und hat auf diesem Giebel sogar noch ein Glockentürmchen. Trawies ist zu weit hinten im Tale, man hört von dorther keine Glocke klingen. „Darum ist hier aufgestellt ein metallener Mund, der da tönet zum Preise des Herrn, als wie Harfenspiel in Zion.“ Im Vorgemach des Hauses war zur Zeit eine Zimmer- und Schreinerwerkstatt errichtet, die den Fußboden nicht immer mit Hobelspänen bedeckte.

Der Fremde, der in das Innere des Hauses trat, sah sich wohl zweimal um, bis er dann fragte, ob er wirklich beim Schreiner Wahnfred sei. Da drin sah's aus, wie in der Wohnung eines Landpfarrers. Alles blank und rein gescheuert und weiße Vorhänge an den hellen Fensterscheiben. An den Wänden Heiligenbilder, auf den Leisten Bücher mit allerlei geschriebenen und gedruckten Inlagen. Am Türpfosten war ein Becken aus Ton mit klarem Wasser gefüllt, und darüber an der Holzwand stand geschrieben: „Ich bin das Alpha und Omega. Wen dürstet, dem will ich von dem Quell des Lebenswassers zu trinken geben.“

Wenn der Herr des Hauses hinausging in den Wald oder zu fremden Menschen, so taucht er stets den Finger in das Becken und besprengte mit Wasser seine Stirne und besprengte das Haus. Als ihn einst ein Fremdling fragte, ob das Wasser denn wohl die Kraft habe, ihn und das Haus zu segnen, antwortete Wahnfred: „Das Wasser tut es nicht, aber die gute Meinung tut es. Unser Denken und unser

Wollen ist die Kraft, womit Gott Sabaoth die Welt regiert; aber das Auge muß es sehen und das Ohr muß es hören, was das Herz glauben soll."

Ist das ein Handwerker? Muß der Mann nicht in einer Klosterschule oder von einem Denker in der Zelle erzogen worden sein? — Wahnfred ist in diesem Hause geboren worden und noch nie weiter über das Heideland hinausgekommen, als bishin, wo die fünf Kiefern stehen. Er hatte in der kleinen Schule von Trawies das Lesen und das Schreiben gelernt: der alte Priester mit dem weißen Haar auf dem vorgeneigten Haupte und mit dem elfenbeinernen Kreuze auf der Brust, der dazumal Herr zu Trawies gewesen, hatte ihm Unterricht gegeben in manchen Dingen der Welt, besonders aber in den heiligen Schriften. Wie der Greis lehrend zur Erde schaute, so blickte der Knabe vernehmend und verlangend zur Höhe auf. Und wo die Wolken auseinandergingen und andere Augen nur das Blaue sahen, erblickte er die Himmel, und die Ewigen der Himmel, und all' jene Zauber und Entzücken der Himmel, die ein schwärmerisches Menschengemüt mit einem Glücke erfüllen, desgleichen die Erde nimmer geben kann.

Der alte Priester wollte den Knaben in eine geistliche Lehranstalt bringen; da starb er, und das war der Wegzeiger in Wahnfreds Leben. Seiner Anlage nach wäre er ein Gottesgelehrter, vielleicht ein Kirchenfürst und so viele Jahre nach seinem Tode heilig gesprochen worden. Aber wie anders der Weg und wie ganz anders das Ziel! — — Wahnfred blieb im Hause seiner Väter und lernte das Handwerk seiner Väter.

Alltäglich aber, wenn die Weiden des Baches und die Wolken der Höhen in der Abendsonne schimmerten, ließ der junge Schreiner Axt und Hobel ruhen und atzte sich an den

heiligen Schriften. Hierauf kam eine Zeit, da er Verse der Bibel nicht mehr so auslegte, wie sie der priesterliche Greis ausgelegt hatte, sondern anders. Heiß wurde ihm bei den Worten der Apokalypse: „Da sah ich ein Weib auf einem scharlachroten Tiere sitzen. Sie hielt in ihrer Hand einen goldenen Becher. Auf ihrer Stirn stand geschrieben der Name: Geheimnis. Und ich sah das Weib trunken vom Blute der Heiligen. Und von dem Lustwein haben alle Völker getrunken.“ — Dann las er, wie Laban um Rachel freite. Und eines Tages, da sah er eine im hintersten Tale des Trasank, die schöner war, als er sich die Rachel hätte denken können. Zur selben Zeit saß er in den Sommernächten vor der Türe seines Hauses und blickte hinab auf die Buchen und Weiden im stillen Mondenglanze und hörte das Rauschen der Trach. Er dachte nicht an den Wald und an das Rauschen der Trach. — Die Bäume zogen an ihm vorüber mit ihren hohen Häuptern, die Steine stießen an seinen Fuß. Berge bauten sich auf vor seiner Brust, und steglose Wasser ergossen sich auf seinen Pfaden. Und da er sich endlich wiederfand, da saß er nicht mehr vor der Türe seines Hauses am Gestade, da kniete er im hintersten Tale des Trasank vor dem Fenster einer Hütte und horchte den weichen Atemzügen einer Schlummernden. Er horchte so lange, bis der Morgenstern aufstieg über den weiten Wäldern des Ritscher, dann erhob er sich von seinen Knien und ging heim zum Gestade und frisch aus seinem Hobel flogen die Späne. — Und einst, am Tage der Sonnenwende war es, als das Mädchen frühmorgens auf dem Gottesacker stand und über die Gräber rief:

„Meine Mutter, ich wecke dich! Mein Vater, ich wecke dich! Bruder und Schwester, ich wecke dich! Die heilige Sonnenwend' ist da!“ hörte es Wahnfred und sagte zum

Mädchen: „Deine lieben Leut', hast sie schon alle da unten?"

Sie neigte das Haupt.

„Bist ganz allein auf Erden?"

Sie neigte das Haupt.

Er floh von ihr.

Und in einer der nächsten Nächte kniete er wieder an ihrem Fenster und horchte der weichen Atemzüge drinnen. Schwer und schwül war die Luft. Über dem Trasank war zur selben Stunde ein Gewitter aufgestiegen, ein Blitz leuchtete hin und Wahnfred sah bei diesem Scheine das Weib in seiner unbegrenzten Schönheit.

In jenem Augenblicke waren seine Himmel zusammengestürzt. Er floh durch Sturm und Wetter, und die Donner schienen zu grollen über den Blick seines Auges in das Allerheiligste des irdischen Glückes, dem ja doch die Wolken selbst ihr Licht geliehen hatten.

Für alle Zeiten hatte der Blitz die Lichtgestalt eingeprägt in dem dämmernden Grunde seines Herzens. Am Morgen des Gottesleichnamsfestes, da die Jungfrau ihre weißen Arme hinter das Haupt hob, um für die Kirche den grünen Zweig zu flechten in ihr Haar, das da schimmerte wie das Kornfeld, wenn es reif ist — stürzte Wahnfred lodernden Auges in ihre Kammer und rief: „Küsse mich mit den Küssen deines Mundes, denn köstlicher ist deine Labe als Wein!"

„Was willst du, Wahnfred?" lispelte sie, sehr erschrocken über den blassen Jüngling, aus dessen nächtigen Zügen Blitze zuckten.

„Wenn du es nicht weißt, o du schönstes der Mädchen!" rief er, sein Knie sank auf den Boden hin und seine Hände streckten sich aus, sie zu umarmen. „Wie schön, o Holde,

bist du! Ein Myrtenstrauß mir, der an meinem Busen ruhet!“

Das war die Werbung gewesen mit den Worten der Schrift, denn selbst war ihm keines eingefallen. — An seinem Arm hatte er sie heimgeführt ins Haus am Gestade. Sie war seine Hausfrau, die sorgende und liebende. Sie hörte gern zu, wenn er ihr vorlas aus dem Glutgesange des weisen Königs, aber sie erwiderte seine Worte nicht. Sie war wie ein stiller See, der immer klar ist; sie war ein häusliches Weib, das dem Schwärmer praktischen Sinnes die Wirtschaft aufrechthielt, sonst wußte die Nachbarschaft nichts von ihr. Im ersten Jahre erstickte sie der Mann fast mit seiner Liebesglut. Sie trug ihr Glück still im friedensvollen Herzen. Im zweiten Jahre hing sein Auge oft fragend an ihren Lippen. Sie sah ihn mit mildem Lächeln an und hatte kein Geheimnis. Im dritten Jahre wendete er sich wieder den heiligen Schriften zu und suchte sich die Pforten der Himmel noch einmal zu öffnen, aus denen voreinst der Verheißene niedergetaut war. Sein Weib schwieg und trug still an einem Schmerze, sie arbeitete und sie diente ihrem Gatten, und sie starrte zuweilen betrübt in die Flammen des Herdes hinein, die von den Hobelspänen genährt waren.

Endlich im vierten Jahre, am Vorabende der Pfingsten, da sie ruhend saßen am Wasser unter dem Frieden der Erlen, sagte das Weib zum Manne: „Wenn Gott es waltet, mein lieber Mann, so werden wir, bis der heilige Christ kommt, ein Kindel haben.“

Gott hat es gewaltet. Die Freuden desselben Sommers, die Reize desselben Herbstes waren für Wahnfred nicht da. So heftig wie niemals noch dem Frühling, sehnte er sich dem Winter entgegen. Als die Schneeflocken niedertanzten,

schauerte er vor innerer Lust; als die Kruste des Eises sich zog über die Trach, da sagte er zum Weibe: „Die Wasser rinnen stille. Er ist nah'!"

Und drei Tage vor dem heiligen Christ war Erlefried erschienen.

Wir sind dem Knaben schon begegnet. Er führte das Mädchen des Feuerwart hinauf zur Wildwiesen. Oben traf ihn der Schuß eines Schergen.

Wahnfred hatte damals den blutenden Knaben nach Hause gebracht, unterwegs hatte er alle Flüche des alten Testaments, heißgekocht in seinem Herzblute, ausgestoßen. Das Weib hatte nächtelang kein Auge geschlossen, aber dieses Auge hatte nicht geweint, es hatte nur gesorgt, gewacht über dem kranken Kinde. Ihr Mund hatte keinen Fluch der Vergangenheit zurückgeworfen, er hatte nur Gebet für die Zukunft, für die Genesung des Kindes.

Und es genas. Die jungen Wangen wurden wieder rot, der helle Geist in ihm wieder lebhaft. Aber nie hatte er vom Schusse auf der Wildwiesen gesprochen. Und Wahnfred auch nicht; dem jedoch war es zu Trost, daß die Wunde am Arme eine Narbe zurückgelassen hatte — diese Narbe ist der unauslöschliche Schuldbrief, mit dem Erlefried einst, wenn er Mann geworden, einfordern wird.

Da war jener Tag gekommen, an dem Wahnfred, der Schreiner vom Gestade, mit Schaudern erfahren mußte, daß die Sühne nicht warten wollte auf die Tatkraft des Sohnes, daß sie noch vom Vater geübt werden mußte. Dieser Mann, der den Fluch getan, soll den Fluch nun selbst erfüllen. —

So saß er an einem Spätherbstmorgen vor der Tür seines Hauses und brütete. Es war kurze Zeit nach dem Schwur in der Rabenkirche.

Im Tale lag der Reif, und die Ahorne und die Buchen regten ihre blattlosen Äste und Zweige in die kalte Luft hinein. Durch den blauenden Nebel schimmerte in der aufgehenden Sonne die Trach wie eine ungeheure Silbernatter. Das war ein anderes Herbsten, als jenes, da das Kind erwartet wurde zum heiligen Christ.

Wahnfred starrte ins Weite, Kalte, Leblose, als wollte er lesen in der ersterbenden Natur, wie man Sterbenmachen lerne. „Wer Blut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden!" so stand es in der Schrift. Wohl, so ist das Gesetz und so heißen wir es gut. Aber wehe dem, der aufgerufen wird zu richten! Nötig ist der Freimann, aber ehrlos ist er doch! — Der Mann, der seiner Tage lang nichts Hartes geplant, der in den Worten der heiligen Väter — die ihm wie Musik und Zionsglockenklingen waren — den Ewigen suchte: ihn hat der Zorn des Himmels zum Richtschwert erwählt.

Wohlan, wohlan! So dachte Wahnfred: Heilig ist der Cherub, der mit der Flamme des blinkenden Schwertes den Missetäter austrieb und an der Pforte steht, zu hüten den Baum des Lebens. Auch Trawies, die stille, die liebe Heimat im Schatten des Waldes, ist ein Eden, das gehütet werden muß vor dem Verderber. Auch die Sitten der Väter sind ein Baum des Lebens, an dessen Zweigen gute Taten reifen, unter dessen Schatten ein freies, zufriedenes Geschlecht reigt.

Jener, der gestellt war, den Baum zu schützen, hat seinen Arm freventlich ausgestreckt nach seiner Krone. Er muß dahin. Am Tage, da das Fest der Seelen begangen wird, das Gedächtnisfest für diejenigen, die vor uns waren — soll der Zwingherr uns nimmer bedrohen. Auch auf seinem Grabe wird ja eine Lampe brennen. Böse Menschen segnet man, wenn sie nicht mehr sind.

So war sein Sinnen. Die Sonne schien noch trüb durch den Morgennebel; sein Auge war nun an sie gebannt, als sauge er an ihrer roten Glut Rat und Kraft für sein Beginnen.

„Du sollst nicht töten!" erklang jetzt im Hause eine Stimme. Wahnfred fuhr empor; da kam der kleine Erlefried zur Tür heraus, blickte den Vater bittend an und sagte wieder: „Du sollst nicht töten! — Vater, hilf mir!"

„Töten? Wer kann das sagen?" sprach Wahnfred barsch. „Was geht's dich an? Willst du mich meineidig machen?"

Der Knabe blickte befremdet in seines Vaters Gesicht. Dann schmiegte er sich an seine Knie und fragte leise: „Bist du böse? So will ich's wohl allein lernen."

„Mein Kind!" Er legte seine Hand auf des Knaben Lockenhaupt. „Sage mir, was willst du allein lernen?"

„Der Pfarrherr hat uns in der Schule das fünfte Gebot aufgetragen, und wer es morgen nicht sagen kann, der muß aufs Scheit."

„Dich, dich schon will das fünfte Gebot aufs Scheit bringen? Alberner Junge. Gib her das Buch, ich will dir helfen."

Und er las: „Durch das fünfte Gebot wird verboten, sich selbst oder einen anderen zu töten. Denn so spricht der Herr: Das Blut eurer Seelen will ich von der Hand des Menschen fordern. Von der Hand des Mannes und seines Bruders will ich die Menschenseele fordern. Ich sage euch, wer seinem Bruder zürnt, der sei des Gerichtes schuldig!"

Erlefried sagte dem Vater die Worte nach und meißelte mit einem Taschenmesser spielend an einem Holzstäbchen. Er schien an die Worte, die er nachsagte, kaum zu denken, ihn beschäftigte das Stäbchen.

„Du bist zerstreut, Kind," verwies Wahnfred, „was machst du da?"

„Ein Schwert," war die Antwort des Knaben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wahnfred hatte laut, aber bitter aufgelacht, als er in seinem Kinde sah, wie man im Schmieden des Schwertes das Gebot sich einprägt: Du sollst nicht töten! Das ist die Menschheit, so hat sie es immer getrieben, so wird sie es immer treiben. Die Hand frevelt und der Mund richtet. Oder ist es umgekehrt? Frevelt der Mund? Richtet die Hand? — Das scheint besser zu stimmen.

Vom Pfarrherrn kam eine Aufforderung, daß die Leute den Herbstzehent an Korn, Schmalz, Fleisch, Wolle und Flachs in den Pfarrhof bringen sollten. Der Wahnfred hatte ein Schwein geschlachtet und sendete dem Herrn ein schönes Stück des geräucherten Fleisches. Das wäre ein Weg, ihm den Tod ins Haus zu schicken — so war es durch sein Hirn gefahren wie ein Blitz; — aber nicht wie jener entzückende Strahl, der ihm einst das Leben gezeigt hatte. Wahnfred schleuderte den treulosen Gedanken rasch von sich.

Zur selben Zeit war in den Wäldern des Tärn eine Hirschjagd. Die Bauern von Trawies waren als „Treiber" aufgeboten. Etliche von ihnen erhielten Schießgewehre in die Hand; wo ein Wolf oder gar ein Bär sich zeigte, da durfte er von einem Treiber niedergeschossen werden. Auch Wahnfred vom Gestade wurde mitgerufen und erhielt ein Feuerschloß. Etliche Herren aus Oberkloster waren da, denen zur Seite stets der Herr Franziskus ging. Die Trawieser Leute waren höchlich verwundert, als sie sahen, wie freundlich und artig ihr Pfarrherr sein konnte — wie eine Taube, so geschmeidig. „Wenn er seinen Pfarrkindern daheim nur

halb so gütig wäre, wir wollten ihn anbeten," sagte einer der Treiber.

„Der ist ja viel zu demütig, als daß er sich anbeten ließe," spottete ein anderer. „Der will nichts von seinen lieben Pfarrkindern, als einmal tüchtig Prügel."

Der so sprach, er wußte nichts von der Verschwörung in der Rabenkirche.

Um so lebhafter dachte Wahnfred daran, als er im Dickicht lauerte und durch das Gezweige sah, wie dort am Lärchbaum kaum zwanzig Schritte von ihm der Pfarrherr stand. Er war jetzt allein und wartete mit gespanntem Hahn auf den Rudel von Hirschen, der jenseits des Grabens aufgestöbert worden war. Der Lärm der Treiber und der Hunde hallte halb verloren durch den Wald. Wahnfred sah, wie Herr Franziskus vor Begier bebte, und im Auge des Jägers war wieder dasselbe Feuer, wie dazumal auf der Wildwiesen, als er in das Sonnenwendfest hatte hineinschießen lassen.

Auch dem Wahnfred — er hatte in seinem Leben schon manchen guten Schuß getan — zuckten die Finger am Feuerschloß. Wenn jetzt die Hirschen kommen, dachte er, so darf ich nicht losbrennen. Auf Edelwild nicht — nur auf Raubtiere. Auf Raubtiere doch? Das hat er selbst erlaubt. Ei, was dort für ein schöner großer Wolf steht? Er ist aber auch ein Fuchs und hat sich in Schafspelz gehüllt und ist ein Schafhirt geworden. Und führt die Schäflein in den Wald und will sie zerreißen. Wart', Untier, ich schieß' dich nieder. Herr Franziskus . . . Dabei fuhr Wahnfred mit dem Schafte seines Gewehres schon an die Wange — was hast uns oft, wenn der Zehent nicht reichlich hat wollen einlaufen, tapfer gepredigt vom Jüngsten Gericht! In einem Vaterunserlang stehst selber davor. Es wäre mir nicht un-

lieb, wenn du das Vaterunser wolltest beten; ich hab's wohl übernommen, daß ich dich aus der Welt schicke, aber in die unterste Höllen hinab — und du fährst schnurgerade in sie — das ist mir schier zu scharf. Die Ewigkeit nachher, die dauert höllisch lang. Als wie ich das Blut von meinem Knaben hab' gesehen, da hätte ich leicht alle neunundneunzigtausend Teufel auf dich losgelassen, da wär's mir schon eine helle Freud' gewesen, wenn sie dich vor meiner in Fetzen zerzaust hätten. Aber in alle Ewigkeit brennen und braten — das . . . Kerl, du erbarmst mir doch. Ich will dich schon einmal erwischen, wenn es deiner Seelen gelegensamer ist . . .

Es knallte der Schuß des Pfarrherrn. Ein Sechzehnender stürzte nieder — zuerst mit den Vorderfüßen auf die Knie, dann mit dem ganzen Körper auf die Erde, daß der Boden dröhnte.

Wahnfred's Gewehr blieb unentladen. Auf dem Rückzuge, da die Bauern auf Reisigtragen die reiche Beute schleppten, als das Waldhorn erscholl und der Jäger fröhlich Lachen, tat der Bart vom Tärn, der neben dem Schreiner schritt, in dessen Angesicht einen fragenden Blick.

Der Wahnfred antwortete mit einem Nicken: „Laß Zeit!" —

An einem der nächsten Tage brachte Erlefried von der Schule die Nachricht nach Hause, der Herr habe über das fünfte Gebot noch nicht ausfragen können, er liege krank im Bette. Er habe es von einem Kranken mit heimgebracht; im Trasanktale herrsche das Nervenfieber.

Das machte den Wahnfred nachdenklich. Wenn der harte Herr als Opfer seines Berufes fällt, dann bin ich ja frei, und wir sind es alle. Aber, ist unser Haß gerecht gegen

einen Mann, der in der Erfüllung seiner Pflicht zugrunde geht? Nimmer! Nimmermehr, Wahnfred!

Über kurz ging die Kunde — die Leute erzählten es sich mit freudigem Schauer — im Pfarrhofe wäre die Seuche ausgebrochen. Die Magd sei schon gestorben, die Haushälterin sei geflohen — der Herr liege schwer danieder.

Die Hand des rächenden Gottes. Mein ist die Rache! spricht der ewige Herr. Doch — so dachte Wahnfred — wenn die Magd gestorben ist und die Haushälterin geflohen, wer wird in der letzten Stunde bei ihm sein. Er ist doch ein armer Mensch. Einsam versterben . . . Wer erweist ihm das Letzte? —

Da ging er des Weges gegen Trawies. Als er an dem Hause des Baumhackel vorbeiging, schrie ihm der Baumhackel zu: „Gehst ins Wirtshaus, Wahnfred?"

Er gab keine Antwort.

„Der geht zur Koselarztin," sagte die alte Base des Baumhackel. „Er schaut aus so blaß, wie ein Kreuz-Herrgott aus Lehm. Der Wahnfred steckt in keiner guten Haut."



Sie wußten nichts von dem Amte, das er in der Rabenkirche überkommen hatte.

Auf der Brücke, wo der Johannesbach in die Trach fließt, begegnete dem Schreiner vom Gestade der Firnerhans. Das war einer von den Ältesten.

„Wohin so eilig?" fragte der Hans.

Der Wahnfred schritt nahe zu ihm und murmelte: „In den Pfarrhof. Dem Herrn die Augen zudrücken."

Sie schüttelten sich die Hand und jeder ging seines Weges.

„Der ist gescheit!" sagte der Firnerhans zu sich, „der nimmt seinen Vorteil wahr. Der Tod ist im Pfarrhofe ein-

gekehrt. Jetzt geht der Wahnfred hin und sperrt ihn ein, bis da drinnen der letzte Knochen abgenagt ist."

Um die Kirche von Trawies, wo sich sonst immer Leute herumzutreiben hatten, war heute kein Mensch zu sehen. Der Küster war nicht daheim. Nur ein Halbkretin aus dem Hause des Firnerhans stand da und seine langen Arme in die Hosentaschen gesteckt, glotzte er stier die Kirche an und den Mann, der daherging. Er schnaufte und pfauchte, denn er hatte zwei große Halsauswüchse, weshalb er von den Leuten auch der dreiköpfige Osel genannt wurde. Er grinste nun dem Wahnfred zu, dann deutete er gegen die Fenster des Pfarrhofes, legte seine Wange an die Hand, machte die Miene des Schlafens, und schnitt ein weinerliches Gesicht. Das war der einzige Hüter des kranken Herrn. Und selbst der schien nicht zu ihm zu können: der Pfarrhof war verschlossen. Wahnfred pochte lange und heftig, aber niemand kam, um das Tor zu öffnen. Von innen vernahm er nichts als das Ticken einer Wanduhr und — wie ihm scheinen wollte — einmal — zweimal ein angstvolles Aufstöhnen.

„Wenn es so steht, ist der Wahnfred nicht mehr vonnöten!" murmelte dieser. „Man hat den menschlichen Beistand von ihm abgesperrt."

Der Mann wurde noch blasser. Sind das Menschen in Trawies? Dort an der Kirchhofsmauer ragt das Kreuz. Versammeln sie sich nicht zu den Füßen dessen, der gesagt hat: Tuet Gutes denen, die euch hassen! — Es war ein harter Mann, fürwahr. Aber kann denn ein Feind so groß sein auf dieser Erden — wo wir alle sündigen — kann er so groß sein, daß man imstande ist, ihm in seiner Todesnot den letzten Schluck Wasser zu verweigern? Hat ein Bruder wider dich gesündigt, so gehe hin und verweise es

ihm zwischen dir und ihm allein. Ja, ich will es ihm noch sagen, wie schwer er geirrt, daß er als Priester des gütigen Gottes in unserem Sprengel die Liebe zerstört und den Haß erweckt hat. Und will ihm dann verzeihen.

Seit jener Stunde, da Wahnfred im Dickichte nach dem Herrn gezielt hatte und die Barmherzigkeit in ihn gekommen war, fühlte er nicht mehr jenen finsteren Haß gegen den Mann, als früher. Die Tage, die Herr Franziskus nun noch leben sollte, waren ein Geschenk vom Wahnfred; so stand dieser wie eine Art von Schutzgeist zu ihm, und aus diesem Verhalte entsproß die Teilnahme für den Verhaßten. Bald kam es ihm wieder anders.

Da das Tor nicht zu öffnen war, so ging er um das Haus herum und spähte, wie er in das Innere dringen könne. An der rückwärtigen Seite, wo sich die Stallungen anschlossen, in denen die pflegelos gewordenen Haustiere röhrten, kletterte er die Wand empor gegen ein offenes Fenster. Er kletterte hastig wie eine wilde, mordlustige Katze. Als er sich über die Fensterbrüstung hineinschwingen wollte, schauerte er zurück. Der Tod bewachte das Haus. Drinnen im Gange, gerade unter dem Fenster, lag auf langem Brette hingestreckt die verstorbene Magd. Das Antlitz trug Spuren der Seuche, die zu jener Zeit so zahllose Menschenleben hingewürgt hat.

Der Schreiner vom Gestade glaubte in diesem Augenblicke die milde Stimme seines Weibes zu hören: „Wahnfred, kehre um!“ und den Schrei seines Knaben: „Vater, vergiß nicht deinen Erlefried!“ Aber gleichzeitig war ihm, als höre er aus einem nahen Zimmer wieder das klägliche Stöhnen wie vorhin. Mit einem flinken Satze sprang er über die Leiche hinein auf den Boden und ging in die Zimmer.

Zwei derselben waren leer und in zerfahrenem Zustande. Hauspostillen, Spielkartenblätter und Hundspeitschen, Kruzifixe und Jagdgewehre, an der Wand Heiligenbilder und Hirschgeweihe. Geistliches und Weltliches, alles durcheinander. Die zahlreichen Schränke scheinen die Habe nicht fassen zu können, denn auch auf dem Tische lagen Ballen von Schafwolle und Leinwand. Auf dem Betpulte standen zwei Weingläser und lag in einer Schüssel Honigfladen und Weißbrot dabei, als hätte das Gespenst der Seuche die Bewohnerschaft des Hauses gerade beim heiteren Vesperbrot überrascht.

Im dritten Gemache endlich fand Wahnfred den Kranken. Kaum erkannte er in ihm den Pfarrherrn. In eine Ecke des Bettes gesunken lag aufgedunsen und fieberrot das Haupt. Jetzt tat der Kranke die Augen auf — sie lagen schreckhaft tief, aber es waren die strengen, gefürchteten Augen — nur unsteter, nur noch glühender.

„Wer — denn da?“ fragte er heiser. „Ist ja alles davon. Habe ich denn die Pest, daß alles davon ist?“

„Der Wahnfred vom Gestade kommt zu Euch.“

„Leg' ab — leg' ab! — Du bringst doch was?“

„Ich sehe, daß Euch die Heilmittel fehlen.“

„Heilmittel? Die Zehnten sollst du mir bringen, Lasttier!“

Gar mühevoll und verwirrt stieß er die Worte heraus.

„Ich verstehe nicht,“ sagte Wahnfred, der sich heute das erstemal dem Herrn überlegen fühlte, „ich verstehe nicht, wie Ihr in Eurem Zustande noch an irdische Dinge denken könnt.“

Der Kranke wendete sein Gesicht gegen den Besucher, versuchte zu lächeln und sagte: Sterben meint Ihr? Nein,

Trawieser Leut', den Gefallen tue ich euch nicht. Bändigen will ich euch!"

„Mein lieber Pfarrherr," entgegnete Wahnfred, „darüber wollen wir nicht streiten. Des Menschen Leben steht in Gotteshand, und Ihr wisset es so gut als ich, was in der Ewigkeit auf uns wartet. Die Gemeinde Trawies ist christlich, sie wird Euch verzeihen."

Der Kranke wollte sich jetzt aufrichten. „Verzeihen!" röchelte er, „wer hat zu verzeihen? Auf den Beichtvater willst du dich hinausspielen? Des priesterlichen Amtes spotten? — Heide! Heide!" Er sank zurück. Sein Atem ging wilder, sein Auge rollte; bald darauf fiel er in einen Schlummer.

Wahnfred stand da und wußte nicht, was zu beginnen war. Er fühlte Mitleid. Nur den Ausbruch des Fieberkranken hatte er vernommen, nicht den Sinn der Worte. Er wußte und er dachte nichts zu dieser Stunde, als daß ein hilfloser Mensch vor ihm liege. Des Kranken Nacken war eingeknickt, so bettete Wahnfred das Kopfkissen flach, daß der Schlummernde freier atmen konnte. Dann legte er eine Decke, die aus dem Bette gefallen war, über ihn; hierauf öffnete er die Fenster, daß frische Luft hereinströme, und schließlich legte er Holz in den großen Ofen und zündete es an, um die Luft zu reinigen und zu erwärmen.

Als das Feuer knisterte und Wahnfred am Bette saß und an seinen Großvater dachte, den in einer stillen Sommernacht der schwarze Tod dahingerafft hatte, und an die schrecklichen Zeiten, da die „große Sterb" das halbe Land entvölkert hatte, faltete er die Hände und murmelte: „Mein Gott, wenn man's betrachtet, diese Welt ist des Unheils voll! Es verlohnt sich nicht der Mühe, daß man die kleinen Ungerechtigkeiten, die einem von Mitmenschen zugefügt werden,

so ernsthaft nimmt. Was bedeutet eine Wunde am Arm, wenn das Schicksal in Massen schlachtet! Wer das Weltunrecht einst richten wird! O, hüte mich, mein Gott, vor bösem Denken, und gib nur eine Gnade! Nur eine gib uns: daß wir, die gemeinsam leiden, uns gegenseitig beisteh'n!"

„Wasser!" ächzte der Kranke, ohne die Augen zu öffnen, „Wasser!"

Wahnfred erschrak. Er, der in diesem Augenblicke der Herzensregung imstande gewesen wäre, die Leiden der Menschen mit seinem Blute zu löschen, wenn es gefordert worden wäre, er konnte dem Verschmachtenden nicht einmal einen Trunk frischen Wassers reichen. Er müßte auf dem Weg über die Tote und durchs Fenster zum Brunnen hinabsteigen. Er durchstöberte das Haus, er fand Wein, er fand Milch, er fand den Most, den man aus den Wildäpfeln gepreßt hatte, aber Wasser fand er erst, als er mit Gewalt die Tür aufgebrochen hatte, draußen im Hofe.

Der Kranke trank mit Gier.

„Das — das war gut," stöhnte er dann zurücksinkend, „ich danke dir, Kunigunde. Und jetzt — tue mir noch den Gefallen und jage den Schreiner fort. Dieser Mensch will mir nichts Gutes."

Ihr, die mit ihm gewesen war in seinen Tagen der Herrlichkeit und Freude, und die ihn dann, als ihn die Seuche faßte, verlassen hatte, ihr dankte er und den Schreiner wollte er verjagen! So spielt auch in den Fieberträumen der Wahn des Gesunden fort.

Mit offenen Augen, die aber nicht zu sehen schienen, war sein Gesicht, auf welchem Flammenröte und Todesblässe spielten, dem Schreiner zugewendet.

„Nicht wahr," sprach er nun, „du bringst mir das Papier, das dort im Schranke liegt — im Schranke, ja,

in der zweiten Lade. Sie werden kommen und plündern. Diese Schrift dürfen sie nicht finden. — So gib sie her!"

Die letzten Worte waren im Zorn herausgestoßen. Wahnfred öffnete die bezeichnete Lade, dort fand er auf Büchern liegend ein zusammengefaltetes Blatt, das überreichte er dem Kranken.

„Mir?" fragte dieser befremdet, „ich brauche es nicht. Dem Gubernium mußt du es schicken, aber schnell, schnell!"

„Ich werde es tun," antwortete Wahnfred.

Der Pfarrherr versank wieder in einen bewußtlosen Zustand. Wahnfred sann nach, wie hier am vernünftigsten Beistand geschafft werden könnte. Rasch stieg er die Treppe hinab und verließ das Haus. In einem Winkel der nahen Kirchenwand standen mehrere Männer, diese huschten, als sie den Schreiner aus dem Pfarrhofe treten sahen, auf ihn zu und flüsterten: „Ist er hin?"

„Eine Wärterin müssen wir auftreiben," sagte Wahnfred, „er braucht Hilfe. Ich steige zu der Kofelarztin hinauf, daß sie Arznei schicke."

Die Männer stutzten. Uli der Köhler war unter ihnen, der trat vor und murmelte dem Schreiner ins Ohr: „Weißt du nicht, was wir in der Rabenkirche ausgemacht haben?"

„Daran habe ich jetzt nicht gedacht," antwortete Wahnfred. „Der Herr hat die Krankheit von einem Versehgange mit heimgeholt. Man darf ihm nicht bei, jetzt nicht. Er geht ohnehin."

* * *

Es war im Allerheiligenmonat, als Wahnfred Tag für Tag in seiner Werkstatt hobelte und nagelte. Er zimmerte Särge.

Die Seuche hatte sich ausgebreitet und fast jeden Tag

legten sie einen Toten ins Grab. Das mußte ohne priesterliche Handlung geschehen; es geschah, und die Leute sagten: „Schau, es tut sich auch so."

Wahnfred hatte schöne weiße Bretter von Eschenholz in Vorrat; diese bewahrte er für den Pfarrherrn auf. Der Pfarrherr ist er doch gewesen. Auch die heiligen Weihen muß man ehren.

Vom Pfarrhofe kam aber keine Bestellung.

Da wurde jäh die Weichheit des Schreiners gestählt. Wahnfred hatte in seinem Sacke die Schrift gefunden, die er damals am Krankenbette auf den Willen des Fiebernden zu sich stecken mußte. Diese Schrift war an die hohen Behörden gerichtet und mit aller bösen List abgefaßt, die Leute von Trawies als eine verwilderte, aufrührerische und heidnische Bande zu verklagen und die Vollführung von exemplarischen Strafen zu beantragen. Der Verfasser verlangte eine Anzahl Soldaten, die für beständig in den Häusern von Trawies eingelagert würden; er verlangte die Erlaubnis zur Vorenthaltung des kirchlichen Segens bei Todesfällen, so lange die Gemeinde nicht ganz und gar zum Kreuze kriechen würde; er begehrte schließlich, daß die geheimen Rädelsführer, die er entdeckt zu haben glaube, den anderen zur Warnung verjagt und ihre Häuser dem Boden gleichgemacht werden sollten. Unter den Rädelsführern nannte er den Gallo Weißbucher, vulga Feuerwart, den Bart vom Tärn und den Wahnfred vom Gestade.

Wahnfred ballte das Papier in die Faust und schleuderte es ins Feuer seines Herdes. Unwillkürlich hob sich seine Faust. — Verjagt! Die Häuser dem Boden gleichgemacht!...

An demselben Tage ließ der Küster in der Gemeinde eine Ansage ergehen.

Als Wahnfred den bekannten Boten zu seinem Hause

heransteigen sah, lachte ihm das Herz und er blinzelte auf die weißen Eschenbretter hin.

„Gelobt sei unser Herr Jesu Christ!“ grüßte der eintretende Bote mit ernster Miene.

„In Zeit und Ewigkeit, Amen!“ war die Antwort.

„Man hat wohl recht weit da her zu Eurem Hause.“

„Hingegen werdet Ihr auch was Gutes bringen und so lade ich Euch gern zu einer kleinen Labnis ein.“ Wahnfred tat ihm Schwarzbrot vor und Most aus den wilden Äpfeln.

„Des dank' ich Euch, Schreiner Wahnfred,“ sprach der Bote, und langte nach dem Imbiß. „Ich denke auch, daß es Euch wohl gefreuen wird, was ich Euch zu sagen habe. Morgen um die achte Stunde haben sich die Trawieser Leut' in der Pfarrkirche zu versammeln, zum heiligen Gebete des Pfarrherrn wegen.“

„Ist er doch — dahin?“ fragte der Schreiner, beklommen vor Erwartung.

„Daß es Gott verhüte!“ rief der Bote, „außer Gefahr ist er, und für seine Genesung ist ein Dankgebet angeordnet.“

„Lügenmaul!“ fuhr Wahnfred auf, „du bist den Bissen Brot nicht wert, den man dir vorlegt!“

„Da hast ihn wieder zurück!“ sagte der Bote und legte den Schnitten, den er eben hatte zu Mund führen wollen, auf den Laib, „so was ist mir noch nicht passiert, 'leicht wurmt's dich, Schreiner, daß du dich beim Totentruhengeschäft verrechnet hast.“

„Nimm und iß was, Bot'! Was kannst du dafür!“ murmelte nun Wahnfred, da sein jäher Zornesausbruch gedämpft war. „Wärest du an meiner Stell', dir tät' kein Schnitten Brot schmecken —“

Die Labnis und die Pflege, die der Schreiner dem verlassenen Kranken vermittelt hatte, war des Pfarrherrn Rettung gewesen. Der eine wußte das nicht und konnte es nicht segnen; der andere wußte und verfluchte es.

Aber der Herr soll es erfahren, wie der Schreiner vom Gestade Böses mit Gutem vergilt. — Herr Franziskus saß seit der Genesung oft stundenlang brütend in seinem Lehnstuhl. Es war ihm nicht wohl. Eine noch größere Bitterkeit fühlte er gegen die Bewohner von Trawies und gegen sich selbst. Wie hatte die Feindseligkeit, der er in seiner Seele einmal Raum gegeben, ihn verwandelt! Er, dem die kirchlichen Dinge so gleichgültig waren, konnte in ihnen fanatisch sein! Er, der Behaglichkeit und fröhlichen Umgang gesucht, konnte so starr und tyrannisch sein! Der Trotz war's, der unbändige; wer in sich diesen Dämon einmal aufweckt, der bringt ihn nimmer zur Ruhe. Herr Franziskus kannte sich selbst nicht mehr. Oft hatte er sich vorgenommen, es mit Güte zu versuchen, aber sobald er wieder einen der herben Waldgesellen sah, bäumte sich sein Groll auf; er konnte nicht freundlich sein mit diesen Leuten, von denen er glaubte, daß sie ihm übel wollten. Und der Starrsinn wuchs so groß, daß er selbst in dem Wohlwollen, welches ihm mancher doch entgegenbrachte, eine Beleidigung fühlte. Und aus allem zusammen wuchs der finstere Haß.

In solcher Stimmung war es ihm eine Lust, wie wenn er nach dem Tiere des Waldes zielte, jemanden zu verletzen. Dann wieder war's, als müsse er sich rächen dafür, daß man ihn zum Priester gemacht hatte.

Es wurde ihm hinterbracht, wer während seiner Krankheit in sein Haus gedrungen war, das von böswilliger Seite verschlossen gewesen, wer ihm das Kissen weich gebettet unter dem fiebernden Haupte, wer ihm den Schluck Wasser zum

Munde geführt, wer ihm Pflegerin und Arznei herbeigeschafft hatte.

„So?“ sagte der Herr Franziskus, „der Schreiner ist in meinem Hause gewesen? Ja, ja, mir schwant so etwas. Dann, allerdings, dann kann ich mir mancherlei erklären.“

Sonst sagte er nichts, ließ aber den Wahnfred zu sich in den Pfarrhof rufen. Dieser kam, sein Gemüt war schon wieder versöhnlich und weich gestimmt. Er hoffte, daß die schwere Krankheit und was dabei vorgegangen, eine Wandlung herbeigeführt haben würde.

Im Pfarrhofe warteten der Küster und der Schulmeister, und der Dank, den Wahnfred erfuhr, sah wunderlich aus.

Wahnfred trat höflich ein, blieb aber an der Tür stehen und wartete, bis der Herr an ihn herankommen würde. Dieser stand in seinem langen Talare am Fenster und hielt sich mit einer Hand an die Lehne des Stuhles. Sein Gesicht war hager geworden und noch blaß. Mit scharfem Auge blickte er eine Weile auf den Eingetretenen hin. „Na, komm'!“ winkte er endlich, als wollte er mit seinem Finger dem Vorgerufenen den Weg über die Zimmerdielen beschreiben, „komm' näher! Wirst mit meiner Stube doch wohl noch bekannt sein, bist ja vor kurzem erst durchs Fenster hereingestiegen.“

„Die Tür war verschlossen und der Herr war todkrank.“

„Und das war die beste Gelegenheit, mir die Laden auszuplündern, nicht wahr?“

„Jesu Christ!“ stieß Wahnfred heraus und sprang einen Schritt nach vorwärts.

„Hübsch gemach, Schreiner,“ besänftigte der Herr, „wir wollen das ganz in Ruhe —“

„Ich habe die Lade geöffnet, weil Ihr darum ersucht

habt, und habe Euch die Schrift geholt, weil Ihr es verlangt habt."

„Ich hätte es verlangt? Das ist eine Unwahrheit. Ich habe nichts von dir verlangt."

„Ich glaube es, daß Ihr Euch dran nicht erinnern könnt," sagte Wahnfred, mit Mühe sich beherrschend, „Ihr laget im Fieber und ich wußte es wohl, daß Ihr in der Irre waret."

„Und hast es doch getan?"

„Ich wollte Euch beruhigen."

„Wo ist die Schrift?" fragte Herr Franziskus mit grimmigem Blicke.

„Ihr befahlt, daß ich sie zu mir nähm' und den Behörden schicke."

„Und hast du das getan?"

„Ich nahm die Schrift zu mir, Pfarrherr."

„Und hast sie abgesandt?"

Wahnfred antwortete: „Was ich über diese Schrift weiter zu sagen habe, das werde ich ein andermal sagen. Dazu laden wir die Männer von Trawies ein."

Der Herr Franziskus bäumte sich langsam auf und legte seine Arme über die Brust.

„Leute, ich warne euch!" sagte er mit sehr weicher, aber nachdrucksvoller Stimme.

Wahnfred stand vor ihm still und stumm wie ein Baum. Sein Auge richtete er trotzig in die zuckenden Züge des Herrn.

„Ich weiß es," fuhr dieser fort, „ich weiß es, was Trawies will; wir stehen uns zu einem Kampf auf Leben und Tod gegenüber. Schreiner, du hast schon lange den Sarg für mich fertig! — Ich fürcht' mich nicht, ich walte meines Amtes und gehe ohne Wanken den geraden Weg meines

Rechtes. Wer sich mir auf diesem Wege entgegenstellt, der wird zertreten! Euch warne ich noch einmal. Beugt ihr euch nicht vor den Gesetzen, denen die Welt mit ihren Fürsten und Herren untertan ist, dann seid ihr vernichtet."

Wahnfred stand vor ihm still und stumm wie ein Baum.

„Und du, mein lieber Schreiner, gehst heute nicht heim. Ich will dir in Erfahrung bringen, was bei uns zulande mit den Dieben und Einbrechern geschieht. — Führt ihn ab."

Da waren die bestellten Knechte zur Hand. Jetzt war Wahnfred erwacht, dem einen versetzte er einen Faustschlag ins Gesicht, daß er rücklings taumelte; den anderen schleuderte er gegen die Tür hin, den Herrn Franziskus stieß er mit gellendem Fluche vom Fenster zurück und die Scheiben mit einem Schlage zerschmetternd, das lockere Gitter losreißend, sprang er hinaus in den Schnee. —

Gelassen, als ob nichts geschehen wäre, schritt Wahnfred durch das Dörfchen hinab. Man merkte es nicht, daß hier ein Mann ging, dem einige Minuten früher ein Giftpfahl mitten durchs Herz gestoßen worden war. — „Dieb und Einbrecher!" murmelte er, „beim allheiligen Gott! ich habe den Schuß nach meinem Kinde ertragen, aber das ertrage ich nicht —"

In den Scheunen pochten die Dreschflegel, aber sie pochten träge und mit Unlust, denn das erste Körnlein, das aus jeder Ähre springt, springt in des Pfarrherrn Sack. Wohl war es stark vom alten Sandhock, wenn er sagte: „Was beklagen wir uns denn! der Herr kriegt ja den Zehent nicht, den dürfen wir behalten. Er nimmt das übrige."

Da demnach das Arbeiten grämlich war, so ließen die Leute Dreschflegel und Windmühle am liebsten liegen und stehen und gingen ins Wirtshaus. Nur war auch dort keine Lust, wie sonst; die Männer saßen und lehnten und

murrten mit verglasten Augen herum und die Wirtin war unwirsch, so oft sie eine Stumpe Schnaps zu bringen hatte. „Geht heim arbeiten, ist gescheiter.“

„Recht hast,“ antwortete ihr der Sandhock, „aber ich mag nicht gescheiter sein.“

„Und du, Baumhackel, du kriegst gar keinen mehr, du zahlst nicht!“

„Daß ich nicht zahl’,“ entgegnete dieser, „das missest mir so übel auf, aber daß ich kein Geld hab’, das bedenkst nicht. Geh’, Frau Wirtin, so blümelsauber und so ungerecht!“

Im Ofenwinkel saß Roderich der Stromer. Er schwamm in Bitterkeit irdischer Drangsal. Schnaps sehen und keinen kriegen! Ins Gesicht lachte ihm die Wirtin, wenn er um einen bat, denn er mußte eben darum bitten. Er konnte noch froh sein, beim Ofen sitzen zu dürfen. Er brütete wohl über seiner Idee von Kerzen und Jungfrauenhaar und Kreuzotterfett. — Kreuzotterfett wäre schon zu kriegen, aber das andere!? Der Firnerhans hätt’ eine — kann nicht hoch über die siebzehn sein — eine laubfrische Dirn, und so viel still und frömmlich. Auf dem Johannesberg wachst sich auch eine aus. Sie ist allein bei ihrer Alten. Wenn ich die kunnt drankriegen! — Der Wirtin ihre, da draußen in der Küche, der Teufel soll sie holen! Noch ein hundsjung Gansel; da meint man, sie tät’ mit dem vierten Gebot noch nicht fertig sein und dieweil ist sie schon lang’ beim sechsten. Von der einen Haarfetzen hab’ ich leicht derwischt; aber wie einer da auffitzen kunnt! Im Jägerhaus oben — ehevor das Rabenvieh noch ordentlich brennend ist, sind die Leut’ schon munter worden. Zu hart Kräften, daß ich auskommen bin. Aber die Firner-Dirn schon, die Firner-Dirn, und die andere auch. Draußen in der Küche am Herde, wo

die Weibsleute geschäftig Wildbret kochten und schmorten, hockte im Winkel einer, der wisperte: „Pack' ich eine her und reibe ihr den Schnauzbart in die Wange, so wird das ein ketzerhaftes Geschrei sein."

„Ich wag's, meinte ein anderer daneben, „wenn man die Weibsleute mit so einem Bartwisch abscheuert, so poltern sie wie Katzentritt und schreien mit Fischstimme!"

An der Tür stand ein wildfremder Mensch. Der machte einen langen Hals gegen die Wirtin und sagte: „Wie kommt es, daß du soviel Fleisch hast und ich soviel Hunger?" Er sagte es mit stierem Auge.

„So werdet Ihr wohl den Geldbeutel bei Euch haben," gab die Wirtin zurück, die, aus Erfahrung klug geworden, vorher das Geld suchte und dann erst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.

„Den Beutel?" sagte der Fremde. „Auch ihr, Trawieser Leut', fragt nach solchen Dingen? Hab' ich doch gehört, daß die Trawieser — sobald ihnen nur der gestrenge Pfarrherr nicht mehr im Wege stünde — es einteilen wollen auf: Dein Gut, mein Gut!"

„Das Zeug versteh' ich nicht, macht, daß Ihr mir aus dem Weg kommt!" rief die Wirtin und hegte das Feuer und förderte den Braten.

„Ihr werdet es schon verstehen," sagte der Fremde mit einer Miene, die viel bedeuten sollte, „heute stoßt ihr den Armen noch aus diesem Haus, morgen treibt euch er hinaus!" Und er entfernte sich. —

Die Männer und Burschen in der Wirtsstube waren mittlerweile laut geworden. Es war ein Streit entbrannt, der gar keine andere Ursache hatte als die, daß sie streiten wollten.

Sie schleuderten sich gegenseitig Spottnamen zu, in

der Weise, wie boshafte Buben Ballen spielen — zuerst von Hand zu Hand, dann von Nase zu Nase.

„O du schlechter Lotter, du!“ sagte der eine und lachte.

„Behalt du den schlechten Lotter für dich selber — ist gescheiter, sonst heißet du ohnehin nichts.“

„Oh, du brauchst mir schon lang' keinen Namen zu schenken, du Schelm, schau, daß deiner besser wird!“

„Wer sagt mir was Schlechtes nach?! Himmel-Herrgotts-Sackerment, wer kann mir was beweisen?“

„Alle sieben Hauptsünden beweise ich dir, du Lump! Mit welcher soll ich anfangen?“

„Deine Goschen halt', schlechter Wicht! Du hast die Hauptsünden dein Lebtag nicht aus dem Katechismus gelernt — bist zu dumm dazu.“

„Für einen Spitzbuben just ein bissel zu dumm, da hast recht.“

Jetzt fuhr der andere mit seinen Fäusten los. Ein Dritter wollte Frieden stiften — der erhielt die Prügel.

„Wir brauchen keinen Richter!“ riefen sie.

„Laßt Zeit, wenn nur erst der Richter von Trawies kommt.“

„Wir kennen keinen Richter von Trawies! Und wir brauchen keinen.“ Ja, des waren sie bald alle einig, sie brauchen keinen Richter.

„Unser Herr ist Gott im Himmel, und sonst keiner!“

Sie wußten es recht gut, daß Gott im Himmel nicht niedersteigt und den Schelm beim Schopf faßt.

„Kann sein,“ sagte einer der wenigen Sanftmütigen, die noch im Orte waren, „er wartet, bis der Schelm zu ihm kommt. Denn einmal schleicht der Schelm an und winselt: Lieber Gott, ich bin auch dein Kind, ich hab' sie auch mitgemacht, die harte Welt, jetzt mach', daß ich im Himmel

meinen Winkel krieg'. Da wird der Herr seine Arme in die Seiten stemmen und wird sagen: So! — Und der Schelm wird weiter winseln: Schauderlich schlecht ist es mir ergangen auf Erd'. Sündhaft war ich freilich auch, aber ich bereue es und mach' meinen ernstlichen Vorsatz, denn weißt, ich möcht's nun besser haben. — So! wird der Herr wieder sagen, wie schlau du bist! Ich aber sage dir: Früher hast du mich nicht gesehen, jetzt sehe ich dich nicht. Geh' weg, wir zwei sind fertig!"

„Und wir zwei sind's auch!" rief ein stämmiger Bursche und schob den Prediger durch die Tür.

So sah das Holz aus, aus dem ein Teil des Trawieser Volkes gezimmert war. —

Zur selben Zeit ging vom Pfarrhofe her Wahnfred am Hause vorbei und über den Steg gegen den Hof des Feuerwart. In der Wirtsstube erhoben sich einige der älteren Männer und schritten ihm nach.

Der Feuerwart stand vor dem Brunnen seines Hauses und hatte eine Axt in seiner Hand.

„Was willst mit dem Beil?" fragte Wahnfred.

„Hast es du vonnöten?" war das Gegenwort, „sonst mache ich damit den Brunnen frei, er ist vereist."

„Ich bin da, Gallo, daß ich dich frage, ob denn kein Richter mehr ist in Trawies? Mir ist unrecht geschehen. Du weißt, wie ich dem Herrn in seiner Krankheit bin beigestanden. Dafür heißt er mich jetzt Dieb und Einbrecher."

„Da ist dir recht geschehen!" lachte der Feuerwart.

„Wieso?"

„Schau her da. Wenn ich meinen Brunnen vom Eis ersticken lasse und ich verdursten muß, so geschieht mir auch recht, warum bin ich zu saumselig gewesen! So eins gehört!" Er hob die Axt und mit einem wuchtigen Schlage

zertrümmerte er die Säule von Eis, daß die Stücke klingend weithin flogen und der Brunnen frei und frisch in den Trog plätscherte.

„Verstehen kann ich dich wohl,“ sagte Wahnfred, nahte dann dem alten Manne, die Hände auf der Brust: „Bei der himmlischen Seligkeit, ich kann es dir nicht sagen, mein Gallo, du glaubst es nicht, wie schwer das ist, einen Menschen umbringen!“

Jetzt nahten die Männer, die dem Schreiner vom Wirtshause her gefolgt waren.

„Fleißiger, fleißiger, Wahnfred, du stehst im hellen Werktag da und richtest nichts aus!“

Dann stellten sie sich um ihn in einen Kreis und huben an:

„Weißt du es noch, Schreiner, wie lange es schon her ist, daß wir in der Pfarrkirche zusammen gewesen?“

„Glaubst du, daß ihn bei lebendigem Leib der Teufel holt?“

„Laß' mich zufried!“

„Läßt sich denken, daß es dir sauer fällt, aber der Herrgott hat dir's ja gut meinen wollen, wie er die Hand ausgestreckt hat nach seinem Hals. Was fallst ihm in die Hand!“

„Hat das Los gewiesen, daß du bei ihm die Krankenwärterin sollst sein?“

„Sollen wir dir die Feindseligkeiten vorzählen, die er seit seiner Krankheit wieder auf uns geworfen hat? Beim Dankgebet für seine Genesung ist die Kirche nicht voll geworden, das magst dir denken. Solches hat ihn gar zornig gemacht. Der Freiwildin ihrer Tochter hat er das Kind nicht taufen wollen; die junge Mutter soll am Frauentag mit dem Strohkranz in die Kirchen gehen; wie sich das arme

Dirndl abhärmt! Den Gemeindearmen wird für diesen Winter das Brennholz geschmälert, das sie vom Pfarrwald kriegen sollten. Oh, gebt acht, dieser Herr Franziskus ist aus demselben Stein, aus dem man die Hexenverbrenner, die Folterknechte und Kreuziger meißelt."

„Ich weiß es ja," unterbrach Wahnfred, „ich weiß mehr, als ihr selber." Er dachte an die Schrift, die in seine Hand gelangt war und die er in das Feuer geworfen hatte.

„Nun gut, so wirst du dem Elend ein Ende machen."

„Glaubt ihr, das Elend wird ein Ende haben, wenn er dahin ist? Ich glaube es nicht."

„Schlechter kann's nimmer werden. Die hohen Herren müssen sehen, daß die Leute von Trawies stark sind, wie ihre Bäume. Es wird ein Sturm sein, aber dem Wald wird er nichts anhaben; nur der Baum, der einzeln steht, kann brechen. Wir halten zusammen und wehren uns um unsere alten Rechte."

„Und du, Wahnfred, tu' deine Schuldigkeit!"

„Denk' auf den Schwur! Willst du dieses Tyrannen wegen Gott untreu werden? Hat dir deine Mutter niemals die Geschichte erzählt von jenem Mann, der gezwungen worden ist, vom Haupte seines Knaben einen Apfel herunterzuschießen?"

„Und weißt du, wohin er geschossen hat? Auf den Tyrannen!"

„Männer von Trawies! Nur eins möchte ich euch fragen," sagte Wahnfred.

„Was hast du noch viel zu fragen?"

„Geschehen wird's — ohne Frage."

„Wann, wann, Schreiner?" So redeten sie durcheinander.

„Hat's bis Ostern Zeit?"

„Nimmermehr. Bishin wären wir längst verraten und verloren."

„Es ist gut," sagte Wahnfred. „Geht heim, Leute, geht heim und laßt mich allein. In acht Tagen von heut' ist der Frauentag."

„Ist richtig."

„Aber wir gehen in keine Kirchen mehr, sollt ihr wissen, am Frauentag wird in der Kirchen zu Trawies kein Gottesdienst sein."

„Das ist Manneswort, Wahnfred, das ist Manneswort!"

Wahnfred hob die rechte Hand und rief laut: „Sein Blut komme über euch und eure Kinder!"

Dann schritt er davon.

Als er in den Schlittenfurchen des Weges so dahinging und in die rote Sonne blickte, die über dem Waldrücken des Johannesberges niedersank, da hörte er hinter sich ein Trappeln.

Das Töchterchen des Feuerwart — Sela war sein Name — lief hinter ihm drein. Er beachtete es nicht und meinte, die Kleine würde ins Dorf gehen, um dort irgend etwas zu holen; als der Dorfweg rechts über die Brücke abbog, Wahnfreds Steig gegen das Gestade links dem Wasser entlang zog, trappelte das Kind immer noch hinter ihm her. Es war eben nicht winterlich angezogen, das Näschen war rot angelaufen — die feuchten Äuglein drohten einzufrieren auf diesem Gange im kalten Winterabend.

Wahnfred wendete sich nun um und fragte barsch: „Wo gehst hin? Was willst?"

Da streckte die Kleine ihre Arme aus nach seinem Haupte, als ob sie es zu sich niederziehen, als ob sie ihm etwas Heimliches anvertrauen wollte.

So blieb der Mann stehen und neigte sich gegen das Kind. Und jetzt schlang das Mädchen die kleinen Arme um seinen Hals, rasch und keck drückte es einen Kuß auf seine Wange — und lief davon.

Es lief den Weg zurück, den es gekommen war, und Wahnfred blickte ihm nach, solange er es sehen konnte, und er wußte nicht wie ihm war. — So warm ins Herz war ihm dieser Kuß gegangen und seine Seele nahm ihn auf wie eine Schickung. — Wen die Kinder küssen, kann der Mörder sein?

Oder sollte es eine Mahnung, eine Warnung . . .? Die Unschuld hatte ihn noch einmal um den Hals genommen und hatte gefleht: „Ach bleib'! Denke an deiner Kindheit selige Freuden! Denke an das stille Glück deiner Jugend. Die stille Gabe der Unschuld — bis heute hast du sie in deiner Brust getragen. Du kennst das Leiden wohl, aber du kennst das Unglück nicht. Lasse dich nicht irren, was sie Mannestaten nennen, das sind zumeist Lieblosigkeiten, Rücksichtslosigkeiten, Verbrechen gegen die Mitmenschen. Bleibe Kind. In der Gefahr, und wenn die Leidenschaften drohen, ist das Kind stärker als der Mann. Durch die heißen, durch die wilden Wüsten dieser Welt führt zwischen Lilien, Rosen und Myrten, unter Palmenschatten ein stiller Weg — es ist der Weg des Herrn. Den wandle du, er führt weit ab vom Elende der Schuld, dem lieben Herzen Gottes zu."

O, wie diese Gedanken schmeicheln! Hier wäre es freilich leicht, euch zu folgen. Aber dort! Den Tyrannen gewähren lassen? Und meineidig sein, wortbrüchig vor Gott und den Mitmenschen — wäre denn das gut? — Ich habe meine Tat nicht erwählt, sie ist mir zugefallen. Mich hat Gott gerufen. — Ich komme.

Unter solchem Streite seiner Seele schritt Wahnfred

an der Trach dahin, in den Abend hinein. Das Wasser murmelte kaum hörbar unter der Eisdecke, die hin und hin über den Fluß gewachsen war. Eine scharfe Kälte lag in der engen Schlucht und schnitt dem Wandernden ins Gesicht. Er hüllte sich enger in seinen Mantel, er drückte den Hut tiefer in seine Stirn. Der Weg war holperig in seinem gefrorenen Schnee, öde und verlassen. Hoch im Gewipfel krächzte bisweilen ein Rabe; er flog mehrmals über dem Haupte des Wandernden hin — er schien ihn gar zu begleiten. War das einer von der Rabenkirche? Hatte er den Schwur gehört? Mahnt er an die Erfüllung? . . .

Wahnfred trat auf die Eisdecke des Flusses hinaus, sie war weiß überzogen mit jenem moosartigen Reife, der sich in den vorhergehenden frostigen Nebeltagen gebildet hatte und der zart unter seinem Fuße knisterte. Dieser glatte, ebene Weg, aus dem nur dort und da ein bereifter Stein hervorragte, führte ja auch ins Gestade hinaus. — „Ist das Verbrechen schwer, so wird das Eis ja brechen unter meinem Fuß — und es hat ein Ende."

Zwischen den hohen Bergen, deren finstere Lehnen mit ihrem Gezacke der Waldwipfel an beiden Seiten steil emporstrebten, leuchtete der Mond nieder. Er war im halben Lichte, auch die dunkle Hälfte war zu erkennen. So weiß und hell sah er nieder aus der tiefen Klarheit des nächtlichen Himmels. Und hinter dem Wanderer auf der Scholle wankte schwarz und ungestaltig der Schatten.

„Bis Ostern hat es nicht mehr Zeit," sagte Wahnfred, „ich hätte es gern gesehen, daß du früher deine österliche Beicht' abgelegt hättest. Sie wollen dich weg haben; wie es mit deiner Seele steht, danach fragt keiner. O Gott, wie oft wird es geschehen, daß sie an einem Menschen nur den Leib zu töten glauben, während sie auch die Seele in

den ewigen Tod stürzen. Ich bin Christ. — Der, welcher mir anheimgefallen ist, soll seine Sünden mit dem Blute seines Leibes löschen und dann eingehen zum ewigen Leben. — O Mondenlicht, du steigst zum Himmel auf, sage es unserem Schöpfer, daß mein Herz rein ist von bösem Willen. In jenen längstvergangenen Zeiten, da hast du niedergeleuchtet auf einen Hain von Myrrhen und von Palmen. Es war eine Sommernacht und auf den Bäumen waren die Blätter des ersten Frühlings noch nicht gewelkt. Zwei Männer nahen und baden sich in der balsamischen Luft. Sie kommen vom Altare. Sie hatten geopfert. Der eine das Fleisch der Gazelle; er tat's in Liebe und in Demut, und der Herr hat das Opfer in seine Hände genommen. Der andere opferte das Fleisch des Bären und sagte in seinem Gedanken: Herr, siehe, ich gebe dir mehr, als der zu meiner Seite steht. Der Herr aber stieß das Opfer von sich und war zornig. — So schritten sie durch den Hain. Da kamen sie an einen Zedernbaum, und der Mann mit dem Opfer des Bären brach einen kräftigen Ast. — Warum, mein Freund? so fragte der eine. Darauf der andere: Weißt du es denn nicht, daß ich aus den Blättern und Zweigen, die an diesem Aste hängen, einen Kranz flechten will für deinen schönen Nacken? Du Liebling des Herrn! — Und als dieser bekränzt war und in Demut sein junges Auge aufschlug zum Sternenreiche, erfaßte der andere den entzweigten Ast und schlug ihn mit glühender Kraft über das Haupt des Bekränzten. Still sank der Erschlagene auf das tauende Gras. Der andere aber breitete mit geschlossenen Fäusten die Arme aus und schrie mit gellender Stimme gegen Himmel: Ist dir dieses Opfer auch nicht gut genug? . . .

„Nein, mein Ewiger!" fuhr Wahnfred aus seinen Träu-

men auf, „so opfere ich nicht. Ich bin ohne Haß und Neid, ich sende den, der hier auf Erd' nicht zu deiner Ehre wirken kann, ins Heimatland, wo du ihn aufnehmen wirst in deiner Erbarmung."

So schritt er hin, die Eisdecke aber blieb fest und wankte nicht. Bei einer Wendung des Flusses hatte sich der Mond hinter den Waldrand verborgen; in der Schlucht war es düster und nur auf den Lehnen lag der blasse Schleier des Lichtes.

Wahnfred betete:

„Selig der Mann, der nicht wandelt nach dem Rate des Bösen, sondern seine Lust hat an den Gesetzen Jehovas!

Merke auf die Stimme meiner Tat, o mein König und mein Gott, denn du bist kein Gott, der Freude hat an der Bosheit.

Die Frevler bestehen nicht vor deinen Augen; o leite mich in deiner Gerechtigkeit, ebne mir den Weg, der Feinde wegen.

Denn nichts Wahres ist in ihrem Munde; laß ihre Schuld sie tragen, o Gott; wegen der Menge ihrer Verbrechen stürze sie.

Denn es rühmt sich der Böse der Gelüste seiner Seele, und der Habsüchtige lästert Jehova!

Des Fluches voll ist sein Mund, und des Truges und der Bedrückung.

Auf, Jehova! Gott! erhebe deine Hand, vergiß nicht der Leidenden!

Entzünde mich mit dem Feuer deines Zornes, o Herr, zu werfen den Missetäter in die Flammen der Vergeltung!"

„So betete ja auch er," fuhr Wahnfred fort, „der Harfenspieler und der Sänger. Er saß zu den Füßen des kranken Königs Saul und erheiterte ihn mit Hirtenliedern

aus seinen fröhlichen Auen. Da nahten die Feinde und ein Riese war unter ihnen, der forderte einen zum Zweikampf. Sie standen zurück, die Waffengeschmückten. Da stand der kleine Hirt und Sänger auf und sprach: Wenn sonst keiner ist, den Frechen zu züchtigen, so will ich es sein! — Sie spotteten seiner. — Der Hirtenknabe ging hin und tötete den Riesen. — Heute sitzt er in Zion unter den Heiligsten der Heiligen."

Da Wahnfred in solchem Sinnen über die berückenden Schriften der alten Dichter an zwei Stunden gegangen war, weitete sich das Tal; er sprang ans Ufer und war im Gestade.

Von seinem Hause grüßte ihn aus dem Fenster der rote Schein des Herdes entgegen. Der Mond hatte einen milchigen Kreis um sich; von den Bäumen fielen knisternd die zähnigen Eisrindchen und auf der Trach sprangen in derselben Nacht krachend die Schollen.

Am anderen Morgen war es schon licht — und wie spät lichtet sich's im Dezember! — als Wahnfred noch im Bette lag. Der Kienspan, den das Weib des Schreiners in den Leuchthaken der Werkstatt gesteckt hatte, weil der Meister zu solcher Jahreszeit auch vor Tags zu arbeiten pflegte — war unangezündet geblieben.

Das Weib schlich schon eine Weile besorglich ums Lager herum, und als sie ihren Eheherrn nun erwacht sah, fragte sie ihn, ob er krank sei. Er habe in der Nacht unruhig geschlafen, er habe laut im Traume gesprochen.

„Im Traum? Was habe ich gesagt?" fragte Wahnfred.

„Das Eis bricht ein! Hast du ein paarmal aufgeschrien. Hast du es denn wahrgenommen? Das Wetter hat umgeschlagen, das Eis bricht auf der ganzen Trach."

„Bricht's?" fragte Wahnfred und erhob sich aus dem

Kissen. „So schwach war die Scholle! Weib, den ganzen Weg von Trawies her bin ich auf der Trach gegangen."

Erschrocken sprach die Hauswirtin, „jetzt weiß ich's, weswegen mir gestern auf die Nacht so angst und bange ist gewesen."

„Du, Weib," sagte nun Wahnfred und streckte die Hand aus, „auf der Wandstelle dort liegt der Kalender, lange mir ihn herab."

Sie tat's, und als sie das Büchlein aufschlug, um ihm den Monat Dezember bereit zu blättern, war sie verwundert und sagte: „Mann, das ist richtig wahr, du wirst alleweil leichtsinniger in christlichen Sachen. Jetzt hast du nicht einmal deinen Osterbeichtzettel im Pfarrhof abgegeben. Schau, da liegt er."

„Ja, ja, ich seh' ihn wohl. Er wird ein verjährter sein."

„Wo man hinschaut," sagte sie, „es ist überall ganz anders, als wie sonst."

„Ja, die neuen Zeiten! Wirst dich noch verwundern, Weib. — Jetzt kannst schon wieder gehen."

Sie verließ zögernd und kopfschüttelnd sein Bett. Wahnfred sah in den Kalender: „Heute ist der erste Adventtag und das Fest des heiligen Bischofs Eligius; der war anfangs Goldschmied, nachher ist er Büßer geworden, hat ein härenes Gewand angezogen und gegen die Ketzer gestritten. Der taugt nicht. Morgen, als am zweiten Tage, begehen wir das Gedächtnis der heiligen Jungfrau Firmina. Sie war eine Römerin von großer Leibesschönheit, und als sie der Landpfleger hat umarmen wollen, sind ihm durch Gottes Allmacht beide Arme lahm geworden. Hierauf hat sie der Kaiser Diokletian der Kleider entblößen und mit brennenden Fackeln sengen lassen, bis sie den Geist aufgegeben. Mag sein, daß sie eine Beisteherin ist in der Not, bei meiner

Sach' hat sie nichts zu tun. — Als am dritten Tage begeht die Kirche das Fest des heiligen Franziskus Xaverius. Der hat die Wilden zum Christentume bekehrt, ist ein heiliger Mann gewesen und hat sich selbst gegeißelt. Das ist sein Namenspatron, der möchte sich wohl seiner zu früh annehmen. — Als am vierten Tage ist das Gedächtnis der heiligen Jungfrau Barbara. Sie ist von den Heiden gemartert und enthauptet worden; sie gehört zu den vierzehn Nothelfern und ist die Schutzpatronin für Sterbende. — Das ist die Rechte. Sie wird ihm beistehen und seine Seele nehmen."

Die Hand mit dem Kalender ließ er sinken, am Kissen lehnte sein Haupt mit geschlossenen Augen — es schien, als schlummere er wieder . . .

Plötzlich erhob er sich und sprach: „Gut, gut, jetzt bin ich fest. Also am vierten Tage im Advent." —

An demselben Tage, da dieses morgens war, sprach der Schreiner den Boten an, der von Neubruck bisweilen in die Gegend kam, ob er nach Trawies hineingehe?

„Wohl, wohl, habe beim Kirchenamt zu tun."

„Wollte der Bot' so gut sein und für den Herrn was mitnehmen?"

„Wenn's nicht schwer ist; Ihr seht, ich gehe nicht mehr auf meinen ersten Füßen."

„Es ist Geldsach'."

„Nachher kann's nicht schwer sein."

„Da, im Papier wär's — funfzig Schinderlinge sind's — daß am Barbaratag eine Rorate*) gelesen werden sollt'."

„Eine Rorate," meinte der Bote, „kann nicht herausgeben."

---

*) Adventmesse vor Tagesanbruch.

„Krieg' nichts heraus."

„Kostet ja nur zweiunddreißig."

„Unserer liest sie nicht unter funfzig."

„Ist recht, will's schon ausrichten und von wem denn?"

„Kennst mich nicht? So brauchst es auch nicht zu sagen, wer das Geld schickt. Sag' nur frei: Jemand läßt am Barbaratag eine Rorate lesen für eine gewisse Person, auf die Meinung um eine glückselige Sterbstund'."

„Will's schon ausrichten." Der Bote ging seines Weges.

Wahnfred blieb stehen und sah ihm nach und dachte bei sich: Mehr kann ich nicht mehr tun. —

Wenn er am Altare steht und die Messe liest und das Opfer der Versöhnung begeht mit seinem Gott, und wenn er das Brot bricht zum Gedächtnisse und aus dem Kelche trinkt und auf die Brust schlägt in Reue und Leid; und wenn er der Toten gedenkt und der Sterbestunde der gewissen Person, derentwegen das Meßopfer verrichtet wird; und wenn er sich noch einmal mit ausgebreiteten Armen zum Volke wendet: Der Herr sei mit euch: so wird das wohl der beste Augenblick sein, in dem ihn Gott abruft . . .

Am zweiten Tage im Advent arbeitete Wahnfred in seiner Werkstatt, wie er es gewohnt war. Daß er so blaß war und bei Tische nicht essen wollte und nicht sprechen, das bekümmerte sein Weib. Sie wollte zu der Kofelarztin schicken.

„Kofelarztin!" lachte Wahnfred auf. — Dann sprach er unwirsch: „Wer kann mich zum Essen zwingen und zum Schwätzen?" und ging davon.

Am dritten Tage im Advent rief er den Erlefried. „Ich brauche dich, Knabe."

Sie gingen zum Schleifstein. „Faß' den Hebel, Erlefried, du mußt mir treiben."

Der Knabe trieb den radförmigen Stein, der auf seinem Schragen in einer Mulde voll Wasser lief. Wahnfred hielt die Schneide eines breiten Beiles an den Stein.

„Gehst du Bäume fällen, Vater?" fragte der Knabe.

Wahnfred sagte: „Schwatz' nicht und treib'!" Er preßte die schwere Axt so fest auf den Stein, daß die schwachen Ärmchen des Knaben kaum imstande waren, ihn zu drehen.

Endlich war die Schneide des Werkzeugs scharf, daß sie wie Silber blinkte. Die Axt, die nach vorne und nach rückwärts sich weitaus in zwei scharfe Spitzen schweifte, hatte einen kurzen Stiel aus Ahornholz, und der Hals, womit sie an diesem Stiele saß, war aus dickem, schwerem Eisen, das weiter gegen die Breite hin ein durchbrochenes Kreuz hatte. Durch dieses Kreuz hing sie nun Wahnfred hoch an einen Nagel der Wand.

Gegen Abend fettete das Weib ihre Schuhe ein.

„Willst du ausgehen?" fragte Wahnfred im Vorüberschreiten, „und wohin denn, jetzt mitten in der Wochen?"

„Ich sehe wohl, Mann, daß du an gar nichts mehr denkst," antwortete sie mit leichtem Vorwurfe, „der Christenmensch sollte doch auf den heiligen Barbaratag nicht vergessen."

„Der ist morgen, ich weiß es."

„So wird wohl eins müssen in die Kirchen gehen."

„Meine gute Eh'wirtin," sagte er, „bleib' du morgen daheim. Du siehst, es schneit, und über die Nacht kann's den Weg verwehen."

„Der Weg zum Himmel ist niemalen der schönste, muß man sich denken."

„Kirchengehen macht nicht selig."

„Aber Kirchenmeiden macht verdammt."

„Ist wohl richtig. Nur auf das Haushüten muß man nicht vergessen.“

„Wenn du daheim bist, mag eins wohl ohne Sorg' sein.“

„Ich bin morgen nicht daheim,“ sagte er, „ich muß früh fort. Und weil ich nach Trawies hinein muß, so kann's wohl sein, daß ich selber in die Meſſ' gehe. — Ich denke, Weib, wenn ich in der Kirchen bin, so wird es genug sein.“

„So ist es mir auch recht.“

„Ich stelle die Uhr sicher. Wenn du wach bist in der Nacht und du eins schlagen hörst, so wecke mich.“

„Wahnfred, was willst du um Mitternacht?“

„Wenn es eins schlägt, so wecke mich!“

* * *

Auf dem Rockenberge, gegenüber den Wänden des Trasank, stand das Haus des Rockenpaul. Vom Rockenpaul weiß die Geschichte zu erzählen, daß er einen bildschönen leblustigen Knecht hatte.

Schöne Leute verläßt Gott nicht! Das ist heute richtig und war damals richtig, und vom Simon ist zu sagen, daß ihm seine Schönheit und Leblustigkeit — freilich nur einstweilen — den Hals gerettet hat.

Zur Winterszeit, wenn die Tage kurz und die Nächte lang sind, werden auf dem Rockenberge und auf allen anderen Bergen junge Männer übermütig. Der Haushahn kräht wie sonst des Morgens zum Dreschen wach; aber der Simon sagt zu sich selber: „Heute dresche ich das Stroh mit Menschenfleisch!“ und strampelt auf dem Schaubbette lustig seine Beine aus.

Der Hahn schweigt. Da kräht endlich der Hunger. Wenn das ist, so wird der Simon im Gottesnamen auf-

stehen. Und husch läuft er in seiner Leinwandhose schon über den Hof und in die Küche, wo die Weibsleute — wie es vor Feiertagen der Brauch — mit Waschen und Scheuern und Greinen alle Hände und Mäuler voll zu tun haben.

Ja, da kommt er ihnen just recht, der Simon, daß er ihnen im Wege steht! Fürs erste sieht er: das Frühstück ist noch nicht fertig; im Advent ist dreimal die Woche Fasttag. Hingegen wenn Weihnachten kommt, da ist Faßtag.

Er setzt sich auf den Herd, hält Schweinefett über das Feuer und fettet damit seine Stiefel ein.

„Schaden tät's dir nicht, Simon," erinnerte von den Weibsen eine, „wenn du deine auswendigen Hosen einmal wolltest anziehen."

„Zwischen dem Herdfeuer und den Weibsleuten ist's ohnehin schön warm," antwortete der Schalk.

„Soll etwan gar ein Bissel dämpfen? wart'!" ruft eine und spritzt ihren Waschfetzen gegen ihn aus.

„Du, das wird dir heimgezahlt!" lacht der Simon und flüchtet sich, aber nicht weiter, als bis in den Ofenwinkel.

Morgen ist der Barbaratag, da geht man in die Kirche. Nicht uneben, daß es ihm einfällt, weil Zeit dazu ist, so könnte er sich den Bart rasieren. Das Zeug dazu hat er bald beisammen. Nun bläst er die eingeseiften Backen auf und, um die Haut in ihre nötige Spannung zu bringen, zerrt er den Mund bis ans Ohr hinüber; ein Auge drückt er zu, mit dem anderen lugt er zu den Weibsleuten hinüber und denkt: Laßt nur Zeit, eine krieg' ich! Den Schnurrbart läßt er stehen, denn wenn er zum Lisele kommt, das nagt gern daran. Die beiden Schöpfe unter den Ohren verbleiben auch, die geben ein Ansehen, sowohl nach der linken, als auch nach der rechten Seite hin. Nun frägt

sich's noch um das Schöpfchen an der Unterlippe. Manche haben es gern, andere haben den Aberglauben, Männer mit solch einem Zwickelbart hätten keine „Schneid". In dem Falle! Er spannt die Unterlippe über die Zähne hinein und — schnucks! ist das Schöpfl weg.

„Bring' mir eine kaltes Wasser!" befiehlt nun der Simon. Und bald steht vor ihm ein Zuber voll frischen Brunnenwassers, in dem noch die Eisstückchen schwimmen.

Er entkleidet sich den Oberkörper und windet das Hemd strickartig um die Hüfte, daß er anzusehen ist wie der „heilige Sankt Veit", der solchergestalt in der Trawieser Kirche in einem Kessel sitzt.

Was der Bursche für einen prächtigen Brustkorb hat! — Ja, ihr Weibsleute, das ist Gott Vaters Korbflechterarbeit!

Nun beugt sich der Simon und fährt mit dem Kopfe mitten ins Wasser hinein. Jetzt hört und sieht er nichts, und wenn er sich wieder aufrichtet und das Wasser von seinen Lockenschlangen niederrieselt, wollen wir es nicht verraten, was die Weibsleute mittlerweile gedacht haben, denn die Weibsleut' auf dem Rockenberge und auf allen anderen Bergen denken bisweilen laut. Der Bursche packt sich hierauf an Nacken und Brust und wäscht und reibt mit aller Kraft, daß man bis zu den Scheuerinnen hin seine Atemstöße hört.

Ist das getan, so schafft eine der Mägde das Wasser wieder davon, kann's aber nicht lassen, mit dem Finger ein wenig hineinzustupfen.

Schier warm ist es jetzt. Was er für eine Hitze haben muß!

Der Simon fühlt sich neugeboren, wie Adam vor Zeiten, da er den Lehmstaub von sich abgeschüttelt hatte. Und

wie er an die bewußte Rippe denkt, fällt ihm der Spaß des Trawieser Schulmeisters ein. Wenn, sagt der Schulmeister, eine Männerrippe ein Weib bedeutet, so ist jeder Mann für zwölf Weiber zur rechten Hand und für zwölf Weiber zur linken Hand geschaffen, denn er hat an jeder Seite soviel.

Das sagt der Trawieser Schulmeister, so schon der einen, die er hat, ausweicht.

Und was sagt der Simon dazu? Na, der will einstweilen etwas essen.

Weil draußen unwirtlich Wetter ist und im Kachelofen die Scheiter so prächtig knistern, so setzen sich nach dem Essen der Rockenpaul und sein Knecht zum Kartenspiel. Für jeden ist es leicht zu spielen und schwer zu gewinnen, denn jeder kennt die Karten von vorne und von hinten.

Es wäre ja doch eine Schande, wenn einer seine besten Freunde auf der Welt nicht auch von rückwärts erkennen sollte!

Sie spielen um Haselnüsse, die sie dann am Abende gemeinsam mit den Weibsleuten aufknacken.

Das Weib des Rockenpaul hat heute auch noch etwas anderes zu tun. Es ist der Barbaraabend. Da bricht man draußen am Wildkirschbaume ein Zweigl und frischt es in der Stube ein. In der Christnacht werden an diesem Zweige schneeweiße Blüten sein.

„Wenn morgen die heilige Barbara ist,“ meinte an diesem Tage nun der Rockenpaul, „so muß wer in die Kirchen gehen.“

„Es ist gar keine Freud', jetzt in die Kirchen zu gehen,“ sagte die Hausfrau, „wenn ein solcher Mensch beim Altar steht.“

„Ich höre, es ist eine Rorate gezahlt für eine selige

Sterbstund'. Ist der Pfaff wie der Will', Meßopfer bleibt Meßopfer. 's muß wer in die Kirchen gehn."

„Gehen will ich schon," sagte der Simon, „aber anders, als wie in einer Hand den Rosenkranz und in der anderen den Schlagring, geh' ich zu Trawies nicht in die Kirchen."

„Närrisch, wirst doch nicht raufen wollen!"

„Kommt er mir nur einmal unter die Hand! Der schreit mir nimmer!"

Sie wußten, wen er meinte und schwiegen still. Wenn von ihm die Rede war, da konnte selbst der lustige Simon wild werden.

„Mir ist nicht zu trauen!" murmelte er und stand vom Tische auf, „in Glaubenssachen versteh' ich keinen Spaß. Jetzt geh' ich am vorigen Sonntag zu der Adventbeicht' und bin nu' schon das drittemal nicht losgesprochen. Kann er's nicht, so soll er sich nicht hineinhocken. Da verstehe ich keinen Spaß. Mir ist nicht zu trauen!"

Am nächsten Morgen pochte der Paul mit der Weckstange an die Kammertür des Knechtes. Es war noch früh vor Tags und der Simon hatte gerade einen unterhaltsamen Traum angefangen. Fast reute es ihn, daß er den Kirchgang zugesagt hatte, aber, dachte er, eine selige Sterbstunde ist auch nicht zu verschmähen und drunten beim Schummelzenzhäusel trink' ich einen Schnaps. So sprang er aus dem Bette und zog sich flink an. Noch verzehrte er das warme Hafermus, das für ihn bereitet worden war, und machte sich dann auf den Weg.

Schneegestöber flog ihm an die Wange, als er vor die Türe trat, und der Weg war verschneit und verwindet. Mit Mühe arbeitete er sich hinab zum Rockenbach; dem Wasser entlang unter dichtästigen Bäumen ging es besser. Nach einer Weile roch er den Rauch eines Kohlenmeilers.

Es war der Meiler, der für die Zeugschmiede in Trawies die Kohlen lieferte. An der Kohlstatt stand das kleine Haus des Schummelzenz, der mit seiner Tochter die Köhlerei besorgte. Aus dem Fenster schimmerte Licht. „So ist der Zenz schon wach und ich trinke meinen Schnaps.“

Er trat in die Vorlauben und machte die Türe auf. Weiche Wärme wehte ihm entgegen, im Stübchen brannte auch eine Ampel.

„Grüß' dich, Zenz!“

Aber der Zenz ist gar nicht da. Hingegen seine Tochter, die rotlockige Han, steht vor einem blanken Scheibchen und flicht einen Haarzopf. Ihr Nacken ist bloß, das Hemd legt sich zart über die Achseln und über den jungen Busen.

Der Simon steht da und taucht sachte die Tür hinter sich zu. Sie wendet sich nicht nach ihm um, sie sieht's im Scheibchen, wer hinter ihr steht. — Wenn sie nicht just vorhin an ihn gedacht hätte?

„Han!“ sagte er, „so früh schon auf der Höh'?“

„Das ist gewiß. Früh aufstehen und früh freien, tut niemand reuen.“

„Das sag' ich auch.“

„Was willst denn?“ fragte sie, hatte aber noch immer keinen Blick für ihn.

„Dein Vater, wenn er da wäre. Einen Schluck Branntwein möcht' ich haben.“

„Mein Vater ist schon fort in die Kirchen.“

„So tust du allein haushüten, Han?“

„Freilich. Und der Simon will gewiß auch in die Kirchen gehen; da hat der Simon die höchste Zeit. Es hat der Hahn schon einmal gekräht.“

„Wenn das ist, bleibt's noch drei Stunden finster.

Und wie es jetzt unsicher ist in der Nacht. Han, ich lasse dich nicht allein."

„Bedank' mich," war die Antwort, „so ein Wächter möchte nicht viel anders sein, als wie wenn man den Fuchs an die Hühnersteigen wollte stellen."

„Aha! wie du's gleich merkst! Um so besser. Heute bleibe ich da bei dir, und was mir schon lange anliegt, das sage ich dir. Früh freien, tut nit reuen. Hast es selber gesagt."

„Ist so ein Sprichwort."

„Ist das meinige, Dirndl, du mußt meine Liebste sein!" Er nahm ihr Köpfchen zwischen seine Hände.

„Du herziger Schatz, so schau' mich an!" Sie schaute ihn an, den schönen, kecken, leblustigen Burschen.

„Schlenkere doch deinen Janker erst aus, du ungeschickter Bub', du machst eins ja über und über naß!"

„Hast recht." Er warf das Kleid von sich, daß im Sack die Haselnüsse knackelten, die von gestern noch darin waren.

„Hast Nüssen bei dir?" frägt sie.

„Kann wohl sein, Dirndl. Magst ihrer?"

„Bin ihnen nicht feind."

Er macht sich bequem, als wenn er daheim wäre.

„Ein Feiner tät' erst fragen," meint sie.

„Fragen?" sagt er.

„Ob er dableiben darf."

„Auf die Feinen habt ihr Weibsleute kein Geschatz. Ich bin so: um das, was mein gehört, bitte ich nicht lange."

„Ja, glaubst du, daß dieses Stübel dein gehört? Ha, da müßte ich lachen! Daß ich dir's recht sag', Simon, wenn ich einen Burschen haben wollte, so wärest du nicht der letzte — aber ich brauche keinen."

„Dirndl, verred's nicht! Verredetes (verschmähtes) Brot wird viel gegessen."

„O, Närrlein! wenn ich alle essen müßte, die ich mir schon verredet hab'! Da möchte mir wohl grausen."

„Mehr als einen möchte ich freilich nicht raten. Aber einer taugt. — Gelt, ich darf anzünden?"

Er brannte am Ofenfeuer seine Pfeife an und murmelte ins Rohr hinein: „Los spricht er mich sowieso nicht, geht's nachher auf eins."

Der Hahn krähte das zweitemal.

„Wenn du schon nicht fortgehen willst," sagte die schöne Köhlerin, „so mußt mir, dieweilen in der Kirche Rorate ist, die Litanei beten helfen."

„Ei freilich, versteht sich. Beten, das gehört sich."

„Bist gleichwohl durch und durch ein liederlicher Bursch', so ist doch wenigstens eins an dir: daß du ein guter Christ bist."

„Schon gewiß auch noch! Nur möchte ich dich fragen, Schatz, tun wir uns vor der Litanei gern haben oder nachher?"

Jetzt wendete sich die Han zu ihm und während sie noch die Arme hinter das Haupt erhob, um das Haar — das schwere, weiche, rotschimmernde Haar — zu binden, so daß die junge geschmeidige Gestalt in ganzer Schönheit vor ihm stand, sagte sie folgende Worte: „Mein lieber Simon! Dich hat heute kein guter Geist in das Stübel geführt. Wenn du jetzt gehst, so ist es noch früh genug. Jetzt bist dazu noch stark genug und jetzt wissen wir es noch alle zwei — daß es nicht sein darf. Jetzt, Simon, spielst noch mit dir selber! Steht nicht lange an, so bist nimmer Herr über dich. Und ist's vorbei, nachher magst nit mehr in der Schummel-

zenzhütten zusprechen; wirst vom Rockenberg bis zur Kirchen hinaus allemal den Umweg über die Wildwiesen machen, weil du ihr nimmer begegnen magst, derselbigen, die dich heut' nit hätt' fortgewiesen. Schon morgen, schon heut', wenn die licht' Sonnen scheint, täte es dich gereuen, Simon! Nach mir frage ich nicht und mir wird's zum Verderben sein, daß ich dich allzugern habe. Nur deinetwegen ist's, daß ich dich jetzt recht schön bitte: Geh' in die Kirchen!"

O, du unerfahrenes Herz! Öl ins Feuer waren deine Worte — für ihn — für dich. Er hört nur ihrer Stimme Klang. Der Reiz ihrer Gestalt entfacht von Augenblick zu Augenblick lebhafter das Feuer. — Zuckend ausstrecken sich die Muskeln seiner Arme und plötzlich reißt er sie an seine Brust. Wie Wachs fließt sie hin vor der Glut seiner Küsse.

Noch einen Moment zuvor, als das Auge ihr vergeht, spiegelt sich in ihm ein Schein vom Fenster her. „Der Meiler brennt!" sie kann es nicht mehr stammeln . . .

Und im Meiler, der gebaut worden war aus kernigem und harzigem Gestämme des Waldes, ist das Feuer losgebrochen. Züngelnd, matt zuerst, blau wie ein Irrlicht, dann heller und lebendiger schlägt die Flamme aus der schwarzen Decke, immer weiter im Kreise rieselt die Hülle ein, immer weiter und tiefer wird der glühende Pfuhl und brüllend lodern die Flammen empor. Die umstehenden Stämme des Waldes sind rot, die Schneeflocken zittern wie Rosenblätter nieder und rasch aufwirbelt Rauch mit den springenden Funken.

Das drittemal kräht der Hahn.

„Feuer!"

Der schöne Knecht des Rockenpaul stürzt hinaus. Da sind schon zwei Männer aus dem Blockhause der Holzer vorhanden, den brennenden Meiler zu dämpfen, mit Schnee

und Kohlenschutt das Feuer wieder in sein Innerstes zu verschließen.

„Ei du! wer ist denn da aus der Hütten gesprungen?“ sagt einer der Holzer.

„Saureiter will ich heißen, wenn das nicht einer vom Rockenberg ist gewesen. Ist sicherlich der Alte nicht daheim.“

„Nachher ist's kein Wunder, daß der Meiler losbrennt.“

„Fangen wir ihn!“

„Es gilt!“

Sie liefen durch Dunkelheit, Wald und Schnee dem Fliehenden nach. Der Simon weiß es wohl, er ist keine Verantwortung schuldig, wenn er da drinnen bei der Köhlerin eine Stumpe trinkt, aber wenn es nicht laut wird, um so besser. Jetzt — wie sehr zu seinem Geschick! — stolperte er über einen niedergebrochenen Baumast, stürzte und die beiden Holzer erhaschten ihn lachend. Mit brennendem Schwamm leuchteten sie ihm ins Gesicht.

„Der Rockenpaulknecht!“ riefen sie, „was laufst denn? Auf unser Stillsein kannst dich verlassen.“

Sie ließen ihn stehen. Er schüttelt den Schnee aus seinen Falten, gewahrt dabei in der Tasche den Rosenkranz und sagt zu sich selber: „Na, den hast heute auch vonnöten gehabt.“

Er ging dem Rockenberge zu; durch das Schneegestöber graute der Morgen. —

Wie ganz anders als am Rockenbache hat sich die Barbararorate an der Trach vollzogen!

Aus den Tälern und von den Bergen waren zur nächtlichen Stunde die Kirchengeher herangekommen — die meisten sich den stundenlangen Pfad mühsam bahnend, der einige Minuten nach ihnen wieder verweht war. Um die alten,

sausenden, krachenden Bäume tanzten die Wirbel des Schneestaubes, und auf freier Heide mußten die Leute sich mit Gewalt anstemmen gegen den Sturm und ihre Mäntel über das Gesicht werfen, um atmen zu können.

Mancher verlor in dem wirbelnden Grau die Richtung und irrte fluchend oder betend im Schnee umher und viele haben am Morgen dieses Barbaratages gemeint, es wäre „ihr letztes Ende".

Nun standen oder huschten sie um die Kirche herum.

Die Leute sahen aus wie wandelnde Schneemänner und auf den schneelosen Stellen des Erdbodens klangen ihre gefrorenen Stiefel.

Jeder, der des Weges kam, hastete der Kirchentüre zu und jeder drückte vergeblich an der Klinke — sie gab nicht nach, die Kirche war verschlossen. Aus den schmalen, hohen Fenstern schimmerte flackernd der rote Schein des „ewigen Lichtes".

Durch die Turmfenster sauste der Sturm, so daß hörbar die Glocken schrillten.

Die Stunde der Rorate war schon da, die Leute wurden ungeduldig und schlugen dem Küster das Fenster ein, daß er aufwache.

„Verdammtes Volk da draußen!" rief der, „als ob ich nicht seit erstem Hahnenschrei schon wach wäre! Kann ich was dafür, daß der Herr die Kirchenschlüssel hat?"

„So hole sie, du alter Großnarr. Sind wir deswegen zur Barbaramess' in Wind und Wetter dahergestiegen, daß wir hier vor der Kirchen sollten starr werden? Schau das Weibel da! 's ist schon gar nicht mehr bei sich selber, über und über erfroren; wir rennen dir die Tür ein, Küster, wenn du nicht aufmachst!"

Der Küster lief in den Pfarrhof.

„Was ist denn heute los und ledig?" rief der Herr Franziskus aus seinem Zimmer.

„Die Leute wollen in die Kirchen."

„Was haben die Leut' zur Nachtzeit in der Kirchen zu suchen?"

„Herr, es ist schon sechs."

„Laßt mich in Ruh' bei solchem Höllenwetter. Die Leute sollen heimgehen; es ist schon gut."

„Möchte es ihnen wohl sagen, Herr, aber die Rorate ist bezahlt."

„Gib ihnen den Bettelpfennig zurück. Ich will mir nicht meine Gesundheit wieder untergraben."

„Hört doch, sie schreien schon. Um Gottes willen, Pfarrherr," bat der Küster, „sie sind so weit hergekommen, sie halten was auf den Barbaratag. Herrgott, da ist jetzt ein Stein geflogen! Ich bitt' Euch, Pfarrherr, steht auf, sonst kann's was abgeben."

So ist denn Herr Franziskus aufgestanden, und des Unwetters ungewohnt, fröstelnd hinabgegangen, die Rorate zu lesen.

Mit zweifach umschlungenem Mantel schritt er quer über den Kirchplatz gegen die an die Kirche gebaute Sakristei. Die Leute grüßten ihn kaum, sie murmelten nur, und einer — im Finstern wurde nicht erkannt, wer es war — sagte halblaut: „Die Trawieser Leut' müssen wohl einen festen Glauben an die Priesterweihe haben, daß sie des Gottesdienstes wegen, den so einer hält, den weiten Weg machen."

Endlich ging die Kirchentüre knarrend auf und die Leute drängten hinein. Von den Sanköfen herüber waren sogar einige Bergknappen da. Das sind Leute, die im Jahr über nicht viel auf Kirchwegen gesehen werden; wenn sie einmal aus der Erde Nacht hervorkriechen, so wandeln sie lieber

im Himmelslichte, wo das warme Leben lacht, als daß sie wieder zwischen Mauern gingen. Nur die heilige Barbara ist ihnen hoch. Sie hält den Kelch in der Hand, den sich wohl jedermann für seine letzte Stunde von ihr erbitten will. Die Bergknappen unter dräuenden Massen und Wassern, unter schlagenden Wettern müssen nur zu oft fort aus dieser Welt, ohne des Kelches Wegzehrung zu erlangen. Daher ruft sie das Fest der heiligen Barbara aus ihren Werktagsgrüften und versammelt sie in der Kirche.

Der Küster zündete aus der glimmenden Ampel die Kerzen des Altars an. Das vergoldete Kruzifix vor dem Tabernakel schimmerte; des weiteren vermochten die wenigen Lichter das Düstere des nächtlichen Gotteshauses nicht zu zerstreuen. Die Leute hatten in ihren Bänken Platz genommen und gar mancher hatte zu tun, die vor Frost ersteiften Finger gelenkig zu machen für die Betschnur.

Endlich schlug das Glöcklein an und aus der Sakristei trat ein Knabe im roten Mäntlein und der Priester im Ornate. Die Sänger auf dem Chore stimmten den Lobgesang an, dem, von dessen Herrlichkeit Erd' und Himmel erfüllt ist. Der Priester stieg die Stufen des Altars hinan.

Noch war es vor Tags, wie es nach christlicher Sitte sein muß für die Rorate. Dieser Gottesdienst soll die lange Nacht versinnlichen, in der sich einst das Volk Jehovas nach der Ankunft des Messias gesehnt hat.

Die Sänger begannen den Sang des Adventes: „Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab! — Menschen, betet an im Staube, weh' der Höll' und ihrem Raube, weil der Heiland kommen soll. — Welterlöser, ach erfülle, was dein Bot' verkündet hat. Komm' und bringe uns den Frieden!"

Der Priester trat an die linke Seite des Altars und

verkündete das Evangelium: „Ich bin die Stimme eines Rufenden in der Wüste. Bereitet den Weg des Herrn. Schon stehet der in eurer Mitte, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist und dessen Fußriemen zu lösen ich nicht würdig bin. Wer wird bestehen, wenn er erscheint! Machet eben die Wege, denn nahe ist sein Reich."

Die Gläubigen standen in Andacht da; doch einer war unter ihnen, der dachte: „Unseliger Mann, das ist deine eigene Grabrede gewesen."

Die Handlung nahm ihren feierlichen Verlauf und die Sänger sprachen des Propheten Gesang: „Aus Isais Stamme wird ein Reis entsprossen, aufblühen aus dem Zweig eine Rose. Und du, Bethlehem Ephrata! Zwar klein bist du unter den Geschlechtern von Juda, aber aus dir wird hervorgehen der Herrscher, der aus der Vorzeit, aus den Tagen der Ewigkeit kommt. Nach Gerechtigkeit wird er richten, entscheiden über die Unterdrückten des Landes. Den Frevler wird er töten mit dem Hauch seiner Lippen und frohlocken werden die Bewohner von Zion."

Die Sänger schwiegen, es nahte der heilige Augenblick. Der Priester kniete auf der Stufe und faltete die Hände und neigte das Haupt. Aller Stolz, aller Hohn und alle Härte schienen von ihm genommen zu sein, alles Irdische von ihm gewichen zu dieser Stunde, da er in Gebet und Demut lag vor dem, dessen welterlösendes Kreuzesopfer er nun begehen soll. Langsam erhob er sich und stieg im Geiste die Felsen des Berges Kalvari empor. Dort in der Dämmerung der Sonnenfinsternis ragt das Kreuz. Die Hammerschläge klingen. Der Priester beugt sein Knie und mit zitternden Händen hebt er die Hostie.

Die Versammlung liegt im Gebete. In diesem stillen

Augenblicke denkt jeder des Liebsten auf Erd' — mag es das Gespons, mag es das Kind, mag er es selbst sein. — Draußen pfeift und winselt der Sturm und die Fenster klirren.

Der Priester hebt den Kelch; die Nerven der Hände eines wahren Priesters fühlen es, wie aus der heiligen Wunde Quell der warme Brunnen in das Gefäß rieselt. Er sieht des Gekreuzigten blasses Antlitz gen Himmel sich richten: Nun ist es vollbracht. Vater, nimm meine Seele!

Die Sänger fuhren fort: „Vom Himmel erschallt die Stimme wie das Rauschen vieler Wasser, wie das Rollen des Donners. Und es erschallt ein Getön wie Harfenklingen — sie singen ein neues Lied, das keines Menschen Ohr versteht. O, du Lamm Gottes, das du wegnimmst die Sünden!"

Der Priester schlug dreimal an seine Brust, brach dann das heilige Brot mitten entzwei und legte es auf seine Zunge. Hernach machte er über den Kelch das Zeichen des Kreuzes und trank daraus. Als das geschehen und unter Gebet der Kelch gereinigt war, deckte er ihn zu in der Form einer Totenbahre. Und die Sänger riefen im Chore:

„Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. Ruhen sollen sie von ihrem Leide und ihre Taten werden mit ihnen eingehen in die ewigen Ewigkeiten!"

Das Opfer war vollbracht. Der Priester wandte sich ans Volk, breitete die Hände aus und sprach: „Der Herr sei mit euch!" Dann segnete er die Gemeinde, nahm in seine Hut das heilige Geräte und verließ den Altar. Die Gemeinde stimmte noch den Gesang an: „O, sei gegrüßt, Maria, du lichter Morgenstern!" — Da gellt am Tor der Sakristei ein gräßlicher Schrei, zurücktaumelt der Priester, und hinstürzt er krachend auf die Stufen des Altars.

Alles springt auf; schrill abgerissen ist der Gesang.

Mehrere huschen lautlos dem Ausgange zu. Andere eilen gegen den Altar und erheben ein Geschrei, daß die Wände hallen. Sie drängen sich hin mit Schieben und Stoßen. Eines zwischen das andere — und prallen zurück — mit verhaltenem Antlitze stöhnend zurück. Sie, die von nichts wußten.

„Was, um Jesu willen, ist da geschehen?"

„Erschlagen!"

„Erschlagen! Erschlagen! Erschlagen!"

„Das Blut rinnt zu unseren Füßen! Heiliger Gott!"

Hingestreckt vor den Altar, an dem noch die Opferkerzen brennen, liegt er. An den untersten Quadern zerschmettert das Haupt, das gespaltene, über die Stufen hingestreckt die Hand, krampfig den Kelch noch umklammernd. Abgeworfen an der Pforte der Sakristei liegen Barett und Stola und aus dem engen Tore starrt Finsternis.

„Wer!" riefen grelle Stimmen aus angstbeklommenen Gurgeln.

„Wer birgt sich drinnen da?" Sie drangen in die Sakristei.

Und stetig entrieselte das Blut der gräßlichen Wunde, die niemand konnte sehen, ohne aufzuschreien vor Entsetzen.

Keiner wagte den Toten zu berühren. Das Schreien erstarb, viele stumm vor Schreck, bewußtlos fast taumelten sie aus der Kirche. Auf dem Turme gellten die Glocken — sie läuteten Sturm; um die Wände und Bäume brausten die Winde — sie bliesen Sturm.

So ging in Trawies dieser Morgen an.

Auf allen Wegen liefen Leute um. Rasch, als ob es der Wintersturm hinausgeschleudert hätte in die Gegend, wurde es in den Häusern laut: Der Pfarrherr ist erschlagen! —

* * *

Der Feuerwart saß in seiner Kammer allein, sein Angesicht war fahl wie die Wand des Ofens, sein Haupt war weit vorgebeugt — sorgenschwer.

Da ging die Tür auf und mit ernsten Mienen traten herein der Bart vom Tärn, Uli der Köhler, der Firnerhans, der Waldhüter und andere.

„Feuerwart," sagte der Bart vom Tärn, „du wirst wissen, warum wir da sind. Wir haben zu beraten, was jetzund weiter zu tun ist."

Der Feuerwart nickte schwer mit dem Haupte und murmelte: „Es ist zu plötzlich gekommen."

„Weiß man, wer?" fragte der Waldhüter.

„Das weiß man."

„Wo weilt er?"

„Er ist in Sicherheit," sagte der Feuerwart, „aber nur für heute. Für morgen nicht mehr."

„Männer," sagte der Bart vom Tärn und sah sie an nach der Reihe, „den heutigen Tag haben wir gemacht, wir alle. Wir stehen für ihn ein!"

„Wir stehen für ihn ein."

„Heute sind wir die Freien von Trawies. Nun heißt es mit Kopf und Faust auf der Wacht sein, daß uns die Schläge nicht treffen."

„Kommt," sagte der Feuerwart und wies sie mit der Hand von sich, „kommt am Nachmittage wieder, ihr Männer der Gemeinde; jetzt geht, mir zittert das Mark in den Knochen, 's ist allzu plötzlich geschehen." —

Das Wirtshaus konnte heute die Gäste nicht fassen. Alles, was wissend war, kam, um zu erzählen, und alles, was nicht wissend war, kam, um zu hören und zu schaudern.

Mit einer Holzaxt den Kopf gespalten! Sie beklagten den „guten, braven Herrn", und jene, die sonst am lautesten

über ihn geflucht hatten, klagten am lautesten. Wer es getan hat? Die Kirche und die Sakristei ist durchsucht und niemand gefunden worden. Er ist entwischt. Ein Raubmörder? Nein. Ein Heimischer muß es sein, der Herr hat Feinde gehabt. Vielleicht sitzt der Mörder hier im Wirtshaus mitten unter uns und trinkt, und läßt sich erzählen, wie es gewesen ist.

„Man müßte ihn hängen!“ riefen mehrere.

„Köpfen, rädern, steinigen!“ schrien andere.

„Man müßte ihn auf den hintersten Trasank hinaufjagen, daß ihn die Häscher nicht finden,“ meinte ein einzelner. Da stutzten die anderen. Männer waren darunter, die saßen schweigend da und mancher seufzte in sich hinein: „Wenn diese Tage erst vorbei wären!“

Mittlerweile waren an den Stufen des Altars die Kerzen niedergebrannt und verloschen.

Der Schulmeister lag vor Schreck ohnmächtig in seiner Stube. Das Fenster, das gegen die Kirche ging, hatte er sich mit Leinwand zweifach verhüllen lassen. Der Küster war in allen Weiten und erzählte die Schreckenstat in den Häusern, und war ganz außer sich, und ging trotz des tiefen Schnees wie auf Flügeln, und klagte allerwärts: „Er war so gut!“ und tröstete sich und andere: „Aber vielleicht kriegen wir jetzund einen noch Besseren.“

Um die Mittagszeit kamen die Knechte des Feuerwart und trugen den Toten in den Pfarrhof, um ihn dort aufzubahren. Sie kamen ins Wirtshaus und gestanden, daß alle Beine gebrochen werden müßten, wenn man ihn so aufbahren wolle, wie andere Leute. Er sei ganz erstarrt. Ob man glaube, daß sie „brechen“ dürften.

Da gab einer den Bescheid: „Wollt' euch's nicht raten! Beinbrechen ist kriminalistisch!“

„Heißt das, wenn man verklagt wird,“ warf ein anderer ein, „aber der Herr Franziskus, und das ist das Beste an ihm, verklagt keinen mehr.“

Keinen mehr?!

Endlich am Nachmittage, da es schon zu dunkeln anhub und sich die Leute in ihre Häuser zurückzogen, um in ihnen einer Gespensternacht entgegenzubangen, versammelten sich die Ältesten von Trawies in der Oberstube des Feuerwart um einen Eichentisch, auf dem zwei Kerzen brannten.

„Das Allererste ist,“ hub Gallo Weißbucher, der Feuerwart an, „daß wir seinen Leib in die Erde schaffen. Ich habe ihn zur Bahre legen lassen und meine Knechte sind jetzt auf dem Gottesacker und bereiten das Grab. Es wird wohl jeder mit mir einverstanden sein, wenn ich sage, der Herr muß in Ehren bestattet werden.“

„So sage ich auch,“ sprach der Bart vom Tärn, „je eher, je besser, bevor sich das Gerede noch über die Heide hinauszieht; kommen die Fremden, dann sind wir nicht mehr Herr im Haus. Warten, ob er etwan wieder munter wird, das ist bei dem nicht vonnöten, so ist mein Antwort, daß wir ihn morgen früh in die Erden tun.“

„Daß die Eile nur nicht auffallend ist!“ meinte der Firnerhans.

„Sollten wir darüber einmal wortangelassen werden, so sagen wir, was wahr ist: Die Leute wären in einen Aufruhr geraten, jeder hätte die schreckbare Wunde sehen wollen und sie haben vor Erregtheit nicht gewußt, was sie tun, und ist niemand mehr sicher gewesen. Wem liegt es an, als uns, daß wir Ordnung halten!“ so sprach Ulider Köhler.

„Es ist ganz schreckbar,“ grollte der Feuerwart, „solchergestalt! am Altar, vor aller Leut’ Augen. Ungeschickter hätte

er es nimmer machen können. Wir werden arg zu tun haben, meine lieben Männer, daß wir uns aus der Patsche schleifen!"

Ob mehrere Trawieser Leute eine Ahnung hätten, was dahintersteckt? wurde gefragt.

„Auf unserem Johannesberg droben," berichtete der Firnerhans, „heißt's allerwege, ein Raubmörder aus dem Ritscherwald herüber habe es getan. Dem sei um das Silbergeräte zu tun gewesen und er hätte während der Rorate in der finsteren Sakristei die Laden durchsucht, sei dann nach der Messe vom Pfarrherrn überrascht worden. Er hätte dem Herrn noch den vergoldeten Kelch wollen aus der Hand reißen; der Herr Franziskus wollt's aufnehmen mit ihm, sollen miteinander gerungen haben, und da hätte ihm der Wicht mit einem Hieb den Kopf auseinandergehauen. Der Mörder habe hierauf eilends fliehen und seinen Raub zurücklassen müssen. Am Vormittage darauf soll er noch im hinteren Trasanktale gesehen worden sein, mit der blutigen Axt."

So berichtete der Firnerhans und setzte noch bei: „Ich habe allen Leuten, mit denen heute davon die Rede war — und es spricht kein Mensch was anderes — gesagt, es könne wohl so sein, aber des Verbrechers dürfte schwer habhaft zu werden sein."

„Daß es so steht," sagte der Feuerwart, „das ist mir lieb."

„Und," meinte der Waldhüter, „der Mensch kann um Mitternacht in die Sakristei gestiegen sein — die Sturmnacht ist ihm gut zustatten gekommen — und — was ich übernehme — ein ausgehobenes Fenstergitter mag sich morgen, wenn man die Sache untersuchen wird, leicht finden lassen. — *Wir* sind hernach ledig."

Jetzt fuhr sich der Bauer vom Tropperhof mit seiner rauhrindigen Hand über das Gesicht und tat, als ob er reden wollte.

„Weißt du auch was, Tropper?“ fragte der Feuerwart.

„Was ich gehört habe,“ sagte nun der Aufgeforderte, „und was mein Knecht, der Nantel, heimgesagt hat, täten die Leute doch so ihre Köpfe zusammenstecken: man wisse nicht, den guten Herrn Franziskus könne auch ein braver Mann aus der Trawieser Pfarr' in den Himmel geschickt haben.“

„Auf der Wildwiesen ist dasselbe Gerede.“

„Bei der Koselarztin, wo ich heute wegen einer kranken Kuh war,“ berichtete ein anderer, „und wo allerhand Leute zusammenkommen, habe ich auch so was gehört.“

„Das ist schlimm,“ murmelten sie, „das ist schlimm!“

„Mich nimmt das nicht wunder,“ sprach der Bart vom Tärn.

„Es wird doch keiner unter uns ein Spitzbub' sein gewesen!“

„Davon keine Rede,“ sagte der Feuerwart, „was das Mundhalten anbelangt, da getraue ich mir meine Seele für jeden einzusetzen.“

„Aber,“ setzte der Bart vom Tärn bei, „was uns eingefallen ist, kann auch anderen eingefallen sein, zu Trawies ist ein solcher Gedanke, bei meiner Treu', doch nichts Unmögliches. So gut als wir Bauern, könnten sich die Holzer am Rockenbach verschworen haben, oder die Leute im Tärn, oder auch die Knappen aus den Sanköfen. Denken mögen sich's viele, das glaube ich, aber Name darf keiner genannt werden, sonst sind wir verloren. Zum Glücke, daß der große Schnee die Löcher in die Trawies vermauert hat,

sonst hätten wir die Herren von Neubruck und Oberkloster und weiß Gott von wo her schon morgen am Halse."

„Dem sei Gott vor. Erst muß der Tote unter die Decke, muß den Leuten das Maul gestopft sein, müssen wir die weitere Verwaltung von Trawies geordnet und unseren Stand gegen die Herren beschlossen, müssen den Schreiner in Sicherheit gebracht haben. Dann mögen sie kommen, wir wollen uns nicht fürchten."

„Die Verwaltung von Trawies?"

„Aus Einheimischen und Hausgesessenen wird der Rat gewählt, wie es vor Zeiten war," sagte der Feuerwart und legte seine Hand auf ein graues Blatt von Pergament. „Dieser Rat ist der Herr und das Gericht im Hause und im Walde, in der Kirche und in der Schule und in allen Gemeindesachen. An Steuern und Gaben den zehnten Teil führen wir, wie es Gottes Willen ist, ehrlich an die hohe Obrigkeit ab. Und von den streitbaren Männern jeder Siebente, den das Los trifft, wird willig dem Land zu Schutz und Wehr sich stellen, oder allzeit zu finden sein. Von den Weltpriestern des Bistums, den Kaplänen, wählen wir nach altem Rechte zwölf; aus diesen zwölfen einen wird der Erzbischof uns zum Seelsorger bestimmen. So ist das alte Trawieser Gesetz gewesen und so wollen wir es wieder aufrichten."

Sie sprachen noch, als die Stiege herauf ein Gepolter vernehmbar wurde. Fast gleichzeitig ging die Türe auf. Der Gerichtsbote und zwei Mann der Landwache traten ein. Einige vom Rat richteten sich mit Befremdung auf, die anderen blieben scheinbar gelassen sitzen, und blickten ernst den Eintretenden entgegen.

„Wir bitten um Verzeihung," sagte der Gerichtsbote und wendete sich gegen den Feuerwart. „Ihr seid, be-

sinne ich mich gut, der Gallo Weißbucher? Wir kommen aus Neubruck."

„Habt Ihr etwas auszurichten?" fragte der Feuerwart.

Der Bote blickte ihn erstaunt an.

„Des Mordes wegen!" sagte er scharf.

„Ah, des Raubmordes wegen," fiel der Bart vom Tärn ein, „ja gut, daß Ihr da seid. Ganz Trawies ist aus Rand und Band. Wir sind, wie Ihr seht, eben beisammen, um zu beraten, was vor allem zu geschehen hat. Schier haben wir selbst den Kopf verloren. Ein solches Unheil, Herr Gerichtsbot'!"

„Zuvörderst hat gar nichts zu geschehen, als das Protokoll aufzunehmen," sagte der Bote im gemessenen Amtstone, sich in seiner wichtigen Mission weidlich streckend, „im Namen des Gerichtes seid ihr aufgefordert, hierin nach heiligem Wissen und Gewissen unseres Dienstes zu sein. Wir verfügen uns sofort an den Ort der Tat."

Die Männer standen auf. Der Feuerwart blies eine Kerze aus, mit der anderen leuchtete er die Treppe hinab. Seine Züge waren fast entstellt. Mehrere stahlen sich davon. Von diesen murmelte einer: „Hockt uns der Teufel richtig schon im Nest!"

„Du meinst des Gerichtsboten wegen. Der schreckt mich gar nicht. Wenn es die Herren zu Neubruck nicht einmal der Mühe wert halten, daß von ihnen einer selbst kommt, sondern sie nur den Boten schicken, das Protokoll aufzunehmen, nachher denke dir's, wie groß ihnen die Sache stehen mag."

„Du trau' nicht! Bedenk' den wilden Schneehausen jetzt. Wenn du der Landvogt bist draußen zu Neubruck und es heißt: den Trawieser Pfarrherrn hätten sie heut' erschlagen, ich stell' mich auf die Wag', daß du dir denkst:

Bei so einem Höllengestöber jagt man keinen Hund nach Trawies. Ich werde nachschauen, bis der Weg fahrbar ist. Einstweilen schicke ich den Boten voraus. Verlaß dich drauf, er kommt noch selber."

„Nachher geht's uns nicht gut."

Der Bart vom Tärn, der Firnerhans und der Feuerwart gingen mit den Gerichtspersonen gegen das Dörfchen hinab und zur Kirche hinan.

Sie traten vor den Altar. Bis man mit einer Fackel kommen sollte, sahen sie bei dem roten Scheine des ewigen Lichtes die erstarrte Blutlache mit den dunkeln Bächen über das Pflaster hin.

Der Gerichtsbote blickte suchend um sich und fragte endlich:

„Wo ist er denn?"

„Wir haben ihn in den Pfarrhof getragen, daß er zu einer würdigen Aufbahrung gekommen ist."

„Wer hat euch gesagt, daß ihr den Toten solltet von der Stelle tragen?" fuhr der Bote scharf drein.

„Gesagt?" entgegnete der Feuerwart, „soviel wird einer doch selber verstehen, daß er da nicht liegen bleiben kann."

„Schon so alt, Weißbucher, und immer noch nicht wissen, daß man an einem Tatort nicht ein Tüpfel ändern darf, bevor die gerichtliche Untersuchung stattgefunden hat!"

„Das mag wohl ein Gerichtsbot' wissen," redete der Firnerhans drein, „einer, der gleich überall dabei sein muß, wie der Rab' beim Aas."

„Das verbiet' ich mir, du Malefizmensch! Wo ich jetzt steh', da stehe ich im Namen des hohen Gerichtes!"

„Nein, tut euch nicht erhitzen, Männer," beschwichtigte der Bart vom Tärn. „Ihr habt manches Schöppel getrunken zu Trawies, das euch nicht in den Beutel gezwickt

hat, Bot', so werdet es uns auch nicht so streng aufmessen, wenn wir in unserer Unwissenheit was Unrechtes getan haben. Ihr hättet es sehen sollen, wie schreckbar er dagelegen ist, Herr Jesus, den Graus vergess' ich meiner Tage nimmer! Die Leute, die ihn gesehen haben, sind schier wahnsinnig worden und haben geschrien nach einer christlichen Bahre."

„Die Kirche hätte in den ersten Stunden geschlossen werden sollen," belehrte der Gerichtsbote, da sie das Gotteshaus verließen, „mit dem Beten ist's in diesen Mauern nun wohl doch für alle Zeit vorbei. — Was machen denn die Leute dort am Rain?"

„Das Grab machen sie," antwortete der Feuerwart.

„Für wen?"

„Nu eben für —" er wies mit dem Daumen gegen den Pfarrhof.

Der Bote blieb stehen und sagte: „Liebe Leute, wenn ihr in allem so eigenmächtig handelt, dann haben die Klagen eures Pfarrherrn einen guten Grund gehabt. Nicht ein totgeborenes Kind dürfet ihr selbstmächtig begraben. Und erst ein solcher Fall! Ich hafte dafür und ihr haftet dafür, daß von diesem Augenblicke an dem Toten nicht ein Haarfaden angerührt werde! Voreh muß vieles geschehen, ich sage euch: Der kommt vor Wochen und Tagen nicht in die Erden!"

Schweigend schritten sie die finstere Treppe hinan zur Wohnung des Pfarrherrn. Aus der offenen Tür leuchtete der Schein vieler Kerzen. Die umstanden ein Gerüste, auf dem ein Körper lag, der mit einem grauen Tuche ganz bedeckt war. Nur zu Füßen ragten die Stiefelspitzen hervor; zu Häupten stand, fast bis an die Decke der Stube ragend, ein großes Kreuzbild.

Betschemel waren vorgerückt, aber kein Beter war da,

das ganze Haus war leer und kalt. Keiner der Männer von Trawies schritt vor, um den Toten zu enthüllen. Der Gerichtsbote selbst mußte es tun, prallte aber mit einem Schreckruf zurück. Selbst die beiden Landwächter waren blaß geworden.

„Für uns ist da jetzund nichts zu tun," sagte nach einer Pause der Gerichtsbote, „löscht die Lichter aus, verschließt das Zimmer und das Haus."

Das Gestöber hatte sich erschöpft, ein kalter Sternenhimmel mit dem aufsteigenden Monde stand über der weißen Berglandschaft. Der Gerichtsbote in Begleitung der Wachen schritt an der Trach dahin. Es begann die Fahnde nach dem Verbrecher.

* * *

Ein heiterer Wintermorgen voll Blinken und Glitzern.

In der Farbe der freudenreichen Unschuld liegt des Winters lilienreiner Mantel über den Bergen, die in das Blau der Himmelsglocke ragen. Die Mauern von Trawies, die sonst hell im Grünen schimmerten, stehen jetzt wie graue Würfel im lichten Schnee. Aber der Schauende kann sich nicht freuen an diesem Glanze, er ist verschleiert von dem Schatten der unseligen Nacht; im Geiste sieht er das Verhängnis, das mit geschäftigen Fingern aus dieser Nacht zarte, dunkle Fäden spinnt. Durch das Meer des Lichtes ziehen diese Fäden von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, ja von Baum zu Baum und von Stein zu Stein, und verschlingen und verweben sich zu immer dichteren Schleiern, bis sie die Sonne verdecken und die Zukunft, der auch zu Trawies jedes junge Herz entgegenlachen will, mit schwarzem Flor verhüllen.

Nur wenige dieser Fäden spannen sich gleich anfangs

so stramm, daß sie reißen und ein geangeltes Menschenkind wieder frei wird. — Seht die Rotte, die dort aus dem Wirtshause strömt! Der Baumhackel ist in der Klemme, der kleine Baumhackel mit seinen großen Kinnbacken und seinem kegelspitzen Haupte, der kleine Ausbund von Verschlagenheit und Bosheit, der Faun von Trawies mit den kurzen Beinen und den langen Fingern, der behende Zwerg mit den Schafsaugen, mit den Hasenfüßen und mit dem Fuchsschweif, dem so viele Sünden auf der gelben Stirne geschrieben stehen, als Platz haben, und dem niemals beizukommen gewesen — dieser kleine Baumhackel war jetzt in der Klemme.

Gestern, bis spät in die Nachtstunde hinein, war er im Wirtshause gesessen und hatte mit den anderen gewortelt über den Mord in der Kirche.

Die Nacht hatte er in der Wirtsstube unter der Ofenbank verschlafen, weil auf ihr ein anderer lag, den auch das Heimgehen verdrossen hatte. Heute früh, da sich die Stube wieder füllte, begann das Bereden neuerdings. Der kleine Baumhackel war der Lauteste dabei. Den — den Mörder nämlich — wenn er, der kleine Baumhackel, erwischen tät'! „Aufhängen! Bei den Füßen auf den Kirchturm hängen! Aus der Haut Riemen schneiden, für den neuen Pfarrherrn Schuhriemen! — Gehört ihm nichts anderes! Geht her und haut einem den Kopf auseinander! So ein Pölli! Möcht' wissen, wie ihm so was selber tät' taugen! Und noch dazu an dem heiligen Ort, daß uns die ganz' Kirchen verschandiert ist jetzunter! Erzschurk', vermaledeiter!"

Auf solche Entrüstung hinkte der Stoßnickel zu Baumhackels Tisch herbei. Der Stoßnickel, Holzriesner aus dem Tärn, war schon seit lange nicht der beste Freund des Baumhackel, sie hatten kein „gerades Zusammensehen"; nicht just,

weil der eine so lächerlich klein war, und der andere so heidenmäßig lang, als vielmehr, weil sich der kleine Baumhackel einmal um die Holzriesenarbeit im Tärn beworben hätte. Er hat die Arbeit nicht bekommen, aber hätte er sie, so wäre der Stoßnickel mit seinen Weibern brotlos gewesen.

Dieser heidenmäßig lange Holzriesner — ein rollender Baumstamm hatte ihm den Fuß abgeschlagen — hinkte nun zum kleinen Baumhackel, stützte den Ellbogen an das Ofengeländer und sagte so leise, daß es wie eine gütige Anrede aussah, und so laut, daß es alle Umsitzenden hören konnten: „Tu' mir's sagen, Baumhackel, wo bist du denn gestern frühmorgens gewesen?"

„Ich? Gestern frühmorgens?" entgegnete der Kleine und machte ein krummes Auge, „kümmert's dich was? Ein ordentlicher Mensch wird wohl in der Kirchen gewesen sein."

„In der Kirchen, das kunnt stimmen," hierauf der Lange, „wenn's nur im Evangeli stünde, daß du ein ordentlicher Mensch bist!"

Darauf lachten die Leute. Der kleine Baumhackel jedoch blieb ernsthaft, machte einen langen Hals gegen den Langen und sagte: „Wie weißt denn du das, Stoßnickel, daß es nicht im Evangelibuch steht? Du hast dein Lebtag nicht hineingeschaut."

„Da braucht man auch nur dich anzuschauen, und das habe ich gestern ums Sonnaufgehen, wie wir uns draußen bei der Trachbrucken begegnet sind. Und da muß ich wohl sagen: Wenn du so andächtig den Rosenkranz gerieben hast, daß dabei deine Finger sind blutig worden, so mußt du schon ein höllisch frommer Christ sein."

Wie die Umsitzenden und Umstehenden bisher über den Wortwechsel gelacht hatten, so wurden sie plötzlich still.

Dem Baumhackel quollen die Augen hervor; er machte eine Geste, daß man seine beiden Hände sehen konnte und entgegnete dem Stoßnickel: „Brauchtest über das Rosenkranzbeten just nicht so zu spötteln.“

„Ja, heute hast sie freilich gewaschen, deine Klauen,“ sagte der Nickel, „aber die Hirschlederne hast heute nicht an, und ich will nicht selig werden, wenn auf der nicht heute noch die roten Flecken sind, die ich gestern ums Sonnaufgehen so schön gesehen habe.“

Das war genug, die Leute drängten sich lauernd um den kleinen Baumhackel; dieser wurde blaß — und das war mehr als genug.

In den nächsten Minuten schon war es ausgeschrien im Ort: „Der kleine Baumhackel hat ihn umgebracht!“

Es war unglaublich, und die besonneneren Männer, der Feuerwart darunter, beruhigten die Leute und suchten sie zu überzeugen, daß dem kleinen Flänk so was nie und und nimmer zuzutrauen sei. Aber die alten Weiber: „Geht's weg! Dem schaut so was gerade gleich! Den habe ich schon lange nicht 'traut, das ist ein Schlechtling, das! Wie man nur nicht gleich auf den gekommen ist! Gar keine Frag', kein anderer hat's getan, wie der! Und schilt voreh selber noch über den Mörder wie ein gerupfter Spatz, dieweilen der Lump in seiner eigenen Haut steckt. Du elendlicher Spitzbub', du!“

Als nun der Faun von Trawies inne wurde, hier drehe sich etwas Unbehagliches um seinen bluteigenen Hals, da goß er rasch den Rest von seinem Kruge durch diesen Hals, stieß den Krug auf den Tisch, daß es schrillte, sprang hart vor die Nase des Stoßnickel und schrie:

„Verdächtigen willst mich, du Wicht, du Nichtsnutz! Wo hast an mir Blut gesehen? leicht ist dir die Prügelsuppen

von deinen hungrigen Weibern noch im Aug' gewesen. Weil du deine Erste zu früh totgeprügelt hast, so reitet dir der Teufel jetzt zwei auf einmal zu. Dein Heidenleben ist es gewesen, du Wildbock, das den Pfarrherrn so gegen die Trawieser Leut' aufgebracht hat, und deine Red' ist es gewesen! weißt du, am Sonnwendtag beim Bach unten — deine Red', wie du gesagt hast: Den da oben — gegen das gemauerte Haus ist dein Deuten gewesen, man hat sich leicht mögen denken, wen du gemeint hast — den da oben sollt' einer in der Still' wegputzen, hätt' die Not ein End'. — Hast es nicht gesagt, Stoßnickel? Leugne es, wenn du kannst! — Und einen andern willst einreiten! 'leicht hast es du getan! — Na, spring' her, spring' her! Will dir's nur weisen, daß ich es so gut von dir kunnt ausschreien, als wie du von mir. Tu's aber nicht, weil ich gleichwohl weiß, daß du mir ums Sonnaufgehen, wie ich von der Kirchen heimgeh', weit draußen bei der Trachbrucken begegnet bist. Bedenk's dir, Nickel, ich bin dein einziger Zeuge, daß du selb' Stund' vom Tärnwald bist hergegangen! Bedenk's, Holzriesner, und sei still!"

Dem kleinen Baumhackel, der sich das Gesicht krebsrot und die Kehle heiser geschrien hatte, wurde bedeutet, still zu sein. Daneben standen die Landwächter, fingen jetzt seine Arme auf und legten ihm ein Eisenschloß an die Hände.

So bewegte sich der Auftritt ins Freie und der kleine Baumhackel schrie und beschwor Himmel und Hölle, daß sie ihm zu Hilfe kämen und seine Unschuld bezeugten. Aber es war, als ob die Häscher gar keine Ohren hätten, hingegen um so stärkere Arme und Ellbogen. Endlich wurde der Kleine in einem Kellergewölbe des Pfarrhofes aufbewahrt, bis am Nachmittage vom Baumhackelhäuschen am Gestade die Untersuchungsmänner zurückkamen und die Bestätigung

brachten: an der Hirschhauthose des Baumhackel seien wirkliche Blutspuren zu sehen.

„Jetzt hilft dir nichts mehr," blinzelte der Sandhock dem Kleinen zu, als dieser zum weiteren Verhöre ins Wirtshaus gezerrt wurde, welches heute so voll war, daß die Leute auf Bänken und Tischen stehen mußten.

„Man möchte dem Kerl so was gar nicht zutrauen!"

„Der Große ist gut weg."

„Und der Kleine wird auch gut weg sein. Ist kein Schade."

So flüsterten die Leute.

Etliche waren zugegen, die hätten reden können, aber denen war der Mund versiegelt. Der Waldhüter empfand dieses Siegel am peinlichsten. Jetzt schwieg er noch, aber, des war er entschlossen, ehevor er den eigenen Bruder hängen läßt! . . .

Mittlerweile war aus Neubruck auch ein Gerichtsbeamter angekommen, der redete dem nun allverzagten Baumhackel ganz gütig zu, er möge auf die Fragen kurz und wahr antworten und alles offen gestehen, das sei der beste und kürzeste Weg —

„Zum Galgen!" rief einer am Ofentische.

Nicht an sein irdisches Los möge der Angeklagte jetzt denken; jedes Menschen Leben stehe in Gottes Hand; aber jener Welt möge er sich erinnern, wo nur der wahrhaft reumütige Bekenner Erbarmen und Gnade hoffen könne.

Der kleine Baumhackel barg sein Gesicht in den Winkel seines Ellbogens und weinte.

Fürs erste möge er sagen, wo er das Werkzeug habe. Mit einer Hacke sei es geschehen.

Hacke hätte er gar keine gehabt, schluchzte der Kleine, nur ein Messer.

Wo das Messer wäre?

Das wäre noch oben in Freiwilds Sommerstadl. Aber an dem Pfarrermord sei er unschuldig, so wahr die heilige Dreifaltigkeit im Himmel säße. Wenn er schon sagen müsse, woher das Blut rühre: dem Freiwild auf der Höhe habe er in der Sturmnacht einen Schöps aus dem Stalle geführt und im Sommerstadl geschlachtet.

„Was redet er von mir?" stand fragend am Nebentisch ein rotbärtiger Mann auf. Der Freiwild war's, der Bauer auf der Höhe.

„Er sagt aus, daß das Blut von einem Schöps herrühre, den er dem Freiwild aus dem Stalle geführt habe. Ist das wahr?"

„Aus meinem Stall — einen Schöpsen?" rief der Rotbärtige, „so schaut's aus! — — meine lieben Herren, da kann ich heute gar nichts sagen, mir ist kein Schöps aus dem Stalle gekommen."

„Lügenmaul, du!" fuhr der kleine Baumhackel auf, „oder bist du so reich, daß du es nicht merkst, wenn dir Schafe gestohlen werden? Ist gut für dich und für mich."

„Da müßt' ich erst nachschauen," sagte der Freiwild mit aller Ruhe, „heute kann ich gar nichts sagen."

Das Verhör mußte geschlossen werden. Der Baumhackel wurde in sein Gewölbe zurückgeführt, das für einen einfachen Schafdieb schier etwas zu finster und zu frostig war. Der Freiwild auf der Höhe, der so wohlhabend ist, daß er nicht einmal seine Schafherde zählt, gewann bei vielen außerordentlich an Achtung. Andere jedoch meinten, der ganze Schafdiebstahl sei nichts als eine windige Ausflucht vom Baumhackel, der lieber sitzt als hängt.

Als der Freiwild seines Weges ging, eilte ihm der Sandhock nach und sagte: „Schau, Freiwild, dem armen

Teufel könntest du jetzt aus der Klemme helfen. Man mag's wenden, wie der Will', und du denkst dir's selber: ein gutes Werk ist doch geschehen gestern früh in der Kirche. — Hilf ihm aus. Lass' dir den Schöps gestohlen sein."

„Lauter Spitzbuben!" brummte der Freiwild und schritt davon.

Zur Dämmerung, als es gar öde und einsam war um die Kirche und den Pfarrhof, weil sich niemand in die Nähe getraute, selbst der Schulmeister und der Küster waren fort und das Läuten blieb aus und die hölzerne Uhr stand still auf dem Turme — kauerte der rotbärtige Freiwild am vergitterten Fenster und flüsterte in den Keller hinab: „Junger Herr Baumhackel! Bist noch wach? — Wohnst woltern vornehm, jetzund. Das g'freut mich. Aber vermeint hätt' ich's nicht, daß mir mein lieber Nachbar alljährlich die feisten Schafe stiehlt."

„O, Freiwild!" seufzte der Kleine im Keller.

„Aber als braver Nachbar will ich deine Ehre retten."

„Tue es doch gleich — heut' noch, daß ich aus diesem Kotter komme."

„Ein Schafdieb ist etwas ganz Niederträchtiges, wirst es einsehen, Baumhackel. Es hat mich vor etlich' Wochen, als ich mir auf der Höhe einen Lärchenstamm nahm, dein Herr Bruder, der Waldhüter, schon einen dreidoppelten Spitzbuben geheißen. Und dein Vater selig, wie der noch ist Waldhüter gewesen, der hat mich etlicher Armvoll Reisigstreu wegen auf die Bank binden lassen. Schon das hat dem Ehrenmann, als der ich Gott sei Dank immer gewesen bin, nicht wohl bekommen. Jetzt denke dir erst: ein Schafdieb! Möchtest ja wieder frei werden, aber schwarz bliebest und ein Schurkel bliebest in aller Leut' Augen. Nein, Nachbar, das kunnt ich nicht mit ansehen. Schau, da ist dir

ein blutiger Mörder doch ganz was anderes! Und gar so einer, wie der gestrige! Der wird respektiert! Sein Ruf geht in alle Welt und nach hundert Jahren noch zeigt der Vater seinem Sohn den Ahornbaum: auf dem ist er gehangen. — Nein, nein, Baumhackel, Schafdieb bist keiner. Mir fehlt kein Schöps."

„Um der heiligen Marialinden willen, Freiwild, tu' mich nicht martern!" flehte der im Keller.

„Es müßte denn sein," sagte der Rotbärtige, „daß du dich gescheiterweis' einmal zu was brauchen lassen wolltest."

„Was du willst, Nachbar, nur des Schöpses wegen sage die Wahrheit. Im Sommerstadl unter dem Schnee ist ja das Eingeweide und das Messer zu finden."

„Das ist das wenigste, mein lieber Baumhackel, das kann ich heute noch aus dem Wege räumen."

„Wirst doch kein Teufel sein, Freiwild?"

„Wie ich sage, wenn du dich einmal zu etwas brauchen läßt. Aber voreh müßt' ich deinen Eidschwur haben. Ich und ein zweiter, wir haben was vor, und da brauchen wir auch einen dritten dazu. Ist auf dich zu rechnen?"

Der Kleine schwur einen siebenfachen Eid.

„So!" sagte der Freiwild, „so wären wir auf eins. Gute Nacht, Schafdieb!"

Am anderen Tage gab der Freiwild auf der Höhe an, wie es sich herausgestellt habe, daß ihm in der Sturmnacht richtig der feiste Schöps aus dem Stalle geführt, und daß etliche Büchsenschuß von seinem Hause, im Sommerstadl, das Eingeweide gefunden worden sei.

„Aber," setzte er bei, „ich verzeihe es dem armen kleinen Kerl, und ich schenke ihm's. Er soll meinetwegen nichts zu büßen haben. Ein andermal, wenn er wieder Hunger hat, soll er offen zu mir kommen."

Wie nun die Leute staunten! Der Freiwild war nicht allein reich, er war auch großmütig.

Der wird noch Richter von Trawies!

Das Verhör mit dem Baumhackel wickelte sich nun rasch ab; der kleine Faun war wieder frei. —

Beim Rockenpaul saßen sie vergnüglich beisammen um den Tisch, knackten Haselnüsse auf und besprachen die Neuigkeiten aus dem Dorf.

„Der Pfarrherr liegt noch immer im Pfarrhof und hat kein Licht und kein Gebet. Alle Tage kommen Herren aus Neubruck und Oberkloster und schauen den Toten an und begucken das Blut am Altar, und treiben allerhand wunderliche Sachen, und sperren hernach Pfarrhof und Kirche immer wieder fest zu, daß kein anderer Mensch hinein kann. Dies Jahr haben wir Trawieser keine Christmette."

„In allen Gräben und auf allen Bergen steigen die Landwächter herum — aber aufgekommen ist noch nichts."

„Der kleine Baumhackel soll schon wieder daheim sein. Vor dem muß man sich in acht nehmen."

„Ist's wohl war, daß sie gestern den Feuerwart haben forttreiben wollen?"

„Ja, den, als Vormann der Gemeinde, wollen sie verantwortlich machen für das Unglück. Was kann der dafür?"

„Jetzt ist der Brauch abgekommen. Sonst ist es allzeit Brauch gewesen zu Trawies, daß die Leute ihrem verstorbenen Pfarrherrn einen Ehrenmantel haben geflochten."

„Einen Ehrenmantel! Wovon denn? Vielleicht einen aus dem Barte der alten Weiber?"

So redeten sie und auf einmal: „Uh, Dunar, wer ist denn heute draußen?"

Man hörte das Abklopfen des Schnees von Schuhen und Kleidern; dann schritten sie auch schon in die Stube.

Der Gerichtsbote und ein Landwächter. Zwei übrige Wächter blieben draußen vor der Schwelle stehen. Der Rockenpaul sah etwas befremdet drein. Seit sein Haus stand, waren noch keine solchen Leute zur Tür hereingegangen.

„Hier ist das Rockenpaulhaus?“ fragte der Gerichtsbote.

„Ja!?“ antwortete der Bauer, und das Wörtchen endete in einen fragenden Ton.

„Wir suchen einen Simon Hanefer.“

Da stand der Knecht von seinem Platze auf und sagte: „Der Simon Hanefer bin ich. Was wollen die Männer von mir?“

„Im Namen des Gerichtes: Du mußt mit uns gehen.“

„Wer, ich?“ lachte der Simon auf, „möchte doch wissen, wozu ich euch gut wäre.“

„Das wird sich weisen. Mache dich fertig!“

Der Knecht richtete sich höher auf — das war ein Mensch, prächtig und stark wie ein junger Tannenbaum — und sagte: „Ich lasse mich nicht forttreiben, wie ein Kalb von der Kuh. Ich will wissen, warum, dann werde ich freiwillig gehen.“

„Nu, nu,“ knurrte der Bote, „ich hätte gemeint, du würdest es noch früh genug erfahren, und dürfte dir — wenn du's einmal weißt, was es kostet — die Zeit gar lang, vielleicht auch gar kurz werden. Ich habe nicht Befehl, zu reden, sintemal du es selber leicht viel besser weißt, als wir allmiteinander.“

Der Rockenpaul trat vor den Boten und bedeutete, daß er glaube, er habe hier auch ein Recht, er sei Herr im Hause und für seine Leute verantwortlich und er frage ernstlich, weshalb man ihm den Knecht fortführen wolle.

„Wenn einer von uns beiden zu fragen hat, so werde ich es sein,“ antwortete der Gerichtsbote, „und so wird mir

der Bauer Wort geben, wo sein Knecht Simon Haneser am vierten in diesem Monate von sechs bis sieben Uhr morgens gewesen ist."

„Ach je, das ist wieder die Mordgeschichte. Wenn ihr alle fassen wollt, die bei der Rorate gewesen sind, werdet ihr lang zu tun haben und hat der Schelm Zeit genug, daß er hohl geht. — Mein Simon ist am Barbaratag wohl freilich auch beim Gottesdienste gewesen."

„So! Wisset Ihr aber auch, Bauer, daß er in der Kirche nicht gesehen worden ist? daß der Rockenpaulstuhl leer gewesen ist? Und hat Euer Knecht nicht das Wort fallen lassen, in der einen Hand den Rosenkranz, in der anderen den Schlagring, anders ginge er zu Trawies nicht in die Kirchen?"

Der Bauer blickte auf seinen Knecht; der war etwas gar rot geworden im Gesicht, und diese Röte wollte dem Paul nicht gefallen. „Sollt' mich wundern, Simon, wenn du damals unredlich gewesen und nach dem Hafermus wieder ins Bett gekrochen wärest? Es ist mir nachher wohl aufgefallen, daß du nichts von dem Geschehnisse erzählt hast; hast nur verlautet, du wärest ein wenig vor dem Auswerden fortgegangen, weil du so zeitlich heimgekommen bist."

„Ist verdächtig," meinte der Bote.

„Narrheit!" rief der Bauer, „in seinem Nest wird er gehockt haben."

„Wie du mir geheißen hast, Bauer," sagte der Knecht, „so bin ich von Haus aus meines Weg's gegangen."

„So wirst in der Kirchen gewesen sein."

Der Simon suchte sein rotes Sacktuch hervor, trocknete sich damit die heißgewordene Stirne und antwortete dann: „In der Kirchen — wirst mir nicht übel sein, Bauer, aber

das Schneewetter — ich bin gar nicht nach Trawies gekommen.“

„Geht mir weg!“ rief der Bote ungeduldig, „das sind Ausflüchte. Das Gericht fragt nach Zeugenschaft! — Soldaten, legt ihm das Handeisen an!“

Der Rockenpaul, sein Weib, seine Mägde, die schrien jetzt zu gleicher Zeit auf.

„Ihr werdet doch nicht kindisch sein und glauben!“ beruhigte sie der Simon. „Ich gehe mit. Zeugenschaft zu stellen, das wäre mir ein Leichtes; muß sich aber erst weisen, ob ich sie stellen will. — Weg da! binden laß ich mich nicht!“

Sie banden ihn nicht, aber sie führten ihn mit sich. Die Leute des Hauses jammerten ihm nach.

Der Simon schlug seinen Hut tief in die Stirne und ging rascher, als es seinen vier Begleitern lieb war. Seine Gedanken waren rasch und entschieden, wie seine Schritte.

— Es ist wahr: Wo der Mensch einen Schritt auf die Seiten tut, gleich hat ihn der Teufel im Spiel. Jetzt wäre es angestellt, daß ich alles verraten sollt' und ausschreien, und noch aufschreiben und siegeln lassen: Da, auf diesem Fleck, in dieser Hütten bin ich gewesen zu derselbigen Stund'. — Und ihre Ehr' ist weg, ihr guter Ruf ist hin — findet ihn nimmer, ihr Lebtag lang nimmer. Das Freien ist einem armen Knecht versagt. Die Leute zeigen mit Fingern nach ihr, wo sie mag gehen und stehen: Das ist dieselbige, die — die dem Rockenpaulknecht so gutes Zeugnis hat ablegen können! Ihr Vater selber, der vielgestrenge Kohlenbrenner, ist imstande und jagt sie davon. Und jetzt sollte ich die — just die nämliche, so mir die Liebste ist worden auf der Welt, ins Unglück stürzen? Nein, das tue ich nicht!

Das letzte, fast rief er es laut in den Wald hin. Er war entschlossen, die Han nicht zu verraten, und sollten

sie ihm noch so heiß machen. Seine Unschuld an der blutigen Tat müsse sich auch anderswie weisen. Jeder Ast am Baume, jeder Zaunstock am Wege mußte zeugen gegen den falschen Schein, und die Wahrheit zutage bringen. — So meinte der Bursche, verlangte aber von den Bäumen und von den Zaunstöcken, daß sie die eine Wahrheit laut verkünden und die andere still verschweigen sollten.

— Und wenn sie mich wochenlang in den Pfarrhofskeller sperren, und wenn sie mir Daumschrauben anlegen, die Han verrate ich nicht.

Das war der Schlußpunkt seiner Gedanken.

Der Gerichtsbote forderte ihn auf, langsamer zu gehen. Der Simon gab ihm zur Antwort, das sei sein gewohnter Schritt, und wer ihm nicht folgen könne, der möge zurückbleiben. Sie folgten ihm doch, nur daß einer in seinem Ärger murmelte: „Spring', spring', daß dir der Galgen nicht davonläuft!"

Als sie am Rockenbache dahingingen und an der Kohlstatt vorbeikamen, schielte der Simon wohl ein wenig unter der Hutkrempe hervor und gegen die Hütte hin. Die Meiler rauchten still; die Fensterchen blickten ihn licht an, sonst sah er nichts. So ging er vorbei. Kaum sie aber einige Schritte am Häuschen vorüber waren, hörte er hinter sich den Ruf: „Simon!"

Die Männer wandten sich um, da stand das Mädchen, die schöne Han. Sie war nicht erregt, sondern ganz ruhig in ihren Mienen und in ihren Worten. Sie bat den Gerichtsboten, daß sie einige Worte mit dem Rockenpaulknecht reden dürfe. Der Bote gestattete das um so lieber, als er selbst ein ziemlich lebhaftes Verlangen trug, zu hören, was eine so anmutsreiche Maid einem so frischkecken Burschen zu sagen haben werde.

Die Han wendete sich denn zum Knecht und sagte: „Ich werde mich nicht weit irren, Simon, wenn es mir vorkommt, daß du wieder einmal eine große Dummheit begehen willst. Ich weiß die ganze Geschichte, brauchst mir kein Wörtel zu sagen; reden ja die Leute seit gestern nichts mehr anderes, als daß du den Herrn hättest erschlagen. Ich bin still gewesen und hab's anstehen lassen, bis du zu mir kommst. Jetzt wärst aber vorbeigegangen, hättest gemeint, du dürftest von mir nichts desgleichen tun und hättest dich in deiner Leichtsinnigkeit zugrunde richten können. Denn einer muß es entgelten zu Trawies, das ist so sicher, als wie dort unter dem schwarzen Meiler das glühheiß' Feuer brennt — ob's der Schuldige oder der Unschuldige ist, nach dem wird zuletzt nimmer gefragt. Du bist der Unschuldige und ich laß dich nicht hinaus. Es ist nicht Zeit jetzt, daß ich dich verklage, und es ist nicht Zeit, daß ich dich lobe deswegen, daß du eine arme Dirn' nicht willst in Unehren bringen; so sage ich es vor Gott und den Menschen, daß du am Barbaramorgen vom ersten Hahnenschrei bis zum letzten bei mir in der Hütten bist gewesen."

„Schau, schau," blinzelte der Gerichtsbote, „was man da im grünen Wald für Neuigkeiten kann hören. Es ist nur rechtschaffen schade, daß ein solcher Zeuge nicht gelten kann. Die Weiber wären imstande und schwätzten dem Teufel alle Männer aus der Hölle, und wenn eine Frag' wäre der Sünden wegen, so täten sich für allesamt die Weiber bekennen, auf daß sie nur wieder ihre Mannsleute hätten. Hu, hu, das kennen wir!"

Der Simon hatte die Han an beiden Händen gefaßt und rief jetzt: „Ja, du Dirn! Wenn du um so viel besser bist, als ich von dir gedacht, und daß dir an mir liederlichem Burschen mehr gelegen ist, als an dir selber, so weiß ich,

was ich zu tun habe. Zeugst du schon selber für mich und mit dem Besten, was du hast auf der Welt — was dem hochweisen Herrn und Gerichtsläufer hier zwar noch zu wenig ist — so werde ich mit Gottes Hilfe auch noch ein paar andere Zeugen finden, die für mich reden. — Ich gehe jetzt ganz lustig nach Trawies, und wenn du mir einen Gefallen willst erweisen, Dirn, so schicke hinauf zum Blockhaus, ich lasse die Holzer Jok und Sepp bitten, daß sie nur gleich sollten kommen nach Trawies; nachher gehen wir miteinander heim und ich melde mich bei deiner Hütten an."

„Das wird mich gefreuen," antwortete die Han. Sie ging zurück.

Er blickte ihr nach und jauchzte auf. In diesem Juchschrei lag die Hymne, die er seinem herrlichen Mädchen sang; in diesem Juchschrei klang das Glück auf, das sein Herz plötzlich erfüllt hatte. Dann ging er mit den Häschern und pfiff zum Schritt ein fröhlich Wanderlied.

Als er im Pfarrhofe zum Verhöre kam, waren auch schon die beiden Holzer aus dem Blockhause da, und sie erzählten und beschworen es, daß der Rockenpaulknecht Simon Haneser am Barbaramorgen zur Stunde des Tagens bei dem Schummelzenzhäuslein gesehen worden sei.

Das Schummelzenzhäuslein stand zwei Stunden weit entfernt von der Kirche zu Trawies. Der Simon konnte nach Hause gehen. —

Trotzdem die als des Mordes verdächtig eingezogenen Personen immer wieder freigegeben werden mußten — nicht etwa aus Mangel an Beweisen, sondern auf Grund schlagender Gegenbeweise —, nahm das Gerücht, der Schuldige sei unter den Einheimischen zu suchen, doch stets bestimmtere Gestalt an. Ja endlich munkelte man von einer durch die Gemeinde selbst angestifteten Verschwörung. Die paar

Stuben im Wirtshause zu Trawies waren von Gerichtspersonen besetzt; die Zimmer im Pfarrhause waren für Verhöre, ja selbst für peinliche Fragen eingerichtet worden, und auf allen Wegen und Stegen dieser entlegenen Waldgegend gingen schwerbewaffnete Landwächter.

Der Leib des Erschlagenen lag immer noch auf seinem Gerüste und der Gestrenge von Neubruck hatte geschworen, ihn nicht früher ins Grab legen zu lassen, als bis der Verbrecher verscharrt sei.

Nach den vielen erfolglosen Untersuchungen war nun die Vermutung auf eine neue Persönlichkeit gelenkt, gegen die zwar kein anderer Verdachtsgrund vorlag, als der religiöser Schwärmerei. Der Mann war stets verschlossener Natur, und trotzdem bisher weder in seinem Leben noch in seinem Hause etwas Auffälliges bemerkbar gewesen, lag doch über seinem Wesen etwas Dunkles, Geheimnisvolles, etwas Finsteres und Schwermütiges. Er konnte jetzt Funken sprühen wie ein Kieselstein, und jetzt weinen wie ein Kind. Oft verschloß er sich bei Tage in seine Werkstatt und ging bei Nacht wie ein Mondsüchtiger durch die Wälder. An den amtlichen Verordnungen, die an das Kirchentor geschlagen waren, ging er vorüber, aber die heiligen Schriften und Satzungen der Alten waren ihm bekannt, und diese verflocht er in sein Denken und Träumen. Keiner war zu Trawies, der diesem Manne einmal auf den Grund seiner Seele geblickt hätte; aber alle wußten von ihm zu sagen, und die Richter lauerten.

Zu solcher Zeit war es, daß der Bart vom Tärn aus dem Hause des Feuerwart ging und rasch der Trach entlang gegen das Gestade hinaus.

Im Hause des Schreiners Wahnfred war Not und Angst. Seit der Nacht vor dem Barbarafeste war der Wahn-

fred verschwunden. Am ersten Tage fiel seine Abwesenheit nicht auf, denn er war zur Kirche gegangen. Als man von dem schrecklichen Geschehnisse hörte, war sein Ausbleiben um so leichter erklärlich, da ja alles in Trawies blieb oder nach Trawies eilte, und im Wirtshause Wort und Rat halten wollte. Als Wahnfred aber auch am zweiten Tage nicht erschien, wollte sein Weib nachfragen und suchen lassen; wie konnte ihm bei dem Unwetter auf unwirtlichen Wegen was zugestoßen sein! — Da kam an diesem Tage eine Botschaft vom Feuerwart: Die Wahnfredin möge nicht nachfragen und nicht suchen lassen, sie möge still sein, ihr Mann sei wohlbehalten und in Hut. Er grüße sein Weib und sein Kind, und sie sollten tapfer sein, Gott wolle, daß er sich ihnen auf kurze Zeit entziehe, aber nach den bösen Tagen würden sie glücklich wieder zusammenkommen. Nur auf Gott vertrauen und schweigen!

Da stieg in dem Weibe die Ahnung auf, die gräßliche Ahnung, die ihr nimmer Ruhe ließ. Sie sann bei Tag und betete bei Nacht. Und wenn sie an den entheiligten Altar ihrer Pfarrkirche dachte, da wurde ihre betende Seele lahm.

Nun war auch ein Toter zu Hause. Wahnfred hatte seinem Söhnchen einen kleinen Handschlitten gezimmert, auf dem Erlefried gern über die Schneebahn der Berglehne in das Tal hinabfuhr. So auch am Abende des Barbaratages, als es am Himmel klar geworden war, als hinter dem Johannesberge der kalte Tag verblaßte und über den Wäldern des Tärn der rote Mond aufging. Und als der Knabe auf seiner fröhlichen, vom Sturme glattgefegten Bahn zum Wege herabgefahren kam, der sich neben dem Flusse hinzog, sah er aus dem Schnee einen dunkeln, halbverschneiten Gegenstand ragen. Es war ein alter, in sich zusammengeschauerter und zusammengekauerter Mann. Es war der

Pfründner Lull, der, von Haus zu Haus wankend, seinen Unterhalt suchen mußte. Es war — wir wissen es — derselbe Greis, der an jenem Sonnenwendtage im Hause des kleinen Baumhackel daniederlag und vergebens auf die letzte Wegzehrung wartete. Da der Priester aber anstatt zu seinem Krankenbette zur Wildwiesen hinaufgestiegen war, so sagte der alte Lull: ohne geistlich' Hilf' wolle er nicht sterben, und wurde wieder gesund. Nun schien er aber doch nicht mehr länger warten zu können. Man weiß nicht, wann zu Trawies wieder ein Priester sein wird. Auch hat man in allen Häusern auf den Lull vergessen, er ist alt gegen die neunzig Jahre, und der Wind bläst rauh.

„Lull!" rief der Knabe. „Lull!" schrie er dem Alten ins Ohr, „was machst du denn da?"

Der Pfründner fröstelte, blickte starr vor sich hin: „Sterben."

Da lief der Kleine, was er konnte, zum Hause hinan und verkündete entsetzt: „Da unten stirbt der Lull! Da unten stirbt der Lull!"

Sie eilten hinab, sie trugen ihn ins Haus und betteten ihn warm, und das Weib flößte ihm Brühe ein, und der Knabe stand daneben und blickte mit seinen großen, hellen Augen dem Greise in das fahle Antlitz.

Dieser murmelte müden Mundes und stieren Auges: „Jetzt, Trawieser Leut', jetzt kommt das Jüngste Gericht mit Not und Schrecken." Dann tastete er mit seinen mageren Händen gegen das Lockenhaupt des Knaben: „Dich, du liebes, schönes Kind, hulde der himmlische Herr!"

Das Weib wollte die Nacht bei ihm wachen, aber er bat, daß sie sich schlafen lege. — Am anderen Morgen wurde er tot gefunden.

Die Frau des Wahnfred wollte nun Anstalt treffen,

den alten Lull zu bestatten, da erfuhr sie, daß jetzt zu Trawies keiner begraben werden könne. Es fehle der Priester, es fehle die Weihe der Kirche und des Friedhofes. Es sei kein gesegnetes Grab mehr zu Trawies.

Wie lange denn sollte der kalte Gast im Hause liegen? War das ein Ersatz für Wahnfred? . . . Grauenhafte Gedanken durchzogen das Haupt des armen Weibes.

In einer dieser Nächte hub der kleine Erlefried im Schlafe zu schluchzen an. Das hatte er sonst niemals getan. Die Mutter wollte ihn wecken und fragen, was ihn denn so sehr schmerze; aber er blieb im Schlummer befangen und weinte.

Da kam der Bart vom Tärn. Sein Gesicht war so ernst, daß es, als er in der Vorkammer die Leiche sah, nicht mehr ernster werden konnte. Das bedrängte Weib bat ihn händeringend um Rat, was zu tun sei, daß der Tote davon und der Lebendige ins Haus käme? Es sei ihr so unsagbar bange ums Herz, sie wisse sich all das, was jetzt vorgehe, nicht zu deuten. Man möge ihr doch sagen, was das wäre!

„Meine liebe Wahnfredin," entgegnete der Bart vom Tärn, „du willst, daß ich dir sage, was du schon weißt. Dein Mann ist angeschuldigt, den Mord begangen zu haben."

Sie hörte es und schwieg. Sie stützte sich mit der Hand an die Tischecke, sie sah dem Mann ins Auge und sagte gelassen und leise: „Aber wahr ist es nicht." Er merkte es kaum, daß die so ruhig scheinende Antwort eine von Angst und Pein durchzitterte Frage war.

Der Bart versetzte: „Heute kann noch nichts gesagt werden. Noch ist der Wahnfred in Sicherheit, aber man weiß nicht, wie lange."

„Nur wo er ist, will ich wissen!" rief sie und hob die gefalteten Hände.

„Er ist in guter Hand, in Freundesschutz, das muß dir jetzt genug sein. Mehr kann ich nicht sagen. Sie verfolgen ihn. Schon in der nächsten Stunde können sie an deine Haustür schlagen. Wahnfredin, du und dein Knabe, ihr müsset eilends fort, sonst schleppen sie euch ins Elend. Das Gericht ist nicht mehr das Gericht, es ist wahnsinnig vor Wut, es will Trawies zugrunde richten. Euch würden sie als Geiseln peinigen, bis er, den sie suchen, selbst hervorspringt. Wahnfredin, ihr müßt mit mir hinein zu den Tärnwäldern. In meinem Hause will ich euch verbergen."

„Dort ist auch er?" fragte sie mit heißer Hast, „nicht wahr, lieber Bart, dort ist auch er?"

„Macht euch nur rasch bereit. Wenn sie uns treffen, so sind wir alle verloren."

„O mein Gott, dieses Haus, dieses liebe Haus jetzt auf einmal verlassen! Sie werden es zerstören, sie werden es niederbrennen!"

„Niederbrennen!" sprach der Bart vom Tärn, und seine Stimme hatte plötzlich einen fremden Klang, „niederbrennen! — Wahnfredin, tue das selbst. Das Haus, das die Voreltern deines Mannes gebaut haben, das Haus, in dem ihr euer Glück habt gelebt — lasse es nicht von rasenden Feinden entweihen, opfere es selbst, opfere es den Flammen!"

„Wie könnte ich das tun, ihr Heiligen Gottes!" rief sie.

„Ja, noch was anderes!" fuhr der Bart leiser, aber nicht weniger erregt fort. „Als ob uns der Herrgott die Weisung wollt' geben. Verstehst du?" Der Mann deutete auf die Leiche: „Dieser wird verkohlt gefunden im Schutte und morgen geht es um in Trawies und in Neubruck und in Oberkloster: Der Schreiner Wahnfred ist verbrannt! Vielleicht hat er sich's selbst getan. Sie stellen das Suchen ein und dein Mann ist gerettet."

„Es mag ja sein, es mag gut sein, aber weiß Gott: ich tu's nicht, ich kann's nicht tun!"

„Stelle es dem anheim," sagte der Bart und deutete, man wußte nicht, nach dem Himmel oder nach seiner Stirne.

Nach einer Stunde hatte er es so weit gebracht, daß die Wahnfredin und der Knabe Erlefried in ihren Winterkleidern vermummt an der Haustüre standen. Während er noch auf den Dachboden stieg — vielleicht um von dem Fenster des Türmchens aus zu sehen, ob nicht schon Verfolger nahten, vielleicht aus einem anderen Grunde — brach das Weib vor Schmerz an der Schwelle zusammen.

„Wer hätte es vermeint," rief sie aus in Klagen, „daß es so sollte kommen! Jetzt, im kalten Winter, fort in den Wald! Und wenn er kommt, verfolgt, gehetzt, um sich zu bergen, findet er sein Kind, sein Weib, vielleicht sein Haus nicht mehr. Nein, ich kann dich nicht verlassen, du liebes Dach, das er mir hat gegeben. Gottes Segen ist gewesen an dieser Tür, an diesem Tische. Hier habe ich ihm das Kind geboren; an diesem Herde, um das Feuer herum sind wir oft gesessen in stillen Freuden und haben nicht gewußt, wie glücklich wir waren. Wie ist's mein Traum gewesen, dereinst in alten Tagen der Ruhe zu pflegen in diesem Hause, neben mir den lieben Mann in weißem Haar, zufrieden und heiter und fromm, und um uns die Kinder unseres Kindes. Dann gehen wir schlafen, und sie leben fort unter ihrer Eltern Dach, von Großeltern, Eltern, Kindern und Enkeln ein einziges langes Leben . . . Und jetzt ein Schlag, daß alles, alles hin ist, auf einmal! — O du mein getreues, mein liebes Haus, an jedem Stein deiner Festen, an jedem Nagel deiner Wand hängt mein Leben. Muß ich fort von dir, du mein getreues, mein liebes Haus!"

„Wahnfredin, gib dich drein,“ sagte der Bart und stand bereit, zu gehen.

Sie fuhr fort: „Die Toten, wenn sie Aschen werden, sie stehen wieder auf. Das Haus, wenn es Aschen wird, sehe ich nimmermehr.“

„Gib dich drein, Wahnfredin. Es dunkelt der Tag und sie kommen noch heute. Denk' an deinen Mann; das kleinste Zögern noch, und es ist sein Verderben. Nicht nach dem Hause wird er fragen, das ist wieder zu gewinnen, nur nach euch, nach Weib und Kind, und diese will ich retten!“

Er suchte sie mit fortzudrängen. Das Weib tauchte noch ihren Finger in das Wassergefäß, das am Türpfosten hing, und sprengte einige Tropfen in die Stube, und sprengte einige Tropfen auf die Leiche des alten Lull und rief: „Du armer, glückseliger Mann, du bist der letzte drin. Gott walt's! Gott walt's!“

Sie sprang aus dem Hause. Der kleine Erlefried torkelte ihr nach, er war halb betäubt von dem Jammer der Mutter, so hatte er sie, die stille, die milde Frau, noch niemals gesehen. Sie hatte nie geweint, und jetzt rannen die Tränen unablässig nieder von ihren langen Wimpern. Der Bart ließ sie still gewähren, er wußte, dieser klagende Schmerz war milder, als der stumme . . .

Rasch schritten die drei gegen den Fluß hinab, um die Brücke zu erreichen. Unter ihren Füßen knisterte der Schnee, es brach eine kalte Nacht an. Als sie über die Brücke gingen, hielt sich der kleine Erlefried an das Kleid des Bart, deutete in die Trach und flüsterte: „Schau, in diesem Wasser da unten rinnt Blut!“

Es war der Spiegel des Abendrotes. Das Weib des

Wahnfred hielt ihr Kind am Arm und hastete fort und war stumm, und blickte nicht mehr zurück.

Jenseits des Flusses wendeten sie sich einer Seitenschlucht zu, durch die ein armseliger Steig hinanführte gegen die Wälder des Tärn.

Der Bart blickte mit erwartungsvollem Auge zurück auf das Haus am Gestade. Noch war der Frieden des Todes im schattigen Bau, da erhellte sich eines der Dachfenster mit rotem Scheine. Bald erglühte auch das zweite, und jetzt brach der flammende Qualm hervor. In lichten Zungen rieselte es hin über das Dach und lohten die Feuerfahnen auf in den abendlichen Himmel. Rot erglühten die Schneefelder ringsum, und die schneeigen Bäume. Und immer voller wurde die Flammengarbe, bis das Haus des Schreiners Wahnfred in einer feurigen Flut stand.

Im Tale war Pferdegewieher und Waffengeklirr. Der Trach entlang von Neubruck her gegen Trawies sprengte ein Trupp von Reitern.

* * *

Um Mitternacht ging der Mond auf und der Kirchturm zu Trawies mit seiner lichten Mauer und dem glänzenden Schindeldache ragte in diesem Scheine wie eine stille Glutsäulen empor über den schlafenden Häusern.

In solchen Stunden sind nur die Wässer laut, und wachsam ist das Ohr in stiller Nacht, da es in die Rechte des Auges tritt.

Außer dem Rieseln der halb eingeeisten Trach knistern im Tale vier wandernde Füße. Sie treten leise auf den Schnee, denn sie fürchten das wachsame Ohr. Zwei Männer, mit Bündeln bepackt, mit Stöcken, einer auch noch mit einem

Schußgewehre bewaffnet, sind aus dem Gehöft des Gallo Weißbucher geschlichen und eilen nun taleinwärts gegen den Trasank. Erst als die rote Nadel des Kirchturmes hinter einer Berglehne verschwunden ist und die letzten Hütten zurückgeblieben sind, bleiben sie stehen, stützen die Stöcke unter ihre Rückenbündel. Der eine machte tiefe Atemzüge und sagte: „Mein Gallo, was doch die freie Luft Gottes wohltut!"

„Das glaube ich," sprach der andere, „und die freie Luft Gottes, die wirst nun genugsam trinken können."

„Weiß es wohl," sagte der eine, „daß ich nun in den Ritscherwald hinauf muß, aber einmal hättet Ihr mir mein Gestadehaus noch vergönnen mögen. Ihr wißt es so wenig als ich, ob ich es in späterer Zeit noch einmal sehen werde."

„Dein Gestadehaus," entgegnete der Gallo, „das wirst du — doch mein Rat ist, wir gehen weiter. Bei der Rabenkirche drinnen mögen wir rasten, und dort will ich dir auch erzählen, was sich die letzten Tage her draußen im Gestade zugetragen hat. Es ist hart für mich, daß ich es dir sagen muß. Härter freilich noch für dich, daß du es ertragen mußt. Aber das Härteste ist das nicht. Gehen wir."

Und sie gingen. Der Schlittpfad wurde immer schlechter und hörte endlich ganz auf. Nur die einzigen Fußspuren irgendeines Holzschlägers zogen sich noch eine Strecke hin, dann bogen auch die seitab, und da blieb der Feuerwart stehen und murmelte: „Das ist mir unlieb, hier dürfen wir nicht weiter. Jetzt bleibt uns nichts anderes übrig, wir müssen auf dem Wasser gehen, daß keine Spur bleibt."

Und sie schritten auf der hier gänzlich eislosen Trach von Stein zu Stein, wie solche aus dem gischtenden Wasser hervorstanden. Oft mußten sie sich mit den Stöcken von Klotz zu Klotz schwingen, oft glitten sie in der Dunkelheit

auch zur Tiefe. Das Rauschen des Bergflusses war so gewaltig, daß sie ihre eigenen Tritte nicht vernahmen.

Endlich war die arge Strecke zurückgelegt und sie standen in der finsteren Felsenhöhle, die Rabenkirche genannt. Hier zündeten sie Reisig an, und während die Flammen aufloderten an dem klüftigen Gewände, an welchem einst der Eid der Verschwörung widerhallt hatte, blickte der Schreiner vom Gestade fragend auf den Feuerwart.

Und dieser sagte: „Mein lieber Wahnfred! Dahier an dieser Felsenkluft ist dein Name hervorgehoben worden, und in diese Felsengruft mußt du deinen Namen jetzt begraben. Da unser Weg an dieser Höhle vorüberführt, so vernimm es hier. Dein Opfer für Trawies ist schwer, aber es wird dir erstattet werden. Gestern abends ist draußen am Gestade das Haus des Schreiner Wahnfred niedergebrannt.“

Da sagte der andere dumpf: „Mein Haus.“

„Ist Asche. Man baut es wieder.“

„Und die Meinen? Feuerwart, die Meinen?“

„Sind glücklich entkommen bis auf ihn — den Wahnfred. Der ist mit verbrannt.“

„Was sind das für Worte, Gallo?“

„Du verstehst sie bald. Während du in meinem Keller verborgen warst, ist der Satan nicht müßig geblieben; er hat allen Verdacht auf dich und dein Haus zusammengetragen. Wir hätten dich und dein Weib und Kind nicht anders zu retten vermocht, als daß wir dein Haus niedergebrannt haben und die Knochen des Pfründners Lull, die im Schutt gefunden werden, für die deinen ausgeben.“

„Die Knochen des Pfründners? Wer hat ihn umgebracht?“

„Geh', Freund, das Morden wird doch weiter nicht eingeführt in Trawies. Der Lull ist von selber gestorben. Dein

Weib und Kind hat der Bart mit in die Tärnwälder geführt. Zur Sommerszeit kannst sie sehen, aber jetzt nicht. Jetzt mußt du in die Wildnis kriechen, so tief du kriechen kannst, daß keine Spur von dir ist, bis die Späher wieder alle davon sind. Deinem Weibe werde ich Nachricht von dir bringen; sei unbesorgt. Ich muß dich hier verlassen, daß ich noch in der Nacht heimkomme. Du bleibe hier bis zum nächsten Abend und verbirg dich. Und wenn es morgen abends dämmert, so mach' dich auf, du brauchst eine lange Nacht, bis du zu deinem neuen Hause kommst, das hinter dem Rücken des Ritscherwaldes steht. Du kennst die Klause am Donnerstein, wo vor Zeiten Einsiedler haben gelebt. Du bist ja mit uns gewesen, da wir vor etlich' Jahren den letzten herabgetragen haben auf den Kirchhof. An seiner Statt zieh' du in die Klause; dir ist das Einsiedeln nötiger, wie allen Mönchen auf der Welt. Was du von diesen Lebensmitteln tragen kannst, das trage mit dir, das andere verwahre in diesen Klüften und hole es nach Bedarf! Ich will dir mancherlei noch hierherschaffen, was du nicht entbehren kannst. Aber richte es so ein, daß du zwei Nächte hast, eine zum Hergang und eine zum Rückgang. Daß dich niemand sieht, bis deine Haare lang sind und dein Mantel und deine Gestalt verändert ist! Und wenn es Zeit ist und du zurückkehren darfst, so wirst du in dieser Felsenspalte Nachricht finden."

„Wo aber, mein lieber Gallo, wo soll ich die Nachricht finden, wenn bis dahin die Felsen verwittert sein werden?" so fragte Wahnfred.

„So hart mußt du dir's nicht legen," antwortete der Feuerwart, „bis die Wiesen grün werden, verhoffe ich, dich hier unten wiederzusehen."

„Mann! Hier hast du ein Wort gesagt, das du selber nicht glaubst. Nimm es zurück. Du weißt es, ihr alle wißt

es, was mit mir ist. Die Wiesen werden siebenmal grünen und siebenmal welken, und die Nachricht wird sich in dieser Spalte nicht finden. — Der Wahnfred ist tot und er wird nimmer lebendig. Ihr habt ihn umgebracht."

„Ich kann mir's wohl denken, wie dir jetzt sein muß, und verzeihe dir das Wort. Nur das sollst du nicht vergessen: was dich getroffen hat, das hätte jeden anderen von uns treffen können. Wohl, ich bin der Zuversicht, daß — wäre auf mich das Los gefallen — auch du mich verborgen und gehütet hättest in deinem Hause, daß du mich begleitet hättest zur nächtlichen Weil', und mir Lebensbedarf getragen. — Du könntest nicht anders hier stehen und nicht anders reden, als wie ich."

„Klage ich denn?! Gleichwohl ihr sagt, so oft ich es nur hören mag: Was ich getan, das läge auf eurem Gewissen — mag sein, aber leiden muß ich es. Mein Gewissen wird nicht geringer, und wenn ihr zehnmal mitgemordet habt. Ich weiß es, mit mir und meinem Gott habe ich allein fertig zu werden; und ich werde es, ohne daß ich einen von euch noch einmal brauche."

„Wahnfred, so bitter gehst du von mir?"

„Zum Henker hat mich das Los gemacht; aber zum Knecht und Wicht habt ihr mich gemacht."

„Ich möchte wissen, wie du das meinst."

„Habe ich euch gebeten, daß ihr mich im Rübenkeller gefangen halten solltet? Habe ich euch gebeten, daß ihr mich in die Wildnis stoßen möchtet? Aber weil ihr gefürchtet habt, ich könnte selbst zum Gericht gehen wollen und mich anzeigen und euch verraten, so habt ihr mich eingesperrt wie einen Roßdieb und schafft mich jetzt bei Nachtzeit über die Grenze, als wie wenn ich in Trawies mein Lebtag nicht daheim gewesen wäre. Wißt ihr's denn so sicher, ihr

weisen Männer zu Trawies, daß mir ein elendes Leben da oben in den Einöden lieber ist, als der Büßertod? Dann wißt ihr mehr von mir, als ich selber; ich weiß es nicht, ob ich dem Hochgerichte lange ausweichen werde."

„Und alle mit zugrunde richten!" rief der alte Mann in Erregung.

„Ha, wie ihr zittert um eure Haut!" lachte der Wahnfred — wie hohl sein Lachen klang! „Was hilft es aber, wenn ich euch mit mir reiße? Dann fallen leicht an die vierzig Köpfe in Trawies, und ich glaube, der eine ist mit einem vollauf bezahlt?"

„O Gott, Wahnfred, bedenke, sie werden sich nicht begnügen, dich mit einem Streiche zu töten, sie werden dich zu Tode foltern, bis sie deinen letzten Tropfen Blut und dein Sterbenswort haben!"

„So komm, Feuerwart," sagte der Schreiner, und suchte den Mann gegen den Ausgang zu zerren, „komm, und stürze mich in die Trach hinab. Dann bist aller Sorgen ledig."

„Du bist von Sinnen! Wahnfred! Im Namen deines Weibes, im Namen deines Knaben beschwöre ich dich, fliehe und erhalte dich!"

„Mein Weib! Mein Kind!" so schrie der Schreiner auf, schlug die beiden Hände an seine Stirne und stöhnte laut, bis ihm die Tränen über die Wangen rannen.

Das Feuer war in sich zusammengebrochen. Die Kohlen knisterten noch und wanden sich wie glühende Schlänglein. Der Gallo Weißbucher stand da und rang nach Worten, daß er den Unglücklichen tröste und versöhne. Zutiefst fühlte er es, wie er, wie Trawies diesem Manne in Schulden war. Zwei Verbrechen sammeln sich wucht- und wehevoll auf der Gemeinde Haupt — der Tote dort, der Untergehende hier...

Nach einer Weile war Wahnfred ruhig und gefaßt.

„Gut, gut, ich will leben," sagte er, „so schwere Schuld sühnt nicht der Tod, nur das Leben . . . Geh' heim, Feuerwart, und eines: vergessen laß mich sein. Sage es den anderen: Ich verschreib' euch keine Schuld, aber vergessen laßt mich sein! — Weg von mir, du fremder Mann, ich hab' nur mich allein."

Mit den Händen abwehrend, sprang er aus der Höhle — und der Feuerwart hat ihn nicht mehr gesehen.

Suchend ging der Gallo lange hin und her. Nichts vernahm er, als das Brausen der Trach, und über der Waldschlucht her schimmerten im Mondlichte die Felsen des Trasank.

Eine Bangnis auf der Seele, die er bisher nicht gekannt hatte, wanderte der betagte Mann die unwirtlichen Wege seinem Hause zu. Müde und gebrochen kam er heim, sich sehnend nach dem Ruhebette. Das jedoch sollte ihm heute nicht gegönnt sein.

Schon in der Ferne vernahm er von seinem Hofe her Lärm und Lichter in den Fenstern. Auch draußen im Dörfchen waren die Leute auf und es war eine seltsame Unruhe im Tal. Pferdegewieher und Waffengeklirre erscholl, wie sonst noch nie zwischen diesen Wäldern. An den Wegen flimmerten Laternen hin und her.

Das Haus des Feuerwart war besetzt von Landsknechten. Andere durchsuchten die Wohnung und das Gehöfte und verlangten von der Hausfrau und von dem Gesinde den Gallo Weißbucher. — Er ist nirgends zu finden, er ist geflohen, er ist mitschuldig.

Zum Glücke kam er und fragte strenge, was man von ihm begehre?

Die Gegenfrage war, wo er sich in der Nacht herumzutreiben hätte?

Er antwortete, darüber sei er keine Rechenschaft schuldig, und wenn er aus sei, um als Vormann der Gemeinde in den Häusern von Trawies nach dem Mörder zu fahnden, so sollten sie ihm wohl eher dankbar sein, als auf so grobe Art begegnen. Die Waldgemeinde Trawies sei noch ein Ort, wo ergraute Männer geachtet zu werden pflegten.

Darüber zu verhandeln sei jetzt keine Zeit. Der Gallo Weißbucher müsse mit nach dem Gestade. Dort habe sich der mutmaßliche Verbrecher mitsamt seinem eigenen Hause verbrannt.

Ja, so hieß es allbereits, der Schreiner Wahnfred sei verkohlt bis auf die Knochen aus dem Schutte gezogen worden.

Aber es waren zu viele Herren aus Neubruck und Oberkloster und selbst von weiteren Orten und Städten da. Die Untersuchung ergab, daß die kleinen morschen Knochen mit den zahnlosen Kiefern nicht die des großen, jugendlichen Mannes sein konnten.

„Dieses Opfer umsonst!" flüsterte der Bart vom Tärn dem Feuerwart zu.

Nun wurde nach dem Schreiner begehrt und seiner Familie.

„Wo sollen wir die Leute finden?" sagte der Firnerhans. „Wenn **mir** die Hütte niederbrennt, ich besinne mich nicht lange heutzutag', was in Trawies zu machen ist: ich schneide mir einen Hagebuchenen und wandere aus. Viel anders wird's auch der Schreiner nicht gemacht haben. Suchet draußen auf der Landstraßen unter dem Bettelvolk, auf gut Glück vielleicht in einer Zimmer- oder Schreinerwerkstatt zu Neubruck — was weiß ich!"

Da saß auf schwarzem Hengste ein bärtiger Reitersmann. Der griff mit der linken Hand ans Schwert, die

rechte ballte er zur Faust und knirschte gegen die Männer von Trawies: „Bei den Himmlischen und bei den Höllischen! Daß binnen vierundzwanzig Stunden der Mörder mein ist, das bürgen mir eure Köpfe!“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Seit Menschengedenken hat es im Tale der Trach noch nicht so viele Raben gegeben, als in diesem Winter.“

„Wie kann es anders sein, seit man zu Trawies die Toten nicht begräbt!“

„Was wird das für ein Christfest werden? Trawies ist belagert wie ein Räubernest, das sich nicht überliefern will. Heute steht unter jedem Baum ein Scherge.“

„Und morgen hängt auf jedem Baum ein Bauer!“

So sprachen die Leute, die des Weges kamen. Darunter einige der ältesten Männer, die vorgerufen waren, „bei Vermeidung der Einbuße von Hab und Hut im Pfarrhofe zu erscheinen“.

„Wenn ich vom Pfarrhof höre, steigt mir schon allemal der Graus auf,“ brummte Uli der Köhler.

„Das hätten wir ganz anders machen sollen,“ meinte der Firnerhans, „aber sein Lebtag: die gescheiten Gedanken und die krummen Ross' hinken hinten drein. Wir hätten es mit dem Pfarrhof machen sollen, wie draußen mit dem Schreinerhaus. Der Herr wäre dabei ums Leben gekommen. Ein Unglück. Wer kann dafür!“

Ein paar Landsknechte mit ausgestreckten Messern traten dazwischen und bedeuteten den Männern, daß sie sich zu zerstreuen hätten.

„Und ich weiß es,“ sagte der Köhler, „daß wir in den Pfarrhof berufen sind zur Versammlung.“

„Auf der Straße ist das Zusammenrotten nicht gestattet! Auseinander!“

Der Firnerhans erhielt einen Stoß mit dem Gewehrkolben, da sprang er mit einem wilden Fluche auf den Häscher los; es entspann sich ein Gebalge zwischen den Bauern und den Soldaten und als sie auseinandergestoben, lag der Hans hingestreckt auf dem blutigen Schnee; er raffte sich erst allmählich wieder auf und schleppte sich in das Wirtshaus und befeuerte die Leute zum Kampfe gegen die Tyrannen. Die übrigen wurden in den Pfarrhof getrieben, in die große Stube getan und vielfach bewacht, bis die Herren erschienen.

Die Herren des Gerichtes mit schwarzen Mänteln über der Amtsuniform und den Waffen. Auch Priester waren darunter, und die schienen den Vorsitz zu führen. Die meisten sahen finster drein, und ihre langen Bärte zuckten bei jeder Bewegung ihres Mundes. Einer war so feist und die Miene seines Angesichtes derart verfettet, daß nicht zu unterscheiden war, ob solche ebenfalls strenge sein oder lächeln wollte. Nur einer hatte ein lächelndes Rundgesicht; der trug auf der Brust ein goldenes Kreuz. Es war der wohlbeleibte Herr Prälat von Oberkloster. Er saß hinter dem grünen Tisch auf klobigem Lehnsessel. Ihm zur Seite stand ein schlanker jugendliche Priester ohne Bart und mit kurzgeschnittenem Haar. Seine tiefliegenden Augen waren grau wie ein Nebeltag. Diesen Herrn nannten sie den Pater Dominikus. Er saß nicht auf seinem Stuhle, in seinen Bewegungen zuckte die Ungeduld.

Auf dem Tische stand ein Christuskreuz und lagen Papiere. Als nun die Männer versammelt und die Türen besetzt waren, murmelte der Pater Dominikus die Worte: „Im Namen des dreieinigen Gottes!"

Hierauf nahm eine der Gerichtspersonen die Protokolle und begann zu lesen. Sie las eine Stunde und länger, und

den Männern von Trawies zuckten dabei häufig die Augenbrauen und die Fäuste.

Als die Schrift zu Ende war und der Vorleser noch einen kalten Blick auf die Bauern geworfen hatte, nahm der weißbärtige Oberrichter von Neubruck das Wort und sagte: „Ihr habt es gehört!“

Alles lautlos.

„Ihr habt es gehört, Männer zu Trawies, daß ihr schuldig seid an dem Tode eures Seelenhirten. Gottes Stimme hat gesprochen. Das Volk von Trawies ist verhört, jede Aussage streng geprüft worden und es hat sich das erwiesen, was Herr Franziskus, der gottlos Erschlagene, uns so wiederholt mitgeteilt hat und dem wir leider nicht vollsten Glauben schenken wollten, weil wir an den Gehorsam unserer Bauern seit jeher gewöhnt sind. Nun ist es sonnenklar, ihr seid Rebellen. Ihr habt die Verordnungen eures Herrn mißachtet, ihm den Gehorsam verweigert in geistlichen und weltlichen Dingen. Ihr habt vielerlei Anstalten getroffen, euren von hoher Obrigkeit euch zunächst bestimmten Vorgesetzten durch sachentstellende Klagen zu entfernen und, da dieses nicht gelingen wollte, auf Mittel gesonnen, ihn auf andere Weise aus dem Wege zu schaffen. Heute kann es keiner mehr leugnen, daß der Mörder unter euch ist, daß ihr ihm Vorschub geleistet habt bei seiner Tat, daß ihr ihn verborgen haltet. Da die Hausuntersuchungen fruchtlos waren, so ist anzunehmen, daß der Mann frei unter euch steht.“ Nun erhob der Oberrichter seine Stimme: „Ihr Ältesten der Gemeinde, keiner von euch kehrt in sein Haus zurück, bevor ihr den Mörder genannt und ausgeliefert habt!“

Die blinkenden Spieße der Landsknechte standen zur Tür herein.

„Verrat!“ schrie eine Stimme aus den Angeklagten, „vom Gerichte selbst verraten! Abgefangen wie herrenlose Hunde!“

Der Richter stand bewegungslos. Als die Ruhe wieder hergestellt war, rief er: „Im Namen der Gerechtigkeit des Himmels und der Erden! Ihr Männer, deren Haare grau geworden sind im Dienste eurer Gemeinde, beschworen seid ihr, eure Heimat nicht selbst treulos zugrunde zu richten. Das Gericht hebt sein Schwert über ganz Trawies. Schützt euch und eure Mitgenossen — liefert den Mörder aus!“

Nun drängte sich aus dem Knäuel der Männer der älteste hervor, Gallo Weißbucher, genannt der Vormann und der Feuerwart. Auf seinen Stock gestützt — denn es bebten ihm die Knie — trat er hin vor die Herren und sprach:

„Was bei uns geschehen ist, das — hohes Gericht — bist du selber schuld. Wir haben dich gebeten, den Mann, der nicht für uns war, von uns zu nehmen. Du hast uns zu Hohn den Bescheid durch ihn selbst erteilt. Wir zu Trawies sind freie Bauern gewesen seit alters her, und lieber, denn wir der Willkür Knechte sind, gehen wir zugrunde. Er hat uns getreten und geschmäht, er hat uns die alten Rechte an Wald und Weide verweigert, er hat unsere Ernten nicht geschont, er hat unsere altehrwürdigen Sitten verletzt. War's aus Trotz, aus Bequemlichkeit, aus Feindseligkeit: Manchem hat er das Sakrament vorenthalten und die Wegzehrung auf dem Totenbette. Macht auf die Augen! An diesen Wänden steht seine Lebensgeschichte geschrieben: Hirschgeweihe, Hundspeitschen und Eberszähne, Schlagringe und beim Donnerer! — noch vollgespickte Weidtaschen. Wo sonst das Ziborium hing, baumelt jetzt der Hirschfänger. Wo sonst das Evangelium lag, findet ihr die Spielkarten. Und der

war uns zum Vorbild gestellt! Mit diesem Menschen hätten wir leben und sterben sollen!! Gebt uns einen gerechten Herrn, gebt uns einen Priester, wir sind redliche Untertanen und gute Christen. Laßt uns frei sein, und wir werden treu sein — aber das, was geschehen ist, bereuen wir nicht!"

„Das Geständnis läge vor," flüsterte der Pater Dominikus dem Schriftwart zu.

Der Oberrichter sagte: „Ich fordere euch zum letztenmal auf, liefert den Mörder aus!"

Der Feuerwart stürzte zum Tisch, erfaßte das Kruzifix und rief: „So wahr sie unseren Heiland, einen Unschuldigen, ans Kreuz geschlagen haben: wir liefern ihn nicht!"

„Gib weg das Kreuz," sprach der blasse Pater, sprang einen Schritt vor und wand dem Manne das Kruzifix aus der Hand. „Bei diesem heiligen Bilde haben wir geschworen, den Tod unseres Mitbruders an euch schwer zu büßen. Der Pöbel will übermütig werden, da ist es hoch an der Zeit, ein Exempel aufzustellen, wie Empörung endet."

„Der Pfaff nimmt uns das Kreuz weg!" schrie ein knorriger Waldmensch. „Niederschlagen! Niederschlagen!"

Einige stürzten trotz der Abwehr des Feuerwartes hin auf das Richterkollegium, warfen den Pater zu Boden und brachen in seiner Hand das Kruzifix entzwei, ehe noch die Landsknechte zur Stelle waren.

„Aus und vorbei ist's!" rief der Feuerwart händeringend, während die Kolben krachten, die Spieße schrillten und ein Schuß aufblitzte über den Köpfen der schreiend und polternd hin und her wogenden Menge.

„Nieder, nieder mit allem, was Bauer und Hund ist!" rief es im bedrängten Richterkollegium. Und nun hob ein wüstes Gemenge und Gemetzel an. Zu groß war das Gedränge, als daß die Söldner ihre Waffen frei gebrauchen

konnten; die Bauern arbeiteten mit den Fäusten und kurzen Schlagern erfolgreicher. Mancher Wehrmann röchelte durch seinen mit knochigen Fingern zugeklemmten Hals; mancher der Häscher stöhnte auf dem Fußboden unter dem Knie eines wütenden Trawiesers. Als die Bauern inne geworden, daß für sie nichts mehr zu verlieren war, ließen sie ihrer Wut freien Lauf und drängten immer stürmischer gegen die Richter ein, die nur mit Not von den Söldnern beschützt werden konnten.

In denselben Augenblicken brach auch draußen ein wildes Lärmen los, und zu den Fenstern flogen Steine herein.

„Schließt die Tore ab!" hörte man den Oberrichter noch schreien, während das sich draußen versammelnde Volk laut und lauter nach Einlaß verlangte. Der Feuerwart beschwor seine Mitgenossen im Zimmer, beschwor durch das Fenster die aufgeregten Rotten vor dem Hause um Mäßigung. Schier umsonst. Auf den Fußdielen floß das Blut, der grüne Tisch war umgestürzt, die Schriften wurden von krampfhaften Händen zerfetzt, die Stücke flatterten in der Luft. Pater Dominikus, der anfangs zumeist Bedrohte, hatte sich mit Hilfe zweier Söldner wieder freizumachen gewußt. Selbst der Prälat war behende geworden, er verschanzte sich hinter ein Betpult und sein Angesicht war in Schreck und Angst ausdrucksvoll geworden. Der weißbärtige Oberrichter von Neubruck blieb unter allen der ruhigste. Da er sah, daß die Bauern endlich unterlegen waren, so warnte er die Soldaten, ohne besondere Not von ihren Waffen Gebrauch zu machen. „Diese da!" rief er, „dürfen mir nicht gemordet, sie müssen gerichtet werden!"

„Morgen, ihr Waldhunde, liegt ihr ausgestreckt auf den Folterbänken; da werden wir noch gütig miteinander reden."

So der vom Schreck sich wieder erholende Schriftwart.

Da erscholl der Ruf: „Feuer!“

„Der Pfarrhof brennt! In die Holzkammer haben sie Feuer geworfen!“

Als die Türe aufflog, drang schon der Rauch herein und an das Ohr schlug das Geprassel der brennenden Sparren.

„Keiner hinaus, bevor die Rebellen gefesselt sind!“ befahl der Richter.

Da begann das Ringen von neuem, und zwischen Rauch und Flammen haben die Ältesten von Trawies ihren Rest von Freiheit verloren. Die Arme an den Rücken gebunden, so wurden sie die brennende Treppe herabgeschleift und ihnen folgte, als der Letzte aus diesem Hause — auf der Bahre von Söldnern getragen — der Leichnam des Erschlagenen.

Rings um das brennende Haus johlte die Menge, Männer, Burschen und Jungen der Umgebung, auch zeternde Weiber darunter, auch Gesindel, das überlaut von Befreiung schrie und insgemein nach Beute spähte. Pötzlich knallten Schüsse. Eine Dirne stürzte zu Boden mitten in der Rotte, und als die anderen sahen, daß vom Gebäude her, und dort vom Tale herauf, und dort vom Walde herüber Häscher mit gezückten Waffen gesprungen kamen, da wollten sie sich davonmachen. Aber sie waren umrungen, bereits eingeschlossen, der niederwirbelnde Rauch raubte den Blick nach etwaigen Auswegen, da war ein Geschrei und ein Gewinsel, und alles floh der Kirche zu, um sich in ihren Mauern zu verbergen.

„Wohlan,“ sagte der Oberrichter, „diese Mauern sind fest. Führt mir auch die Gefesselten hinein und verschließt das Tor.“

So geschah es. Und als der Abend dämmerte, war ein wunderlich Volk versammelt im Gotteshause zu Trawies. Es

schrie, es fluchte, es drohte. Es rief die Bilder der Heiligen an gegen die auf sie hereinbrechende Gewalt. Einer erfaßte den Strick und läutete Sturm. Und zu den Fenstern leuchtete der Brand des Pfarrhofes herein.

Der Feuerwart stand am Tische der Kommunion und starrte auf den großen dunkeln Flecken des Steinpflasters. Solche Frucht trägt diese Saat. Er ahnte nicht, daß all das erst der Anfang war, der Anfang von Geschehnissen, an denen Trawies sterben und verderben sollte . . .

* * *

Die verhängnisvolle Nacht brach an.

Unter der Linde, die am Friedhofe stand, berieten die Herren aus Neubruck und Oberkloster und von weiter her, was nun zu tun sei. Der Vorschlag, den hohlen Totenschädel des Erschlagenen von der Gemeinde dreimal mit Gold füllen zu lassen, wurde nicht angenommen. Mit Geld sich in den Frieden einkaufen, das kann den Leuten zu Trawies nicht gewährt werden. Einer war dabei, der stand auf eines Menschen Grab und hatte eines Teufels Traum. Der sann nach, wie es wäre, wenn jetzt vom brennenden Hause ein Funken hinüberflöge auf die Schindeln des Kirchendaches. Die anderen waren darüber eins, daß die Kirche und das weltliche Gericht über diese Frevler, Empörer und Hochverräter die strengsten Strafen verhängen müsse. Hierauf bestimmten sie den Plan; er wurde nicht hier neu erfunden, er wurde nach dem, was anderwärtig geschehen war, wo Frevel und Verbrechen von einzelnen oder von Verbindungen begangen worden, aufgestellt.

Als die Nacht hereingebrochen war, drangen Söldner in die Kirche, befreiten die Gefesselten von ihren Banden, nahmen jedem die Waffe ab, die er etwa mit sich führen

mochte, und stellten sich dann an beiden Seiten des Altars auf, als gelte es ein Meßopfer in Parade, das zu später Stunde noch gehalten werden sollte. Zwei Lichter wurden angezündet am Altar. Dann ging die Türe der Sakristei auf und hereinschwankte, vier Männern getragen, der Leichnam des Priesters. Auf den Stufen, dort, wo er vor Tagen vom Beile getroffen zu Boden gestürzt war, wurde er niedergelassen. Hierauf kam in seinem langen, schwarzen Kleide der Pater Dominikus und brachte einen Kelch, den er zu Haupten des Toten stellte. Und endlich kamen die übrigen Richter und Herren und stellten sich an dem Altare auf.

Die zusammengezwungene Menge war, als sie diese Anstalten gesehen, gar still geworden.

„Was wird da werden?" so flüsterte mancher der Gefangenen dem Nachbar zu.

„Das ist das Gottesgericht!" sagte einer zum anderen. „Sie suchen den Mörder. Jeder von uns wird hintreten müssen und den Toten berühren. Wenn der Mörder ihn anrührt, dann wird die Wunde bluten."

„Und wenn der Mörder nicht da ist?"

„So wird sie nicht bluten."

„Und wenn sie nicht blutet?"

„So ist der Mörder nicht da. Das heißt man Gottesgericht."

„Wird uns nicht gefährlich."

Das Murmeln unterdrückte sich, denn der Oberrichter ergriff das Wort und sprach:

„Ich bin ein alter Mann und — selbst ein sündiger Mensch — grau geworden im Richten, aber niemals ist mir ein Urteil so hart angekommen, als heute. Ich verschließe mein Ohr vor meiner Zunge, denn diese spreche im Namen

der Gerechtigkeit. — Nach dem, wie die Dinge sind, ist es dem Gerichte nicht darum zu tun, das Werkzeug des Verbrechens zu bestrafen — dieses würde die Tortur uns leicht vermitteln —, sondern den Verbrecher. Der Verbrecher ist hier das Volk von Trawies. Noch strenger aber müßte der Richterspruch lauten, hätten ihn nicht Menschen gemildert. — Männer von Trawies! Ihr werdet heute in langer Reihe das letztemal einen Umgang machen um den Altar eurer alten Pfarrkirche. Und jeder, sobald er an diesem Toten vorüberkommt, wird aus dem Kelche, der an seinem Haupte steht, ein mit Papier umhülltes Körnlein ziehen. Die Körner sind weiß und auf Gottes Felde gewachsen; aber zwölf liegen darunter, die sind schwarz. Wer eines von diesen zwölfen hebt, der wird von heute in drei Tagen durch das Schwert zu seinem ewigen Richter gehen."

Jetzt schrillte ein Schrei aus der Menge auf und die Leute fuhren durcheinander, „als wie die Schafe im Stall, da der Dieb nach seinem Opfer hascht", besagt die Handschrift, „sie sind aufgefahren und haben den himmlischen Herrn gerufen, gerüttelt haben sie an der Pforten, als wann die Festen sollten wanken, sie sind an die Wand gestoßen und haben wollen ihre Köpfe vergraben in das Gemäuer und haben so grausamblich den höllischen Erbfeind angerufen, das selbsten die Priesterschaft davor erbebet."

Nachdem das Toben soweit abgenommen, daß der Oberrichter mit Mühe wieder zu Worte kommen konnte, fuhr er fort: „Daß ihr sehet, wie das Gericht der Barmherzigkeit Gottes eine lange Hand gelassen, so wisset, daß weit mehr Körner im Becher liegen, als eurer Köpfe sind, und es — so ihr trotz allem der Schuld frei wäret — wohl möglich kann sein, daß sich keiner die Verderbnis hebt."

Trat jetzt der Feuerwart vor. Seine Gestalt war hoch

aufgerichtet, die grauen Haare sträubten sich auf seinem Haupte, seine Hände waren ausgestreckt gegen die Herren.

„Haltet ein!“ rief er und seine Stimme klang hohl vor Grauen, „haltet ein, ihr Männer der Gerechtigkeit, mit solchem Spiel an diesem heiligen Orte! Das ist der Kelch für unseres Heilands rosenfarben Blut. Schüttet die Lose weg! Die Lose weg!“

Er wollte zum Kelch springen, ein Landsknecht stieß ihn zurück.

„Und wollt ihr,“ so fuhr er fort, „töten hier, weil getötet ist worden: Da, da, faßt den alten Mann, der Gemeinde vordersten, und löscht mit seinem Blut, was zu löschen ist.“ Mit gerungenen Händen stürzte er vor die Richter hin: „Ich bitt' euch um den Tod, aber das Volk laßt frei!“

„Steht auf,“ sprach der Oberrichter kalt, „und mischt euch nicht ins Gottesgericht, alter Mann. Ihr seid des Griffes in den Kelch enthoben. — Wohlan, der Gang beginne. Mit dem die Gnade ist, der mag frei durch das Tor der Sakristei nach Hause gehen.“

Ein Wink gegen die Söldner, und es begann.

Der Erzähler hätte vergebens nach Farben gesucht, um die Verzweiflung zu malen, von der er die Männer bei diesem Rundgange befallen zu sein wähnte, aber die Urkunde belehrt kurz und trocken: „Alsdann sie gesehen, es kunnt nit anders seyn, sind sie gegangen und hat Männiglich erwogen: Trifft es mich, so rait ich es für das Sterben ab.“

Schwer und finster wie Einherier schritten sie um den Altar, nahten sich dem Toten und zogen ihre Lose. Mancher sprühte dabei wilde Augenglut auf den Erschlagenen; mancher auch wendete sich schauernd ab und fast graute ihm mehr vor dem toten Priester, als vor seinem todbringenden Kelche; mancher langte mit zitternder Hand in den Becher, mancher

mit keckem Griff, trotzig knirschend, als gelte es, das Geschick am Kragen zu packen. Dann wurde jeder vor die Richter geleitet, seine kleine Beute ihm aus der Hand genommen und enthüllt. War das Körnchen weiß, so schienen die Richter selbst aufzuatmen und der Glückliche wurde durch das Pförtchen ins Freie gelassen. In der stillen, weiten Sternennacht, wie jauchzte er auf, wie sprang er hin in jugendlicher Leichtfüßigkeit — und war es gleich ein altersgebeugter Mann — wie schwur er, von nun an die Kirche von Trawies auf Stundenweite zu meiden und im grünen Walde unter dem lichten Himmel Gottes seine Andacht zu verrichten!

Die wenigen Weiber, die mitgefangen worden waren, entschlüpften ungefährdet; doch schlugen sie die Hände zusammen über diesen seltsamen Gottesdienst und über den in Asche glühenden Pfarrhof und liefen, Gebete murmelnd, davon.

Der Wegmann von der unteren Trach war der erste, der in des Richters Hand ein schwarzes Korn legte. Als er es sah, prallte er zurück, als hätte ihm einer einen Schlag auf die Stirne versetzt. Dann aber stand er fest, blaß und regungslos wie ein aufrechtragender Leichnam. Nach ihm kam eine Reihe von Kindern des Lichtes, die, vor Freuden ächzend, hinaustraten in die Sternennacht. Einer war wohl dabei, der schritt so ernst und finster der Freiheit zu, als ginge er in den Tod.

Warum er nicht Gott ein Lob sage? wurde er draußen vom Nachbar gefragt.

„Wofür?“ murmelte er. „O Freund, wie es jetzt sein wird, der Tod wäre uns besser, als wie das Leben!“

Der zweite Todgeweihte war ein Holzer aus dem Tärn. Er stieß ein gellendes Lachen aus.

Nach ihm kam rasch der Dritte, ein alter Knecht aus dem Sandhofhause, ein leidenschaftlicher Kugelschieber und Kartenspieler.

„Das habe ich gewußt," rief er ärgerlich aus, „wenn's was gilt, verspiel' ich allemal."

Die Nächsten waren zwei Bauern vom Johannesberge. Sie verzogen zum bösen Spiele keine Miene. Nach einer weiteren Reihe von „Weißen" kam mit einem schwarzen Korn der blutbefleckte Firnerhans.

„Mir scheint, vom Johannesberg gehen sie alle!" bemerkte einer der Rückwärtigen aus dem Trasanktale. Gleich darauf zog er selbst das Schwarze, so daß ihm der Firnerhans zurief:

„Mir scheint, es gehen auch die Trasanktaler."

Nun kam der Rockenpaulknecht, der schon einmal wunderbar gerettete Simon, der sich heute auch unseligerweise in die Nähe der Kirche gewagt hatte. Er zögerte lange, in den Kelch zu greifen; endlich tat er's und langte bis auf den Grund. Ohne vor die Richter zu treten, enthüllte er rasch, als wenn er von einer Nuß die Schale lösete, sein Korn und hob es empor. Es war schwarz.

„Ja, meine liebe Han!" seufzte er auf und stellte sich in die Nische zu den von Schergen umringten Toderkorenen.

Nach ihm wieder ein langer Zug in die Nacht hinaus, in den freien Wald. Wie blicke ihm der Simon betrübt nach!

„Ihr geht hin, und ihr schießet die Rehlein im Wald und habt eure Freuden. Kunnt ich mit euch gehen, jetzt wüßte ich aufs neu', was das Leben wert ist!"

Noch kamen zu den Toten Leute von der hinteren Trach und darauf ein Hausierer, ein Schwefelmann, der nur nach Trawies gekommen war, um den Leuten Feuerzeug, Rattengift und dergleichen zu vermitteln, Katzen zu erwürgen und

deren Bälge mit sich zu nehmen. Wie warf er sich hin vor die Richter und jammerte und erinnerte, daß er unschuldig sei und nicht zu den gottlosen Trawiesern gehöre, daß er sich der freiwilligen Armut begeben habe, daß er den frommen Herren zu Oberkloster das Zündzeug liefere für ihr geweihtes Feuer in Kirche und Küche, daß er ihnen stets das Harz zugetragen habe zum Bepichen der Fässer ihrer Keller, und daß er demnächst selbst in den Orden zu treten gedenke. Es nutzte nichts. Die Herren beriefen sich kalt auf das Gottesgericht, und der Ewige würde wissen, warum er ihn hinwegnehme. Das Männlein wälzte sich auf dem Boden und wand sich im Krampfe, bis es ohnmächtig im Winkel liegen blieb.

Nach diesem kam einer, bei dem manche sich eines Auflachens kaum enthalten konnten. Andere sagten: „O mein! Auch der!"

Es war der Halbkretin aus dem Hause des Firnerhans, der „dreiköpfig' Osel". Er starrte zuerst eine Weile auf den Toten, hockte sich dann hin vor den Kelch und begann mit den Körnern zu spielen. Endlich hob er ein Stückchen, betrachtete es und hielt es den Richtern hin. Das Korn war schwarz, der Osel lächelte, begehrte es als sein Eigentum zurück, steckte es in die Tasche und stellte sich mit sichtlichem Selbstgefallen zu den Todgeweihten.

Die Richter blickten sich fragend an. — Sind nicht selig die Armen im Geiste? Ist ein solches Wesen der Sünde fähig? Mit nichten. Als die letzten der Freien durch das Pförtchen huschten, verlangte es auch den dreiköpfigen Osel hinaus. Und man wehrte es ihm nicht.

So war die Kirche nun leer geworden. Im Kelche lagen nur noch wenige der Körner, kein schwarzes mehr darunter.

Die Richter traten ab. Die elf Männer, die sich den

Tod gezogen hatten, wurden in das Häuschen des Küsters gebracht und dies mit Wachen besetzt.

Aus den Trümmern des Pfarrhofes stieg trüb und träge der Rauch auf und verschleierte die Sterne des Himmels. —

So lagen sie nun auf dem Stroh, der eine tief vergraben unter dem Schaube, der andere zusammengekauert im Winkel, der dritte ausgestreckt auf dem Bauche, der nächste auf dem Rücken, die Arme als Kissen unter dem Haupte, die Beine weit hingeworfen. Mancher tat, als gebe es keine Sorge auf der Welt. So lagen sie viele Stunden. Wie sie die Nacht über in ihrem neuen Quartier geschlafen haben, sind sie nicht befragt worden. Sie lagen in den Tag hinein „wie die Grafen und Freiherren".

„Auf was wir nur warten?" fragte einer.

„Aufs Geköpftwerden," antwortete sein Nachbar.

An Türen und Fenstern standen die Landsknechte, und ihre hin und her zuckenden Spieße funkelten in der Morgensonne herein durch die Lücken.

Etliche waren freilich unter den Gefangenen, welche die ganze Nacht gejammert hatten und jetzt erschöpft und im Halbschlummer dalagen. Die anderen waren leidlich bei Humor.

„Alleweil," so bemerkte jetzt der Holzer aus dem Tärn, derselbe, der bei der Losung das gellende Lachen ausgestoßen hatte, „alleweil hat mein Vater gesagt, das Tabakrauchen täte nicht gesund sein. 's ist richtig, mich hat das Teufelskraut umgebracht."

„Lebst ja noch, Pistel."

„Lieg' so gut in den letzten Zügen als wie du. Das ganze Jahr komme ich nicht in die Trawieser Kirchen, seit im Tärn das Wirtshaus ist. Wie es aber nu den närrischen Schnee macht, daß die alten Weiber nicht in die Meß'

mögen, geht mir der Tabak aus, und so ist's, daß ich mich selber auf den Weg mach' ins Trawies. Kleber, daß ich den Tabaksbeutel voll und den Geldbeutel leer hab', geht vor dem Pfarrhof der Spektakel an. Kehr' die Hand um, hat mich der Teufel schon dabei, und hin bin ich. Deswegʼ sag' ich: Nur sich das Rauchen nicht angewöhnen!"

„Wenn ich nur so gescheit wär' gewesen," meinte der alte Knecht des Sandhock, „daß ich gleich ein paar Bohnen hätt' herausgenommen, wär' doch sicher eine weiße dabeigewest — und die schwarze geschwind weggeworfen. Wenn ich nur so gescheit wär' gewest!"

„Eh' wahr. Allgenug hast falsch gekartelt dein Lebtag lang, und just beim letzten, wo es deinen Kopf gilt, hast eine Ehrlichkeit, daß es eine Schand' ist."

„Ei, ei, ei!" seufzte der Knecht.

„Mir schwant," sagte der Wegmann von der unteren Trach, „es ist ihnen nicht ernst."

„Gelt ja!" fuhr ein anderer vom Stroh empor, „sie wollen uns nur ein Stückel Angst einjagen, nachher lassen sie uns wieder aus."

„Kunnt's ja nimmer glauben, daß uns das Gericht wie eine Mörderbande wollt' umbringen, wo von uns ein jeder wegen des Pfarrherrn so unschuldig ist, als wie das Lamm Gottes im Himmel."

„Freund," sagte der Firnerhans, „bilde dir nichts ein. Mußt es ja noch wissen, wie vor etlich Jahren der Postbote von Siebenbaum auf der Straßen ermordet und beraubt ist gefunden worden. Alle Wandersleute sind eingefangen worden auf derselbigen Straßen, und weil den Mord keiner hat eingestehen wollen, so sind von ihnen drei Köpf' herausgelost und abgehackt worden."

„Wisset ihr auch von dieser Geschichte?“ fragte jetzt in wimmerndem Tone der Schwefelmann.

„Man muß nur die Satzungen kennen,“ fuhr der Firnerhans fort. „Das beste ist, daß wir zu solcher Zeit nicht die einzigen Unschuldigen sind, die fort müssen. Wir haben nicht eingesehen, wie gut es zu leben war zwischen dem Tärn und dem Trasank; jetzt ist die Welt mit ihren Herrlichkeiten zu uns hereingekommen. Leute, die wir da zusammengesperrt sind wie die feisten Hammel vor dem Schlachten: Das Plärren und Grunzen hilft gar nichts. Das beste, wir treten ab als wie Männer, und spucken voreh der Welt noch eins ins Gesicht!“

Die meisten schwiegen, einige grollten.

„Nicht, daß es mir um meinen Kopf leid täte,“ simulierte des Rockenpauls Knecht, der Simon, „aber um meine Han tut's mir leid.“ — Ein armselig Schreibzeug verschaffte er sich im Küsterhause und schrieb folgenden Brief:

„Herzallerliebste Han!

Es ist gar zum Lachen, gelt, wie sie mich doch noch drankriegt haben! Der Kuh wegen geht's her, die ich bei der Wirtin im Stall hab' stehen. Sie schickt mir Post, das Kalb wär' da und ich sollt's anschauen gehen. Die Arbeit ist nicht g'nötig itzt im Advent, so bin ich her. 's ist ein ganz proper Stierlein und semmelfarb, eigen zum Spennen. Brennt dir auf einmal der Pfarrhof und ich lauf' löschen. Dieweilen jagen sie uns schon in die Kirchen und suchen sich unser Zwölf aus zum Köpfen. Heut' steht er mir noch fest auf den Achseln, und daß ich dir schreib', herzliebste Dirn, du bist mein letzter Gedanken. Die Kuh mit dem Kalb ist dein. Röhren kannst um mich, wie du willst, aber es hilft nichts. Daß ich unschuldig bin, weiß

kein's besser, als wie du, aber was kannst machen, wenn einen die Herren einmal im Kotter haben. Wenn im Himmel die Geköpften wieder einen aufkriegen, so kommen wir leicht zusammen und heiraten.

Dein liebender

Simon Haneser.

Wann es losgeht, weiß ich itz nit zu sagen, bleib' daheim und scher' dich nit drum. Die neumelke Kuh will die Wirtin noch bis Petri Stuhlfeier haben. Laß ihr's."

Der Simon war mit seinem Brieflein kaum fertig, als, von Soldaten begleitet, ein Priester zur Tür hereintrat. Er hatte die letzte Wegzehrung bei sich, und als sie den Kelch sahen, rief ihm der Firnerhans entgegen: „Geh', Pfaff, geh'! Deinen Kelch kennen wir!"

Der Priester sprach in gütigen Worten, sprach von der Sündenvergebung durch die Buße, von der Freude, die im Himmel über einen reumütigen Sünder sei.

„Wenn ich eins bereue, so ist es, daß ich dir nicht schon gestern die Gurgel verklemmt hab'!" schrie einer und wollte, auf den Geistlichen zustürzend, heute sein Vorhaben ausführen. Die Söldner schleuderten ihn zurück, daß er ächzend an die Wand fiel.

Die zwei Bauern vom Johannesberge knieten nieder, sagten, daß, obgleich ihr Gott ihnen untreu geworden wäre, sie ihm treu bleiben wollten, und baten um die Absolution.

Dann kroch der Schwefelmann hin gegen den Priester und bat ihn, bei den Herren vom Gericht etwas auszurichten.

„Ich laß sagen, das Gottesgericht wäre nichts nutz und würde heut' gerade so die Unschuldigen hinrichten, wie dazumal des Postboten von Siebenbaum wegen. Wenn das

hohe Gericht wissen will, wer den Postboten umgebracht hat, so soll es mich fragen."

„Das wird's bleiben lassen," lachte der Firnerhans.

„Ihr seid erbarmungswürdige Menschen," sprach nun der Priester, „ihr frevelt gegen die Gnade des Himmels, die euch ausgewählt hat, genug zu tun. Wenn der Sohn Gottes es nicht verschmäht hat, unschuldig für die Welt zu sterben, wie wollt ihr Sünder dagegen murren?"

„Du heiliger Mann," sagte der Firnerhans, „komm' und tausch' mit mir; wenn der Pfaff' stirbt, tut er mehr für die Welt, als der Bauer, wenn' er stirbt."

Jetzt nahm der Holzer vom Tärn das Wort: „Das ist ein närrisches Streiten. Jeder stirbt für sich selber und nachher soll er's Maul halten."

Auf dem Kirchturm schlugen die Glocken.

„Hört ihr," sagte der Geistliche, „laßt fahren euren Groll, sinkt auf die Knie und betet. Die Glocken gehen euch an."

Mancher erblaßte.

„Euch begleiten sie noch mit christlichem Klange aus dieser Welt. Dann werden sie nicht mehr klingen zu Trawies. Wisset, die heilige Kirche hat über diese Gemeinde das Interdikt gelegt und von der Stunde eures letzten Atemzuges an ist Trawies geächtet und verbannt."

* * *

Es kann wohl nicht versucht werden, den Schreck zu beschreiben, der durch die Wälder zitterte. Das Gehaben der todgeweihten Männer war zu betrachten; aber vor der wilden Verzweiflung der Weiber, Schwestern, Brüder und Kinder könnte die Feder nicht standhalten. Man hörte das

Jammergeschrei von Haus zu Haus. Plötzlich verstummte es, wie in unheilschwangerer Luft die Wettergüsse oft jäh versiegen. Sie fragen sich immer und immer wieder, ob es denn auch wahr sei, wahr sein könne. Und als es immer und immer wieder wahr ist, hebt das Klagegeschrei von neuem an.

Hineilten sie zu den Mauern von Trawies mit Bitten und Beten; nur einmal noch sehen wollten sie die Verurteilten; sie wurden zurückgestoßen. Mit scharfem Hausgerät bewaffnet stürzten sie herbei, die Männer zu befreien, da knallten die Gewehre. Die Unglücklichen, die nicht wußten, was Landsknechtmacht bedeutet! Niedergeworfen wurden sie, bis sie in Ohnmacht an die ganze Gewalt glaubten, die unerbittlich auf Trawies wuchtete. Und als die Hände lahm waren vor Bitten und Selbstwehr, und die Kehlen heiser, und die Augen versiegt, da versanken sie betäubt in stilles Brüten und regten sich nicht mehr.

Gar besonders zumute war es dem Bart vom Tärn. Er war nicht dabeigewesen, als sie unten gefangen und ausgelost wurden. Er hatte aber dabei sein wollen. Er sagte es am selben Tag zu seinem Weibe, das bei der Frau des Wahnfred im Stübchen saß, um sie, die Haus und Gatten verloren hatte, zu zerstreuen. — „Du," sagte er, „ich gehe ins Trawies hinab."

„Schon wieder," antwortete sein Weib, „'s ist ja heller Werktag heut'!"

„Sie kommen zusammen zum Rat, 's ist viel zu schaffen jetzt, in der Gemein'."

Er setzte seinen breiten Hut aufs Haupt, er nahm seinen hagebuchenen Stock zur Hand und sagte: „Tut's fleißig das Haus zusperren, 's ist unsicher jetzt." Dann ging er.

Hinter dem Hause auf der Schafweide, auf einem Baumstock, der aus dem Schnee hervorging, saß der kleine Erlefried, Wahnfreds Sohn. Er ließ die Füßchen baumeln über den Stock hinab, hielt die Hände übereinandergeschlagen auf der Brust und blickte wie träumend über den Schnee hin. Der Kleine war nicht mehr fröhlich, wie er das sonst gewesen. Er hatte keine Beschäftigung, und oft fragte er, weshalb er denn nicht mehr in die Schule gehen solle? Die Leute des Hofes hatten ihre Arbeit und verstanden nicht mit Kindern umzugehen. Seine Mutter saß in ihrem Stübchen und strickte und weinte still. So trieb er sich allein herum und dachte an den Vater. Daß etwas Besonderes mit ihm geschehen sein mußte, das ging ihm vor, aber wenn er fragen wollte nach ihm, mit dem er so oft fröhlich beschäftigt gewesen in der Werkstatt, der mit ihm gespielt hatte, der mit ihm allerlei Gespräche geführt hatte, der mit ihm so lieb gewesen war — wenn er nach ihm fragen wollte, da war sein Mund verschlossen. Er war plötzlich kein Kind mehr; es war, als bange ihm vor Antwort.

So saß er nun auf dem Baumstocke; und der Bart vom Tärn, als er den Knaben so sitzen sah, allein und betrübt, mitten im trüben Winter, da erwachte in ihm ein tiefes Mitleid mit dem Kinde. — Sie haben dir den Vater genommen und lassen dich allein. Du schauest mit deinem guten Auge still und sinnend hin über die Berge, du ahnst es nicht, was du, schuldloses Kind, deiner Heimat für ein Opfer hast bringen müssen.

Der Bart trat hin zum Knaben und rief: „Kleiner Spatz, was lugst denn?“

Erlefried sprang vom Baumstock herab und eilte auf seinen neuen Brotvater zu.

„Schau, Knäbel, auf diesen Stock wollen wir doch einmal

einen anderen Heiligen stellen. Was ist's, kannst du Schneemänner machen?"

Der Kleine nickte bejahend, er könne wohl, aber es freue ihn nicht.

„Ei geh'!" rief der Bart in der Absicht, den Knaben aufzuheitern, „so ein Bursch' da, und nicht freuen! Das wollt' eins sehen! Guck, wie sich der Schnee heute kneten läßt! Möcht' ich doch wissen, ob ich's selber noch kann. Bin ja auch einmal so einer gewest, als wie du, nur noch um viel herlebiger. Gerauft hab' ich dir mit den Buben, daß nur die Fetzen sind geflogen. Und sind keine Buben zu Weg gewest, so hab' ich mir selber etlich' gemacht, aus Schnee Riesenkerle her, und Roß und Reiter, als wie die Türken. Und wie die ganz' Reih' ist fertig gewest über den Anger her, bin ich wie der bös' Feind über sie hingefahren und hab' ihnen die Köpf' abgehauen. — So, da steht gleich einer."

Unter solchem Geplauder hatte der Bart einen ansehnlichen Schneemann auf den Baumstock gebaut. Das regte den Erlefried an und gleich daneben baute er ebenfalls einen auf. Dann machten sie ein Pferd und den Reiter drauf, und derlei Figuren, eine größer als die andere, vornehm zu schauen. Besonderes Gewicht legte der Bart auf lange Nasen, aber dieses Wirkmittel blieb bei dem Knaben ziemlich unbeachtet; Erlefried richtete sein Augenmerk auf breite Brust der Männer und hochgetragene Köpfe der Pferde, und besonders auf große Anzahl der Gestalten. Er griff flink zu, eiferte sich immer mehr in die Arbeit hinein, und seine Wangen röteten sich und seine Augen leuchteten.

Dem Bart erging es nicht anders. Anfangs nur aus Gutmütigkeit in den Schnee langend, hatte ihn nun die Knabenlust gepackt. Im Schimmer der weißen Gestalten

versank ihm alles Ernste und Düstere dieser Tage, die Kindeszeit war da, die lichte, die heitere; des Ritters Schneeschwert wie des Bischofs possierliche Spitzhaube erweckte in ihm etwas wie Frohstimmung, der Schnee war nicht mehr kalt und seine Wangen wurden warm.

Da rief plötzlich sein Weib vom Hofe her, ob das die Ratssitzung wäre zu Trawies?

Wahrhaftig — die Ratssitzung! Dieser hatte der Bart närrischerweise vergessen. Nun ist es zu spät. Entweder die Leute sind zusammengekommen, dann kommt er just zum Auseinandergehen, oder sie sind nicht zusammengekommen, dann wird auch er sie heute nicht zusammenbringen. Daher ist das Vernünftigste, er bleibt daheim, um mit dem Erlefried die Schneemänner zu köpfen.

Der Knabe arbeitete an einer neuen Gestalt. Abseits von dem Trosse der übrigen Figuren, fast am Rande des Waldes, stellte er sie auf. Er legte sie breiter an, als die übrigen, er preßte den Schnee so fest, als es ihm möglich war, zusammen, er baute sie so hoch, als er mit seinen Händen langen konnte. Er war ganz stille dabei, aber emsig, und als der Bart in lustigem Spiele Miene machte, die Figuren über den Haufen zu werfen, stellte sich der Knabe schützend vor sein neues Werk und sagte in bittendem Tone: „Den nicht!"

Das Gesichtchen war so ernsthaft und die Bitte so innig, daß der Bart fragte: „Warum just den nicht?"

Antwortete der Knabe: „Das ist mein Vater."

So spielt das Geschick, das geheimnisvolle, als hätte es bisweilen launige Anwandlungen, sich dem Menschen freundlich, prophetisch zu nahen.

Wir wissen, was an jenem Tage, da der Bart vom Tärn

und der Knabe Erlefried — Wahnfreds Sohn — auf freier Wintershöhe Schneemänner formten und zerstörten, zu Trawies geschehen ist. —

Wohl ganz anders ging's auf dem Johannesberge, im Hause des Firnerhans zu.

Das Weib des Firnerhans, als es die Kunde von der unerhörten Gefangennehmung in der Kirche vernommen hatte, brach zuerst in Zornesausdrücke gegen ihren Mann aus. Warum lasse er Haus und Wirtschaft im Stich, warum mische er sich in Sachen, die ihn nichts angingen! Ihr erster — sie hatte das zweitemal gefreit — habe sich keinen Deut um auswärtige Händel gekümmert, sei hübsch daheimgeblieben beim Weib und ein wohlhabender Mann geworden. Freilich, den ersten hätten die Leut' nirgends gern dabei gehabt, den zweiten hingegen täten sie überall voranschieben, wo Kästen (Kastanien) aus dem Feuer zu holen wären. Der dritte werde ihm's sicherlich nicht nachtun an der Gutheit — es sei ein Jammer!

Um Mitternacht kam der Osel heim. Er hatte sich unterwegs vielfach verweilt und jedem, auf den er stieß, seinen schwarzen Kern gezeigt. Viele wußten es noch gar nicht, was das für ein verhängnisvolles Ding war, und schrieben die Freude, die der Osel daran bezeigte, dem Halbnarren zu.

Als er aber auch Roderich dem Stromer begegnete, der von allem schon wußte, zog dieser sein spöttisches Gesicht zu einem ernsten und sagte: „Ja, mein lieber Osel, das ist nicht so, daß du mit diesem Küglein jetzt gleich heimgehen kannst. Bist bei den Zwölfen du, und wirst geköpft."

Der Osel nickte fröhlich mit seinen drei Köpfen.

„Bei dir ist's leicht," fuhr der Roderich recht vernehmlich fort — denn der Bursche war schwerhörig — „du

hast ein paar übrig — nur weiß man nicht, welcher der dümmste ist.“ /

Der Osel bedeutete, das wisse er selber nicht. Hierauf fragte er gröhlend, wann geköpft würde?

„Morgen. Mußt aber früh auf sein, sonst kommst zu spat. Warten werden sie nicht auf dich.“

Des zeigte sich der Osel nachdenklich und er ging seiner Wege. Um Mitternacht erst kam er zu Bette, ließ aber die Tür der Kammer offen, damit ihn früh der erste Lärm des Hauses wecke. Dann schlief er einen Schlaf, wie ihn noch selten ein Verurteilter geschlafen hat.

Am Morgen war er mit dem Hahnenschrei wach. Eilig stand er auf und die Leute wunderten sich baß, daß der Osel schon so früh am Brunnentrog stehe und sich mit so großer Emsigkeit wasche.

„Der will in die Kirche gehen und für den Bauer beten.“ So meinten sie.

Der Osel war ein Bursche von zwanzig Jahren, er sah aber jünger aus, und heute erstrahlte sein Gesicht, als wenn er zu einer Hochzeit ginge. Er zog sein Feiertagsgewand an mit dem kirschroten Leibel und mit dem gelben Halstuch, das sich lässig um die Kröpfe wulstete. Sein falbes Haar, das sonst wie vertrocknetes Riedgras spröde in die Weiten zu stehen pflegte, war heute hübsch glatt über die Stirne herab gekraut bis zu den gelblichen Brauen und Wimpern, unter denen die Äuglein jetzt neugierig lugten. Aus dem Winterhausgärtlein, das zwischen den Fenstergläsern war, pflückte er einen dorrenden Nelkenstamm, den steckte er auf seinen Hut, wie das sonst am Gottsleichnamstage in Gebrauch war. Dann ging er in die Stube und verzehrte seine Morgensuppe. Als er damit fertig war, stand er eine

Weile an der Tür, als sinne er. Es schien ihm nicht recht einzuleuchten, wie das mit dem Abschiede zu halten sei, wenn man geköpft werde. Endlich schlich er davon.

Er ging den Berg herab gegen den Johannesbach. Über den Kofelwaldrücken flimmerte ihm die Spitze des Kirchturms zu. Noch ehe er zur Trach hinauskam, sah er im Geäste der Tannen ein Eichhörnchen hüpfen. Da blieb er stehen und sperrte Mund und Augen auf, und abseits vom Wege ging er im Schnee dem flüchtigen Tierchen nach und verlor sich in den Wald. —

Im Tale hatte des Morgens mancher Schuß gehallt; gegen Mittag war es still geworden. Die Sonne hatte sich allmählich verzogen und ein mattes Grau verhüllte den Himmel. Am Nachmittage verdichtete sich das Grau und die tiefen Schatten der Waldberge hoben sich scharf ab, bis langsam und mählich einzelne Flocken niedergetänzelt kamen.

Seit frühmorgens waren bewaffnete Landsknechte von Haus zu Haus gegangen, hatten die Truhen durchsucht nach gesponnenem Garn, hatten die Spulen genommen von den Spinnrädern und die Rocken von den Stäben. Dann hatten sie kund gemacht, daß sich die Leute am Nachmittage zu Trawies an der Dreiwand zu versammeln hätten. Die Dreiwand strebt etwa zwei büchsenschußweit unterhalb der Kirche, wo der Rockenbach in die Trach sich ergießt, senkrecht aus dem Wasser auf. Der Fluß bildet dort einen tiefen, grünlich finsteren Tümpel und ist ganz still. Seithalb wuchert dichtes Getann und der Wald erfüllt zu aller Tageszeit die Schlucht mit Dämmerung.

Unterhalb der Dreiwand, die an ihrer hohen Brüstung drei bankartige Abstufungen hat, führt über eine Brücke der Weg, der vom Trasanktale und vom Rockenberge kommt,

und schlägt dann zur schmalen Straße, die diesseits des Wassers, der Felswand gegenüber von den Vorgegenden herein nach Trawies führt. So steht es heute noch, und so war es an jenem Tage, da an dieser Stelle das Schicksal von Trawies erfüllt worden ist.

Bald nach der Mittagsstunde begannen die Leute sich hier zu versammeln und am Wege und am Hange, gegenüber der Wand, aufzustellen. Da waren etliche Neugierige, die sich trotz aller Warnung und Gefahr nicht zurückhalten ließen, sondern wissen wollten, was die Dinge für einen Ausgang nehmen würden. Andere waren gekommen in der Absicht, die Gemüter aufzuregen, und wieder andere in der Absicht, die Gemüter zu besänftigen. Vielleicht gab es noch etwas zu retten, vielleicht handelte es sich um einen Vergleich, vielleicht auch galt es, anderswie einen weiteren Schlag von der Gemeinde abzulenken. Landsknechte bewachten die Bewegung der Versammelten.

Diese getrauten sich denn auch kein lautes Wort zu reden, flüsterten sich aber insgeheim um so mehr ordnungswidrige Dinge zu.

Die am Bergabhange standen, sahen die Kirche und die Brandstätte des Pfarrhofes.

Von dieser Brandstätte her bewegte sich jetzt unter dem unendlich traurig klingenden Geläute der Glocken ein Zug schwarzer Gestalten, von drei Fackeln begleitet. Dieser Zug umging von rückwärts den Felsen und erschien an der ersten Abstufung hoch über dem Wasser. Es waren die Priester und Richter. Die Fackeln, die von drei Greisen getragen wurden, legten einen trübroten Schein in die Schlucht — und die Schneeflocken zitterten nieder von der Düsternis des Himmels.

„Ich weiß nicht,“ flüsterte einer in der Versammlung, „daß es so grauenvoll ist!“

„Zum Herzabdrücken,“ meinte ein anderer, „nur die Schneeflocken tun mir wohl — ich weiß nicht warum.“

Schwere Stille herrschte in der Schlucht. Da trat aus den Männern auf der Felswand der Pater Dominikus vor; er hatte in der Hand einen langen schwarzen Stab, der ein Kreuz trug. Er wendete sich gegen das Volk und sprach mit lauter Stimme:

„Höret, der Herr spricht durch seinen Propheten. Ich habe euch groß gezogen. Ihr habet gefrevelt wider meinen heiligen Namen. Ihr seid verstockt und ohne Reue. Ihr seid der Baum, der stirbt, das Fleisch, das vermodert. Euer Same sei verflucht. Veröden wird euer Land, das Feuer wird eure Häuser verzehren. Auf dem Felde, das ihr begießet mit Schweiß, wird Unkraut wachsen und Gift, Pest und Feinde werden euch bedrängen. Ihr werdet beten zu mir. Der Bruder wird den Bruder zerfleischen, der Wahnsinn wird brennen in eurem Haupte, ihr werdet beten zu mir. Aber hinwegstoßen will ich euch vor dem Schemel meiner Füße, denn ihr habt den Namen des Herrn verachtet und getötet seinen Diener.“

„O je, nur eine Predigt!“ zischelte einer unter den Zuhörern.

Der Priester nahm nun eine Rolle zur Hand und sagte: „Im Namen des dreieinigen Gottes!“ Dann begann er aus der Rolle zu lesen in lateinischer Sprache und ging über in folgende Worte, die er mit lauter, feierlicher Stimme sprach:

„Gemeinde von Trawies! Von dieser Stunde an bist du verstoßen aus dem Frieden! Du bist treulos gewesen den Gesetzen der Kirche und des Kaisers. Du bist verstockt und ohne Reue. Du hast deinen Priester gemordet. So sollst

du priesterlos sein. Den Altar deines Gottes hast du entweiht, so soll das Unkraut wachsen auf ihm und die Raben sollen krächzen in deinem Tempel, und den Glocken auf dem Turm sollen die Zungen ausgerissen sein. Magst du die Kinder begießen mit dem Nasse des Regens, aber verwehrt sei dem Brautpaare der Segen der Ehe, dem Sterbenden die Gnade des Abendmahles, dem Toten die geweihte Erde. Wie Michael der Erzengel die hoffärtigen Geister hat vertrieben aus den Himmeln, so bist du ausgestoßen, Gemeinde zu Trawies, vom heiligen Frieden des Reiches Gottes. Ehrlos bist du und aller christlichen Gemeinschaft bar. Frei wolltest du sein, frei bist du, wie der Vogel in der Luft, wie der Wolf im Walde. Wer eines deiner Mitglieder aufnimmt in sein Haus, der wird selber der Rechte verlustig; wer eines deiner Mitglieder tötet, der ist des Gerichtes frei. Umstrickt werden deine Grenzen und von einem Flammenring umzogen sein. Anheimgegeben bist du dem Fürsten der Finsternis, solange du in der Unbußfertigkeit verharrest."

Er schwieg. Auch das Klingen der Glocken war verstummt. Die Zuhörer, anfangs spottlustig noch, waren während des Anathemas blaß geworden, einer nach dem anderen. Wohl mancher aber war darunter, der knirschte mit den Zähnen und ballte die Faust im Sacke. Wie ein Standbild ragte dort auf dem Felsen die dunkle Gestalt des Priesters, von den drei Fackeln beschienen, die weit über die Wand hin seinen Schatten warfen.

Nun hob der Priester den schwarzen Stab mit dem Kreuze.

„Zunichte sei dir das Anrecht an das Kreuz unseres Erlösers!" Er rief es, zerbrach den Stab und schleuderte die Stücke hinab in das Wasser. Dann faßte er mit kräftigem Griffe eine der Fackeln: „Zunichte sei dir der Schutz

Gottes des Vaters!" — und schleuderte die qualmende Leuchte in das Wasser. Hierauf erfaßte er die zweite: „Zunichte sei dir die Liebe Gottes des Sohnes!" — und schleuderte sie hinab. Endlich nahm er die dritte der Fackeln, rief: „Zunichte sei dir die Gnade Gottes, des heiligen Geistes!" — und warf sie in den Abgrund, wo alle drei zischend verloschen.

Jetzt bemächtigte sich eine wilde Aufregung der Versammelten und manches Weib warf sich hin auf den Boden und klagte und schrie: „Jetzt ist's aus, der Himmel ist hin! Ich sehe meine verstorbenen Leut' nimmer! Der Himmel ist hin! Wir sind verdammt! Ewig aus ist's!"

Ein Weinen und Klagen ward, so in dieser Schluchten niemalen gehöret worden. Eltern verfluchten ihre Kinder und Kinder ihre Eltern, anzusehen und zu hören, so als nach der Weissagung Wort beim Jüngsten Gerichte die Verdammten rasen werden.

Als nun in der Abenddämmerung das Volk der Geächteten wirr an der Trach auf und ab eilte, manche mit dem Gefühle, als hätte man ihnen die Seele aus dem Leibe gerissen, manche dem Wahnsinne nahe, und andere wieder voll Lustigkeit und Spottsucht — bewegte sich von der Kirche her ein zweiter Zug. In feierlicher Prozession unter Laternen und Windlichtern trugen Priester die Monstranz mit dem Heiligsten davon. Tief bogen sich an beiden Seiten des Weges die Äste und die Wipfel der Bäume unter dem Schnee; Ammern und Häher flatterten über den Köpfen des Zuges, als wollten sie dem Heiland das Geleite geben hinaus ins Land.

„Jetzt geht mein Jesus fort!" rief ein Weib in der Menge und sprang hin und stürzte vor dem Zuge mitten auf dem Wege zu Boden. „Du darfst nicht fortgehen!

Mein Kind ist krank, mein Mann liegt daheim auf der Totenbahr'!"

Still und ernst gingen sie an dem wimmernden Weibe vorüber. Das starrte, plötzlich stumm geworden, dem Zuge nach und in ihrem stieren Auge glühte der Schein der hinschwankenden Lichter.

Unten an der Brücke, hinter einem dichtästigen Baum, stand ein großer, bärtiger Mann, der hatte Glut in den Augen auch ohne Fackelschein, der hielt sich still und ließ den Zug mit der Monstranz vorüberschwanken und blickte ihm mit Hohn nach, und knurrte es halb verbissen heraus: „Ist mir lieb, daß du fortgehst. Dich hab' ich lange gefürchtet!"

Unweit dort, wo der Johannesbach in den Fluß rauscht, begegnete der Zug Uli dem Köhler und Roderich dem Stromer. Sie hatten vorhin weiter draußen den Fackelstab eines Windlichtes in der Trach schwimmen gesehen, ohne zu wissen, was das zu bedeuten. Nun sie den Aufzug sahen, fragten sie sich gegenseitig:

„Was kommen denn da für Lichter daher?"

„Den toten Pfarrherrn werden sie nach Oberkloster tragen," meinte der Stromer, „und haben ganz recht, auf unserem Kirchhof gäbe er doch keine Ruh'."

„Er wird noch lange als Gespenst umgehen zu Trawies. Ich sag's."

„Du, lug' einmal, das ist ja eine ganze Gottsleichnamsprozession. Sie haben das Goldene bei sich."

„Sollt's doch wahr sein, was ich heute gehört hab'?"

„Was willst denn gehört haben?"

„Das Sakrament täten sie uns davontragen."

„Ist mir gleichviel."

„Und die Kirchen schließen!"

„Ist mir gleichviel. Wenn ich nur der Tür an der auswendigen Seiten bin."

„Und uns in Acht und Bann tun, alle miteinander!"

„Ist mir gleichviel," sagte Roderich der Stromer immer wieder. „Weißt, Uli, du hast was, hast ein Häusel und Weib und Kinder drei, und eine Geiß, dir muß so was nicht lustig sein. Aber wir, was wir freie Leut' sind und so fest bestellt, daß uns kein Mensch was wegnehmen kann, weil wir nichts haben, wir lachen jetzund."

„Bedenke, mein lieber Roderich, daß wir jetzt dem Teufel gehören."

„Nachher!" zischelte der Stromer dem Köhler in die Ohren, „nachher gibt's Geld ab. Der Teufel — muß ich dir sagen — verlangt nichts umsonst. Bruder, jetzt gefreut mich wieder das Leben."

Mittlerweile war der Zug vorübergewallt. In feierlicher Würde bewegte er sich hin an dem Ufer der rauschenden Trach, die lange dunkle Schlucht hinaus gegen das Gestade und weiter.

Der kleine Baumhackel bestieg eben die Brandstätte des Schreinerhauses und fuchelte mit einem glimmenden Feuerschwamm auf der Asche umher, nach Eisennägeln oder etwaigen anderen Dingelchen suchend, die das Feuer übrig gelassen. Er hatte schon einen Sack voll davon dort an der Herdmauer stehen.

Die neuesten Ereignisse hatten ihn gelehrt, daß es viel weniger verdächtig und gefährlich ist, auf heimlichen Raub auszugehen, als sich in der Kirche zu zeigen. Als nun unten am Wege der Lichterzug vorbeikam, dachte der Baumhackel: Schau, die Gerichtsherren unterhalten sich auch, machen einen Fischzug. Ei schau, Baumhackel, da bist du schon wieder einmal zu langsam gewesen.

Da die fremden Männer und Herren von Trawies her drei Stunden und länger mit dem Sakrament gewandert waren, zogen sie dort dahin, wo die Trach tief unten in einer finsteren Klamm braust und der Weg am Gewände mühsam emporsteigt gegen die Höhe, wo damals die fünf Kiefern ragten und wo die weite Hochfläche des Heidelandes beginnt. Und als sie unter diesen Kiefern standen und ihr hohes Gut zur Rast auf einen schneelosen Stein niederließen, sanken sie davor auf die Knie und beteten es an.

Hinterher aber kam ein Trupp von Landsknechten gezogen, und dort, wo der schmale Weg die Wand heranlief und an der unwirtlichsten Stelle kühn über ein Brücklein setzte, zerstörten sie das Brücklein und sprengten das Gestein, daß die Trümmer krachend in den Abgrund stürzten. Und als so das letzte Band abgebrochen war mit Trawies, trugen sie auf der Grenzhöhe der fünf Kiefern Reisig zusammen und zündeten es an. Wanden dann von riesigen Spulen einen Faden ab und zogen ihn hin an der Grenze von Stein zu Stein, von Baum zu Baum. An diesem Grenzfaden von tausend zu tausend Schritten schichteten sie Holzstöße.

Im Dörfchen Trawies währte die Verwirrung fort. Unangefochten aber von aller Bedrängnis stand das Wirtshaus. In der Küche schluchzten zwar die Frauen, aber in der Stube tranken die Männer. Und vor dem Hause stand der „dreiköpfig' Osel“ umher, hatte die langen Arme in den Hosentaschen und glotzte das Haus an, und glotzte ratlos zur Kirche hinauf und in die nächtige Gegend hinaus. Wo denn geköpft wird? Da ist er schon den halben Tag bereit und nirgends eine Anstalt, als ob was geschehen sollt'. Manchem hielt der arme Junge das schwarze Korn vor, gleichsam auf sein Anrecht weisend. Aber jeder ließ ihn stehen, wo er stand, kein Mensch wollte sich um ihn kümmern.

Aus den Kirchenfenstern schimmerte ein Schein, der fast zu hell war, als daß er vom ewigen Lichte herrühren konnte. Auf dem Kirchhofe war ein frisches Grab gegraben und ein Leib mit gespaltenem Haupte hineingelegt worden. Das Christusbild, welches mitten auf dem Anger der Toten hoch aufgeragt hatte, lag zusammengebrochen in Trümmern auf dem Schnee. Und über alles tiefe Ruh'.

Der Küster kam nun heran. Er hatte sich an jenem Abende, da der Tumult war, und er sah, daß der Pfarrhof zu brennen begann, weit gegen den Trasank hineingeflüchtet. Er hatte sich halb verloren und verirrt herumgetrieben und kam nun, da er glaubte, daß wieder Ruhe sein werde, über pfadlose Gründe von der Wildwiesen niedergestiegen. Das erste, was einem braven Küster geziemt, er geht der Kirche zu. Nach dem Scheine aus den Fenstern schließt er, daß Gottesdienst drinnen sei. Das Tor öffnend, bemerkt er, daß die Bänke leer sind. Es ist so grauenhaft still und am Altare brennen die Lichter. Er tritt ein. Aber nicht lange, und er stürzt wieder heraus, die Arme gebreitet, totenblaß wie ein Gespenst, mit gräßlich verdrehten Augen und Lippen, die wie im Fieber beben und nicht reden können — so eilt er zu den Häusern hinab, stürzt in die Stube des Wirtshauses und ächzt und stöhnt und deutet gegen die Kirche hin und schlägt die Hände zusammen.

Sie treten zu ihm hin.

„Der nimmt's jetzt erst wahr, daß unser Altar geplündert ist,“ so sagt einer.

Aber der Küster streckt beide Arme mit gespreiteten Fingern jetzt nach dem Fußboden aus, und stammelt unverständliche Worte und starrt mit rollenden Augen hin, so daß alle ihr Gesicht nach den Dielen wenden, zu sehen, was denn da Schreckliches sei. Wieder nach der Kirche deutet

der Küster und stößt einen Schrei aus und schlägt sich die Hände in das Angesicht.

Da erheben sich denn die Leute und verlassen das Haus und steigen den Berg hinan zur Kirche. Am Altar um den leergähnenden Tabernakel brennen die Lichter und an den blutigen Stufen hingeworfen liegen die Körper der Enthaupteten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zur selben Stunde schimmerten von den Grenzhöhen am Heideland, über den Waldzügen des Firner, des Tärn und des Ritscher, von den Warten des Trasank und in der ganzen weiten Runde zahlreiche Glutsterne herein auf Trawies. Es waren die Markfeuer, einschließend und zeichnend die niedergeworfene, verstoßene Waldgemeinde, ein glühender Grenzwall, der sie abschied von Gott und Menschen, ein Flammenring, „der den Drachen fesselt".

Somit waren die Symbole der Verbannung vollzogen.

Zweites Buch.

Die Gottlosen.

Und zu jener Zeit war's, daß der kleine Erlefried eines Tages herangestiegen kam zur Kirche von Trawies, um in seiner kindlichen Einfalt zur nahenden Weihnacht das Jesukind zu grüßen. Er war im Festtage aus- und inwendig; sein blühender Leib strebte in Lust den Taten des Lebens zu, seine Seele schwebte in frommer Heiterkeit und Zuversicht und flog gläubig, wie ein Waldkind nur gläubig sein kann, an diesem Tage in die Ewigkeit hinein.

Er, der vom Berge niedersteigt, weiß von allem noch nichts, man hat's ihm verhüllt — er ist noch in der Gnade. Er weiß wohl, daß etwas Außerordentliches geschehen ist, etwas, das seinen Vater betrifft; wohl ist sein kleines, junges Herz bedrängt, aber er hat gehört, das Beten wäre gut, so will er beten. Nicht wie sonst klingen ihm die hellen Kirchenglocken entgegen, und als er zur Pforte des Gotteshauses kommt, erschreckt er. Ein Landsknecht steht da mit bloßem Schwerte und zwei Männer vermauern den Eingang.

„O Kind,“ murmelte ihm einer der Arbeiter zu, „du willst beten gehen und wir haben keinen Gott mehr! Er hat uns alle verlassen und sein Tempel ist eine Mördergrube geworden.“

Da erhält der Sprechende schon vom Landsknecht einen Seitenstoß, er habe nicht zu schwatzen, er habe zu arbeiten.

Erlefried schleicht davon. Der Sandhock erklärt ihm alles.

„Suchest du etwas, Kleiner?"

„Meinen lieben Herrgott," schluchzt der Knabe.

„O Schäflein, du, was du da schwätzest! Weißt du denn nicht, daß sie neuzeit die Dreifaltigkeit ertränkt haben? Seien wir froh, jetzt haben wir frei Ding! Es gibt keinen Gott mehr."

Gar traurig macht sich Erlefried auf den Heimweg gegen das Haus des Bart. Da kommt es ihm vor, es schwankte der Boden unter seinen Füßen. Es mag ja sein, wie soll denn was feststehen, wenn's niemand hält! Wenn er nur glücklich nach Hause kommt zur Mutter, zum guten Bart.

Auf dem Wege trifft er mit dem Bauer Isidor zusammen. Der sagt ihm's noch klarer, die Trawieser Leute wären gottlos geworden.

Auf der Freiwildhöhe unter zwei alten Buchen, die ihre Äste starr in die Winterluft hinausrecken, steht ein Marienbild. Der Knabe, der des Weges kommt, will in seiner Herzensbedrängnis davor beten. — Und da es so recht still ist um ihn, im Tale kein Klang, auf den Wipfeln kein Sang, und als Erlefried so kniet auf den schneefreien Stein, da hört er in der Brust Mariens das Klopfen des Herzens. Zitternd vor Freude steht er auf und küßt das Holzbild, das lebendige, und eilt weiter. — Gottlob, es ist niemand zugegen, der ihm sagte, daß in dem Holze der Statue ein Klopfkäfer bohrt.

Als der Knabe immer weiter und weiter den Waldweg hinanschreitet, da denkt er nichts anderes, als: Wenn in Trawies kein Gott mehr ist, so kann auch kein Himmel mehr sein. Ein Eichkätzchen läuft den Baumstamm hinan,

steigt einen Ast hinaus und blickt nieder auf den Knaben. Gar höhnisch blickt es nieder, als wollte es sagen: „Armer Schlucker da unten, jetzt bist du auch nicht besser als ich. Ihr Gotteskinder habt so gern gesagt, wir hätten keinen Heiland, wir hätten bloß ein armselig Leben, und nach diesem Leben habt ihr uns getrachtet. Jetzt sind wir gleichviel, aber klettern kann ich besser als du."

Dann hört der Knabe das Rauschen des Waldbaches; wie oft hat er es gehört, aber heute wird ihm angst und bang. Was ist das am Morgen ein anderer Weg gewesen! Es ist die Sonne da, aber sie hat nicht mehr den hellen Schein, die Schatten der Bäume legen sich gespensterhaft über den Pfad, und so oft der Knabe auf einen solchen Schatten steigt, ist ihm zumute, als trete er in einen Abgrund hinaus. Dann hört er das Donnern einer niederfahrenden Schneelawine und das Knattern brechender Bäume. Keine allmächtige Hand schützt vor der Gefahr; Raben fliegen über den Wald hin und her und der Gegend zu, wo die Lawine niedergegangen ist, um zu sehen, ob es nicht etwas aufzufressen gäbe.

Als der Junge über den hohen Steg der Freiwildschlucht geht, steht er mitten auf ihm still und starrt in den Abgrund. Er kann seinen Blick nicht wenden von der Tiefe; hat er doch keinen Blick zur Höhe mehr! Es ist, als beginne sich der Steg mit ihm zu drehen, ein paar gute Sprünge retten ihn noch, ehe ihn der Schwindel vollends erfaßt. Als er endlich in das alte Berghaus des Bart tritt, ist er erschöpft.

Seine Mutter hat eingefallene Wangen. Sie trägt das Leid der Erde willig, meint sie doch, sie komme zum lieben Gott. Und alles ist angewiesen auf den lieben Gott. Sie wissen nicht, was Erlefried weiß . . .

„Warum läßt du heute die Krautsuppe stehen?“ frägt die Mutter, da er das vorgesetzte Mittagsmahl nicht berührt.

Der Knabe antwortet nicht.

„Du bist heute so still.“

Der Knabe beginnt zu schluchzen.

„Kind, ist dir was widerfahren?“

„Mutter,“ antwortet der Knabe und birgt sein Lockenhaupt an ihre Brust, „ich weiß etwas Fürchterliches.“

„Von deinem Vater,“ murmelt das Weib.

„Was ganz anderes — gar nicht zu sagen, wie fürchterlich.“

„Fasse dich, Erlefried, dann sage mir, was geschehen ist.“

„Es gibt keinen!“ stößt der Knabe hervor, „keinen Gott.“ Vor Entsetzen vergräbt er sein Gesicht in die Kleider des Weibes.

Dieses richtet sich auf und sagt ruhig: „Du Närrchen, wer hat dir denn gesagt, daß es so sein mag oder nicht so sein mag? Schau, das ist kindisches Gerede. Wer wird viel ja und nein sagen zu einer Sach', die von Ewigkeit zu Ewigkeit feststeht und nicht anders sein kann!“

„Er ist? er ist?“ fragte der Knabe freudig.

„Du weißt es, du lebst, Himmel und Erde ist sein Leib.“

Und hierauf fing das Weib, teils um ihre Bangigkeit zu zerstreuen, teils um den traurigen Knaben zu ermuntern, an, von Gott und Himmel zu erzählen und tat's nach ihrer Weise.

„Im Himmel ist's wie in der Kirche, nur noch tausendmal schöner. Die Lichter, die brennen, kannst nicht zählen, die Englein, die fliegen, kannst nicht zählen. Voran auf goldnen Wolken sitzt die heilige Dreifaltigkeit, gleich neben ihr unsere liebe Frau. Hernach kommen die Apostel und

die Blutzeugen und alle Heiligen; sie haben weiße Kleider an, Palmen in den Händen und singen den himmlischen Gesang und der heilige König David spielt dazu die Harfen. Drauf kommen die Seligen; da sind auch deine Großeltern darunter und die verstorbenen Bekannten. Sie sitzen in der Seligkeit und haben nasse Augen; eins tut ihnen weh in ihrer ewigen Freud' — daß sie uns noch in der Gefahr und im Leiden wissen. Jedes hat an seiner Seiten einen Platz leer und hat was drauf liegen, daß er ihnen nicht versessen wird. Das, mein Kind, sind die Plätze für ihre Lieben auf Erden. Jetzt, Erlefried, denke dir eine Mutter; die sitzt dort und wartet auf ihr Kind. Alle kommen nach und nach und setzen sich zu den Verwandten und Freunden, aber ihr Nebenplatz bleibt leer und ihr Kind will nicht kommen. Die Lebenszeit muß schon lange aus sein; andere, die sich verirrt und verspätet haben, folgen auch noch und setzen sich, Rosen auf dem Haupt, zur heiligen Rast. Die Mutter steht auf, geht um wie ein Schatten und frägt jeden Ankömmling, ob er ihr Kind nicht hätte gesehen. Und jeder schüttelt das Haupt. Jetzt wankt sie hin zum lieben Gott; er frägt, warum sie denn weint? Sie weiß sich keine Ruh', will fort aus dem Himmel, will wieder auf die Erden und suchen, bis sie ihr Kind gefunden hat. — Drum tu' ich fortweg sagen: Sich selber und die Seinigen gerettet wissen vor dem Bösen, das ist die Seligkeit. Mein lieber Sohn! Wenn ich einmal nicht mehr bei dir bin, tu' meiner nicht vergessen!"

* * *

Winter im Hochwalde. Das Blühen des klingenden Lenzes liebt der Urgermane, aber wohler fühlt er sich mitten im weiten, kräftigen Winter. Es ist eine stille, ernste, vom

Himmel gefallene Welt — das starre, nordische Nifelheim. Die Auen und Wiesen, so mannigfaltig durchzogen sonst von zarten Gewächsen, von Bächlein, Steigen und Steintrümmern, sind eins und gleich, darüber hin liegt der hohe Schnee in seinen sanften Wällungen. Und die Arme der nordischen Bäume, der Tannen, Lärchen und Kiefern, die sich sonst weithin ausgestreckt hatten, beugen sich nun tief unter Lasten. Anfangs spielte das Gezweige mit den lind und leicht wie Blütenstaub niederwehenden Flocken, und es freute sich, daß die fliegenden Einwanderer von oben sich auf ihr Genadel setzten, wie es sonst die Schmetterlinge getan hatten, die weißen und die bunten, in sonnigen Tagen. Und sachte wiegten die Zweige ihre Gäste, zu denen sich immer neue gesellten, sich allmählich fester ans Genadel klammernd ein weiches Nest bauten, sich bauend verbanden mit anderen Zweigen, sich sachte, anmutig wie Kissen und schwer wie Sand hinlegten und das Astwerk, das starre, tief niederwärts drückten. Und so stehen die Bäume nun da, mit weißen Banden gefesselt, aber trotzig, wie die Söhne des nordischen Waldes in ihrer ganzen Stolzheit und tun, als ob sie den schweren Hermelinmantel freiwillig trügen auf ihren Schultern.

Um die Quelle, die im Sommer lebendig sprudelte aus moosigem Gestein, haben die Flocken kunstvoll, wie Bienen Zellen bauen, ein Gewölbe gemauert, ein Brunnenhaus, unter dem von grüner Kresse noch umkränzt, kaum hörbar das Wässerlein murmelt.

Und so legt sich das endlose Schneetuch hin über die Auen und Wälder, und die Tannen stehen in ungezählten weißen, schwarzgesprenkelten Zacken und Spitzen empor, wie ein ungeheurer Dom der Goten.

In den Tälern ruht das Grau des Nebels, aber hehr

über den Höhen leuchtet das weite Rund des Felsengebirges; nicht die Wände leuchten jetzt, sondern die Schneefelder, die sich heute noch an steilsten Hängen halten, morgen aber von Odins Atemzug gelöst donnernd in den Abgrund fahren.

„Des Winters Leichentuch," dieses Wort haben dankloſe und gedankenlose Menschen gemacht. Hätte es denn keiner noch empfunden, wie erquickend, belebend, versöhnend und aufmunternd der Gang über eine Winterlandschaft ist! Hat denn keiner den aus knisterndem Schneegeflocke wehenden kühlen Hauch getrunken, in welchem reiner als aus dem Atem der sommerlichen Blätter, reiner als aus dem Dufte der Blumen, der Lebensfunke in unsere Nerven übergeht? Hat denn keiner noch die süße Ruhe gefühlt, in der das kampfmüde Reich der Pflanzen und Tierchen unter der lichtdurchwirkten Schneehülle gesunken ist? Keiner an die jungen Kräfte gedacht, die sich unter dieser Hülle beständig entwickeln und sammeln, um nach wenigen Monden eine Welt voll neuer Herrlichkeit vor uns aufzubauen? Und diese Hülle soll ein Leichentuch sein?! Wie eine aus weißer Seide gewobene Decke, so hat die Mutter Natur den Winter niedergesenkt auf die Wiege des Frühlings. Kennen die Bewohner jener Gegenden, denen der weiße Winter versagt ist, bei denen es sich vom Großvater vererbt auf den Enkel, wenn die welken Blätter der Pinien eines Morgens mit Schneereif überzogen sind — kennen sie die Wonnen des Frühlings in dem Maße wie der Nordländer, der auf lustig gleitendem Schlitten den lieblichen Tagen der Blüte entgegenfährt?

Und wenn in einem der Himmelskörper dort oben ein Auge offen ist, das ausspäht nach Licht, und wenn dieses Auge an seinem nächtlichen Himmel die blasse Scheibe der Erde betrachtet, aus welchen Strichen sonst wird ihm der hellste Schimmer entgegengrüßen, als aus den winterlichen

Zonen! Denn licht ist unsere Welt, wenn die Sonne strahlt auf das schneeumhüllte Land! —

Dergleichen Winterphantasien spielen gern in der träumerischen Seele des Germanen. Doch vielleicht nicht so an jenem Tage, da Wahnfred, der Mann aus dem Gestade, auf den Rücken ein schweres Bündel und ein Schußgewehr geschnallt, sich durch Schnee und Wildstrupp emporarbeitete aus den Wänden der Rabenkirche, an den Lehnen der Miesingschluchten, an dem felsigen Vorgeschiebe des Trasank bis zu jener Höhung, wo die Gründe von Trawies zu Ende gehen und der Ritscherwald beginnt. Der Ritscher hebt sich sachte hinter dem Birstling und dem Tärnwald, mit dem er auf gleichem Gebirgszuge liegt, und breitet sich auf einer weiten Hochebene hin, stets allmählich aufsteigend und emporziehend gegen das klobige Felsengebirge, bis die Bäume immer schütterer und verwitterter, die Felsblöcke immer dichter und mächtiger werden, und sich so der ungeheure Wald allmählich verwebt mit dem Gesteine des Hochgebirges. Der Ritscherwald hat nur wenige Gräben, die Wässerlein rinnen in seichten Rinnsalen entlang und scheinen zum großen Teile wieder zu versickern, bevor sie hinab zu Bächen und Flüssen gelangen. Zahlreich ragen zwischen Bäumen und auf sandigen Heidegründen Felsblöcke, die vom Hochgebirge herniedergerollt zu sein scheinen und ein verwittertes Aussehen zeigen. Zur Zeit dieser Begebenheiten führte kein Weg und kein Steg in den so ab- und so hochgelegenen Wald, der Mensch suchte ihn nicht mit Gewinngier, er mied ihn, er fürchtete ihn seiner Wildnisse und seiner Raubtiere wegen, und so wucherte in ihm, was wuchern wollte. Das Gestämme der Tannen, der Buchen und Eichen war üppig und wuchtig — ein Riesengeschlecht. Schauerlich wilde Formen, teils dicht umflochten von Reisig-

massen, teils erstorben und fahl, ragten auf, und der Specht, der Habicht, der Adler, und was eben fähig war zum Streite, das lebte hier und kämpfte und herrschte. Einmal des Jahres brauste das wilde Heer der Klosterjagden durch den Wald und fahndete nach dem Wolf und dem Eber und führte eine reiche Beute von Hirschen heim.

So war das Bereich, in das Wahnfred nun einzog. Der Mann, wie das damalige Geschlecht, kannte die Naturbetrachtung noch nicht solchergestalt, wie wir heutigen; er fürchtete sich vor den Alpenstürmen, vor den Wildwässern, vor den Lawinen, ihm war die Wildheit, die wir heute Schönheit nennen, drückend dämonenhaft. So hatte die Natur dazumal keine Seele; erst der Mensch muß die seine in sie hineinlegen, und je größer das Herz eines Beschauers ist, je bedeutungsvoller wird ihm die Außenwelt. Viele sind gewöhnt worden, den sie umgebenden ungeheuren Ring der Welt auf sich selbst zu beziehen, während eine große Seele bereit ist, das Herz opferfreudig in ihn aufgehen zu lassen.

Einen ähnlichen, aber unbewußten Drang fühlte auch Wahnfred; er sah, er hatte sich selbst verwirkt, so wollte er sich hingeben, nur wußte er nicht, an wen. Jetzt dachte er an nichts, als an Flucht, um sich zu retten für eine freiwillige Sühne.

Freier aufatmete er, als er mit seiner Last zur Höhe gelangt war, rings um ihn der sonnige Glanz des Winters. Nun blickte er zurück in das Engtal der Trach, das von den Wänden des Trasank sich brach und in vielen Windungen zwischen schroffen Waldbergen hinausging, vorüber dort an dem fernblauenden, kegelförmig aufstrebenden Johannisberge, gegen das Gestade. Da in der Tiefe der Nebel lag, so war es zu schauen wie ein langgestreckter, grauer, welliger See, von steilen Ufern umrahmt, die teils in der

Sonne blinkten, teils im dämmernden Schatten lagen. Weit draußen, wo sich der See ein wenig weitete, ragten aus dem Nebel die Zacken einer Wand, der Dreiwand. Dort lag Trawies. Dort, Wahnfred, liegt der starre Mann, der im Tode dir noch ein größerer Feind ist, als er es im Leben gewesen . . .

Noch weiter hin, am Fuße des Firner, über dem Gestade, schiebt sich der Nebel in Massen ineinander, zu sehen, als ob darunter auch Wirbel des Rauches wären. Vielleicht! jene Nebel brauen über einer Brandstätte . . .

Und dann, schon an den diesseitigen Bergzug sich schließend, blaut der Tärn. In jener Gegend steht das Haus des Bart und in dem Hause weilt ein heimatloses Weib, ein vaterloses Kind . . .

In seinen Füßen zuckte es heiß, seine Schuhspitzen waren gegen den Tärn gerichtet; aber er war gewarnt, er wußte, wie dort unten die Häscher Haus um Haus durchstöberten, und daß seine Rückkehr nicht bloß ihm, sondern auch seiner Familie, ja der ganzen Gemeinde die größte Gefahr bringen müßte.

Wahnfred bedauerte seine Tat, sie hatte sein innerstes Wesen aufgewühlt, wie der Ausbruch eines Vulkans den Schoß der Erde — aber er bereute sie nicht. Er war entschlossen, sich nun verborgen zu halten und aufzubewahren für die Zeit, wo er ungefährdet in sein Tal zurückkehren durfte. Er war entschlossen, sein Leben ganz der Waldgemeinde Trawies zu weihen, der erste Teil seiner Aufgabe war getan; das Verderbliche war niedergerissen. Der zweite Teil blieb ihm noch übrig zu tun: das Gedeihliche aufzubauen.

Nun wendete er sich und ging hinein in die winterliche Wildnis.

Fast eben war der Boden. Zwischen den Bäumen lag hoher Schnee, der den Mann streckenweise trug, streckenweise brach unter der Last, so daß Wahnfred oft bis an die Lenden, mehrmals sogar bis an die Brust einsank und es ihm nur mit großer Mühe gelang, sich wieder herauszuarbeiten. Er kam kaum vorwärts und wurde allmählich so erschöpft, daß er in den Schnee zurücksank. Vor seinen Augen sah er nichts mehr, als das Kreisen buntfarbiger Sternchen und sein Gedanke war: das also ist das Ende . . .

Doch erholte er sich wieder und seine Beine fühlten sich gestärkt im Schoße des Schnees, und die Sonne schien warm über die zackigen Wipfel des Waldes her. Wahnfred sann auf Mittel, um vorwärts zu kommen. Am Abend friert der Schnee, dann wird er tragen. Aber wer konnte in der Nacht hier wandern und die Richtung einhalten, die gefunden werden mußte! Oder sollte er sich der Länge nach auf den Boden legen und weiterrollen wie ein Strunk? Undenkbar. Es blieb ihm nur eins übrig. Er hieb mit dem Handbeil, das er mit sich trug, Zweige von einem Tannling und flocht daraus zwei Scheiben, die er sich an die Fußsohlen band. Mit solch breiten Pfoten versuchte er's wieder; der Schnee knackte unter den Tritten, aber er brach nicht ein.

So schritt der Mann vom Gestade nun dahin. Er ging über weite Blößen, er brach durch Dickicht und Gefälle, indem er sich Pfad schlug mit dem Handbeil. Er ging durch glatt- und hochstämmigen Wald, der sich so dicht und finster über ihm schloß, daß der Boden schneelos war. Dann wieder ging er über Gesteppe, in dem die Bäume einzeln und zerzaust dastanden, alle die verkrüppelten Äste nach einer Seite hinneigend, wie sie der Windlauf verkümmert hatte. In die Gegend von Trawies sah er nicht mehr; ein fremder

Gesichtskreis voll Wald und Winter, so weit das Auge reichte. Nur einzelne Warten des Trasank ragten leuchtend über der Höhe.

Endlich kam er zu einem Bächlein, das zwischen dem Schnee auf braunem Kieselgrunde heranrieselte. Nun war unser Wanderer auf rechtem Weg; an diesem Wasser mußte er fortgehen, bis er zur Klause des Einsiedlers kam. Auf dem Boden gingen stets Spuren von Hochwild in kreuz und krumm durcheinander; im Gewipfel flatterte manchmal ein Geier auf, daß der Schnee niederstäubte von Ast zu Ast. Da sah denn Wahnfred, daß er nicht einsam sein werde. Freilich bemerkte er im Schnee mitunter auch so etwas wie Hundspfoten, die aber teilweise durch einen Besen wieder verwischt schienen, als wär' auch da einer gegangen, der Ursache hatte, hinter sich die Spur zu vertilgen.

Wahnfred kannte den Übeltäter, es war der Wolf mit dem buschigen Schweif.

Endlich — die Sonne hatte ihre winterliche Mittagshöhe schon überschritten — setzte sich Wahnfred auf einen frei aus dem Schnee ragenden Stein, um zu rasten und Tisch zu halten. Er holte etwelches von seinem Mundvorrate hervor und aß; dann schöpfte er mit hohler Hand Wasser aus dem Bächlein und trank. Hierauf stützte er sein Haupt auf die Hand und blickte sinnend ins Weite hinaus. — So von den Menschen fern sein, ein einziges Herz zwischen der starren Erde und dem ehernen Himmel . . .

Der Stern seiner Augen wendete sich mählich, das Lid sank, er schlummerte.

Dort im Dickicht funkelten die grünlichen Augen eines Fuchses; auf dem Zweig einer Lärche saß ein Schneeammer, flatterte mit den Flügeln und neigte sein Köpfchen schief

gegen den Schläfer herab, als käme ihm diese Gestalt hier gar erstaunlich seltsam vor.

Plötzlich zuckte Wahnfred zusammen und sprang vom Steine auf und wendete sein Haupt und starrte umher. Er sah den Fuchs nicht und auch nicht den Ammer, er suchte einen anderen und fürchtete ihn zu sehen. Er hatte eine Stimme gehört im Halbschlummer: Kain, wo ist dein Bruder?!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wahnfred ging weiter. Die Mühe des Vorwärtskommens beruhigte wieder ein wenig seinen aufgeregten Geist. Er kam zu einer sich weit hinziehenden und ihm quer den Weg abschneidenden Felswand, die aus wagrecht liegenden Steinschichten aufgebaut war, und an welcher der Bach von Stufe zu Stufe rauschend herabsprang. Das armselige, morsche Leitergeflecht, das die Männer aus Trawies damals, als sie diesen Weg gingen, um den Einsiedler zu begraben, hier gefunden hatten, war nicht mehr da. An die Umgehung der langgestreckten Wand, die sich weit in der Wildnis verlor, war kaum zu denken. An dem Wasserfalle hatten sich in Pfeilerform Eismassen angesetzt, und an denen empor schlug Wahnfred mit dem Beile seinen Pfad und hackte Stufen in das Eis. Dann stieg er kühn und kam glücklich oben an. Das erste Tauen wird diese Treppe schmelzen, und die Wand wird ihn schützen vor seinen Verfolgern wie eine feste Burg.

Nun ging es wieder eben, oder sanft ansteigend fort durch Wald oder über Blößen. Mehrmals hörte Wahnfred jenes scharf ausgestoßene und langgezogene Bellen, vor dem in den Wäldern alles floh, was sich nicht wehrhaft fühlte.

Endlich, als die Kruste des Schnees starr geworden, als die Sonne glanzlos hinter dem Wipfelwalle niedergesunken

war, sah der Wanderer am Bächlein den dreispitzigen Stein, der ihm zum Wahrzeichen war. Hier bog er vom Wasser links ab, wand sich durch wucherndes Dickicht zu einer Anhöhe hinauf, deren Boden hin und hin mit schneelosen Steinen bestreut war, ging dann wieder talwärts in einen weiten Kessel, der hier von Hochwald, dort von Felslehnen umgeben war und in dem nur wenige Baumgruppen standen. Er war am Fuße einer kahlen, felsigen Kuppe, der Donnerstein genannt. Und nun erblickte Wahnfred sein Ziel.

Es stand noch da, wie damals, unter einigen Tannen, die ihr Geäste undurchdringlich dicht ineinander verschlangen und über solchem Gefilze ihre zerzausten Wipfel in die Luft reckten. Eine dieser Tannen war geköpft und ihr kahler Strunk mit den knochenweißen Astresten ragte abenteuerlich empor über die Kronen der anderen.

Unter diesen Bäumen stand das Haus, die Klause des Einsiedlers.

Sie war fest gebaut und kaum einer Klause ähnlich. Die Zimmerbäume waren so massig, daß sie ein Mann kaum hätte zu umspannen vermocht. Auch das giebelsteile Dach war aus dicken Bäumen gezimmert, so daß es weder ein Raubtier durchbrechen, noch ein fallender Baumast durchschlagen konnte. Das rindenlose Holz war klingend hart.

Der Fensterlein des Hauses waren nur wenige, sie waren von innen mit Schubern wohl verschlossen. Den Eingang zu finden mußte man schier um den Bau herumgehen; ganz rückwärts, wo das Dickicht des niederstrebenden Geästes am üppigsten wucherte, war die schmale, schwere Tür, die noch mit jener Vorrichtung versperrt war, welche die Männer beim Tode des Einsiedlers angelegt hatten.

Wer in dieser Wildnis dieses Haus gebaut hatte, war nicht bekannt; es war vor vielen Jahren mitsamt dem

Einsiedler vom Feuerwart entdeckt worden. Der Feuerwart war bei einer Klosterjagd als Treiber beteiligt gewesen, und als er — er allein — an den Bau stieß, bat ihn der Einsiedler kniefällig, ihn nicht zu verraten. Der Feuerwart hatte es ihm versprochen und sein Wort gehalten. Von drei zu drei Jahren aber stieg er hinauf in den Ritscherwald, nach dem Einsiedler zu sehen. Der tat, was einem Einsiedler zukam, er aß Wurzeln und Kräuter und betete. Er sah wild und bärtig aus und hatte fast das Sprechen verlernt. Der Mann aus Trawies behelligte ihn nicht, und da er sich überzeugt hatte, daß dieses Menschentier einen Beistand nicht bedurfte oder ihn verschmähte, stieg er stets beruhigt in sein fernes Tal hinab. Einmal, als er wieder hinaufgekommen war, fand er den Waldmenschen tot, aber in einer Stellung, vor der er erschrak und die er niemandem verraten hatte. Er ließ ihn zu Tale tragen und auf dem Kirchhofe zu Trawies begraben. Das Haus im Ritscherwald merkte er sich, und da es nun galt, den Wahnfred in Sicherheit zu bringen, wählte er es ihm zum Asyle. In dieses Haus trat Wahnfred, der Schreiner aus dem Gestade an der Trach, nun ein. Es graute ihm vor dem Modergeruch, der da hervorwehte, und er riß die Schuber der Fenster auf. Dann machte er Feuer an, und da die Flamme prasselte, der Herta heiliger Geist, da ward ihm wohler.

Der Herd war größer, als man es in der Wohnung eines Wurzel- und Kräuteressers hätte vermuten mögen, er war gut eingewölbt und hatte sogar eine Vorrichtung für den Abzug des Rauches. Daneben war auf einem Gestelle ein Mooslager, ein Betschemel vor dem Holzkreuze an der Wand, ein Tisch, ein Schrank, und es fand sich auch manch anderes, dem sich der Mensch damals schon angelebt hatte. Ja, die mit glatten Tafeln beschlagenen

Wände, das Glas in den Fenstern, der gut gedielte Fußboden und anderes waren Dinge, die man sonst in der Einsiedlerklause nicht zu finden pflegte. Wahnfred legte die Nahrungsmittel und andere Dinge aus, die er mitgebracht hatte, das Schußgewehr lehnte er zur steten Bereitschaft an die Ecke der Wand; machte sich dann so bequem als möglich, um nach der mühevollen Wanderung zu rasten.

Als es still wurde und die Flammen verflogen waren, starrte er in die Glut. Und nun — kaum zwei Stunden nach seinem Einzug in dieses Haus — überkam ihn das Grauen der Einsamkeit, die Sehnsucht nach den Seinen. Denn hier in dieser öden Ruhe das erstemal, als ob es aus der Glut entstiege, schaute er jene Szene am Altare — das Bild in seiner gräßlichen Lebendigkeit. Im Dunkel der Nacht hatte er sich neben dem eintretenden Pfarrherrn in die Sakristei geschlichen. Im Winkel hinter dem großen Kasten, in dem die kirchlichen Kleider aufbewahrt, stand er wie eine schwarze Säule und kein Strahl der Altarkerzen fiel auf ihn. Als das Glöcklein klang, schlug er mit der Rechten das Kreuz, während seine Linke unter dem Mantel krampfhaft die Axt festhielt. Bei der Aufwandlung, da der Priester die Hostie emporhielt, kam ihm der Gedanke: Laß fahren. Tu's nicht! — Aber da er durch die Fuge der halb offenen Tür den Kelch heben sah, fiel ihm ein: Christi Blut! Blut muß fließen, daß die Welt erlöst sei. Beim Agnus dei schlug er auf seine Brust und betete, daß nicht Haß- oder Rachegefühl seinen Arm lenke. Und als er sah, wie der Priester in Demut sich neigte, um des Herrn Leib aufzunehmen, wärmte sich sein Herz in Mitleid und Liebe, und er freute sich, daß dieser Geist in ihn gekommen war und seine Tat zu einem edeln Werke weihen wollte. Mit ausgebreiteten Händen wandte sich der Priester gegen das Volk und der Chor

sang: „Selig die Toten, die im Herrn sterben. Ruhen sollen sie von ihrem Leide und ihre Taten werden mit ihnen eingehen in die ewigen Ewigkeiten!“ Wahnfred hatte den Ausgang ins Freie vorbereitet und sich dann in der dunkeln Sakristei hingestellt an die Türe, durch die vom Altare her der Priester kommen mußte. Dieser hob die heiligen Geräte, stieg nieder von den Stufen und schritt heran. Wahnfred faßte das Beil mit beiden Händen, trat ein paar Schritte zurück und stürzte dann auf sein Opfer . . . Einen Schrei stieß Wahnfred aus, da er nun an der knisternden Glut saß und sein Angesicht verhüllte er mit den Händen, denn er sah den Blick, den der Sterbende auf ihn geworfen, und er sah hinfallen den Leib auf die Stufen und hinfallen die Seele in die Gluten. Daß er einen Menschen vielleicht in die Hölle hätte geschickt! Als Seelenmörder zitterte und wimmerte er vor der knisternden Glut.

Tief erschöpft vor Anstrengung und Aufregung sank er endlich in Schlummer. —

So lebte er nun. Das fröhliche Feuer auf dem Herde, das er nicht verlöschen ließ, war sein einziger Genosse und Freund. Raben umkreisten die Baumgruppe, in welcher der Rauch emporstieg. In den Nächten heulten die Wölfe und nicht selten hörte der schlaflose Wahnfred die Sprünge und das Röhren der draußen durch Raubtiere vorübergejagten Hirsche. Mehrmals des Tages ging er selbst ins Freie, um Holz zu sammeln, oder um in einem roh ausgehöhlten Gefäße, das er vorgefunden hatte, vom Bächlein her Wasser zu holen, oder um die Gegend zu untersuchen, ging auch mit dem Gewehre auf Jagd aus und kam selten ohne Beute zurück. Der sonst so ahnungsreiche Mann, ahnungslos spielte er mit den Kohlen seines Feuers, während unten die Männer zu Trawies verhängnisvolle Körner aus

dem Kelche zogen. Er schlief ruhig zu jener Stunde, da unten in der Kirche der Tod, den er zum Altar gesandt hatte, dort die Opfer heischte. Nur einmal, als er auf dem Block vor seinem Hause saß und hinausblickte in das weite, stille Schneegefilde und in den bleigrauen Himmel hinein, war ihm plötzlich, als höre er das Glockengeläute von Trawies. Es klang so wunderlich in der Luft, jede der drei Glocken ganz deutlich zu vernehmen, aber als Wahnfred aufsprang, um zu horchen, war es vorüber.

Die alte Schrift sagt: „Das seyn gewest die Klocken von Trawies, so verbannet worden, gleich samblich in die Wildnussen entfleuchend."

So nahte die Zeit, in der die Christenwelt das Weihnachtsfest begeht. Wahnfred wußte nicht einmal genau den Tag, im Verstecke bei dem Feuerwart und in der Wildnis war ihm die Zeitrechnung abhanden gekommen. Er sehnte sich so sehr danach, in jener Nacht, in der alle Christen zum Jesukinde beten, auch miteinzustimmen. Auf dem Wege zu Gott treffen ja alle zusammen und finden sich und umarmen sich geistig im Vaterunser, in dem hohen Gebete, das allgemein wie Sturmgebraus und Vogelgesang um den Erdball schallt. — Und nun war Wahnfred so sehr in die Einsamkeit verstoßen, daß ihn nicht bloß der Raum, daß ihn auch die Zeit von den Menschen trennen wollte. In jenen Tagen noch hielten die Gläubigen das Weihnachtsfest nicht wie heute für den willkürlich angenommenen und festgesetzten, sondern für den wahrhaften Jahrestag der Geburt des Herrn. Und so strenge schlossen sie sich an die Zeit, daß sie selbst in der Winternacht aufstanden, um genau die Stunde zu feiern, die uns den Heiland gebracht hat.

Und diesen Tag und diese Stunde wußte Wahnfred nicht mit jener Bestimmtheit, wie es ihn verlangte. Nach

vielfachen Erwägungen stellte er endlich einen Tag als den heiligen Abend fest. Und an diesem Tage ging er mit kräftigem Stocke bewaffnet aus dem Hause. Die Luft war kalt, der Himmel klar, der Schnee fest gefroren. Er schritt über die Blößen hin, er stieg den felsigen Hang hinan zur Höhe des Donnersteins, von der er weit ins Land sah. Die Trawieser Gegend selbst lag zu tief, nur das Gewände des Trasank baute sich auf, und die Spitze des Johannesberges und ein Waldrücken des. Tärn erhoben sich für das Auge. Darüber hinaus blaute das weite Land. Dort stehen die Kirchen und Klöster, die sich vorbereiten zur nächtlichen Feier, dort leben die Menschen, die an Weihegesängen sinnend, freudigen Herzens dem heiligen Feste entgegengehen. Jedes Haus wird ein Tempel, jede Familie umschlingt sich heute inniger als sonst.

So war es auch am Gestade gewesen, wo jetzt aus dem Schnee die Brandstätte ragt . . .

Sonst war an diesem Tage, wenn die Sonne sich zu neigen begann, eine eigentümliche Stimmung über die Gegend gebreitet. In den wachsenden Schatten lag wundersamer Zauber. Die Bäche unter dem Eise stellten ihr Flüstern ein und aus den Wäldern widerhallte die Stimme des Menschen nicht mehr. Es war, als ob in Erwartung des göttlichen Wiegenfestes die Natur den Finger an den Mund legte: Stille, stille!

Heute aber? Heute war es, wie es zur Winterszeit in den Bergen immer ist. Wahnfred vermißte jene kindliche Stimmung, weil er sich, wie er glaubte, an dem Tage irren mußte.

Es war ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß dem Unglücklichen, dem eine Tat zur Schuld geworden, das kindliche Himmelreich auf Erden dahin ist.

Während im weiten Lande schon das Meer der Dämmerung herrschte, lag auf der Kuppe, auf der Wahnfred stand, noch der lichte Sonnenschein. Da dachte er: Wenn einer von den Menschen dort jetzt sein Auge erhebt, so wird er wohl im Hochgebirge das Alpenglühen sehen, aber er wird nichts dabei denken und er kann nicht wissen, daß hier in der kalten, leuchtenden Einsamkeit ein Verbannter steht. Daß ich diesem Feste ein Denkmal setze, einen Altar, so nenne ich den Berg, auf dem ich stehe, den Christtagberg.

Er schrieb mit dem Stocke das Wort in den Schnee und dann stieg er herab zu seinem Hause. In demselben ordnete er die Geräte, lichtete und reinigte die Stube so gut es ging und steckte in Ermangelung eines anderen Schmuckes Tannenreisig an das rohgeschnitzte Kreuz. Er wußte nicht recht, was er beginnen sollte, um dem Weihnachtsgefühle Genüge zu tun.

Er legte sich in derselbigen Nacht nicht zu Bette. Stets tat er frisches Holz ins Feuer, daß die Flamme lohte und leuchtete. Und dabei dachte er an Weib und Kind. Abseits vom Herde zündete er jetzt auf einem Stein zwei Flämmchen an, das eine seinem Weibe, das andere seinem Kinde. Als sie im Verlöschen waren, wendete er sich ab, er wollte nicht sehen, welches zuerst dahinging. So peinigte ihn selbst die Liebe. Er suchte auch die Bilder von Bethlehem im Gedächtnisse wachzurufen, aber sein Herz blieb heute kalt. Ein anderes Bild, finster und blutig, umgaukelte die lieblichen Idyllen aus dem Morgenlande, und jene Engel, die in den Lüften schwebten und sonst den Menschen Frieden verkündeten, bliesen heute Posaunen.

Wahnfred sah, daß er nicht mehr denken und träumen konnte wie sonst, und nicht mehr selig sein in diesem Träumen. Er sehnte sich nach einem Liede, wie sie sein Weib

in dieser Nacht gern gesungen hatte, nach einem Erbauungsbuche, nach seiner Bibel sehnte er sich. Hatte denn der Mann, der vor ihm in dieser Klause gewohnt, keine Seele gehabt? Hatte er denn die ganze Aufgabe seines Lebens darin gesehen, Wurzeln und Kräuter zu kauen, vor dem Kreuze zu knien? Hatte er denn gar keine Spur eines geistigen Lebens hinterlassen?

Wahnfred durchsuchte noch einmal den Schrank, in dem er sonst nur einen härenen Sack, ein paar Betschnüre und allerlei alltägige Dinge gefunden hatte. Er wühlte heute das vertrocknete Moos auf, das sein Lager bildete und wirklich, unter diesem Lager fand er zwischen zwei Holzbrettchen, die mit einer Schnur umwunden waren — Schriften. Nicht ein gedrucktes Buch, sondern ein Paket von Handschriften. Das war was Seltenes. Nicht viele Leute konnten lesen und die Schreibekunst war nur in Klöstern, Schlössern und Städten daheim. Trawies war eine Ausnahme. Der Geist der Selbständigkeit, der in dieser Waldgemeinde seit jeher geherrscht hatte, wußte es wohl, daß die Kunst zu lesen, schreiben und rechnen eine Hauptnotwendigkeit geworden war für jeden, der sein Stück Erde frei beherrschen wollte. Und so stand ein des Lesens Kundiger vor den Schriften.

Wahnfred legte frisches Holz in die Glut, setzte sich ans Feuer, durchblätterte die grauen Papierstücke und las sie. Der Inhalt zog seine ganze Seele an; sein Auge begann seltsam zu leuchten, bis er plötzlich aufsprang und ausrief: „Das ist die Wahrheit!"

Wörtlich könnte es heute nicht mehr gegeben werden, was in diesen Schriften stand, denn die Blätter sind verbrannt worden. Der sie geschrieben hatte, war ein Phantast gewesen. In selbstverschuldetem Elend untergehend, hatte er Gott und Welt dafür verantwortlich machen wollen, hatte sich auf-

gelehnt gegen die menschlichen Satzungen und auch gegen jene, welche die göttlichen genannt werden. Und er hatte sich eine eigene Lehre erdichtet, die ihm anfangs zugesagt zu haben schien und an der er schließlich zugrunde gegangen war.

Überschrieben war eine Abteilung der Blätter, die etwas von dem wilden Humor eines zum Tode Verurteilten in sich hatten, mit den Worten: Offenbarungen eines frommen Einsiedlers. Ihr Inhalt war der Hauptsache nach folgender:

Gott hat den Himmel erschaffen. Des war der Engel Oberster von Bosheit und Neid geplagt, hat seine Flügel ausgebreitet, hat ein Ei in den Himmel gelegt. Hierauf hat Gott den bösen Engel und sein Ei aus dem Himmel geworfen. Das Ei war groß und schwebte in den Lüften und das Ei war voll Glut und Schrecknis und hieß die Hölle. Da das Ei so schwebte, daß sein Äußeres von der Sonne beschienen wurde, so entstanden darauf allerlei Wesen, als Pflanzen, Tiere und Menschen, und das Äußere des Eies hieß die Erde. Der böse Engel aber ist Teufel genannt, und sobald von den Wesen der Erde eines gestorben war, warf er dessen Seele in die Höllenglut. Dagegen hat sich Gott aufgetan und gerufen: „Es ist unrecht, schuldlose Geschöpfe ins Feuer zu werfen!“ Darauf entgegnete der Teufel: „Was geht das dich an! Ich habe das Ei gebrütet, es gehört mein! Du hast es mit mir aus dem Himmel geworfen, es gehört mein! Hierauf sprach Gott: „Das Ei gehört dein. Aber die Wesen, die auf seiner Oberfläche gewachsen sind, gehören mein, denn meine Sonne hat sie erzeugt und großgezogen, in meinen himmlischen Sternen habe ich zu ihnen gesprochen.“ Und der Teufel antwortete: „Was? Deine Sonne, die in der Nacht nicht scheint? Deine Sterne, die am Tage nicht leuchten? Die Wärme der inneren Glut

ist durch die Schale gedrungen und hat auf der Oberfläche die Wesen erzeugt und großgezogen. Ihr Blut und ihre Leidenschaften sind Glut von meiner Glut. Der Weizen wächst auf meinem Felde, den ernte ich!" Gott bedachte, daß der Teufel zum Teile recht hatte und sprach: „Wohlan, wir wollen teilen. Behalte du die anderen Wesen, ich nehme die Menschen." „Wie du schlau bist!" rief der Teufel, „nimm du die anderen Wesen, mich gelüstet es just nach dem Menschen. Hierauf sprach Gott: „Mit dir will ich nicht streiten. Überlassen wir die Entscheidung dem Menschen selbst. Er empfindet deine Höllenglut, er fühlt und sieht mein Sonnenlicht: sein Fuß steht auf der Erde, sein Haupt schaut gegen Himmel. Er soll wählen. Läßt er sich leiten von deiner Glut, ergibt er sich den Früchten deiner Erde, so sei er dein. Weist er dein Feuer zurück, verschmäht er die Güter deines Reiches, so sei er mein." „Was soll das heißen?" sagte hierauf der Teufel, „verschmäht er das Feuer, die Güter der Erde, so wird er nicht leben." „Ja," sprach Gott, „er wird sterben. Er wird in die Wildnisse gehen, wo ihm deine Spur am seltensten begegnet, er wird sein Auge zum Himmel richten und freiwillig sterben. Und je mehr er erfüllt ist vom Hasse gegen dich und von der Liebe zu mir, mit je größerer Sehnsucht wird er von der Erde hinweg und mir zutrachten. Und wenn es ihm gelingt, so selbstlos zu sein, daß er mit eigener Hand die Fesseln zerhackt, die ihn an dich ketten, so fliegt er jauchzend in meine Arme und freudig werde ich ihn empfangen."

* * *

Die zweite Abteilung der Schrift, die Wahnfred unter dem Moose seines Lagers aufgefunden hatte, trug die Bezeichnung: Das Bekenntnis des Einsiedlers.

Darin war folgendes enthalten:

Wenn ich hier meine Lebensgeschichte aufschreibe, so tue ich es nicht, um sie der Welt als dem Reiche des bösen Feindes zu hinterlassen, sondern mein Wunsch ist, daß sie in die Hand eines solchen falle, der wie ich die Erde flieht und dem Himmel zustrebt. Ein anderer wird ja in dieses Haus der Einsamkeit nicht kommen. Und wenn keiner kommt, so möge die Schrift vermodern, und ich trage mein Geheimnis mit zu Gott, der mich meiner Buße willen in Gnaden richte!

Meine väterliche Burg steht zwei Tagereisen von hier auf einem Felsen, an dessen Sohle der große Fluß rinnt. Es ist der einzige Felsen in dem fruchtbaren Lande, das, soweit man ihn schaut, der Burg untertan ist. Wir sind die Grafen von Bechern, unser Urahn reichte am Hofe des römischen Kaisers Karl den Becher. Die Taten unseres Geschlechtes verschweige ich, sie sind nur groß in den Augen der Welt. Aber meine Missetat bekenne ich und flehe mit jedem Atemzuge meines Mundes zu Gott um Verzeihung.

Mein Vater hinterließ, als er zur Erde sank, zwei Söhne, meinen Bruder und mich. Mein Bruder war der ältere, also der Herr auf Bechern. Er war ein Heißblut und ein Sprühgeist und tat, von der Macht des Augenblicks erfaßt, die unglaublichsten Dinge. Seine Jugend war reich an Freuden und Sünden und unter den schönen Weibern der Grafschaft gab es wenige, die nicht für seine Sünden büßten. Zerfahren an Leib und Seele fiel mein Bruder — er war damals im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens — in Krankheit. Ärzte und Priester kamen zu seinem Lager, die einen um seinen Leib, die anderen um seine Seele zu retten. In Fieberträumen tobte er, darauf lag er dahin, als wäre er schon gestorben, und in einer Nacht,

da wir versammelt waren, um ihm die letzte Liebe zu erweisen, erhob er sich, streckte die Arme aus, blickte mit leuchtenden Augen gen Himmel und rief: „Mein großer, einziger Gott! Nimm mich auf, ich will bei dir sein! Die schnöde Welt, ich verachte sie! Ich dürste nach dem Reiche Gottes!“ — Und sank erschöpft zurück aufs Kissen und lag dahin. Am nächsten Tage war die Krankheit gebrochen, mein Bruder schritt der Genesung zu. Aber als er genesen war, wurden seine Wangen nicht mehr so rot, wie sie sonst gewesen waren, sein Auge war noch glühender und er tat mir die Absicht dar, seinen Lebenswandel zu ändern, in die Einsamkeit zu gehen und, wie die heiligen Büßer es getan, Gott zu dienen in Kasteiung und Gebet. Ich hörte es und widersprach ihm nicht. Ich pries die Gnade Gottes, die seine Seele erleuchtet hatte; er verließ die Burg und zog in die tiefste Wildnis, die in unserem Lande ist, und erbaute sich durch mitgeführte Hörige daselbst eine feste Klause. Er richtete sie ein, so gut es ging, weil er dachte, in der Behaglichkeit habe der Mensch mehr Lust, Gott zu dienen und den Himmel zu erwerben, als in Elend und Widerwärtigkeiten. Die Arbeiter sandte er zurück, nachdem er ihnen den Eid abgenommen hatte, seinen Aufenthalt keinem Menschen auf der Welt zu verraten. Und hierauf begann er sein Büßerleben und hatte Verzückungen, in denen er den Himmel offen sah, in denen der Heiland seinen Arm vom Kreuze loslöste, um ihn zu umarmen, in denen die Jungfrau Maria ihm Rosen zuwarf und sich niederbeugte, um ihn zu küssen.

Ich lobte meinen frommen Bruder und war nun Herr der Burg und der Grafschaft. Auch ich genoß jene Freuden, die mein Bruder genossen hatte, aber ich genoß sie nicht im Rausche, sondern mit Bedachtsamkeit, und atzte somit

auch meine Seele. Ich liebte ein schönes Burgfräulein aus nachbarlichem Gaue, das mich als den Herrn von Bechern erhörte. Wie war es schön, die Huldin an der Seite, hinter vier Rappen oder sechsen, dahinzurollen! Wie war es schön, auf hohem Rosse durch die Gegend zu sprengen und zu sehen, wie alles ehrfurchtsvoll den Herrn begrüßt, und in fröhlichem Mute einem oder dem anderen mit der Peitsche über den Rücken streichen zu können! Alles hatte ich, was der Jugend und dem Ehrgeize wohl tat, und nach allem trachtete ich, was die Lust der Jugend und des Ehrgeizes noch erhöhen könnte. Einer, der schon von Kindheit auf zur Herrschaft erzogen und mit dem Gedanken daran vertraut geworden ist, kann nicht jenes Glück empfinden, das ich als unverhoffter Herr auf Bechern empfunden habe. Und das lange Leben, das vor mir lag, wie sollte es reich und herrlich sein!

So war es mondenlang gewesen, da stand eines Tages mein Bruder vor mir. Das Leben da drin in der Wildnis habe ihm doch nicht behagt, es sei überaus langweilig, auch wären die Wurzeln und Kräuter seiner Gesundheit nicht zuträglich und so habe er sich entschlossen, wieder auf sein Gut zurückzukehren und sein frommes Leben auf der Burg fortzuführen. Er danke mir freundlich für die Verwaltung der Grafschaft, die ich während seiner Abwesenheit geführt hätte.

Ich war wie zerschmettert. Was ich ihm auf seine Worte geantwortet habe, weiß ich nicht mehr; was ich aber gefühlt und gedacht habe, das weiß ich noch. Eher sterben, als gestürzt werden!

Erst am nächsten Morgen besaß ich so viel Sammlung, daß ich hintreten konnte vor den, der meinem begonnenen Lebensglücke so rücksichtslos in den Weg gesprungen war.

„Bruder,“ sagte ich, „was ich heute mit dir zu besprechen habe, wir wollen es mit Ruhe abtun, wie es Rittern geziemt. Einer von uns beiden ist auf diesem Schlosse zuviel.“

Er verstand mich wohl und antwortete: „Wenn du, mein lieber Bruder, in der väterlichen Burg nicht Platz zu haben wähnst, so lass' dir das Deine reichen und ziehe deiner Wege.“

„Das steht anders,“ sagte ich, „denn der Herr auf Bechern bin ich. Du hast verzichtet auf die Güter, und ein Ritter bricht sein Wort nicht.“

„Wem habe ich mein Wort gegeben?“

„Mir, stillschweigend, aber in der Tat, indem du das väterliche Erbe herrenlos und schutzlos im Stiche ließest. Ich habe es bewahrt vor den Händen der Feinde, so ist es zu Rechten mir anheimgefallen. Dem Himmel hast du laut dein Wort gegeben, auf diese Welt zu verzichten.“

„Bist du der Anwalt des Himmels?“ sagte hierauf mein Bruder, „willst du mich verantwortlich machen für das, was ich etwa im Fieber gesagt habe?“

„Schurke!“ rief ich, „du bist immer im Fieber.“

„Zum mindesten jetzt!“ schnaufte er und riß sein Schwert aus der Scheide.

Ich sprang einen Schritt zurück, erfaßte meinen Degen. Wir kämpften, ich stieß ihn nieder.

Nun war ich Herr auf Bechern.

Ich machte mich daran, das begonnene Leben fortzusetzen. Aber das war jetzt anders; die Lust und den Übermut mußte ich heucheln, ich fühlte Unlust und Unmut. An dem Busen der Huldin wollte ich wieder erwarmen, diese aber stieß mich zurück und sagte: Mörder liebe sie nicht.

„Mein Bruder ist im Zweikampfe gefallen!“ rief ich ihr zu.

„Wer gibt des Zeugnis? Wer hat es gesehen? Dir stand er im Wege, du hattest die Absicht, ihn zu töten, du hast es getan!“

Ich schwieg, denn gegen die Wahrheit habe ich niemals gestritten. Sie rief es laut, was mir mein Gewissen im Innern vorwarf. Ich war Herr auf Bechern, die Braut floh mich, verachtete mich. Die Untertanen grüßten mich kriechend, aber ihr Gruß war wie Hohn, jedem Auge merkte ich's an, daß es an mir den Mörder sah. Die Nächte wurden mir vergällt durch grause Träume und Erscheinungen. Ich kämpfte dagegen; Almosen gab ich. Messen ließ ich beten für meinen Bruder. Vergebens, meine innere Last wurde immer unerträglicher. Das Gemach hatte ich verschließen lassen, in dem der Bruder gefallen; aber nun graute mir vor der ganzen Burg. Elend war ich, krank war ich, vor Gespenstern bebend, wankte ich selbst wie ein Gespenst umher. Meinem Schloßkaplan wollte ich gerade das nicht mitteilen, woran ich am schwersten trug, dazu war ich zu stolz, und ich wußte doch, daß er mir nicht vergeben konnte. Ach ja, es reiten so viele unter der Sonne, die Verbrechen auf der Seele haben, und freuen sich des Lebens! Ich war zu schwach dazu, vielleicht auch hatte mich Gott noch lieb und ließ das Gewissen nicht schweigen. Ich ertrug es, solange ich vermochte, dann warf ich es ab. Verwandte und Freunde nahmen meine Güter in Besitz und erklärten mich für einen Narren. Da floh ich. Einen alten Hörigen nahm ich mit auf die Flucht, er fragte: „Wohin?“ Ich lachte ihm ins Gesicht. „Von den Menschen weg, von allen, auch von dir und von mir selbst!“ Da hat mich der Mann traurig angeblickt und hat mir mitgeteilt: wie es mit mir

stünde, wisse er wohl einen Platz, der für mich passe. „Die Gruft," rief ich. „Die Zelle," sagte er. „Ins Kloster, wohin jeder seine Sünden trägt?"

„Ich habe es," fuhr der Mann fort, „dem Herrn, eurem Bruder geschworen, daß ich die Klause nicht verrate, die er in der Wildnis für sich gebaut hat. Aber, da der Herr nicht mehr in der Zelle lebt, da er tot ist, so mag ich das Geheimnis auf euch übertragen."

Die Zelle, die mein Bruder in der Wildnis gebaut hat? Anfangs graute mir vor diesem Vermächtnisse, aber der Gedanke blieb, und je vertrauter ich mich mit ihm machte, je leichter und tröstlicher wurde mir zumute. Ja, das ist die Sühne. In jener Klause will ich als Einsiedler leben und büßen und beten, bis der Getötete versöhnt ist.

„Wohlan, Freund, führt mich! Führt mich hin, versorgt mich mit dem Nötigsten und dann geht, geht, wohin Ihr wollt, ich geb' Euch frei, aber meinen Aufenthalt dürft Ihr nicht verraten. Ich will allein sein."

So hat er mich heraufgeführt in diesen hohen Wald und zu dieser Klause.

Gott wird meinen Bruder in Gnaden zur Urständ rufen; mir ist's mit dem Eremitenleben ernster gewesen als ihm. Ich weiß nicht, wie viele Jahre ich schon hier lebe, ich bin nun alt, das weiß ich. Der Kampf ist groß, den ich gegen der Welt Versuchung geführt habe, und ich kann nicht sagen, daß ich mit ihm fertig wäre. Gott hat mich einer Offenbarung gewürdigt, die mein Leitfaden ist, ein Leitfaden, der mich in den Himmel führen wird. Die Flucht vor dem Teufel, die Verachtung dieser Welt, die Abtötung der Begierden, die Sehnsucht nach Gott, die freiwillige Vernichtung der Fessel . . . das ist mein Weg. Es gelang mir fast alles, aber vor dem letzten stehe ich bange. — Nein, nein, nein,

ich höre himmlische Stimmen, die mich rufen. Ach, wie ich glücklich bin! Bald werde ich selig sein."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Soviel des Hauptsächlichen der Schrift. Darunter fand sich auch allerlei Wunderliches, Unverständliches. Besonders gegen Ende hin war sowohl in der Schreibart eine wachsende Verwilderung, als auch in der Denkweise eine sich steigernde Verwirrung bemerkbar. Die äußere Welt, sowie die Lebensweise des Einsiedlers, seine Schicksale und etwaigen Abenteuer in der langen Reihe von Jahren fanden kaum Erwähnung. Überall nur die Laute einer ringenden Seele. Die Klagen und Selbstanklagen waren allmählich verstummt, die letzten Seiten waren völlig im Tone der Verzückung geschrieben.

Und als Wahnfred, der Mann vom Gestade, all das gelesen hatte, rief er aus: „Das ist die Wahrheit!" —

Es war lange nach Mitternacht. Das Feuer auf dem Herde war matt geworden. Im Walde heulten die Wölfe, Wahnfred hörte sie nicht. Er war vertieft in die Offenbarung und in das Bekenntnis des Einsiedlers.

— Das ist mein Vorbild. Was er gesühnt hat, das habe auch ich zu sühnen, und noch mehr. Mit eigenem Willen und eigener Hand will ich ein Band um das andere zerreißen, das mich an diese Erde knüpft. Was Gemeinde? Es ist doch nur eine Gemeinschaft von Elenden. Was Familie? Auch sie muß der Erde entrissen werden. Wenn ich ihr vorausgehe, den Weg weise, wird sie mir nachblicken und folgen. Mein Weib, mein Kind, wie habe ich euch lieb! Wäre es nur nicht eine Liebe, die mich kettet, die ein Werk des Teufels ist! Diese Kette muß gebrochen werden. Ich will euch ein Zeichen hinterlassen, daß wir uns im Himmel wiederfinden . . .

Solche Gedanken hegte der arme Wahnfred, sie reiften zwar nicht zum Entschluß, aber er gab sich ihnen hin.

Wir von heute wenden uns mit Kopfschütteln von derlei Religionsschwärmereien der Vorfahren ab, der Himmelsucher, die in Drangsal und Herzensnot zu Gott ihre Zuflucht nahmen. Und doch, wie unvergleichlich elender ist das heutige Geschlecht, das sich die Überzeugung erklügeln will, daß kein Gott lebe, kein allmächtiger Helfer und Retter, daß der Mensch, ein Spiel des Zufalls, am vernünftigsten handle, sich an den Genüssen dieser Welt zu betäuben und doch vergeblich fliehend vor Verzweiflung...

Wenige Wochen vergingen nach dieser unseligen Weihnacht, und Wahnfred ging ernstlich mit dem Gedanken um, sich das Leben zu nehmen. Oft, wenn ihn das blutige Bild aus der Kirche zu Trawies beängstigte, fand er in diesem Vorhaben Beruhigung. Blut um Blut, so sagten ja auch die heiligen Schriften.

Nur seinem Erlefried hätte er noch gern die Lehren des Vaters ans Herz, den Segen des Vaters aufs Haupt gelegt. Das konnte zu solcher Zeit nicht sein. Hinaus ging er, schrieb es mit dem Stabe auf den Schnee: „Mein Sohn! Sei liebreich gegen die Menschen und wahr, aber folge ihnen nicht. Ohne Wehmut zerhaue das Band zwischen ihnen und dir und wandle den einsamen Pfad durch Not und Tod hinauf zu deinem Herrn.“ Wenn dieser Schnee zerrinnt und die Wasser niederbrausen, und wenn deine Worte Häuser niederreißen und Leben zerstören, was dann?

Er grub mit dem Stabe über die Schrift hin und strich sie aus.

* * *

In den ersten Tagen des Februar wurde der Gesichtskreis so rein, daß Wahnfred, wenn er auf dem Donnerstein, dem Christtagberge, stand, über die Waldkämme hin das Heideland mit den fünf Kiefern sah und dahinter das Hügelgelände mit den breiten Tälern und den vielen Ortschaften, die ganzen, weiten Gaue mit dem zackigen Bergzug, der in der Ferne durchsichtig wie Glas erschien und den Wahnfreds Auge bisher noch nie erreicht hatte. Eine laue Luft wehte aus jenen Gegenden her und die letzten Schneeschollen fielen von den Bäumen herab, so daß der Wald und die einzelnen Baumgruppen ganz schwarz dastanden auf dem weißen Grunde. Alle Waldrücken des Ritscher schienen näher geschoben, und es lag mitten im Tage über allem eine matte Dämmerung. Der Himmel war gleichmäßig grau angelaufen und die Sonne nicht sichtbar. Die Luft war feucht, und wenn Wahnfred über den Schnee ging, so brach er ein bis auf den Grund.

In diesen Tagen ließen die Wölfe das Heulen sein, denn sie litten keinen Hunger. Das Hochwild, das sie jagten, konnte nicht weiter und war leicht zu erjagen. Auch Wahnfred schoß einen großen Hirschen und war nun einige Zeit mit Fleisch versorgt.

Und in einer dieser Nächte war es, daß Wahnfred aus dem Schlafe geweckt wurde. Er hörte ein eigenartiges Tosen, daß davon das Haus erbebte. Er dachte an Wasser und sprang auf. Als er die Tür öffnete, um hinaus ins Freie zu sehen, ging ein vielstimmiges Pfeifen hin über das Dach. Er trat hinaus, betäubt noch vom Schlafe, da drang es wie ein Rutenschlag an sein Haupt.

„Wer ist da?“ rief er laut, aber das Brausen und Pfeifen währte fort, und Wahnfred bekreuzte sich und sein Gedanke war: Die wilde Jagd fährt über mein Haus.

Als das Sausen und Brausen immer fortwährte, jetzt tosend in den Schutztannen des Hauses, jetzt rauschend dort in den Baumgruppen am Waldsaume, da wurde Wahnfred gewahr, daß es der Sturm wäre. Er zog sich zurück unter das schützende Dach und machte Feuer an. Selbst die Flammen zuckten und zitterten, und in Wahnfred wurde die Erinnerung an seine Tat, das Bewußtsein seines Elendes von neuem aufgerüttelt; in dem Getöse und Gezische des Windes hörte er winselnde Gespenster. Vom Trasank hernieder schwebten blasse Nebelgestalten, sie trugen Lichter, die keinen Schein gaben. Eine der verschleierten Gestalten in den Wolken hielt einen Kelch empor, aus dem Blut überfloß und vom Sturme hingepeitscht auf die Erde tropfte. Dann kamen Wesen in schwarzen Hüllen, sie trugen auf hoher Bahre den Erschlagenen.

Wahnfred sprang auf.

„Ein Ende, ein Ende!“ rief er aus, „ich bin bereit. Nur die eigene Hand sträubt sich dagegen. Nur ich selbst kann nicht mehr töten. Wohlan, über dem Ritscherwald stürmt jetzt der Tod, ich höre die Äste krachen, die Stämme brechen. Ich will einen Spaziergang machen.“

Und als der Morgen graute und ein blasses Licht lag über den Blößen und über dem Gebäume, das heute alllebendig war, verließ Wahnfred das Haus. Er trug weder Stock noch Beil, noch andere Wehr mit sich. Oft brach er tief in den weichen Schnee, er rang sich wieder heraus und dem Walde zu. Oft wollte ihm der Wind, der lau über das Schneefeld fegte, den Atem verschlagen. Unweit von ihm in einer Gruppe rüttelte der Sturm mit aller Macht, das Geäste schlug wie abwehrend auf und nieder, die Wipfel bogen sich wie ausweichend hin und her, nur einer stand inmitten, der größte, der älteste, der Ahn; er stand und

— brach. Knisternd, schmetternd, krachend, dröhnend stürzte er in den Schnee, der wie Wasser hoch aufflutete und den Stamm in sich begrub. Nur Geäste ragte noch hervor.

Überall im Walde rauschte es, alle Wipfel wiegten sich beständig hin und her, jetzt mäßiger, gelassener, plötzlich wieder erfaßt zu heftigem Schwunge, sich stemmend dann und bäumend — der eine widerstand, der andere brach. Was war das für ein Aufruhr in der Wildnis! Die Bäume schienen sich gegenseitig zu jagen, zu peitschen. Die kleinen bogen sich leicht und duckten sich, aber die großen schleuderten ihre Äste auf sie nieder. Besäet mit Strünken, Zweigen und Zapfen war der Boden. Manches Rabennest war mit dem Wipfel herabgeflogen und die Tiere flatterten und kreischten zornig oder ratlos darüber hinweg.

Durch diesen Wald schritt nun Wahnfred, der Mann vom Gestade. Sein Haupt war entblößt, harrte willig des Streiches. Er ging nicht langsam, er ging nicht rasch, er ging seinen gleichmäßigen Schritt. Er sprang nicht hin dort, wo ein Baum brach, er wich nicht aus dort, wo ein Strunk stürzte. Oft streifte ihn das Reisig eines niederfahrenden Astes, oft flog ihm der aufspringende Schnee ins Gesicht, aber er blieb unversehrt. Je wilder der Sturm wütete, je fordernder brannte sein Auge. Mehrmals war sein Weg verlegt. Mit hochragendem Knie lehnte manch geknickter Stamm, manch anderer hing noch an seinem starrenden Strunk, kopfüber den Wipfel in den Schnee gestürzt. Manch anderer wieder, aus der Höhe niedergebrochen, war hängen geblieben im luftigen Geäste der niedrigeren, die ihn nun mit ihren Armen hielten und trugen wie eine Bahre.

Wahnfred, den Todsucher, hat keiner getroffen.

Er wand sich weiter durch das Gestrüppe und das Ge-

fälle, er kroch darunter und kletterte darüber hin. Dort, wo stürzende Bäume ihre Wurzelscheiben mit sich aufgerissen hatten, daß diese nun wie Bergmassen ragten, war das Weiterkommen am mühsamsten, und wenn auch noch die Grundlosigkeit des Schnees dazukam, in dem Wahnfred schon erschöpft oft bis an die Brust einsank, und wenn er sich umstrickt sah vom Gewirre des zerrissenen Waldes und über all dies hin ungebändigt die Windsbraut raste, so wollte ihn doch das Schauern des Todes erfassen.

Als er so in den Schneemassen lehnte, als er sich den Schweiß vom Angesichte wischte und mit dem Schweiß eine Träne über sein unglückliches Leben, stieg auf einem Baumstamme, der vor ihm hingeworfen lag, vorsichtigen Schrittes ein Wolf heran. Ein großes Tier, mager und mit verfilzten Haaren und mit Hungersgier in den grünlich glühenden Augen. Als er den Mann sah, blieb er auf seinem Wege stehen, drehte die gespitzten Ohren nach vorwärts, und aus seiner Schnauze blinkten die Zähne. Lange stand er unbeweglich da mit eingezogenem Schweife und kräftig gestemmten Vorderbeinen und ließ seine Augen glühen. Als er erwogen haben mochte, wie ganz wehrlos der Mann im Schnee stak, fing er an zu knurren und schon stand er auf dem Sprunge nach seinem Opfer, da rauschte ein buschiger Wipfel hernieder. Erschrocken sprang das Raubtier mit mächtigen Sätzen über das Gefälle dahin.

Wahnfred, nun durch die Angst vor dem Wolf neu belebt, suchte sich aus seiner Lage allmählich wieder hervorzuarbeiten. Es gelang ihm; er ging weiter, sein Ohr war fast betäubt von dem steten Gebrause. Er hatte einen solchen Sturm noch nie erlebt. Zur Zeit, als er ein siebenjähriger Knabe gewesen, hatte auch ein Sturmwind die Wälder von Trawies verheert. Die Leute hatten damals

nach altem Volksglauben gesagt, es müsse sich jemand erhenkt haben, weil sich die Bäume so schüttelten. Und bald darauf erfuhr man es, daß sich im Trasanktale ein Holzknecht aus Verzweiflung darüber, daß sein vergrabenes Geld ausgehoben worden war, an einen Baumast geknüpft hatte. Der Knecht kam nicht in geweihte Erde, sondern wurde unter seinem Baum verscharrt. Was hat damals Wahnfreds Großvater, der alte Zimmermann mit der Krücke, für ein Wort ausgesprochen? — Jedes Verbrechen, so sagte der Greis, kann verziehen werden, nur der Selbstmord nicht. Denn der kann nicht mehr gebüßt werden.

Wahnfred blieb stehen und dachte über das Wort seines Vorfahren nach. Die unmeßbare Liebe, mit welcher einst der Knabe an seinem Großvater gehangen war, erwachte zu dieser Stunde und begann sein Herz zu wärmen. In schmerzlichen Leiden war der alte Mann dahingesiecht, jeden Tag den Tod vor Augen und jeden Tag seinem Gott für das Leben dankend. Wie war die Krankheit qualvoll! Verzehrend fraß sie an den Knochen seines linken Beines; und wie war er noch heiter, liebreich gegen seine Umgebung, wie machte er oft noch Scherze über die eigenen Schmerzen! Und in seiner letzten Zeit lag er still auf dem Bette, preßte die Lippen zusammen, verwand das Zucken seiner Glieder und lächelte mit den Augen. Als sie ihm diese Augen endlich zugedrückt hatten, sagte der Pfarrer: „Ihr wisset es alle nicht, wie gräßlich er gelitten hat; ich ahne es. Der Dulder fährt vom Mund auf in den Himmel.“ — Ja, guter Pfarrherr der damaligen Zeit, das ist das rechte Wort gewesen. Dieser Dulder war ein Held. Auf die Freuden der Welt verzichten ist leicht, aber ihrer Leiden spotten, das ist das Trotzigste, was man dem Teufel entgegenstellen kann.

So dachte Wahnfred, dessen Stimmungen wandelbar

waren, wie Luft und Wetter unter den wandelnden Sternen. Da ihn der Himmel an diesem Tage verschonen zu wollen schien, nahm er dies für ein Zeichen und war entschlossen, weiter zu leben, sich wieder den Lehren seiner Vorfahren zuzuführen, in ihnen Sühne und Rettung zu suchen und die Schriften des Einsiedlers zu verbrennen.

Er wendete sich auf Umwegen, über Lichtungen, wo der Wind den Schnee teils weggefegt, teils geschmolzen hatte, seiner Talung zu. Da war über die Blöße her plötzlich ein Schnoben, das nicht vom Sturme kam; er wendete sich rasch und sah den Wolf — es war jener vom Baumsteg — in eiligem Sprunge auf sich zurasen.

Kaum hatte Wahnfred noch Zeit, einen aus dürrem Strunke hervorragenden Ast zu brechen. Ihn mit beiden Armen schwingend — barmherziger Gott, wenn jetzt das gräßliche Bild aufsteigt, um ihn zu lähmen! Nein, die funkelnden Augen des Raubtieres hielten ihn gespannt, er erwartete die Bestie und hieb mit aller Kraft auf sie los, beim ersten Schlage schon brach der Ast entzwei! Auf zu seiner Brust sprang das wütende Tier und lechzte nach warmem Blut, eine einzige Wendung, und Wahnfred stieß ihm das gebrochene Stück Holz mit seinem scharfen Splitter tief in den Rachen. Noch bäumte sich die Bestie und schlug mit den Pfoten an die Schnauze, als wollte sie den Speer herausziehen, Blut schoß hervor und röchelnd wälzte sich der Wolf auf dem Boden.

Wahnfred selbst sank erschöpft auf einen Strunk und sah dem Tiere zu, bis es verendet hatte. Dann lachte er auf; er lachte über sich, der ausgegangen war, um zu sterben. Das war ihm klar, selbst mit dem unerschütterlichsten Vorsatz, zugrunde zu gehen, hätte er sich gegen das Raubtier zur Wehr gesetzt. Da ist keine Zeit zum Denken: willst du,

willst du nicht? Durch die Glieder fährt ein Blitz, die Arme ringen von selbst; und der sonst so träumerische Mann hatte in diesem Augenblick der Todesgefahr, dem Ziel- und Ausgangspunkte seiner Philosophie, nichts gedacht, als: Bestie, ich wehre mich!

Wölfegeheul, das vereint mit dem Brausen des Windes vom Walde her drang, bewog den Mann zu raschem Aufbruche. Mit einem schweren Aste bewaffnet, eilte er, so gut es ging, seinem Asyle zu, und die Arme des Windes hinter ihm drängten, schoben ihn vorwärts, bis er unterhalb des Christtagberges auf eine Höhung gelangt war. Hier drang ihm Brandgeruch entgegen. In der Mulde zogen sich Streifen Rauches, und einen Augenblick später sah Wahnfred seine Klause brennen.

Der Sturm hatte eine der Schutztannen gebrochen und niedergeworfen auf das Haus, dessen Dach unter der stürzenden Last geborsten war. Die Trümmer waren auf die Glut des Herdes gefallen, der Wind hatte das Feuer entfacht und nun flogen die Flammen hochauf in das Geäste und Gewipfel der rauschenden Baumgruppe.

Als Wahnfred dieses sah, geriet er in eine Art von Entzücken.

„Nun weiß ich, o Herr," rief er aus, „du willst, daß ich leben soll. Während ich ausging, um den Tod zu suchen, hast du mich zwiefach vom Tode gerettet."

Nun wollte er leben und konnte nicht. Sein geringer Nahrungsvorrat war verbrannt, sein Schießgewehr, der Rest seiner Kleider war mitsamt dem Obdache verbrannt. Schutzlos stand er da und im Walde rüttelte immer der Sturm, heulten die Raubtiere. Ein Meer von weichem Schnee umgab ihn weit und breit und machte das Fortkommen selbst mittelst Fußscheiben unmöglich. Er fühlte

sich hungernd und entkräftet und hatte nichts, um sich zu erquicken. Auf einmal bettelarm. Ja, wenn du das wärest, unseliger Mann, wenn du betteln könntest! Die Bäume werfen dir mit schwingenden Armen ihre Zapfen zu.

Wie unnötig, Wahnfred, war alles, was du plantest! Der Himmel erhält dich, verdirbt dich, wann er will.

* * *

Mit Schnee hatte er sich geatzt. Aus der Asche seines Hauses hatte er die halbverkohlten Reste von Hirschfleisch gegraben und sie verzehrt. Die nächste Nacht hatte er schlaflos auf der glosenden Brandstätte zugebracht.

Der Sturm war vergangen, grauenhaft still lagen die tausend und tausend gebrochenen Stämme. Die laue Luft hatte den Schnee sehr zusammengebeizt; wenn nun, wie es den Anschein hatte, wieder Kälte kam und der Schnee fror, so war an ein Entkommen aus diesem nun furchtbar unwirtlich gewordenen Hochtale wohl zu denken. Wohin, was dann? Des fragte sich Wahnfred heute noch nicht. Vor allem galt es, auf der Brandstätte das Feuer zu wahren und von den verbrannten Nahrungsresten soviel genießbar zu finden, als der Körper in äußerster Not bedurfte. Der verbrannte Hirsch duftete weithin, und auch die Wölfe rochen den Braten. Lauernd kamen sie heran, in immer engeren Kreisen umschlichen sie die rauchende Stätte. Wahnfred rettete, was zu retten war, mit sich auf eine der dichtästigen Schirmtannen. Und so saß er nun oben im Astgeflechte einen Tag und eine Nacht. Während der Nacht hatte er sich mit einem zähen Zweig an den Stamm gebunden, daß er im Schlafe nicht hinabstürzen konnte. Wie war die Wohnung, deren Asche unten verglimmte, königlich gewesen gegen diesen Wohnsitz im Getanne! Aber Wahnfred war zufrieden, daß

ihn der Baum noch schützte. In der Gefahr war seine Lust zum Leben wundersam erwacht, und seine Hoffnung, mit sich und den Menschen doch wieder ins reine zu kommen, neu erstarkt.

Die Nacht war kalt und still. Er hatte aus Reisig einen Mantel um seinen Leib geflochten. Die Füße stellten sich auf einen Ast, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Es standen die Sterne am Himmel, und die Ruhe, die über dem weiten Walde lag, war so groß, daß sie in der Seele des Menschen fast Unruhe erzeugte.

Als endlich nach Mitternacht, da sich das Gestirn schon gewendet hatte, die Augen des Baumbewohners sinken wollten, war es, als hätte dort drüben durch den Wald ein Schuß gehallt. Wahnfred fuhr auf. Da aber nichts mehr zu hören war, als das Schweigen der Nacht, da keine Wahrscheinlichkeit gedacht werden konnte, daß wirklich ein Mensch in der Nähe sei, beruhigte sich Wahnfred wieder und sank endlich in Schlaf.

Als im Morgenschimmer schon die Ammern zwitscherten, als die Sonne aufging und ihr Flammengold goß über das Schneeland, schlief Wahnfred noch immer, aber die Füße waren losgerutscht und gängelten zwischen den Ästen frei herab. Die Reisighülle schützte den Schläfer, dem wohl zu sein schien, wie jenen Tieren, die sich zur Winterruhe in die Bäume verkriechen, um zur Frühlingszeit wieder zu erwachen.

Wahnfred lag in seiner erquickenden Ruhe wirklich dahin, wie in einem Winterschlafe, und vielleicht wäre er in den Frühling, in den ewigen, hinübergeschlummert, hätte ihn nicht eine laute Menschenstimme aufgeschreckt.

„O Herrgott!“ rief es unten, „hat sich's der auch angetan?“

„Wer ist denn hier?“ fragte Wahnfred und suchte sich eilig von seinen Banden und Panzern freizumachen.

„Lebst du doch?“ hierauf die Stimme von unten. „Aber Schreiner, was hast du für eine Wirtschaft angerichtet?“

Die Stimme des Feuerwarts war's.

„Du bist es, Gallo?“ Mit diesen Worten kletterte Wahnfred rasch herab und sprang auf den Boden. Aber als er vor einem gebeugten, weißlockigen und graubärtigen Manne stand, meinte er, er habe sich geirrt.

„Was du dreinschaust, Wahnfred! kennst du mich nicht mehr?“

„Wie bist du grau geworden, Feuerwart, seit wir uns das letztemal gesehen haben!“

„Möchte wetten, du wärest es in diesen zwei Monden ebenfalls geworden an meiner Stelle unten in Trawies. Doch wie ich sehe, lebst du auch nicht am vergnügtesten.“

„Vor zwei Tagen, wie der Sturm war, hat mir dieser Baum, von dem du die Strünke siehst, das Haus eingeschlagen und in Brand gesteckt.“

„Willst es nicht, so brauchst es nimmer.“

„Es ist weg. Vergiß, Gallo, was ich damals gesagt habe, unten in der Rabenkirche.“

„Weiß nichts mehr,“ antwortete der Feuerwart.

„Und jetzt sage mir, was dich heraufführt?“

„Eins, das auch dich angeht.“

„Mein Weib und Kind?“

„Die leben in Frieden beim Bart am Tärn, hoch im Wald.“

„Wie bist du zu dieser Zeit heraufgekommen?“

„Das werde ich dir schon erzählen. Jedoch denke ich, wir machen vorher Feuer an und nehmen ein Morgenbrot. Wollte mich wundernehmen, wenn du schon gefrühstückt

hättest. — Laß dir nicht bange sein, siehe, ich habe dir etwas mitgebracht!“ Dabei wies er auf ein Bündel, das er vorher unter den Baum gelegt hatte. „Aber um Gottes willen, Wahnfred, wenn ich nicht gekommen wäre?“

„Wenn du herauf kannst, so hätte ich wohl auch hinab können.“

„Greulich ist der Weg von Trawies in den Ritscherwald, das kannst mir glauben, aber, mein Freund, der Weg vom Ritscher nach Trawies ist noch schreckbarer.“

Nach diesen Worten begann er aus dem Reste von Brennholz ein Feuer anzumachen und dann Brot und Branntwein auszupacken.

Sie aßen und schwiegen dabei, als bange jedem vor dem, was er zu berichten und zu hören habe.

„Warum hast du den Vorrat in der Rabenkirche nicht geholt?“ fragte endlich Gallo.

„Bevor mir das Gewehr verbrannte, habe ich Nahrung genug gehabt.“

„Etlichemale,“ fuhr der Feuerwart fort, „bin ich gegangen, um nachzuschauen, und da die Sachen immer dort gewesen sind, so habe ich mich aufgemacht, um zu sehen, ob du wirklich in dieser Klause deine Zuflucht genommen habest und ob dir nichts widerfahren sei. Kann wohl sagen, daß ich über dreißig Stunden vom Dürrbachgraben her gebraucht habe.“

„Wieso, daß du vom Dürrbachgraben herkommst, Feuerwart?“

„Es ist nicht zu glauben, was dieser Sturmwind angerichtet hat,“ erzählte der Gallo, „die Miesingschlucht ist verlegt mit zerspaltenen Bäumen. Die Trach ist verlegt und verworfen und das Hochwasser reißt die Stämme mit sich und staut sich an der Klamm, daß der See schon herein

bis zur Rabenkirche geht. Auf der Tärnleiten, du weißt, wo der schöne Wald gestanden ist, liegt alles hingestürzt. Vom Hause des Uli hat der Wind das Dach gehoben und es auf dreißig Schritt weiten hin in den Bach geworfen. Über meine Hütte ist ein großmächtiger Baum gestürzt, aber so, daß er an einem anderen hängen geblieben ist, und wir unterhalb drin hocken und keine Stunde sicher sind vom Erschlagenwerden. Wie es weiter hinten auf dem Tärn aussieht, das weiß ich selber nicht; ein Schwarm von Krähen ist herübergekommen in den Dürrbachgraben, so sind drüben sicherlich ihre Nester zerstört. — Wie ich durch eine solche Zerstörnis heraufgekommen bin, meinst? Ich habe den Umweg über die Birstlingblößen genommen. Habe wohl viel kriechen und klettern müssen und hätte es nicht vermeint, daß es den Ritscherwald, der hoch liegt, und wo die Luft freien Ausweg hat, so arg mitnehmen sollte können. Zum Weiterkommen ist's gewesen bis zur Wand her, wo der Wasserfall ist. Du wirst es wissen, die Leiter ist weg; einen stundenlangen Seitenweg habe ich machen müssen, sonst wäre ich gestern abends schon dagewesen. So hat mich die Nacht übereilt; zum Weitergehen war's in der Finstern nicht, habe mich im Dickicht niederlassen müssen und Feuer anmachen und sonst dazutun, daß ich nicht angefroren bin. Die Bestien haben mir keine Ruh' lassen wollen, und sind wir sogar ernstlich aneinander geraten — solltest den Schuß ja gehört haben. Denn weit war's nicht von da. Aber erschrecken kannst einen, Wahnfred, wie du vom Baum die Füße herabhängen läßt. Auf der Stelle ist mir durch den Kopf gefahren, du hättest es auch so gemacht wie dein Vorgänger. Ich habe es dazumal nur nicht sagen wollen, daß er nicht etwan um seine geweihte Erden gekommen wäre!"

„Der Mann ist seinem Grundsatze treu geblieben," mur-

melte Wahnfred. „Wie, Gallo, wenn du auch mich so an die Ewigkeit geknüpft gefunden hättest?“

„Heute wäre nicht mehr nötig, es zu verheimlichen. Der geweihten Erden wegen tut heute bei uns keiner das Maul mehr auf.“

„Wie meinst du das?“

„O mein Freund,“ sagte der Feuerwart, „was ich dir zu erzählen habe! Als wir damals in der Rabenkirche auseinandergegangen sind, hast du gegrollt, daß wir dich ins Unglück gestürzt hätten. Du bist heraufgestiegen in diesen Frieden, der wie ein Himmel ist gegen Trawies, das sie jetzt zur Hölle gemacht haben. Wir haben kein Christfest gehabt in diesem Jahre, haben kein Läuten gehört und keinen Orgelklang seit langer Zeit. Wahnfred, du bist es nicht schuld, wir anderen sind es auch nicht, es hat so sein müssen. Nur schreckbar ist, was jetzt über uns gekommen. Das Erdenleben haben sie uns entrissen, Wahnfred, unsere Heimat ist in Bann gelegt!“

Wahnfred war bei diesen Worten von seinem Strunke aufgesprungen. Nun stand er da, ein blasser, wildbärtiger Mann und grub sein Auge in das Antlitz des unseligen Boten. Endlich murmelte er: „Ich muß dich doch nicht verstanden haben?“

„Du hast mich wohl verstanden, Wahnfred, ich sehe dir's an.“

„Sage, daß der Sturm jeden Baum gebrochen, jedes Haus zerstört hat in Trawies, daß er die Leute totgeschlagen oder lebendig begraben hat. Nur das nicht, Feuerwart, nur nicht von Gott verstoßen sein!“

„Wenn es allein der Fluch wäre! Wenn's nur der kirchlichen Dinge wegen wäre — das wollte mich nicht erschrecken. Wir gingen zum reinen Christentum zurück.

Aber die Folgen, die Zügellosigkeit! Und es ist gerade, als ob sie zum Bann auch die Acht über uns verhängt hätten. Alles läßt uns im Stich, auch die weltliche Obrigkeit."

„Feuerwart!"

„Mein Wahnfred. Alles ist aus Rand und Band. Auf der einen Seite die Not, auf der anderen die Willkür. Die Straßen ins Land sind zerstört; es geht kein Fuhrwerk hinaus und kein Geld herein. Die Grenzen sind umstrickt. Da unten, wo der Tärn anhebt, kannst du den Strick gezogen sehen, soweit ihn der Sturm nicht zerrissen hat. Aber den Bann zerreißt kein Sturm. Der Bursch' vom Schmied in Trawies, der arbeitslos geworden ist, hat wollen auf die Wanderschaft gehen; bei den fünf Kiefern ist er zurückgejagt worden. Der Holzmeister vom Trasanktale wollte nach Neubruck um seine Rait; ehe er noch in die Stadt hineinkommt, haben sie ihn mit Steinen totgeworfen. — Anfangs sind die Leute gar verzagt gewesen und viele sind auf dem Angesicht gelegen vor der vermauerten Kirchentür, auf der das Interdikt, wie sie es heißen, angenagelt gewesen. Wenn du es hättest gelesen, würdest dich verwundert haben, was die Herren fluchen können! Der Sandhock hat die Schrift herabgerissen. Bald ist auch anderes geschehen. Auf der Höhe, wo man von Freiwildbach hinübergeht in den Tärn — wirst du wissen — ist eine Bildsäule gestanden in einer Baumnische, der heilige Nikolaus. Bischof brauchen wir keinen bei uns! haben sie geschrien und haben das Bild zu Boden geworfen. Sie haben vom Brückenkreuz an der Trach den heiligen Sebastian, und von der Kapelle, die vor dem Wirtshaus steht, die heilige Katharina gerissen. Und die Wildesten darunter sind über die Muttergottesbilder hergefallen, und einen höre ich heute noch, wie er ruft: Wenn wir schon des Teufels sind, so brauchen wir keinen

Herrgott! — und haben die Kruzifixe zerstört. Es waren wohl Leute da, die sich dem Treiben widersetzt haben; mein Gott, die sind nicht beachtet, sind zurückgestoßen worden. Die anderen sind schon die Stärkeren. Streit und Gewalt gibt es, daß es ein Schreck ist."

„Und bist denn du kein Mittler geworden?" fragte der entsetzte Wahnfred.

„Schreiner, das sind andere Zeiten gewesen, als sie auf das Wort des Feuerwart gehört haben. Freilich habe ich Ordnung machen wollen. So! hat es geheißen, der Alte, der uns hineingeritten hat, will auch noch reden? Heut' ist nicht gestern, heut' haben die Jungen und Starken das Wort in der Hand. Althausgesessen! Wir brauchen keinen Althausgesessenen; jeder soll sich's selber erwerben, was er haben will. Den Hof wollen wir uns teilen. Um Mitternacht sind sie gekommen — eine Rotte und ein Gesindel, wie ich es zu Trawies nicht vermeint hätte; scheint es doch gerade, als wie wenn alle Galgenstricke von weit und breit zusammenliefen ins vogelfreie Trawies! Um Mitternacht sind sie gekommen mit Hacken, Sensen und Pflugscharen. Meine Knechte und Mägde will ich wecken — ist nicht mehr vonnöten, sie sind alle schon bei der Rotte und schlagen gegen mich mit meinen eigenen Geräten. Eine alte Magd, halb blind und halb lahm, ist uns treu geblieben, ist mit uns gewesen, als sie uns hinausgestoßen haben aus dem Feuerwarthof. Die Lahme hat mir geholfen, mein krankes Weib zu schleppen. Das Töchterlein ist noch die Vernünftigste gewesen von uns; der Sela fiel es ein, in der finsteren Nacht könnten wir nicht weiter und hat eilig an der Herdglut die Laterne angezündet. Sonst wäre das Ahnfeuer auch dahin, ich hätte an nichts mehr gedacht. Weit in den Dürrbachgraben sind wir geraten, dort haben wir uns in einer

verlassenen Holzerhütte eingeheimt, dort leben wir heut' noch und werden von Glück sagen dürfen, wenn sie uns leben lassen."

„Das sind Zeitungen, Feuerwart, die du mir aus dem Tale bringst! Aber die anderen, regen sie sich denn nicht?"

„Wer?"

„Der Bart vom Tärn, der Firnerhans —"

„Der Firnerhans!" unterbrach Gallo. „Jesus Maria, Schreiner, du weißt es nicht! — Weißt du es wirklich noch nicht?"

„Was noch?" fragte Wahnfred.

„Ja, wie solltest du es denn wissen können! Die Nebel, die aufgestiegen sind aus Trawies zu dir, sind ja nicht blutig gewesen, die Berge haben ja nicht gebebt, wie das Ungeheuerliche geschehen ist. Der Firnerhans war unter ihnen."

„Feuerwart, du weißt noch was —?!"

„Dein Vetter, der Holzer Thom aus dem Tärn, war auch unter ihnen. Elf waren ihrer. Mit elf Köpfen bist du erkauft, Wahnfred! In der Kirche hingerichtet, enthauptet — o mein Gott, wie gräßlich ist's auf dieser Erden!"

Mit diesem Rufe war der alte Mann zusammengeknickt, hatte das Gesicht verhüllt mit seinem Mantel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wahnfred stand wie eine Bildsäule da in der Morgensonne. Sein Schatten lag hingestreckt über den Schnee. „So dieser Schatten hätt' khünnen aufstehn," sagt die Schrift, „hätte er leichtlich dem Baumschokk bis zum fürdersten Wipfel gereicht."

„Feuerwart!" schrie Wahnfred nun plötzlich und stand mit geballten Fäusten drohend vor dem alten Mann: „Warum hast du mich nicht gerufen?"

„Schlage mich tot," murrte der Gallo Weißbucher, „mir ist es das Liebste. — Dich nicht gerufen! Und hätte ich auch meineidig werden wollen, es wär' dazu keine Zeit mehr gewesen. Du hättest es nicht besser gemacht. Verlange dir auch jetzt nicht nach Trawies!"

Wahnfred schwieg.

„Du nimm Weib und Kind und suche dir unter neuem Namen eine neue Heimat!"

„Tue du's, wenn du kannst!" antwortete der Wahnfred, und seine Stimme klang fremd.

„Ich kann es nicht. Ich bin auf dem Boden meiner Vorfahren alt geworden, ich gehe mit der Heimat unter. Aber du bist noch jung genug, um auf fremdem Boden Fuß zu fassen, um die Greuel, die du doch nicht gesehen hast, zu vergessen, um mit deiner Hände Geschicklichkeit dir Brot zu erwerben und wieder ein zufriedenes Leben zu führen."

Da sagte Wahnfred: „Ich gehe hinab nach Trawies!"

„O, wenn du so hinabsteigen könntest, wie Moses vom Berge Sinai, mit neuen Gesetztafeln."

Wahnfred sagte: „Ich gehe hinab."

* * *

Aus hohen Einöden, wo nur die Tat der Trägheit herrscht: das Träumen, stiegen die beiden Männer nun nieder.

Ihre Wege waren tausendfach verrammelt, gleichsam, als hätte auch die Natur den Bann gesprochen, oder anders: als wollte ihnen ein guter Geist die Rückkehr ins Tal des Fluches wehren. In den Tiefen rauschten die Wildwässer des sich lösenden Winters, ein warmer Hauch wehte Regen-

schauer nieder, und die Zacken des Trasank waren in Nebel gehüllt.

Die Männer gingen in langer, langer Wanderung den Wäldern des Tärn zu. Wahnfred sehnte sich nach dem Hause des Bart, zu Weib und Kind. Als er hinter dem Waldschachen den dünnen blauen Rauch des Hauses aufsteigen sah, röteten sich seine Wangen und im Auge glühte es, wie dazumal, als er in das hinterste Tal des Trasank ging, um zu freien.

Nun stand er still, griff mit beiden Händen an sein zerfahrenes Haar, an seinen wuchernden Bart und murmelte: „Gallo, da tät' ein Schermesser vonnöten."

„Du mußt dein Weib noch wunderlich liebhaben," entgegnete hierauf der Feuerwart, „daß du jetzt an die Glattheit deines Angesichtes denkst. Aber du wirst ihr auch mit dem langen Bart recht sein."

„Feuerwart! ich bin auf einmal wieder ganz anders, als ich da oben war. Ich möchte nimmer zurück auf die Höhe, 's ist mir so sonderbar warm und jung, mein Gallo, 's ist mir wunderlich jung! Wie der Mensch zu Zeiten nur so verfrieren kann! Und wie er so verzagt sein kann und hart gegen die Leute und undankbar gegen Gott! Diese Wässer da unten — du wirst es inne werden, Feuerwart — sie schwemmen alles übel hinweg von Trawies. Frühjahr wird's, im Frieden werden wir wieder unsere Felder pflügen, unsere Wiesen mähen und unsere Herden weiden. Es wird sein, wie es sonst ist gewesen, bis wir nur wieder die helläugigen Blümlein sehen auf der Au! O komm, Gallo, komm, mir ist's zum Jauchzen, mir ist so jung!"

In freudiger Aufregung zog er den Gallo Weißbucher mit sich fort gegen das Haus. Da sahen sie, wie ihnen ein Mann entgegeneilte, der winkte mit der Hand und rief

in einem Tone, der zuhalb ein Schrei und zuhalb ein Flüstern war: „Stehenbleiben! Eilends zurück in den Wald!“

Er kam herbei, der Bart war's, er drängte die beiden waldeinwärts.

„Was hat das wieder zu bedeuten?“ fragte der Feuerwart.

„Die Schergen!“ sagte der Bart fast atemlos: „Wahnfred, die Schergen suchen dich! Du mußt verraten worden sein. Sie haben es erfahren, daß deine Leut' bei mir sind und jetzt umlauern sie schon tagelang das Haus und vermeinen, daß du einmal herfürgehen müßtest und die Deinen aufsuchen. Vom Fußboden bis zum Dachfirst haben sie schon alles drunter und drüber geworfen und einer steht fortweg an der Tür und achtet, wer aus- und eingeht.“

„Den Weg zu meinem Weib lass' ich mir nicht vertreten!“ sagte der Wahnfred, und wollte gegen das Haus.

„Wahnfred!“ murmelte der Feuerwart und hielt ihn zurück, „du hast monatelang ohne sie gelebt, du wirst die kurze Zeit auch noch überdauern, sei kein Knabe.“

„Mein Weib will ich sehen! Mein Kind will ich haben! Sie sind in Gefahr. Bart vom Tärn, sage es, die Schergen werden sie martern, wegführen, töten!“

„Das werden sie nicht, weil sie dich damit ködern wollen. Aber gehe ihnen nicht in die Falle, Schreiner, bedenk's, das wäre dein und ihr Verderben. Gehe wieder zurück in deine Wildnis.“

„Nimmermehr!“

„Verbirg dich, bis die Gefahr vorbei ist und ich dich rufe. Ich will sie zu täuschen suchen. Gestern ist drüben auf der Karebene das Gerippe eines Mannes gefunden worden; die Wölfe haben es übriggelassen! — so will ich

aussprengen, der Flüchtling wär's gewesen. Vielleicht ziehen die Landsknechte ab."

„Hätte ich doch geglaubt," sprach der Feuerwart, „sie wollten sich's damit, daß sie uns niedergeworfen und in die Hölle verflucht haben, genug sein lassen und nicht noch mit Fleiß Menschenjagd halten in Trawies. Wir gehören dem Teufel und gehen die Herren nichts mehr an, magst es ihnen sagen, Bart."

„Wir hätten Recht auf den Schutz der weltlichen Obrigkeit," sagte der Bart, „aber der Kirchenbann ist allemal auch eine halbe Acht, die ehebald zu einer ganzen wird. Gerade ausgesagt, es ist nicht anders, meine lieben Leut', wir sind vogelfrei."

„Das ist mir nichts Neues," antwortete der Gallo.

„Auch das Haus haben sie mir schon niederbrennen wollen," erzählte der Bart weiter. „Aber des Köders wegen haben sie es noch stehen gelassen. Nur die Vorratskammer haben sie mir geplündert. Landsknechte heißen sie und sind von unserem Stamm, aber nicht soviel Erbarmen haben sie, als was im Herzen einer Kröte Platz hat. Der Türke ist mir lieber."

„Und meine Leut'?!" fragte der Wahnfred.

„Denen könntest nur du zum größten Feind werden, wenn du jetzt zu ihnen gingest."

„Und warum kommt der Knabe nicht mit dir, Bart? Warum sagst mir nicht, daß es ihnen gut geht? Verschweig' mir nichts, Bart!"

„Kannst mir's glauben, Schreiner, ich will dir gut. Ich weiß, wie wir dir in Schuld sind. Solange ich ein Auge offen hab' in meinem Haus, soll den Deinigen nichts Arges widerfahren, so weit's an Menschen ist."

„Wir wollen uns davonmachen," sagte jetzt der Feuer-

wart, „dort unten habe ich einen Spieß funkeln sehen. In den Ritscherwald sollst mir nimmer hinauf, dort müßtest du verkommen. Geh' mit in den Dürrbachgraben, in meine Hütte. Ich will dir zur Wacht sein, so gut ich kann, will dir Nachricht bringen von Weib und Kind, bis du sie sehen darfst. Geh' mit mir!"

„Und kann's denn sein, daß meine Füße nicht angewurzelt sind auf diesem Boden, daß ich wieder davon kann gehen, wie ich hergegangen bin? Ihr Leute, ich kann's nicht. Bart vom Tärn, du gehst jetzt ins Haus und darfst sie sehen. Gib mir deine Kleider und lasse mich, wenn es dunkel wird, als der Bart in das Haus gehen!"

Fast jubelnd rief er den Gedanken aus, aber die beiden warnten ihn vor einem Streich, bei dem alles, was er habe und sei, auf dem Spiele stünde.

„So gehe du eilends, Bart! gehe du, und sage ihnen, daß — o Gott, was sollst du ihnen sagen! Sie sollen denken an ihren Wahnfred, sollen lustig sein! Gott's Gruß!" Er warf sich schluchzend an die Brust des Bart, „Gott's Gruß meinem Weib!"

Der seltsame Mensch! Er konnte fast ihrer vergessen, und jetzt auf einmal brach es los. Mit Mühe brachte der Feuerwart den Schreiner in seine Hütte.

„Es ist ja nicht immer gut für den Mann," sagte er unterwegs, „wenn Füße und Hände immer nur dem Herzen folgen. Heute geht er dort hin, wo er morgen nicht sein will, heute tut er das, was er morgen bereut, getan zu haben."

„Sei still, Feuerwart!" entgegnete der Wahnfred, „gegen inwendig Weh hilft kein gescheit Reden."

Endlich waren sie hinabgekommen zur Schlucht. Das

Wasser, welches aus allen Furchen und Rinnsalen und selbst über Steinhänge niedergoß, war mächtig und laut; braun wie Lehm waren die Fluten, die in rollenden Bauchungen über die unebenen Gründe schossen, weiß wie Schnee der kochende Schaum, der an Blöcken und Erdschollen aufbrauste. Hier grub es unter gelockerter Baumwurzel ein, dort schlug es an widerstrebender Brüstung empor, da unterwühlte es eine Schneewand, bis die Massen niederbrachen, das Wasser einen Augenblick stauten und von diesem zerschellt in Stücken und Trümmern davongeschoben wurden. Baumstrünke, denen von Sturm und Wasser die Arme gebrochen waren, glitten heran, stießen brüllend ans Gestein, wurden hoch aufgeschnellt und stürzten klingend in die Flut; Erdmassen waren lebendig und mancher Felsblock wälzte sich langsam weiter, mitten im Quirlen, Brausen und Gischten der entfesselten Kräfte. Das ist das wilde Sterben des weißen Schnees. Muß denn alles, auch das Reinste, Mildeste und Zarteste auf Erden, sich einmal auflehnen und einmal den wahnwitzigen Kampf ringen? Wenn im Leben nicht, so im Sterben!

Der Feuerwart ging so rasch, als es im Gewirre des zerschlagenen Waldes möglich war. Er wußte, seine Hütte stand nicht weit vom Wasser, und er traute es den Elementen zu, daß sie dem kirchlichen Fluche Handlangerdienste leisten könnten.

Sie mußten an den Lehnen hinklettern, denn der gebahnte Fußsteig in der Schlucht war nicht mehr da.

Mitten in solchen Wüsten, von Fluten umbrandet, von gebrochenen Stämmen umlagert, auf einem Felsblocke stand Sela, die kleine Tochter des Feuerwart. Ihr blaues Kleidchen schimmerte durch das triefende Astwerk; der Staub der Wellen hüllte sie wie in einen zarten Nebel. Mit dünnem

Händchen hielt sie sich an einen Ast und beugte sich vor, um Waldkresse zu pflücken, die am schneelosen Rande wuchs.

Der Feuerwart schrie ihr zu, was sie denn treibe an so gefährlicher Stelle? Sie hörte in dem Gedonner das menschliche Wort nicht. Ihr Gesichtchen war so blühend, wie an jenem Morgen, da sie mit Erlefried zum Sonnenwendfeste gegangen war; ihre Augen schauten so sanft und ruhig, als stünde sie mitten in einem Blumengarten. Die Kresse, die sie pflückte, heimte sie in das halbaufgeschürzte Röcklein. Nachdem sie das letzte Pflänzchen gesammelt hatte, blickte sie auf in die Wildnis, und ins rasende Gewässer. In unablässigem Brüllen und Krachen trieb das Getrümmer des Waldes heran, aber ihre Augen schauten ruhig.

Die beiden Männer betrachteten das Kind, dann nahm Wahnfred den Feuerwart bei der Hand und sagte: „Wir sind nicht verloren."

Nun bemerkte das Mädchen den Vater, und flink wie eine Gemse des Trasank hüpfte sie von Stein zu Stein, bis sie vor ihm stand. In stiller Freude schmiegte sie sich an ihn und reichte ihm hinan bis zur Brust.

„Was willst du, Sela, mit diesem Kraut?"

„Die Mutter hat heiße Hände," antwortete das Mägdlein, „und hat auch eine heiße Stirn. Da wird ihr das Frische gut sein."

Bald waren sie an der Hütte. Sie war gefährdet am Fuße durch die heranschlagenden Wogen und am Dache durch den querüberhängenden Baumstamm. Das Mädchen ging zur Kranken und flüsterte ihr zu: „Jetzt ist der Vater schon da!" Dann legte es die kühle Kresse mit dem silberigen Schimmer auf die Hände und auf die Stirne, und gab ihr zu trinken, und streichelte ihr die Wangen und blickte sie tiefinnig an. Und an diesem Blicke, der wie Frühlings-

Himmel über dem abgehärmten Antlitze des Weibes ruhte, schien sich die Kranke zu erquicken.

Und wenn sie dann einschlief, um in sonnigen Träumen ihres Kindes Zukunft zu schauen, oder sich ein wenig in jenem ewigen Schlummer zu üben, der nichts mehr von Vergangenheit und Zukunft weiß — dann schlich Sela auf den Zehenspitzen davon und war in fröhlicher Emsigkeit bestrebt, im Schrank und am Herde zu ordnen und Dinge zu bereiten, die der Erwachenden hernach zugute kommen sollten.

Der Feuerwart sagte nun auch einmal: „Solange der letzte Engel nicht davon ist, solange gebe ich Trawies nicht auf."

* * *

Wahnfred blieb wochenlang in der Hütte des in die Bergschlucht verbannten Feuerwart. Er sah noch lange das Toben und dann das allmähliche Verlaufen der wilden Flut. Er sah das Vergehen der letzten Schneemassen, er sah das Aufgrünen des Rasens. Er sah auch das stille Trauern des Feuerwart um sein hinsiechendes Weib; er sah die kleine behendige Pflegerin, die unerschöpflich war an Trost, niemals traurig schien, mit ihrem seelenvollen Auge das ganze Haus erhellte. Sie gab nicht zu erkennen, daß sie von der Gefahr wisse, in der die Mutter und in der sie alle schwebten. Der Feuerwart meinte, es sei die Ahnungslosigkeit des Kindes; wie sehr war er daher betroffen, als Sela eines Tages vor der Hütte zu ihm sagte: „Du sollst wieder einmal lachen, Vater, sonst meint die Mutter, daß sie sterben muß."

Er lachte nicht, in Stöhnen brach er aus, als er dieses Wort seines Kindes gehört hatte. Sela weinte mit ihm,

und so heftig, daß ihr ganzer Leib zitterte und zuckte, daß der Strom ihrer Tränen die Brust des Vaters netzte, daß sie sich vergebens bemühte, dem Schluchzen, in dem all ihr solange zurückgedrängtes Weh auf einmal hervorquoll, Einhalt zu tun . . .

Sie ging zum Bache, befeuchtete ihr Angesicht mit kaltem Wasser. Sie pflückte das weiße Krönchen eines Maßlieb und trug es in die Hütte und legte es der Mutter an den Busen und sagte: „Eins ist schon da!“ — Und sie war wieder so fröhlich, wie sonst, und ihr Auge schaute wieder so ruhig, und der Frieden des Kindes schien wieder in ihrer Seele zu sein.

Wahnfred sah diesem Weibe und diesem Kinde zu und dachte an die Seinen. Er ahnte nicht, daß auch sein Weib so dahinsiechte und sein Kind so liebestreu die Mutter pflegte. Das Weib des Schreiners hatte sich die Tat, die Flucht und die Gefahr ihres Mannes so tief zu Herzen genommen, daß sie zu welken begann. Sie sagte es mit keinem Worte, wie das Gefühl der Heimatlosigkeit, die Angst um ihren in der Einöde verbannten Gatten an ihrem Leben nagte, aber sie siechte und siechte dahin.

Der Feuerwart wußte es wohl, was da oben im Hause des Bart vom Tärn vorging, aber er durfte es nicht sagen, sollte der Schreiner seinem vergehenden Weibe zueilend nicht ins Verderben rennen. Er ging beim Bart aus und ein und brachte befriedigende Nachricht heim; bat ihn ja doch auch das Weib des Schreiners, dem Gatten ihr Absterben zu verhehlen, damit er sich halten lasse und den Feinden nicht ans Messer laufe. Denn immer noch umzingelten die Schergen das Haus und wichen nun um so weniger, da sie annahmen, die Krankheit des Weibes müsse den Mann sicher herbeilocken.

Sie, die Herzlosen, hatten doch die Schlauheit, auf menschliche Regungen bei anderen zu rechnen. Wenn einmal ein Fremder, ein Hausierer oder Holzer oder Bettelmann ins Haus wollte, so wurde er strenge untersucht und solange gestoßen und hin und her gezerrt, bis ihm die Lust, unter dieses Dach zu treten, ein- für allemal verging. Jeder der Schergen hatte sich eine Beschreibung eingeprägt von dem Flüchtling; einer war da, der kannte den Mann persönlich aus jüngeren Tagen her. Auf Wahnfreds Kopf stand die Freiheit zum Preise; wer ihn einbrachte, der war der Schergenschaft ledig auf der Stelle. Scharf bewaffnet war jeder, sie wußten wohl, daß sie in Feindesland standen. Sie wußten auch, daß kraft des Kirchenbannes diese Waldleute von allen Seiten verlassen waren.

Und so vermochte denn der heimkehrende Gallo dem Schreiner nur immer zu sagen, daß die Häscher noch beständig um das Haus wären, daß ihn das Weib grüßen lasse und ihn bitten, er solle doch ihret- und des Kindes wegen sich in keine Gefahr begeben. Trotzdem sann Wahnfred auf allerlei List, unerkannt zu den Seinigen zu kommen; ja, er kam sogar auf den Gedanken, in Trawies eine Freischar zu werben und damit das Haus im Tärn zu stürmen.

„Du hast dich bisher," so sagte auf solchen Vorschlag der Gallo Weißbucher, „von mir abhalten lassen, nach Trawies zu gehen; du brauchst es nicht zu bereuen. Du hörst es, welche Nachrichten zu uns in den Dürrbachgraben dringen, du hörst es und kannst dir doch nicht denken, wie es jetzt mit den Trawieser Leuten bestellt ist. Sie stürmen die Häuser, stürmen die Weiber, aber für Sterbende führen sie keinen Schlag."

„Für Sterbende!" sagte der Wahnfred und sprang von seinem Blocke auf, „wie verstehst du das?"

Der Feuerwart wußte den Augenblick kein Wort zu sagen.

„Wie ist das gemeint, Gallo? Sterbende?“

„Du siehst ja doch,“ brummte der Feuerwart nun, „daß mein Weib im Sterben liegt und wir haben keinen Beistand.“

„Du verschweigst mir etwas, Feuerwart, auf der Stell' will ich wissen, wie es mit meinem Weibe ist!“

„Daß sie nicht lustig sein wird, magst du dir denken, Wahnfred.“

„Sie ist krank!“ rief Wahnfred, „du weißt mehr, als du sagen willst. Gallo, sei mir nicht ungetreu! Zu ihr will ich jetzt, und wenn es mein Leben kostet, sag's, auf was ich mich gefaßt zu machen hab'.“

„Der Mensch muß sich in dieser Welt auf alles gefaßt machen.“

„Sie ist mir gestorben!“ schrie Wahnfred auf.

„Was sagst du, Schreiner? Vom Gestorbensein noch gar keine Rede. Aber so ich dir's recht soll sagen: Wenn du sie noch einmal sehen willst, so wirst du freilich nicht warten können, bis die Schergen abziehen.“

„Ich gehe heute noch hinauf,“ sagte Wahnfred mit Entschlossenheit, „jetzt hält mich nichts mehr zurück. Wenn es sein muß, mit dem Messer will ich mir den Weg freimachen.“

„Wir wollen was anderes probieren. Der Bart und ich haben es schon verabredet. Wir tragen einen Strohschaub ins Haus.“

„Warum ist das jetzt auf einmal möglich, was ihr mir niemals habt zugeben wollen? Mich dünkt, es ist hohe Zeit! Feuerwart, wenn du mir's zu lang' verschwiegen hättest, ich wüßt' nicht, ob ich dir's verzeihen könnte!“

Der Feuerwart ging mit ihm. Sie stiegen den Berg

hinan, Wahnfred war dem betagten Manne lange Strecken voraus. Er hatte ihr das erste Veilchen bringen wollen, und nun vergaß er und trat die jungen Blumen mit Füßen. Er tötete sie kaum, die blauen Äuglein der wieder erwachenden Erde, so flüchtig und leicht war sein Schritt; schier flog er mehr als er ging, und der Feuerwart rief ihm vergebens nach, nicht blindlings ins Verderben zu rennen. Auf der Höhe kam ihm der Bart entgegen.

„Ah, du kommst schon, Schreiner!" rief er ihm zu.

„Bart," sagte der Wahnfred, faßte ihn an den Händen und wollte ihn rasch mit sich weiter zerren. „Bart, gelt, daß nicht mehr viel Zeit ist? Du hast sie ins Haus genommen und ihretwegen die Schergen dulden müssen um deinen Wohnsitz. Du bist uns Freund gewesen, so wirst mir's jetzt auch redlich sagen, was ich finden werde."

„Beim Leben ist sie noch," antwortete der Bart, „und dort im Dickicht ist der Schaub in Bereitschaft."

Es war ein Bund aus den längsten Kornhalmen des vergangenen Sommers. Wahnfred tat ihn auseinander und legte sich hinein, und die Männer banden den Schaub über ihn zusammen. Dann legten sie ihn auf zwei Tragstangen und trugen ihn hin gegen das Haus im Tärn.

„Es ist nur ein Glück, daß die Wichte gestern zu einem Schießen gegangen und noch nicht zurückgekehrt sind," sagte der Bart, „bis auf einen, der vor der Haustür sitzt und zu seinem Zeitvertreib mit dem Messer allerlei Figuren in die Wand schneidet. Um ihn zu täuschen, habe ich schon heute morgen ein paar Schaube ins Haus tragen lassen. In den ersten hat er mit seinem Spieß gestochen und gefragt, was wir da trügen? Ich habe ihn wiederum gefragt, ob er keinen Strohschaub kenne? Beim zweiten hat er nicht mehr gefragt."

„Weiß sie, daß ich komme?“ fragte der Wahnfred im Strohbunde.

„Sei still, Schreiner, wir kommen schon ans Haus.“

Sie trugen die Last über den Anger, über den kleinen Hof, wo der Brunnen rieselte, sie trugen den Strohschaub langsam, mit fast trägem Behagen gegen die Tür.

Der Büttel kauerte auf seiner Bank; er hatte vor sich eine Schüssel mit Butter stehen, die er in der Vorratskammer geholt. Er starrte mit Unwillen auf den Rest seines köstlichen Raubes, denn er wollte noch gern davon genießen und war schon satt. Als er nun die Männer mit dem Strohbunde heranschreiten sah, gedachte er seiner Pflicht, der er nach so fettem Bissen doch wieder einmal nachkommen solle, denn dieser Scherge, das war ein Mensch, der sich sein Essen auch verdienen wollte.

„Ist das wieder Stroh?“ fragte er brummig.

„Ja, Herr Soldat,“ antwortete der Bart; „du hast ein sauberes Amtel, hältst Schildwache vor lauter Stroh.“

„Ist das alles Stroh?“ rief der Scherge und schlug mit dem Spieß auf den Schaub. „Ablegen!“

„He, Ihr werdet doch Spaß verstehen?“ Mit diesen Worten suchte der Feuerwart zu begütigen.

Aber der Büttel riß den Strohbund von der Trage, zerbrach das Band; die Männer suchten ihn zurückzudrängen, er drohte mit Waffen und grub in den Halmen, und in dem Augenblicke, als der Schaub auseinanderfiel, sprang Wahnfred aus ihm hervor: „So soll ich mir die letzte Stunde meines Weibes kaufen!“ Mit diesen Worten würgte er den Söldner und schleuderte ihn an die Wand, daß der Schädel klang.

Wahnfred stürzte in das Haus, in die Stube.

Diese war dunkel, die Fenster waren verhüllt mit Lappen,

auf dem Tische brannte eine rote Kerze. Das Weib des Bart hatte vergessen den Bannfluch, hatte das Kruzifix hervorgeholt, das sie vor den Räubern der Heiligtümer gerettet.

Bei diesem alten Holzkreuze war eine lange Reihe ihrer Voreltern gestorben, dieses Kreuz sollte nun auch der lieben Hausgenossin vor Augen sein, die schon seit vielen Stunden im Sterben lag.

„Mein barmherziger Herr Jesu Christ,“ so betete das Weib des Bart vor dem Kruzifix, „wir sind dein, wir lassen dich nimmer. Sie wollen uns reißen von deiner Seiten; wir umfangen dein dornengekröntes Haupt, wir fliehen zu deinen heiligen Wunden. Hilf uns im Leben, hilf uns im Sterben, hilf uns, mein Jesu!“

Aus dem dunkeln Raum vor dem Tische ragten gefaltet zwei kleine Hände empor. Sie gehörten dem Erlefried, der im Schatten kniete, der erschöpft war vom Nachtwachen und Weinen, der nichts mehr für seine Mutter zu tun vermochte, als bebenden und betenden Herzens seine Hände emporzuhalten zu dem Bildnisse Gottes.

Und daneben auf niedrigem Bette lag die Kranke. Ihr Gesicht war weiß wie Wachs, das die Sonne gebleicht hat. Jenes seltsam milde Licht, das wie ein Widerschein der Jugend auf dem Antlitze Sterbender ruht, schwebte um das Haupt. Die Augen waren offen und es schien, als schauten sie gegen die Tür hin. Sie hatte ihn gebeten, daß er nicht komme, und sie hatte doch gehofft, daß er kommen werde. Seit gestern rang sie mit dem Tode. Peinvoll zuckten ihre Glieder, schwer wie unter Berglasten hob sich ihre Brust, kalte Tropfen der Angst standen ihr auf der Stirne, und der Blick, der starre, verlöschende Blick war gegen die Tür gerichtet.

Den Lärm, der sich draußen erhoben hatte, hörte sie

nicht, aber als nun die Tür aufging, hub das Auge noch einmal an zu schimmern, bevor sie ihn sah. Er stand erschrocken still. Die Schauer des Todes dämpften sein aufgeregtes Gemüt. Erlefried ging auf ihn zu, zögernd, ängstlich, als erkenne er nicht recht, ob es der Vater sei oder ein Fremder. Wahnfred legte dem Knaben die Hand auf das Haupt und starrte auf sein Weib hin. Er war wie festgebannt, als ob ihn hier ein anderer Wächter zurückhielte, den er nicht beiseite zu schleudern vermöge.

Ihr Auge blickte ihn unsäglich wehmutsvoll an. Nun bewegten sich ihre Lippen: „Wahnfred! . . . Wahnfred, vom Knaben tu' sie weg, diese Hand!"

Da ging's wie ein Stich durch des Mannes Brust, rasch zog er den Arm zurück, es war ihm, als müsse er fliehen aus dem Heiligtum.

Sie bewegte ein wenig ihre Rechte, als winke sie ihm zu bleiben, seine Hand in die ihrige zu legen. Sie versuchte zu lächeln.

„Ich habe dich ja geweckt, mein Wahnfred, damals in der Nacht — als es eins geschlagen. Du bist lange von mir fortgewesen."

„Nimmer! Nimmer gehe ich jetzt von dir. Laß' mich bei euch sein."

„Daß nur nicht ich so früh von dir müßt' fort!" sagte sie. „Weil du soviel unglücklich geworden bist."

Nun brach er vor ihrem Bette nieder auf die Knie und preßte sein Gesicht an ihre Hand und weinte laut. Ihr Auge ruhte ernst und liebevoll auf seinem Haupte, sie suchte die Linke zu heben, um sie auf seine verwilderten Locken zu legen:

„Daß du nur weinen kannst, Wahnfred, diese Perlen

nehm' ich mit in die Ewigkeit. Sie werden mir leuchten. Ich werde den lieben Gott schon finden."

„Nimm mich mit, nimm mich mit dir!"

„Wahnfred! Du mußt noch auf Erden bleiben. Mußt bleiben, daß du wieder kannst löschen, was du hast getan. Der Kirchenbann soll dich nicht irren; nur den Fluch auf deiner Hand mußt du löschen. Ich weiß wohl, du hast den Schwur getan und hast keinen schlechten Willen gehabt. Du bist gut, mein Wahnfred, du wirst dich wieder erlösen. Nur mußt du nicht vergessen, daß du es unserem Erlefried sagst: Was böse ist, das bleibt aller Tage böse, und wenn es der Mensch auch des Guten wegen tut, es bleibt aller Tage böse."

„Ich verspreche dir's, mein Weib; so vielmals als ich Haare auf dem Haupte hab', versprech' ich dir's, daß ich alles büßen will mit Freuden und gutmachen will, was ich gutmachen kann. Bei diesem Ehering, Maria, verspreche ich dir noch einmal die Treue."

„Denk' ans Kind, sonst verlang' ich für mich nichts. Das Trauern um mich laß sein. Zu mir bist allezeit lieb gewesen und ich hab' den Himmel gehabt an deiner Seiten. Wenn du dein Tagwerk getan haben wirst und dich zur Ruhe legst, dann komme ich wieder und wir gehen miteinander zu unserem Herrn. — Hörst du den schönen Gesang?" Sie horchte; auch er wollte horchen und hörte nichts, als das Klopfen des Holzwurms in der Wand.

— „Die Totenuhr!" lispelte das Weib des Bart gegen ihren Mann hin, der an der Türe stand.

„Was sie doch wunderlich singen!" hauchte die Kranke. „Die Fenster sind schwarz. Wird's denn gar nimmer Tag? Das liebe Licht möchte ich noch einmal sehen . . ."

Sie zogen die Hüllen von den Fenstern, der helle Tag

schien in die Stube und auf das weiße Angesicht der Kranken. Sie sah nur starr in dieses Licht hinaus, als sinne sie, ob es wohl das rechte wäre, das sie meinte. — Endlich sanken ihr die Lider, sie schlummerte, und das Weib des Bart schlich herbei, zu horchen, ob sie Atem hole.

Wahnfred kauerte am Bette, hielt erst seinen Knaben an sich gedrückt und blickte unverwandt auf die Schlummernde hin. Sie atmete leicht.

So währte es den Tag über und so währte es am Abend.

Eine alte Magd war im Hause, die vertraute es dem Weibe des Bart, daß ihr der Schreiner so erbarme. Da säße er die ganze Zeit am Krankenbett und er hätte heut' sicherlich noch nichts Warmes gegessen.

Der Tag in den Fenstern war längst verblaßt, ein Öllicht flackerte, sein matter Schein zuckte unstet an den Wänden. Sonst regte sich nichts, die Kranke schlummerte und Wahnfred saß neben ihr und blickte sie an. Nach Mitternacht zuckte sie plötzlich auf. „Wecken! Wecken!" rief sie hell und deutlich, „es hat eins geschlagen!"

„Ist dir besser, Maria?" fragte Wahnfred leise, „du hast gut geschlafen."

Ihr Auge war offen, aber regte sich nicht. Das Weib des Bart zündete die rote Kerze an. Wahnfred sprang auf: „Was ist das? — Erlefried! Erlefried!"

„Laß ihn schlafen," sagte die Hausfrau, schaute scharf auf das stille Gesicht und dann sprach sie feierlich: — — „Wahnfred, drücke ihr die Augen zu." —

Das Haus war frei. Der an die Wand geschleuderte Scherge war eine Weile betäubt liegen geblieben. Der Bart vom Tärn nahm ihm die Waffen weg, den Spieß, die Doppelpistole, und verbarg sie in seinem Hause. Dann betrachtete er die Bilder an der Wand, die der Söldner mit

seinem Messer eingegraben hatte. Es war ein laufender Hirsch, von Hunden und Jägern verfolgt. — Noch heute steht ein altes Haus am Tärn, und noch heute ist an der braunen Holzwand ein verwittertes Bild zu sehen, von dem man sagt, daß es die wachhabenden Soldknechte geschnitten hätten in jenen Tagen, da sie auf den geächteten Wahnfred gelauert.

Als der Wächter endlich wieder zum Bewußtsein kam und sich bar seiner Wehr sah, schleppte er sich seitab und davon.

So stand das Haus nun wiedet frei auf hoher Au und leuchtete in der Frühlingsmorgensonne weit in die Wälder hinaus.

Auf grünendem Anger, am Rande, wo die Bäume anheben, fast an jener Stelle, wo zur Winterszeit Erlefried aus Schnee seinem Vater ein Denkmal erbaut hatte, standen der Bart und der Wahnfred und maßen ein Plätzchen aus. Auf dem Rasen funkelten Tautropfen, auf den Bäumen jubelten die Vöglein, die einen flüsternd, zwitschernd, die anderen in hellen Stimmen wirbelnd und jauchzend. In Niederungen lösten sich eben die Morgennebel zu leichtem, lichtem Flockenhauche, an Bäumen und Bergen empor gegen Himmel steigend und in blauer Luft vergehend; hier auf der Höhe war schon klarer Sonnenschein aus reinstem Himmel. Ein kühler Hauch, leicht durchweht von Düften des neu sprossenden Waldes, der jungen Kräuter und Blümchen, zog mählich durch das sonnenbesprenkelte Gestämme und über die Matte.

Der Bart vom Tärn tat den ersten Spatenstich. Wahnfred legte seine Hand auf des anderen Werkzeug und sagte: „Den Rasen verschonen. So abheben, daß er eine Decke ist. Fremde Leute sollen's nicht wissen . . .“

„Können es wohl so machen," antwortete der Bart, und sie stemmten das Rasenviereck aus und schnitten unterwärts hinein und hoben es wie eine Decke ab. Dann erfaßte auch Wahnfred den Spaten und begann die Erde auszuheben. Sie war dunkelbraun und noch feucht von dem zugrunde gesunkenen Winter.

Der Wurzelarm einer nahen Fichte zog sich quer durch das Grab.

„Den müssen wir abhacken," meinte der Bart.

„So lassen wie er ist. Unterhalb durchgraben," sagte der Schreiner.

„Wenn du willst, können wir es so machen," antwortete der Bart.

Dann gruben sie und keiner sagte ein Wort. Erst nach einer Weile, als sie schon bis an die Brust in der Tiefe standen und als auf der Stirne des Bart schon die Tropfen waren, hielt er ein wenig ein, stützte seinen Ellbogen auf den Stab des Spatens und blickte auf den grabenden Wahnfred.

„Laß dir Zeit," sagte er.

„Ich gunn' sie dieser Welt nimmer," murmelte Wahnfred.

„Du mußt dich nicht selber quälen, Schreiner! In meinem Hause ist ihr nichts zuleide getan worden. Wir haben sie liebgehabt. Und das will ich dir auch noch sagen, Wahnfred: Du weißt, wo du daheim bist, du und dein Erlefried. Solang' mein Haus steht, gehörst du zu uns. Ich denke, jetzt wirst du sicherer sein. Es mag werden, was will zu Trawies; wir drei, du, der Feuerwart und ich, halten zusammen."

Der Wahnfred grub und grub.

„Ein solches Lenzen wie heute," fuhr der Bart vom Tärn fort, „da denkt man, es muß wieder recht werden."

„Wird's auch," versetzte der Schreiner und grub.

„Ich meine, daß wir nun bald sechs Schuh haben werden," sagte der Bart.

„Niemals zu tief," antwortete Wahnfred und wurde nicht müde zu graben, als sehne er sich in die tiefsten Nächte des Erdengrundes hinab. Wer weiß, was auf der Welt noch geschieht. Es wird gut sein, wenn man die Unschuldigen mit aller Sorge verbirgt.

Es war schon später Mittag; Wahnfred stand so tief in der Erde, daß die Sonne über den Rand des Grabes hinab kaum mehr sein Haupt beschien. Und er würde fortgewühlt haben bis zur gänzlichen Erschöpfung, wenn ihn nicht das helle Wort „Vater" zurückgerufen hätte.

Da oben im Lichte des Tages stand Erlefried. Anfangs starrte er verwundert in diese finstere Tiefe hinab, dann richtete er seine Botschaft aus: Die Bartin (das Weib des Bart) lasse sagen, er solle doch auch auf sich selber denken und zum Essen kommen. „Die anderen haben schon gegessen, aber ich warte auf dich."

So stieg der Mann herauf, nahm den Knaben an der Hand, und sie gingen ins Haus.

Am andern Morgen war das Begräbnis. Es war niemand geladen worden aus Trawies und auch niemand herbeigekommen. Nur die wenigen Leute des Hauses waren zugegen und der Feuerwart. Er hatte unter dem Schutze einer Laterne ein Flämmchen Ahnfeuer mitgebracht, das die Verstorbene zu Grabe begleiten sollte.

Die Tote lag aufgebahrt in der Stube in einem langen weißen Kleide.

Einen Arzt hatten sie nicht, der ihnen sagen konnte, daß sie tot wäre. Der Bart fühlte ihre Hand an und sagte: „Wir mögen sie erheben, wach wird sie nimmer." Einen

Priester hatten sie nicht, der über der Toten seinen Segen gesprochen hätte. Der Feuerwart trat hinzu, legte einen Kranz aus Tannengrün auf ihre Stirn und sagte die Worte: „Selig die Toten, die im Herrn sterben. Wir werden dir folgen, Schwester, wenn wir den Sold entrichtet haben."

Dann legten sie den Leichnam in einen sechseckigen Sarg, der rauh war und ungefüg, dem man es anmerkte, daß ihn der Schreiner nicht gemacht hatte.

Der Wahnfred legte noch seine Hand auf die Rechte der Toten und sagte: „Abschied nehme ich nicht."

Sonach legte der Bart den Deckel auf den Sarg und hämmerte ihn fest.

„Tragen wir sie jetzt in ihr Bett," sagte der Feuerwart und legte die Hände an die Bahrstangen, „wir haben sie gern gehabt, Gott hat sie noch lieber gehabt. — Heb' auf, Bart!"

Dann trugen sie den Sarg aus dem Hause und über die Matte hin. Das Weib des Bart trug das Licht, dessen Glut von den längst heimgegangenen Voreltern als ein flammender Faden so fromm bewahrt und beschützt herübergekommen war, den Lebendigen zur Mahnung, den Toten zum Segen. Auch der Himmel hat ein Licht bewahrt aus der Urväter Zeiten. Die Sonne schien hell auf den weißen Schrein, der den Glanz wieder zurückgab auf die traurigen Gesichter, so wie der Mond die Nächte unserer Erde beleuchtet.

Als sie zum Grabe kamen, erschraken die Träger von einem Geräusche. Ein paar kleine aschgraue Vögel flatterten hervor aus der Grube und ins Gestämme hin; zwei junge Ammern waren es, die in der Erde nach Insekten gesucht haben mochten. Es ist kein Grab so tief, daß in ihm nicht wieder Leben wäre.

Sie senkten nun den Sarg hinab; sie machten das rasch, sie warfen mit den Händen Erde darauf, rührten mit der Schaufel Erde hinab, füllten das Grab mit Erde und legten endlich noch die Rasendecke darüber. Und fegten mit Reisig den Staub hinweg, bis alles wieder glatt und grün und kaum die Spur des neuen Grabes zu merken war.

Wahnfred wendete sich gegen die übrigen und sagte: „Jetzt sind wir fertig. Seid bedankt. Ich danke dir, Bart vom Tärn, ich danke dir, Hausfrau, ich danke euch, Hausgenossen! Ich danke dir, Gallo, daß du hinaufgestiegen bist mit dem Licht. — Und nun," er ergriff die Hand des Bart, „nun ein Gebitt für dich: Behalte den Knaben und sei ihm ein Freund, wenn ich nicht bin. Ich gehe hinab nach Trawies."

Er drückte den Knaben an die Brust. Er trat vom Grabe weg und stieg rasch zu Tale.

Die Leute schauten ihm bestürzt nach, dann gingen sie auseinander, der Feuerwart heimwärts, die anderen ins leere Haus. Sie blickten auf den Schragen hin, auf welchem die Bahre geruht hatte. Das Haus war weit und öde. Es war ein Werktag und der Acker bedurfte des Pfluges, aber der Bart hatte angeordnet, daß seine Leute an diesem Tage zum stillen Gedenken an die Heimgegangene ruhen sollten.

Auf dem Grabe war nur ein Mensch zurückgeblieben — Erlefried. Wie er so dastand und sein Gelocke das aufrechte Haupt umrankend Schatten legte über sein Gesicht, da war er kein Kind. In seiner Stirn ging's wie ein neues Ahnen auf — weit vorauseilend den Jahren.

Dieser eine Winter hatte mehr an ihm getan als sonst Jahre tun, die im Alltagsschritte an fröhlichen Knaben vorübergehen. Harte Erfahrungen führen den Mann rascherem Altern, und den Knaben rascherer Entwickelung zu.

Und jetzt nahte die Gesponsin.

Sela kam herangeschlichen, das kleine Mädchen, das schöne Mädchen.

„Erlefried,“ rief ihm das Kind entgegen. Er hörte es, er sah, aber er wußte nichts zu antworten.

„Erlefried,“ wiederholte das Mädchen und war schon ganz nahe an ihm. „Du hast einmal gesagt, wenn ich dich wolle, so soll ich dich rufen. Nun will ich dich.“

„Soll ich dich über das Wasser tragen? Was willst du?“

„Ich will dich nur sehen, Erlefried, dann gehe ich wieder. Ja, ich geh' schon wieder.“

Sie sah in das Angesicht Erlefrieds und überlegte bei sich, wie sie es nur angehen solle, ihn zu zerstreuen, zu erheitern, heute.

„Sela!“ sagte er.

„Aber eine große Stimme hast bekommen,“ sagte sie.

„Sela,“ sagte er, „ich möchte wissen, ob dein Vater in seinem Haus so einen brauchen kunnt'?“

„Was für einen?“

„Ich kann schon Holz spalten, Sela!“

„Das ist wohl brav.“

„Kann große Scheiter tragen, und Reisig hacken. Die Kühe füttern, wassern und melken, das kann ich auch. Das Baumsägen ist leicht gelernt. Bretter hobeln kann ich schon lang'. Ihr werdet vielleicht Kräuter sammeln und Wurzeln stechen, das kann ich gut. Dein Vater soll mich nur nehmen.“

„Mein Vater hat gesagt, du wirst beim Bart bleiben.“

„Ich habe nicht gesagt, daß ich beim Bart bleiben werde. Da ist meine Mutter gestorben, da mag ich nicht sein. Jetzt, weil die Mutter gestorben ist, möchte ich nur bei dir sein.“

„Du kannst oft zu mir hinabgehen und ich werde oft zu dir heraufgehen. Da auf der Höhe ist's viel lustiger als unten. Mußt schön gut sein, Erlefried, und dankbar. Gelt, das wirst sein?“

„Dir zu Lieb' blieb ich beim Bart,“ sagte der Knabe, „aber du mußt alle Tag' an mich denken.“

„Wo haben sie denn deine Mutter hineingetan?“ fragte jetzt Sela.

„Da,“ sagte er leise.

„Wo?“

„Da, wo wir stehen.“

Das Mädchen trat erschrocken einige Schritte zurück und schaute auf den Boden hin.

Es betete. Als Erlefried das sah, faltete auch er seine Hände. — Und so standen sie eine Weile unbeweglich wie die Bäume, und ein junger Falter war da, der flog im Kreise über den beiden Menschen, die auf dem Grabe standen, auf segenloser Scholle, umlauert vom Verderben — und die jung waren und glücklich werden wollten.

* * *

Wahnfred war über den Bergrücken herausgegangen, den man die Höhe nennt, und von dem man zur Linken die Aussicht ins Heidegelände und zur Rechten das Tal von Trawies und den Trasank hat. Im Hause des Freiwild wollte er zukehren, um zu sehen, ob die neuen Zustände, von denen er gehört, auch hier so wenig zu verspüren wären, als im Hofe des Bart vom Tärn, wo die alte Sitte noch fortging, wie sie bisher gegangen war. Aber das Haus des Freiwild war versperrt; auch in der Umgebung war kein Mensch zu bemerken. Im Stalle blökte ein Rind. Als Wahnfred forschend um den Hof herumging, war es, als

wären da oben an der Giebelwand durch das Fensterlein ein paar menschliche Beine hineingezogen worden.

Wahnfred stand eine Weile da und horchte, aber er sah nichts mehr und hörte nichts, als das Blöken des hungrigen Rindes.

Endlich ging er von dannen. Aus einer bewaldeten Engschlucht drang ihm prickelnder Geruch entgegen, zwischen den Fichten schwebte Rauch; er stand vor der Schnapsbrennerei der alten Ursula, die eine Schwester des Freiwild war und hier eine armselige Hütte und einen armseligen Erwerb hatte.

Jetzt aber — soviel Wahnfred sah — schien der Erwerb gar nicht armselig zu sein. Fünf Kessel über rohem Ofenbau, mit Lehm dicht verschmiert, standen der Reihe nach unter den Bäumen hin, und aus jedem rieselte der helle Faden eines Brünnleins in den Zuber. Vor einem solchen Zuber kauerte die Ursel, die in ihrem zerfaserten, halb weiblichen und halb männlichen Anzug lehmig aussah, bis auf das stark gerötete Gesicht. Sie hielt jetzt den Finger unter eines der Brünnlein und führte ihn zur Zunge und prüfte die Güte des neuen Gebräues.

Wahnfred hatte Abscheu, und gerade darum sprach er sie an.

Sie erschrak und fragte, was er wolle.

„Dir zuschauen."

„Kennst mich? Du bist mir auch so — gesehen hab' ich dich oft, das weiß ich, nur weiß ich jetzt nicht, wo."

Er schaute finster drein und sprach: „Der Schreiner aus dem Gestade."

Sie richtete sich vor ihm auf. „Der bist!" und glotzte ihn an. „Du bist der Schreiner Wahnfred?! — Schau, das hätte ich dir nicht angesehen."

Er murmelte ein herbes Wort.

„Ja, der Schreiner,“ fuhr sie fort, „der ist freilich nichts, aber daß du so Pfarrherren niederschlagen kannst! — Ja, wir wissen alles. Geh', lügst mich leicht doch an und bist ein anderer.“

„Daß deine Brennerei so groß geworden!“

„Gelt!“ grinste die Alte, und zeigte die dicke Zunge zwischen den zahnlosen Kiefern. „Und wenn du wahrhaftig der Wahnfred bist — aber mein' Seel', was ich mir diesen Menschen anders hab' vorgestellt! — wenn du es doch bist, so muß ich mich just bei dir bedanken, daß mein Geschäft so gut geht. Seit daß die Granitz (Grenze) gesperrt ist und sie keinen Wein ins Trawies lassen, trinken die Leut' Schnaps. Ist auch viel gescheiter. — Du, wart'!“ Sie füllte aus einem Tonplutzer, der im Buschwerk stand, ein Töpfchen. „Eins mußt mir auskosten, Schreiner! 's ist mein schneidigster. — Aber nicht einmal eine Bank zum Niedersitzen! Tät' dich frei bitten, Schreiner, wenn du einmal einen Tag Zeit hättest — etliche Bänk' und ein paar Tisch' möcht' ich haben, da auf dem Anger. 's kommen alleweil Leut'.“

„Was kommen denn für Leut'?“

„Närrisch, es kommen den Laster (die Menge)! Manns- und Weibsbilder. Sie tun im Wald umeinand'. Ich schenk' mein Tröpfel und kümmere mich nicht weiter. Sollen lustig sein — jetzt ist's eh schon alleseins.“

Nun fragte der Wahnfred: „Dein Bruder, der Freiwild, will denn der dies Jahr nichts anbauen?“

„Weswegen fragst?“

„Weil ich auf seinem Feld keinen Menschen gesehen hab'. Das Haus ist auch versperrt.“

„Je, das glaub' ich. Sind ja jetzt all' närrisch worden,

die Leut'! Keiner baut was an. Tät' eh nichts mehr wachsen auf der Trawieser Erden, sagen sie — und 's wird auch nicht viel anders sein. Hast du die Winterfrucht gesehen auf der Kirchleuten? Nicht? Na, da wirst dir genug sehen. Kein einziges Halmel geht auf. Und geht eins auf, so ist's im zweiten Tag schon welk. Da wär' der Mensch ein Narr, wenn er noch sein letztes Korn wollt' in die Erden werfen!"

„Was machen die Leute?" fragte Wahnfred nicht ohne Erregung.

„Na, fürcht' dich nicht, daß sie sich die Zeit nicht vertreiben! Wenn mein heiß' Tröpfel da nicht wär', ja, dann kunntst fragen. Packt's dich denn nicht auch immer einmal an?"

„Was?"

„Steigt sie dir denn nicht auch immer einmal auf, die Grauswurzen, von wegen dem, daß wir für Zeit und Ewigkeit hin sind? Gelt schau! und wenn's dich anpackt — trinkst nicht?"

„Der Herrgott hüte mich!"

„Der Herrgott?" grinste die Alte, „der dreifältige Herrgott, den sie uns unten in der Trach ertränkt haben? Schau, just deswegen müssen wir unsere armen Seelen auch ertränken. Trink' aus, Schreiner, ich füll' dir nach."

„Geh' weg mit deinem Gesöff!" sprach Wahnfred und warf ihr das Krüglein vor die Füße. „Weißt du, wie die Giftmischerinnen im Alten Testament bestraft worden sind?"

„Ja so," entgegnete die Ursel bissig, „weil du kein Christ nimmer sein kannst, willst leicht ein Jud' sein!"

„Tausendmal besser, als wie ein gottloses Tier dahinleben. Der starke jüdische Gott mit der Ruten, Freiwildin, der wär' schon recht für uns."

Jetzt schritt vom Berghang nieder die zerfetzte und zer-

fahrene Gestalt des Stromers Roderich. Er rief mit seiner heiseren Stimme schon von weitem nach Branntwein. Als er den Wahnfred sah, schlug er die Hände zusammen, stürzte dann auf ihn zu und schrie: „Der Schreiner! Der Retter! O du Heldenmann, komm' an mein Herz!" und wollte ihn umarmen. Wahnfred schob ihn zurück.

„Fang' du nur mit dem was an, Rober, das ist ein Sauerampfer," so sagte die giftige Ursel zum Stromer.

„Bei dir, das glaub' ich," rief der Stromer, „im Trawieser Wirtshaus bei den Jüngeren macht er ein anderes Gesicht, das weiß ich gewiß. Wahnfred! Sieger! Drachentöter! Na, da stehst du ja! So sag' aber, in welchem hohlen Eichenbaum bist denn begraben gelegen über den Winter, daß wir dich doch gar so umsonst gesucht haben?"

„Wer hat mich gesucht?"

„Wir Trawieser Bürger," sagte der Stromer und richtete sich in seinen Lumpen so hoch auf, als es sein verkümmerter Körperbau nur erlauben wollte. „Und weißt du auch, Schreiner, daß ich heut' Nacht umsonst trink'? Der erste, der dich bringt, ist für den Tag gastfrei, so hat's der Rat schon um Lichtmeß beschlossen."

„Ich möchte wohl wissen, welcher Rat über mich was zu beschließen hat?" so Wahnfred.

„Das wirst schon sehen, Held! Komm' nur erst mit. Heut' geb' ich dir kein Geld, Alte, heut' zech' ich anderswo! Komm', Schreiner. Eh, so geh mit und wart' nicht erst auf einen goldenen Wagen. Im Trawieser Reich ist jetzt alles gleich, und mußt nur sehen, Bruder, was es seit letztvergangenem Advent bei uns lustig geworden ist. Willst noch was trinken, so trink'; ansonst komm'!"

Wahnfred war daran, die Kameradschaft entschieden abzulehnen; doch besann er sich. Sein Weg führte ja nach

Trawies; wenn er nun mit dem redseligen Stromer ging, so konnte er gleich unterwegs Unterricht nehmen über die neuen Zustände seines Heimatsortes. Und so gingen die beiden Männer mitsammen. Indes erfuhr Wahnfred auf diesem Wege nichts anderes, als daß der Stromer heiterster Laune war.

„Jetzt, mein Bruder," rief der Roderich und legte seinen Arm über die Schulter des Schreiners, „jetzt ist sie einmal da, die Zeit, wo keinem hart geschieht. Ein Winter ist schon vorbei und im Sommer wird's noch lustiger werden. Nur eins fürchte ich, daß die Wacht wieder aufgelassen werden kunnt an der Granitz; geschieht das, so ist auf ja und nein alles übel wieder in Trawies. Mußt nicht glauben, Schreiner, es gehe so leicht! Es gibt viele verblendete Leut'. Die Sandhockin will Buß' wirken, daß doch die Kirchen wieder sollt' aufgesperrt werden; die Kofelarztin will Buß' wirken, der Schmiedpaul will Buß' wirken, daß der Bann wieder sollt' gelöst werden. Das sind Leut', die gute Zeiten nicht vertragen können. Wahnfred, wir werden zu tun haben, daß wir auf unserem Fuß bleiben jetzund. Etlich' Altbauern sind auch noch, die von der neuen Gemein' nichts wissen wollen. Na, weil wir nur dich haben, Bruder, jetzt werden wir schon Ordnung machen."

Und der Stromer legte sich, als sie in Trawies einzogen, recht eng in den Arm seines Begleiters; tat ihm nur leid, daß es schon finster wurde und die Leut' nicht sehen sollten, was er für einen Genossen hatte. Sie hätten einmal nachsinnen sollen, ob nicht am Ende auch der Roderich dazumal im Advent hinter dem Spiele gewesen sein konnte, weil er mit dem Schreiner so gut Freund ist.

Wahnfred tat einen kurzen Blick gegen die Kirche hin, welche durch die Dunkelheit von der Anhöhe schimmerte. Im

Wirtshause waren alle Fenster beleuchtet. Die Stuben waren voll lärmender Zecher. Der Stromer stieß mit dem Fuß die halb angelehnte Tür auf und zerrte seinen Begleiter mitten ins Gewühle.

„Schaut's auf, Leut', schaut's auf, wen ich da bring'!" so rief er.

„Wahnfred!" schrien sie dem neuen Gast jubelnd entgegen, „du Himmel-Herrgottsmensch, wo streifst denn solang' und läßt uns allein? Schreiner! sakrischer Trawieser Heiland, du! Na, wie schaust denn aus!"

Von allen Seiten klatschten Willkommschläge auf seine Achseln, und aller Hände drängten sich stoßend heran, um die seinen zu schütteln. Wahnfred konnte bei der vor Qualm verschleierten Talgkerze kaum eines der ihm zugrinsenden Gesichter erkennen. Es waren halbverkommene, bärtige Gesellen, zu sehen, als wäre jeder eben wie er selbst aus einer Hochwildnis gekommen. Kohlenbrenner, Holzer, Bauernknechte, Wilderer, Bergknappen, Kräutersammler usw. hatten ihre Arbeitsposten verlassen, hatten genommen, was sie gefunden, hatten, weil ihrer die große Mehrzahl war, sich die Herrschaft angemaßt und waren nun die Freien und die Bürger von Trawies. Alsbald war auch das Hausierervolk und alles Gesindel von der Straße mit ihnen und sie hatten sich zur steten Kräftigung der „Gemein" mit diesem Volke verbunden. Es waren aus den Hochwäldern Leute hervorgekommen, denen man auf entlegenen Pfaden niemals gern begegnet wäre; sie wurden aufgenommen in den neuen Verband, dem vor allem daran gelegen sein mußte, aus gleichgesinnten Elementen gebildet, sobald als möglich groß und stark zu werden. Gleichgesinnte Elemente waren auch jene Gesellen, die draußen irgendwo der Kette oder dem Galgen entlaufen waren und sich nach Trawies geflüchtet hatten,

so daß aus diesem Exile ein Asyl der Verbrecher werden wollte.

Der Haufe ging von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, und wer sich nicht anschloß, der lief Gefahr, seine Habe und sein Leben zu verlieren. Im Wirtshause hielten sie Hof, im Wirtshause tagten ihre Beratungen, die nicht selten mit Streit und Gewalttätigkeiten, öfter aber noch mit tollen Gelagen endeten. Solange Geld da war und gangbar von Hand zu Hand flog, wickelten sich die Geschäfte ziemlich regelmäßig ab, denn „das einand mit Gewalt etwelches wegnehmen ist nicht verstattet“, hieß es in einem damaligen Beschluß der „Gemein“. Als sich jedoch der Wirt und der Krämer weigerten, Geld anzunehmen, weil sie die Münzen nicht abfließen zu lassen vermochten, drohte ein Aufstand, bis man sich zur Not dahin einigte, daß die Vorräte der Trawieser Häuser herbeigeschafft und gleichmäßig an die Leute verteilt werden sollten. Die Ursel in der Freiwildhütte war die einzige Person, die noch Schinderlinge nahm, denn sie hatte noch nicht in Erfahrung gebracht, daß die Münzen keinen Anwert mehr hatten, da sie die Dinger nicht ausgab, sondern in einen alten Topf zusammentat und in die Erde grub. Und so war es eingerichtet, daß man zu Trawies um Bargeld nur Schnaps und nichts als Schnaps bekam.

Demgemäß war im Wirtshause die Stimmung, als Wahnfred eintrat. Auch Weiber waren in der Gesellschaft, je zwischen zwei Männern eines oder zweie, alle Glut in den Wangen, viele auch noch Glut in den Augen. Sie schauten gar unbefangen auf den schönen, schlanken Mann mit dem blassen Antlitze. Alles war auf. Sie hielten ihm Branntwein zu, sie tranken johlend auf den Befreier von Trawies.

„Jetzt bist unser," riefen sie, „jetzt bleibst unser! Wir brauchen einen, der so ist wie du. Was bist denn so blaß, wie ein steinerner Heiliger? Wirst doch nicht glauben, wir verschergen dich?"

„Da schau, das ist deine Axt von der Sakristei, die wir in Ehren halten! Ist uns lieber als das Christikreuz!"

Wahnfred schauderte zurück vor dem rostigen Werkzeuge, vor dem Stahl, aus dem der Funke gesprungen war, der in seiner Seele brannte wie höllisches Feuer, der einen unheilvollen Brand entfacht hatte in den Gemütern zu Trawies. Der Betrübnis vom Grab hatte er entkommen wollen und nun erwartete ihn hier noch größere Qual. Am liebsten wollte er nach dem, was er heute sah und hörte, fliehen, so weit ihn die Füße trugen. Nun dachte er aber an das Gelöbnis vor dem Sterbebette und an den Entschluß, mit Trawies zu siegen oder zu fallen.

„Ich grüß' euch, Leute," sagte er, „und wenn ihr mir vertraut, so wird unser Zusammenverbleiben ersprießlich sein."

Heller Jubel brach jetzt los, sie zogen den Schreiner zum vordersten Tisch! „Trink' Brennwasser, Bruder! Du stehst nicht so auf, wie du dich hingesetzt hast, merk', was wir gesagt haben!"

Ein Weib, die Frau des Freiwild war's, lief jetzt zur Tür herein und fragte nach ihrem Manne. Beim Ofentische stand der auf und fragte seine Hausgenossin, ob sie wieder da sei um ein Merks, wie letzthin?

Erschrocken fuhr sie mit der Hand an die Wange. „Nein, nein," sagte sie kleinmütig, „kannst sitzenbleiben und trinken, solang' du willst; will dir nur die Post bringen, daß wir ausgeraubt sind worden heute nachmittag. Speck und Fleisch und Leinwand ist weg, und die groß' Truhen ist erbrochen und deine neuen Stiefel sind hin."

Der Freiwild sprang auf den Tisch und rief: „Ausgeraubt bin ich, Trawieser Rat, ausgeraubt bin ich worden!“

„Durch das Oberfenster muß er hineingekrochen sein, der Dieb,“ fuhr das Weib fort, „man sieht an der Wand die Kratzer von den Schuhnägeln.“

„Ausgeraubt bin ich worden!“ schrie der Freiwild.

„Es muß wo so ein verhöllt' Gesindel umstreichen,“ sagte jetzt der Stromer Roderich zum Wahnfred gewandt, „alle Augenblicke hört man vom Stehlen und Rauben.“

„Kunnt's nicht sein, daß du den Dieb heute gesehen hättest?“ fragte ihn der Wahnfred.

„Wesweg? Wie meinst das?“ entgegnete der Stromer lauernd.

„Weil du voreh vom Freiwildhaus herabgekommen bist, da wir uns nachher bei der Branntweinerin getroffen haben.“

Ein anderer stellte sich vor den Freiwild und sprach: „Hast denn du noch Fleisch und Speck im Hause gehabt? Hast letzt' Wochen, wie wir zu dir gekommen sind, um Vorrat zu sammeln, nicht gesagt, in deinem Haus wär' alles gar geworden und du tätest selber Hunger leiden? Hörst, Schurkel, dich soll man peitschen, du betrügst die Gemein'!“

„Was, die Gemein'!“ zischelte der Freiwild im Lärme dem Sprecher zu. „Du hast Zorn, weil es dir ist zu schaden gewesen. Du lieferst nur das Magere ab an die Gemein'. Soll ich's laut sagen, wo du die fetten Stücke versteckst?“

„Sag's nicht, wir teilen,“ raunte jener dem Freiwild ins Ohr; dieser entgegnete:

„Wir haben schon geteilt, mein Lieber. In der Roßhöhlen, wo du deinen Raub zusammenschleppest, habe ich Speck und Fleisch gefunden, das mir heut' gestohlen worden ist.“

Jetzt trat ein kleiner Mann vor, der Holzer Stom aus

dem Trasanktale; man sah ihn gar nicht, er schlüpfte und rieb sich zwischen den Knochen der anderen herum, aber man hörte seine schrille, gellende Stimme.

„Will was reden!“ schrie er.

„Still sein, der Stom will reden,“ rief es allerwärts.

Da stand der Kleine schon auf dem Stuhl und sprach: „Leut'! wenn es so fortgeht in Trawies, so kann's nicht halten. Allerweil stehlen und rauben tun die Löter! Uns selber ausplündern, das ist eine Schand'. Daß sich der Brauch aber bald aufhören wird, weil wir keiner mehr was zu stehlen und zu rauben finden werden in der Gemein', das ist noch eine größere Schand'. Arbeiten!“

„Arbeiten mögen wir nicht!“ schrie einer entgegen.

„Hilft auch nichts,“ fuhr der Stom fort, „ist kein Segen dabei, der Himmel ist vernagelt. Von draußen herein kriegen wir nichts. Das Tier im Walde ist auch so gescheit und lauft uns nicht mehr über die Granitz herein. Uns selber auffressen?“

Ein Gebrumm der Mißbilligung.

„Mit dir wär' einer bald fertig,“ spottete der Stromer den kleinen Redner.

„Du schielender Umherlaufer!“ schrie der Redner, „ich denk', mit dir hab' ich auch nicht lang' zu tun. Du füllst deinen Magen und legst dich auf die faul' Haut und machst deine faulen Späß', wenn einer was Ernsthaftes sagt. Du bist ein nichtsnutziger Schmarotzer, wenn nicht noch was anderes. Hinaus! hinaus gehst!“

Mehrere Arme packten den Stromer und zerrten ihn, während dieser fortwährend schrie: „Ist das der Dank! Ist das der Dank dafür, daß ich den Schreiner hab' gebracht?“ zur Tür hinaus. Vielleicht war das sein Glück; Wahnfred hatte den Roderich eben ins Verhör nehmen wollen,

was er eigentlich an diesem Nachmittage beim Freiwildhause zu tun gehabt habe, und seine Schuhe untersuchen, ob sie an der Wand Kratzer hinterlassen konnten und ob sie Ähnlichkeit hätten mit jenen, die er bei seinem Vorübergehen zum Fenster hineinschlüpfen gesehen zu haben glaubte.

Der Holzer Stom fuhr nun aber in seiner Rede fort: „Weil das Arbeiten nichts nutzt und das Sichselberfressen nichts taugt, alsdann so sage ich: Wenn wir nicht wollen hin sein, so müssen wir uns zusammentun, daß wir eine Schar sind und keck hinausfahren zu den Herrenhäusern und zu den Meierhöfen und uns das Recht und die Lebensmittel nehmen, wo wir sie finden.“

„Eine Räuberbande?“ fragte Wahnfred und hielt sein Haupt hin, als glaube er, nicht recht verstanden zu haben.

„Von einer Räuberbande habe ich nichts gesagt,“ fuhr der Redner fort. „Wenn die Ungarn und die Türken einfallen und Häuser und Schlösser niederbrennen, so heißt man das anders. Wenn die Schweden kommen und die Kaiserlichen selber die Höfe ausplündern, und der Salzburger Herr Aschermittwoch hält das ganze Jahr, weil er Burgen und Dörfer zu Aschen brennt — wer wird denn da Räuberbande sagen? — Trawies ist auch eigenständig geworden jetzund. Trawies hat streitbare Männer. Und wenn uns die da draußen Krieg haben erklärt, werden wir uns feiglings verkriechen, wie der Luchs ins Loch? Gibt's nicht Löwen in der Wildnis? Und sehen wir auf unserem alten Kirchentor nicht einen Löwenkopf eingemeißelt? Jetzt wird's aufkommen, was der Löw' bedeutet zu Trawies. Männer! Einen Feldzug wollen wir halten!“

„Feldzug! Landkrieg! Herrenerschlagen!“ diese Worte wurden nun durcheinander gerufen; einzelne griffen schon zu den Knütteln, zu den Messern, als gelte es zur Stunde.

die Weiber sprangen auf und taten krächzend dar, sie blieben nicht daheim, sie zögen mit Sensen und Streugabeln und Kohlenhaken aus, und gierig zuckten schon ihre scharf benagelten Finger. Der Stom blinzelte vergnügt, als er die Wirkung seiner Rede sah.

„Das geht schon gut," schmunzelte er, „aber vorerst muß ein Feldherr gewählt werden. Der braucht kein Riese zu sein an Leibesgestalt, aber im Kopf muß er's haben und heiß muß er dreingehen, teufelmäßig scharf und nichts achten — g'rad' hinfahren wie ein brüllender Löw' — ich wollt' ihm's schon zeigen!"

Alsogleich schickten sie sich an zur Wahl. Und wäre es auch nicht für ein Ausbrechen aus Trawies, meinten die Besonneneren, ein Oberhaupt müsse für jeden Fall sein. Ob das Oberhaupt an Leibesgestalt groß oder klein, an dem sei allerdings nicht viel gelegen: auch das, ob er das Maul gut brauchen könne oder nicht, sei Nebensache; hausgesessen dürfe er nicht sein, das Los der freien, gleichen Bürger müsse das seine sein, daß er nicht etwa zurückneige zu verrotteten Einrichtungen, die das alte Übel wieder herbeiführen könnten. Und einen festen Kopf müsse er haben und eine sichere Hand, sei es mit dem Werkzeug oder sei es mit der Waffe, und den Beweis müsse er geliefert haben, daß ihm die Gemein' über alles gehe, auch über sich selber. Es sei nur einer im Haus, von dem man das sagen könne, auf den ein Vertrau wäre, und der es für Ehren- und Pflichtsache halten müsse, die Wahl anzunehmen.

Da verneigte sich der kleine Stom und er sagte, es freue ihn, er mache sich eine Ehr' daraus und halte es für seine vorderste Pflicht, der Gemein' zu nutze zu sein.

Jene aber wiederholten, es gebe nur einen im Hause, den sie zur Wahl vorschlagen könnten, und das wäre der

tapfere Befreier der Gemeinde Trawies aus Knechtesbanden, es wäre der tatkräftigste Mann — der Schreiner Wahnfred.

Jetzt war ein entfesseltes Geschrei:

„Wahnfred soll unser Oberhaupt sein, unser Feldherr, unser Führer und König!“ Die Weiber schrien noch am heftigsten und jede gab ihm zwei Stimmen, die eine dem Bürger, die andere dem Manne.

Mittlerweile hatte Wahnfred seine stets wieder aufsteigende Entrüstung nach Kräften niedergekämpft; Unmut und Zorn erfüllten seine Seele. War das wirklich Trawies? Er war gekommen in der Absicht, das mit kirchlichem Fluche belegte und vom Staate verlassene Völklein zu hüten, zu beruhigen, wieder besseren Bahnen zuzuführen. Und nun sollte er dieser Bande von herabgekommenen rohen Gesellen und Dirnen Oberhaupt sein? Anderseits war es ihm klar, daß er nur auf diesem Wege, auf den sie ihn drängten, Einfluß und Macht über die gesetzlose Rotte gewinnen könne. Wo nichts zu verlieren und alles zu gewinnen ist, kommt Wahnfred leicht zum Entschlusse. Er steht auf, stemmt seine Faust auf den Tisch und mit trüber Stimme — aber sie wird allwärts vernommen — sagt er:

„Wenn ich die Wahl annehme, so fordere ich eins!“

„Fordere, was du willst!“ riefen sie.

„Ich fordere Gehorsam.“

„Gehorsam fordert er!“ schreit der Holzer Stom, „da seht: er, der den Tyrann hat erschlagen, will es nun selber sein.“

„'s ist einer gegen mich,“ sagte der Wahnfred.

Den Stom stießen sie mit Fäusten, den Schreiner beschworen sie, daß er ihr Vormann sei.

„Die Freiheit,“ so redete nun Wahnfred, „kann nur sein, wo Ordnung ist und Gesetz. Dieser mein Arm, er ist

euer, er soll euch führen. Ihr kennt ihn. Als er sich erhob mit der Axt, es war zu eurem Wohl und was er fürder tun wird, es soll zu eurem Wohl sein. Trawieser Leut'! Gelobt ihr mir Gehorsam, so bin ich euer Mann!"

„Gehorsam, Gehorsam dem Hauptmann von Trawies!" so hallte und schallte es im Hause; die Weiber schrien wieder am lautesten. Die paar Unzufriedenen hatten sich davongemacht.

Wahnfred erfaßte mit herbem Faustgriff die schwere Axt und stemmte sie auf den Tisch, daß ihre Spitze sich tief ins Holz grub. Sein Auge blickte finster in die Runde; da lief das Geschrei in ein Gemurmel aus und dieses löste sich in Schweigen. Wonniger Schauer des Beherrschtseins durchrieselte die Knechteseelen. —

Wenige Wochen, nachdem Wahnfred die Führerschaft über die Einwohner der Waldgegend übernommen hatte und es ihm mit allem Aufwande seiner Schlauheit und Kraft gelang, die Menschen insofern im Zaum zu halten, daß sie sich einstweilen nicht gegenseitig schädigten, wurden die Gemüter durch eine sonderbare Erscheinung aufgeregt. Gegen Ende Mai war's, so erzählt die Schrift, in einer schwülen, fast sternenlosen Nacht, als vom Sonnenaufgang her über den Waldzügen des Tärn am Himmel ein feuriges Kreuz emporstieg. Es war mit seinen beiden Armen ungeheuer groß und flammte in mattem Rot, als lodere es in einem Nebelschleier. Die Enden zuckten sachte auf und nieder, so stand es in gespenstischer Ruhe wohl gegen eine Stunde, bis es allmählich erblaßte und verlosch und wieder die schwarze Himmelsnacht lag über den Wäldern.

Die Furchtsamen hatten sich vor Angst in finstere Winkel verkrochen und dort noch ihr Antlitz mit Tüchern verhüllt, daß dieses Schreckliche nicht mehr in ihr Auge zu dringen

vermochte. Die Kühnen waren dagestanden und hatten ernsten Gesichtes auf die Erscheinung hingeschaut; erst als sie schwand, lösten sich die Zungen und einer sagte zum anderen: „Was ist das gewesen?“

Wahnfred selbst, der im Hause des Feuerwart wohnen mußte und aus seinem Schlummer gerufen worden war, hatte innerlich vor dem Gesichte gezittert. Nun sagte er zu den aufgeregten Leuten folgendes: „Danket Gott dem Herrn, ihr Leute von Trawies; daß uns der Himmel seiner Zeichen und Drohungen würdiget, beweist, daß wir noch nicht verloren sind. Harte Menschen nahmen und zertrümmerten uns das Kreuz, der Himmel zeigt es uns wieder. Auch am Tage des Gerichtes wird das Kreuz in den Lüften erscheinen. Aber heute ist die Weissagung nicht erfüllt, die Sterne leuchten noch am Himmel; eher meine ich, der Herr zeigt uns das Kreuz, wie man es einem Sterbenden hinhält. Wir haben Grund zu beben vor den Dingen, die da kommen werden. Wir sind Gotteslästerer, Müßiggänger, Diebe, Ehebrecher. Unsere Laster haben tausend Namen. In diesem Hause lebte ein braver Mann, der alt geworden war in der Liebe und Arbeit für Trawies — ihr habt ihn verstoßen.“

Da fiel ihm einer in die Rede:

„Wir haben ihn nicht verstoßen, weil er alt geworden ist in der Arbeit für Trawies, wir haben ihn fortgewiesen, weil er sich in den neuen Brauch nicht hat fügen wollen.“

„Nennt mir diesen neuen Brauch!“ rief Wahnfred. „Nicht? so nenne ich ihn: Gewalt und Zügellosigkeit! Doch sage ich euch und beschwöre es bei dem flammenden Kreuze am Himmel, das muß anders werden.“

„So mach' es anders, wenn du kannst,“ antwortete ein Trotziger.

„Der Gallo Weißbucher, unser Vormann, soll wieder wohnen in seinem Hause."

„Soll's tun, wenn er eins hat."

„Seht euch vor! Das brennende Kreuz kann niederfallen vom Himmel auf Trawies!"

„Soll's! Mehr als hin sein können wir nicht." —

In manchem schienen sie seinen Weisungen zu folgen, doch waren sie nicht zu bewegen, in diesem Frühjahre zu ackern und zu säen. Auf verdammter Erde wachse nichts, war ihr Vorwand.

„Ist dieser Boden verflucht?" rief Wahnfred und wies auf das reich emporsprießende Gekräute, auf den hellen Blumenflor der Matten, auf die blühenden Wildobstbäume, auf den in neuer Schöne prangenden jugendlichen Wald.

Wer sollte aber säen? die zusammengelaufene Rotte hatte weder Acker noch Samenkorn; und die so vielfach schon geplünderten Besitzer von Grund und Boden sahen leicht voraus, wer zur Zeit der Reife für sie ernten würde. Die wenigen alten Ansäßler wollten es darauf ankommen lassen; war kein Brot mehr in Trawies, so würde sich das Gesindel schon wieder verlaufen. Wahnfred besaß an der Brandstätte seines Hauses im Gestade ein Äckerlein, dieses nützte er und bebaute es mit verschiedenem Gemüse. Der kleine Baumhackel arbeitete nicht.

Einen Tag nach der Nacht, da am Himmel das Kreuz erschienen war, ließ Wahnfred dem Feuerwart Nachricht geben, daß er wieder in seinen Hof an der Trach zurückkehren möge. Der Gallo ließ ihm sagen, er habe im Dürrbachgraben neben der Hütte sein Weib zur Ruhe gelegt, er wolle bei ihr verbleiben. Während der Bote ausgewesen, schlich ein Wicht in das hintere Gebäude des Hofes und wollte Feuer legen. Zufällig war Wahnfred in der Nähe, ver-

scheuchte den Missetäter, gewann jedoch von neuem die Überzeugung, wie gefährlich der Boden war, auf dem er stand, wie niederträchtig die „Gemeinde", die ihn zum Oberhaupte gewählt hatte. Täglich kamen zerfahrene Strolche und raublustige Gesellen zu ihm, die ihn drängten, die streitbaren Männer von Trawies zu einer Schar zu versammeln und einen Zug in die Vorlande zu unternehmen.

Wahnfred lehnte nicht ab, er durfte seinen zwar zweifelhaften Einfluß auf die Menge und deren freilich ebenso zweifelhaftes Vertrauen zu ihm nicht ganz verscherzen. Er vertröstete sie auf eine dem Unternehmen günstigere Zeit und wies auf die militärischen Bewegungen, die im Lande herrschten und einen Ausfall der Waldleute nicht ratsam machten. Dabei sann der Schreiner Tag und Nacht auf Mittel, Ordnung und Sitte wieder herzustellen. Mit dem vertriebenen Vormann beriet er sich; dieser war krank und gebrochen und sagte: „Ihr habt drei Mittel. Entweder ihr kriecht zum Kreuz und fleht die Kirche um Aufhebung des Interdiktes an, oder ihr wartet auf die Soldknechte, die euch vernichten werden, oder — ihr tut es selber."

Vom Gallo Weißbucher war das eins der letzten Worte, die er für Trawies sprach. Er zog sich zurück in sein armseliges Haus und war allein mit seinem Feuer und mit seiner Sela.

„Ja," sagte er einmal, als er das heranblühende Kind betrachtete. „Du bleibst noch lange in dieser Welt, wie wird es dir ergehen? Die Menschen sind wahnsinnig geworden. Es ist doch wahr, daß eine Bestie in ihnen steckt. Lange halten sie den Schild Gottes hoch und schauen zu ihm empor mit glänzenden Augen und wachsen himmelwärts. Eine heiße Freude kommt in sie über das, wie hoch sie es gebracht. Und eines Tages ist das Anbild hingeschleudert,

zerschlagen, zertreten; Stück um Stück werfen sie von sich, schänden den Tempel, stürzen das Gesetz, verbrennen ihr eigenes Wohnhaus, reißen sich die Kleider vom Leibe, wühlen mit allen Vieren in der Erde, wüster als Hyänen. Eins ist ihnen noch vom Menschen geblieben, haben sie dem Tiere voraus — das Laster. Je höher der Stand, von dem sie in den See springen, je tiefer sinken sie zugrunde. Aber getrost, Menschenkind, die Flut wirft sie wieder empor, von neuem entdecken sie das Sonnenlicht, von neuem beginnen sie sich aufzukämpfen durch Not und Blut, sich ein Anbild zu machen, das erst nach ungemessenen Zeiten wieder in seiner einstigen Größe vollendet steht. Glückselig der, welcher mit der frohen Menschheit auf solchen Höhen wandeln kann, der sterbend sein Geschlecht segnen darf, anstatt, wie ich, ihm und seiner selbst zu fluchen. — Ich kann dich nicht segnen, meine Sela, aber wie ich das Ahnfeuer bewahre, so hüte ich dir den Segen der Vorfahren, den Segen all derer, die aus Liebe für die kommende Menschheit gelitten und gestritten haben."

Das Mädchen blickte den alten Mann verwundert an; es war ein seltsamer Klang in seinen Worten, ein seltsames Leuchten in seinen Augen.

Dann wieder versank er in sich selbst und murmelte, daß vom hohen Birstling eine Lawine niederfahren und den Eingang in den Dürrbachgraben verschütten möge. Er fürchtete sich vor den Feinden, die von außen den Strick und den Flammenring gezogen hatten; aber noch mehr graute ihm vor dem Ungeheuer, das in den Bergen aufstand und das Feuer wildester Leidenschaft entfachte um die preisgegebenen Herzen. Das war ein anderes Feuer, als jenes der Penaten, der heiligen Herta, das er verteidigt und gehütet hatte. Dieser von ihm gehütete Funke, der vor

tausend Jahren in einem Blitzstrahle etwa jenen alten Eichbaum verzehrt haben konnte, unter dem die Germanen ihren Göttern geopfert hatten; dieser Funke, der dann die Seele der Vorfahren weitertrug von Geschlecht zu Geschlecht, ein still glühendes Vermächtnis, die Wände des Hauses sanft erwärmend, mild erhellend, aber stets bereit zu mächtigem Auflodern, sei es um zu läutern, sei es um Übles zu zerstören; dieser Funke, an dem die Bewohner zu Trawies seit je ihre Freudenfeuer und ihre Trauerfackeln entzündet hatten, und der nun in der Hütte des Feuerwartes weiterglimmte: er war der Verbannte. Er war der Fremdling geworden im neuen Reiche.

Der alte Weißbucher saß an seinem Herde und blickte in die Glut. Da beklagte er nicht mehr den Verlust seines Hofes, er war hier daheim. An dieser Herdglut erwärmte sich sein Herz bisweilen zu einem Gefühle von Genugtuung und Glückseligkeit. Wo auf dieser Welt ist ein Schöneres, ein Geheimnisvolleres, ein Milderes, ein Gewaltigeres, als das Feuer? Das Feuer macht alles lebendig, das Feuer soll nach heiliger Offenbarung einst alles zerstören.

Sela legte Strünke und Äste gestürzter Bäume auf den Herd zur steten Nahrung für dieses lebendige Wesen, das so uralt war und sich in jedem Augenblicke neu gebar. Im Knistern der Glut schlummerte dann der alte Mann ein, aber sein Schlaf war ein ruheloser, immer wieder schreckte er auf, aus Angst, das Feuer könnte verlöschen.

Sela versicherte ihm unzähligemale in jeder Nacht, daß sie wachen würde.

„Dein Wille ist gut," sagte der Feuerwart, „aber dein Leib ist schwach. Du bist jung, der helle Tag gießt soviel neues Leben in deine Sinne, du loderst wie dieses Feuer. Und wenn die Nacht ist, sinken deine Augen zu und deine

Glieder hin, und du bist schier ohne Leben und weißt nicht, was zu bewachen ist. Ich kann dir zur nächtlichen Weile nicht vertrauen, Sela, du meine arme, geliebte Sela!"

Und wenn sie dann wirklich schlief und auch ihn die Erschöpfung zu übermannen drohte, legte er viel Holz auf das Feuer, daß es in der Hütte der Schlucht oft um Mitternacht unheimlich leuchtete und prasselte, während die zwei Bewohner derselben schlummerten.

Einmal, als der Feuerwart wieder plötzlich aufzuckte, brannten die Querbalken, die als Stützen und zum Aufhängen von Kleidungsstücken durch das Haus gezogen waren. Lustig hüpften die Flammen weiter und strebten dem Dache zu, als wollten sie aus so langer Haft endlich entfliehen. Aber der Feuerwart brach noch zu rechter Zeit die Brücke ab; er war aufgesprungen, hatte mit der Axt die Balken rasch entzweigehackt, daß die Brände prasselnd niederbrachen auf den Lehmboden und dort an feuchter Erde rauchend verloschen.

„Wo hast du denn hingewollt?" fragte der alte Weißbucher das Feuer. „Ich vermeine, du willst der Trawieser Gegend entfliehen. Auf solche Weis', dächte ich, wir gingen mitsammen. Oder willst du einen Kampf mit dem Flammenring anheben? Wohlan, wohlan! Flieg' aus, erfasse die Wälder des Tärn, des Ritscher, und schleudere die Brände auf Trawies. Ergreife, schmilz die Wände des Trasank und leite die Feuerbäche durch das Tal der Trach. Verschone auch nicht mein Haus, denn wir sind Mörder. Vernichte das Nest des Lasters, erlöse uns von dem Fluch, den sie auf uns geworfen haben. Und wenn das geschehen ist, dann kehre wieder ein in die friedliche Wohnung besserer Menschen und trage den Segen der Alten hinüber in ferne Zeiten!"

Das erwachende Mädchen erschrak, als es den Vater verstört und mit wirren Haaren in der Hütte aufrechtstehen sah, mitten in Rauch und unter glühenden Kohlen — laut Worte sprechend, die es kaum verstand.

Die Stimme des Kindes befreite den Alten aus seiner Verzückung. —

So ging es eine Zeit fort. Der Feuerwart wurde hinfälliger von Tag zu Tag. Er mochte auch nicht mehr im Freien sein, das Licht des Himmels tat seinem Auge weh und er fürchtete auch, es könne, während er da außen der Sonne nachgehe, daheim das Feuer verlöschen. So saß er stets am Herd und wachte und sann.

Er wußte, daß er sterben würde nach kurzer Zeit. Der Sühne hatte er sich willig ergeben, so fürchtete er sich nicht; der Tod war ihm ein Bekanntes und ein Trautes geworden.

Nach dieser Welt des Unrechtes, der Unruhe und der Leiden ist der Tod eines jeden Anrecht, ein milder Erlöser, der wieder mit dem Leben versöhnt, weil er sein Unrecht gutmacht, seine Unruhe aufhebt, sein Leiden endet. Der Tod gibt das, was wir von dem Leben verlangen; er ist das letzte Band, das uns loslösend noch einmal mit der Menschheit verbindet, er ist die Pforte, wo wir mit stillem Lächeln allen begegnen, die für oder wider uns waren auf Erden. Nach den goldenen Tagen der Glücklichen, welch schöneres Ende ist denkbar, als der Schlummer! Nach dem kummervollen Dasein des Armen, was soll denn kommen zum Trost und zum Entgelte, als die tiefe Rast? Soll sich das Elend in Freude und Lust verwandeln, um wieder vor neuem Jammer zu zittern? Diese Erde ist ja so reich an Sonnenlicht und Freuden, aber erst der Hinblick auf den Tod gibt allem die Weihe. Nur der Tod macht das Leben

schön und das Leben den Tod. Die Natur widerstrebt freilich solange sie kann; es ist ja ihre Schuldigkeit, zu leben. Die Schuldigkeit unserer Seele aber ist, den Leib, indem sie diese schöne Welt genossen hat, dankbar und willig hinzulegen zu seiner Ruh'. Unsere Vorfahren haben uns Platz gemacht, haben das, was sie auf Erden errungen, uns zum Erbe hinterlassen. Dasselbe leisten wir den Nachkommen, die in junger Liebe heute wohl trauern werden um uns, die sie — lebten wir auch nur um fünfzig Jahre länger — von der Erde vertilgen müßten.

Ich bin's so zufrieden. Bereut es mein Gott nicht, mir das irdische Licht auf eine Weile geliehen zu haben: ich will nicht klagen.

So sann der Feuerwart oftmals; dann fiel sein Auge und sein Herz wieder auf Sela, auf das junge Leben, das da entsprosset neben dem morschen, zur Erde sinkenden Stamm, in das Sonnenlicht empor, in die Maienzeit hinein.

Sela läßt bisweilen das Auge länger ruhen auf des alten Mannes Angesicht, als sonst. Dieses Angesicht wird fremd. Er fühlt es wohl, wie schlaff und leer seine Haut über den Knochen liegt. Die Augen sind in die Höhlen gesunken und nur selten lechzt ein Blick noch hervor nach anderem irdischen Lichte als dem Feuer seines Hauses. Dieses Feuer ist nicht tatlos vorübergegangen an den Tempeln fremder Lehren, es ist nicht vorübergegangen an den Zwingburgen der Unterdrücker. Doch hat es tausend- und abertausendmal im Frieden den häuslichen Herd erwärmt.

Immer und immer ist das sein Sinnen, das vom Feuer.

Bei seinem Scheine hat der Enkel des Großvaters Sagen gelauscht von Odin. Bei seinem Scheine hat der Bräutigam der Braut den Ring vertraut; an seiner Glut

ist das Hochzeitsmahl bereitet worden. In seiner Glut haben sie das Schwert geschmiedet gegen den Feind. In seiner Glut ist Gold und Menschenherz geläutert worden. Du liebes, trautes Feuer aus alten Zeiten, du treuer Freund meines Lebens, nun heische ich bald den letzten Dienst von dir.

„Es ist eine Weile," so sagte der Feuerwart einst zu seinem Kinde, „da sie den Menschen mit Steinen werfen; und es ist eine Weile, da sie vor ihm niederknien und ihre Augen senken. Das erste tun sie, wenn er wandelt, das andere tun sie, wenn er ausgestreckt liegt auf dem Laden."

Das Mädchen verstand es nicht. Er setzte noch bei: „Möchtest du es nie verstehen lernen!"

Und eines Abends, da der volle Mond zwischen den Felsen und über den Baumwipfeln herniederglänzte auf die Hütte, saß der Feuerwart vor ihr und hielt sein Kind auf dem Schoß.

„Meine Sela," sagte er mit leiser Stimme, „du hast mich lieb."

Das Kind neigte den Kopf.

„Und wenn ich dir heute etwas sage, was du tun sollst, so wirst du es tun?"

Das Mädchen neigte sein Haupt.

„Und wirst du es auch morgen tun?"

„Ja, Vater."

„Und wirst du es immer tun, auch wenn ich es dir nicht mehr sagen und wiederholen werde?"

„Was du willst, das werde ich immer tun."

„Dann, mein Kind, bist du mir heute und immer lieb; auch dann noch, wenn ich es dir nicht mehr sagen werde, daß du mir lieb bist. Denn siehe, meine Sela, es wird eine Zeit sein, da werde ich schlafen. Als die

Mutter schlafen ging, warst du in deinem Bett, ich habe dich nicht wecken wollen. Gehe morgen und in den nächsten Tagen nicht viel in die Beeren hinaus. Bleibe hübsch bei mir und flicht. Wenn ich auf der Reisigbank sitze und schlummere, so horche auf mein Atmen. Ich werde schwer Atem holen, so wie es ein Erschöpfter tut, wenn er seine Last hat abgelegt. Dann, Kind, wenn du diese Atemzüge wahrnimmst, dann zünde am Ahnfeuer die Kerze an, die in der Lade liegt, und gib mir sie in die Hand. Und sage nichts, sei fein still, denn du sollst mich nicht wecken. Die schweren Züge werden bald vorüber sein, dann werde ich still und ruhig schlafen. Sollte ich, mein Kind, vor diesem Schlafe vergessen haben, meine Augen zu schließen, so lege deine Fingerspitzen auf die Lider. Und ist das alles geschehen, so nimm das Kerzenlicht aus meiner Hand, tu' es in die Laterne, die über dem Bett an der Wand hängt, und gehe damit aus dieser Hütte fort und hin in die Trawies, wo wir gewohnt haben und wo jetzt der Wahnfred sein Haus hat. Dem Wahnfred reiche das Licht und sage: Der Feuerwart übergibt das Feuer."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In jener Zeit, da der Schreiner Wahnfred nach Trawies zurückgekehrt und Gallo Weißbucher sich vorbereitet hatte auf sein Ende, verliert sich plötzlich der Faden der Ereignisse. Wohl windet sich aus der langen Zeit des Bannes die dunkle Tradition von Taten und Geschehnissen, die durch ihre gleichartige Wildheit und Grauenhaftigkeit als zusammengehörig gekennzeichnet sind. Wir vermuten durch sie, daß mit dem Banne, der auf Trawies gelegt worden, auch eine völlige Acht verbunden gewesen sein muß; wie wäre sonst die Verwirrung, wie wären die Greuel und Verbrechen und die Verzweiflung erklärbar, die wir da finden?

Zu Oberkloster ruht eine Urkunde, die von einem Walde spricht, aus dem keine Rückkehr ist. Die Verdorbenen und Verstoßenen, die Freundlosen, die Heimlosen, die Gottlosen gehen hin und werden nimmer gesehen. Denn es ist ein brennender Ring gezogen worden um jenen Wald, er ist umstrickt und verflucht. Jeder mag hineingehen, keiner kann heraus. Eine Mär geht: drinnen ist das Paradies; eine andere Mär geht: drinnen ist die Hölle.

Dieser Bericht bezieht sich wahrscheinlich auf das verbannte, umstrickte Trawies, in das allerlei Stromervolk und herrenloses Gesindel zusammenlief, um eine kurze Zeit zügellos zu leben und dann elendiglich umzukommen. Die Behörden, wohl von den kriegerischen Bewegungen im Lande in Anspruch genommen, schienen ihre Hand ganz und gar von der Gegend zurückgezogen zu haben, bewachten nur die Grenzen des unseligen Gebietes und kümmerten sich nicht um das, was innerhalb derselben vorging. Glaubte man, daß sich das Volk von Trawies selbst erdrücken und verzehren würde? Oder war man der Hoffnung, daß es endlich doch zum Kreuze kriechen, feierliche Sühne leisten und flehen würde um Wiederaufnahme in die katholische Kirche und in die Gemeinschaft des Reiches? Man hatte wohl beides vergebens erwartet, man hatte nicht vermutet, daß in den Wäldern der Trach eine Macht erstarken würde, deren unheilvolles Treiben jahrelang die umliegenden Länder heimsuchen sollte, ohne daß man imstande gewesen wäre, sie zu brechen. Es wird erzählt von Räuberbanden, die aus den Wäldern der Trach hervordrangen, einzelne Gehöfte, ja ganze Ortschaften überfielen, plünderten und in Brand steckten. Straßenraub und Mord war in weiter Runde um Trawies nichts Seltenes. Bald drangen Soldaten ins Räubernest ein, aber sie wurden zurückgeworfen oder massa-

triert. Am Gestade, völlig dort, wo des Schreiners Wahnfred Haus gestanden war, soll sogar eine förmliche Schlacht stattgefunden haben; die Rotten von Trawies siegten, die Krieger schwammen entseelt die Trach heraus und wurden im Heidegelände bei den fünf Kiefern an den Sand geschwemmt. Die daselbst aufragende Felswand heißt noch heute der Leichstein.

Aber auch zwischen den Trawieser Leuten selbst sollen stets Kämpfe, Raubanfälle und Gewalttaten allerart stattgefunden haben.

In der Ortschronik zu Neubruck ist die Rede von einer argen Sach- und Weibergemeinschaft, so die „Trachen" unter sich eingeführt und die ein ersprießliches Mittel gewesen wäre, daß sich die Verbrecher gegenseitig totgeschlagen hätten. Doch es war einer unter ihnen, dem es lange gelungen, eine gewisse Ordnung aufrechtzuhalten; sonst wäre es nicht denkbar, daß sich diese gott- und menschenverlassene Gemeinschaft hätte behaupten können.

Andere Berichte erzählen von einer wilden Seuche, die aus den Trawieser Wäldern hervorgekommen sei, um pestähnlich im Lande zahlreiche Opfer dahinzuraffen.

Im Trasanktale haben noch vor etwa siebzig Jahren die Leute einen Stein gesehen, auf dem Buchstaben eingegraben gewesen. Die berichteten von einem „großen Sterben" zu Trawies und daß sich von der Dreiwand an die dreißig Personen aus Verzweiflung in die Trach gestürzt hätten.

Das genügt, um uns das Ungeheure ahnen zu lassen. Der Erzähler, der nicht allein in den verstaubten Chroniken, vielmehr zum Zwecke seiner Forschung auch in den ewigen Urkunden des Menschenherzens zu lesen bestrebt war, er sucht die vor ihm aufsteigenden Bilder der Schrecknisse und Greuel in den Schatten der Wälder zu verbergen, er will sie nur in-

soweit berühren, als sie mit den Schicksalen jenes Mannes verflochten sind, von dem das Unheil ausging und in dem er das heiße Bestreben fand, den verlorenen Himmel wieder aufzurichten und die unglückliche Gemeinde der Erbarmung und Gnade zuzuführen.

Wahnfred hatte mancherlei Angelegenheiten zu schlichten, aber der Erfolg war karg.

Es sind einige Beispiele zu erzählen, wie absonderlich dieser Mann war und wirkte.

Eines Tages kam ein Mensch aus dem hinteren Trasanktale zu ihm, ein schöner, kerngesunder Gesell, der klagte sein Weib an. Das Weib habe einen Ehebruch begangen, halte es heimlich mit dem abgedankten Forstjungen vom unteren Ritscher.

„Weiß sie, daß du's weißt?“ fragte Wahnfred.

„Jetzt noch nicht, aber ich will ihr's heute zu wissen machen,“ antwortete der Ehemann und unterstützte sein Wort mit einer nicht leicht mißzuverstehenden Handbewegung.

„Tue das nicht,“ sagte Wahnfred, „sobald über derlei das erste Wort gesprochen, ist's für alle Ewigkeit vorbei.“

„Das ist's. Sie hat mich betrogen. Es ist ein schlechtes Weib!“

„Wenn sie dich betrogen hat, so verdient sie auch nichts anderes zu sein.“

„Was soll ich also machen?“

„Still sein und sie verachten.“

„Verjagen will ich sie!“ rief der Ehemann.

„Dann kommt sie um und du hast in deinem Gewissen einen Stachel. Dulde sie um dich, lasse sie unbeachtet, aber hasse sie nicht.“

„Aber wenn es mir ein Kind auf die Welt bringt?“

„So habe das Kind lieb.“

„Auch wenn es nicht mein ist?“

„Habe das Kind lieb.“

„Sie wird mich darüber höhnen.“

„Mag sein, daß sie es dir eines Tages vorschreit, du hättest kein Recht, das Kind liebzuhaben. Darauf sage: Du hättest das größte Recht dazu. Denn du hättest es lieb, weil es so unschuldig und so arm sei, weil es eine schlechte Mutter habe, und einen Vater, so bübisch, daß man ihn gar nicht nennen könne. Einem so unglücklichen Wurm wolltest du der freiwillige, treue Vater sein.“

„Das kann ich nicht! So bin ich nicht! Das kann ich nicht!“ rief der Mann aus dem Trasanktale und ging davon.

Wahnfred blickte ihm nach und sagte zu sich: „Ob wohl ich es könnte?? —

Wahnfred übte sich im Wohltun. Kein Hungriger ging von seiner Tür; Wahnfred brach für ihn das letzte Stück Brot, und an diesem evangelischen Brotbrechen, diesem Wunder der Liebe, erkannte wohl mancher im Schreiner vom Gestade den Heiland. —

Wahnfred bewohnte längere Zeit das Haus des verjagten Feuerwart an der Trach. Sie nannten ihn den Hauptmann, sie krochen vor ihm, sie gaben ihm Feste und allerlei Ehren, aber sie taten, was sie wollten. Sein Plan, scheinbar in ihre Absichten einzugehen, sie zu ordnen, um sie dann halten und leiten zu können, war mißlungen. Sie hörten seinen Reden zu, sie stellten sich seinen Anordnungen zurecht, um im nächsten Augenblicke wieder auseinanderzufahren, jeder seinen Begierden und Leidenschaften nach. Sie waren Kinder ihrer Zeit, sie gaben sich mit allerlei Hokuspokus ab, trieben Hexereien, die mißlangen; übten sich in Teufelsbeschwörungen und mancher ging mit der Einbildung um, der Böse sei sein Diener. Es war auch

gar kein schlechter Einfall, dem Teufel gegen Lieferung von irdischen Schätzen die Seele zu verschreiben, die ihm ohnehin verfallen war. Nebstbei hatten sie das Bedürfnis nach einem Könige und hohen Priester. Sie schworen dem Wahnfred, jeglichen Raubausfall zu unterlassen, um dann nach kurzer Zeit mit reichen Opfern ihn zu überraschen, die sie auf ihren neuen Zügen erbeutet hatten.

Sie machten ihn zum unumschränkten Herrn über ihr Leben und Sterben, aber wenn er über einen das Urteil der Züchtigung aussprach, so lachten sie ihm ins Gesicht und er hätte seinen Urteilsspruch wohl selbst vollziehen können, wenn er stärker gewesen wäre, als die ihm plötzlich trotzig und höhnisch entgegenjohlende Rotte.

Wahnfred trug es, verwand es. Er blieb der Mittelpunkt von Trawies und hoffte auf eine Wendung, und wäre es auch die, daß eines Tages der Feind einbreche in den verbannten Kreis und die Unseligen allesamt — auch ihn, ihn vor allen — vernichte.

Aber sie verteidigten ihre Burg. Die große Zerfahrenheit, die auch draußen herrschte in aller Herren Länder, die Glaubenskämpfe, die Einfälle der Asiaten, die Pestgefahr nahmen alle Kräfte in Anspruch, man verteidigte sich eben nur zur Not gegen die Räuber aus den Trasankbergen, ließ es aber in Trawies gehen, wie es ging. Die Grenze blieb gesperrt, die Bevölkerung selbst hatte die Wache übernommen und schlug in ihrem Fanatismus jeden tot, der sich über die mit Stricken und angekohlten Baumstämmen gezeichnete Linie hinausgewagt hatte.

Mehrmals schon hatte Wahnfred eine Bittschrift abgefaßt, einen erschütternden Schrei an die Menschen um Barmherzigkeit. Und er war die Bewohner von Trawies angegangen um ihre Unterzeichnung.

„Sind wir Kinder, daß wir um die Rute betteln sollen?" fuhren sie ihn an, „wir haben kein Verlangen nach Robot und Stock. Hängen täten sie uns. Das können wir selber, wenn's aufs letzte geht."

„Ihr habt vergessen, daß es auf der Welt noch Männer gibt," rief Wahnfred einmal, „wenn sie Gnade versprechen, so werden sie Gnade geben."

„Wir brauchen keine. Uns gegen die Türken hetzen, das wäre ihre Gnade."

Da versuchte es Wahnfred mit List. Er ging zu den Älteren, zu den Eingeborenen von Trawies, in denen er noch Gerechtigkeitsliebe vermutete, in denen die Sehnsucht nach geregelten Zuständen, nach Gesetzbuch und Evangelium brannte — freilich, solcher gab es nur mehr wenige — aber zu ihnen ging Wahnfred und ließ sein Bittgesuch um Aufhebung des Anathemas unterschreiben.

„Bereitet eure Waffen," sagte einer, „vielleicht werdet ihr euren Namenszug mit der Faust schreiben müssen!"

Sie bereiteten ihre Waffen, Werkzeuge des Waldes, des Feldes, der Wiesen, die im Verrosten waren; sie verbargen diese in den Winkeln ihrer Häuser und Höhlen, unter ihren Lagerstätten und waren des Aufstandes gewärtig.

Wahnfred aber sammelte Unterschriften und Kreuze, und als einer zeichnete, so tat's auch der zweite, der dritte; die wenigsten konnten ihren Namen schreiben, sie machten Kreuze, und bald war der große Bogen angefüllt mit Unterzeichnungen.

Wahnfred war der Überzeugung, daß die Aufhebung des Bannes nicht versagt werden könne, wenn man sehe, die Trawieser Leute wollen sich zur Buße wenden und sich wieder der Ordnung fügen. Er selbst sehnte sich — nach dem Schafott. Sein Richter hat keinen anderen Spruch, als das

Beil. Aber bevor Wahnfred die Stufen hinansteigt, wird er noch einen Fußfall tun vor dem Papste, vor dem Landesfürsten um Gnade für die durch ihn so elend gewordenen Leute von Trawies.

Wahnfred traf Anstalten, die Abgeordneten mit der Schrift, in der Trawies für alle Zeit Treue gelobte, abzusenden und ihnen über die Grenze ein gutes Geleite mitzugeben, da fragten sie ihn plötzlich, was er denn vorhabe?

Er las ihnen das Bittschreiben noch einmal vor, sie lachten auf. Er berief sich auf ihre Unterschriften.

„Wo?“ fragten sie.

Er wies auf die unzähligen Kreuze.

„Das ist ein Friedhof!“ riefen sie, „und führt drauf hin.“

„Uns führt kein Wisch mehr auf geweihten Anger,“ sagte der Bauer Isidor, „wird sich unsereiner auch nicht darum reißen. Tu' weg das G'schrift, Schreiner.“

„Eure Unterschrift!“

„Das Kreuz gilt nichts mehr zu Trawies, Schreiner, das weißt.“

Sie zerrissen den Bogen. —

In einer finsteren Nacht wären für den, der im Schachen hinter dem Sandhockhause gelauscht hätte, zwei flüsternde Stimmen zu hören gewesen.

Die eine sagte: „Sei ein Kamerad und tu's.“

„Tue es selber,“ die andere.

Dann waren sie still.

Und nach einer Weile wieder die eine Stimme: „Bin ich der erste zu Trawies, so sollst du nicht der letzte sein.“

„Ich will gar nichts sein, aber gut Leben will ich haben.“

„Was dein Herz verlangt, nur der Schreiner muß aus dem Weg.“

„So tue es selber,“ antwortete die zweite Stimme.

„Man soll nicht sagen, der König hätte seine Krone durch eine Gewalttat gewonnen.“

„Und ich soll für dich morden gehen?“

„Wer sagt was vom Morden, Kind? Aus dem Weg schaffen sollst du ihn. Dieser Wahnfred ist das Unglück von Trawies, er soll bei uns keinen Platz haben. Ich spreche darüber ungern mit einem anderen, du wärst mir der Verläßlichste; ich denke, du läßt dir die Gelegenheit, gut Leben zu gewinnen, nicht entgehen — wie?“

„Zeit mußt du mir lassen. Auf Gelegenheit wart' ich. Vermag ich's, so tu' ich's.“

„Abgemacht.“

„Festgenagelt.“

Hierauf im Dickicht Geräusch und alles wieder still. —

Vielleicht in derselben Nacht, da Wahnfred von seinem Hause aus einem Sterne zuschaute, der einen langen Streifen weit über den Himmel hin in die Richtung gegen das volkreiche Flachland streckte, kam ihm der Gedanke zu entfliehen. Es würde ihm gelingen, über den Ritscherwald und an den Abhängen des Trasank dem Bereiche von Trawies zu entkommen, um in fremdem Lande ersprießlicher als hier im Dienste der Menschen wirken zu können. Da fiel ihm sein Gelöbnis ein, bei den Unseligen auszuharren, mit ihnen zu siegen oder unterzugehen. —

Bisweilen ging Wahnfred hinauf zum Bart vom Tärn, um seinen heranreifenden Sohn zu sehen und ihm Lehren zu geben. Erlefried horchte nur so halb hin, wenn der Vater Worte sprach, schaute ihn dann kalt an und ging davon. Dem Bart hatten die Bürger von Trawies so ziemlich alles weggetragen, was genießbar und tragbar gewesen war. Sie

hatten ihm dabei wohlgemut die Hände geschüttelt, er möge sich daraus nichts machen, es wäre so der neue Brauch und er solle nur mit ihnen kommen und wacker Anteil nehmen an allem, was sie auf ihren Wegen fänden.

Der Bart ging nicht mit ihnen, stieg gar nicht mehr hinab ins Tal, baute an entlegenen Stellen des Waldes sein Kraut und seine Rüben an, sammelte wilde Früchte und verbarg sie, so gut es ging, vor den Räubern. Die in losen Schwärmen hin und her fahrenden Gesellen und Gesellinnen verzichteten auch gern auf den alten Mann, hingegen hatten sie im Hause am Tärn einen jungen, flinken Burschen entdeckt, dem sie nachstellten und als kräftigen Streiter und Genossen mit sich führen wollten.

Sie hatten den zum Manne herangewachsenen Erlefried gesehen. Der war so wenig wie sein Nährvater gewillt, mit den Rotten zu ziehen und mußte sich mehrmals vor ihren Nachstellungen flüchten. Da ging er freilich am liebsten hinab in den Dürrbachgraben, wo eine liebe Maid so einsam und geduldig ihren hinsiechenden Vater pflegte, und leistete den armen Menschen Beistand. Dann war es wieder nötig, daß er höher ins Gebirge, tiefer in den Ritscherwald floh, denn sein Vater hatte ihm gesagt: „Du bist schuldlos, du magst dich entziehen, du mußt es tun. Gehe in die Wildnis unter die Wölfe, ehevor du dich zu dem Volke von Trawies gesellest!"

Da hat sich mit diesem Burschen einmal eine Geschichte zugetragen, die uns von der Schlauheit der Bewohner des Hauses am Tärn einen guten Beweis gibt, und die eine ungeahnte Ursache war, daß der Sohn des Schreiners für die Zukunft von den Verfolgungen des Gesindels Ruhe hatte.

Es war zur Zeit des Winters. Das Haus des Bart war von Schneewänden umgeben, die der Wind gebaut hatte.

Eine einzige Lücke war ausgeschaufelt, ein enger Fußsteig offen, der hinab gegen das Tal führte.

Das Weib des Bart saß in der dunkelnden Stube und tat Garn spinnen — Garn aus dem Flachs, der im vergangenen Sommer auf einem entlegenen Hange in den Birstlingblößen gewachsen war. Sonst saß auch der Bart nicht weit von ihr an seinem Webstuhle, aber heute befand er sich vor dem Hause auf dem freien Plätzchen, das durch einen Bretterverschlag notdürftig gegen den Schnee geschützt war. Dort schlachteten er und Erlefried ein Ferkel für die nahe Zeit der Weihnachten.

Und als diese vier Bewohner des Berghauses gerade so in Arbeit waren, da eilte von der Stoßnickelhütte herein ein Knäblein mit der Nachricht:

„Sie kommen!"

„Wer?"

„Die Trawieser Leut' kommen. Da unten habe ich sie gesehen, ein klein Eichtel Zeit und sie sind da."

Erlefried schoß empor. Die Trawieser Leut'! Da galt's zu fliehen, denn er hatte schon vernommen, daß sie ihm mit Ernst nachstellten, um ihn ihrer Streitmacht anzureihen. Er mußte ihnen entkommen. Aber wohin zu solcher Zeit? Der Schnee schloß alle Wege ab — zähneknirschend preßte der Bursche die Finger um den blutigen Griff des Messers. Die Hausmutter rief: „Verkriech' dich ins Stroh!" Der Bart riet: „Vergrab' dich im Schnee!"

„Wird nichts nutzen," sagte der Bursche, „wenn ich verschurkt bin, so gehen sie ohne mich nicht fort. Dem Josahannes haben sie ja das Haus angezündet, bis er vor Rauch und Hitze aus seinem Versteck hervorgesprungen ist. Laufen hilft auch nichts, man kann im Schnee nicht weiter und dann die Spur!"

„Eine Schande ist's, Junge, wenn du diesen Bestien nicht auskommst!" rief das Weib. „Ich wüßte was, wenn ihr gescheit genug wäret."

Der Bart antwortete: „Ich denk', Alte, soviel Verstand haben wir selbander noch, als wie du allein."

„Gut für euch," sagte sie und wendete sich zu dem noch immer kleinmütig dastehenden Botenknaben. „Natz, du bist ein ausbündiger Bub' und zum nächsten Sonntag komm', da kriegst vom Ferkel die Lümpeln. Jetzt gehe eilends davon, den Steig hinab. Sie begegnen dir und werden dich fragen, wo du gewesen bist, oder wo du hin willst. Gib Antwort, es wäre heute beim Bart vom Tärn einer erschossen worden und du müßtest den Totengräber suchen. Drauf spring davon und sei gescheit."

Der Knabe ging, der Bart aber rief seinem Weibe zu: „Du Lappin, was willst denn damit?"

Sie fuhr mit der flachen Hand über die weiße Ofenmauer, fuhr damit dem Burschen über das Gesicht — da war er blaß wie ein Toter.

„So, Kind, die Farbe hast, und jetzt lege dich auf die Bahre."

Nun hatten sie verstanden. Eine ähnliche List, wie damals mit dem Pfründner Lull.

„Vielleicht haben wir diesmal Glück. Zu verlieren ist nichts."

Rasch verabredeten sie noch manches, taten dem Burschen Blutstriemen in die Haare, die Kleider trugen ohnehin etwelche Spuren. Und während der Bart draußen das tote Ferkel tief in den Schnee grub, bahrte das Weib in der Stube zwischen Webstuhl und Ofen auf der Lehnbank, wo einst die Mutter Erlefrieds gelegen, den Erlefried auf. Dieser streckte seinen schönen, schlanken Leib auf dem Brette aus,

legte die Arme kreuzweise über die Brust, ließ das blutige Haupt mit den geschlossenen Augen nach rückwärts hängen, daß die zerrissenen Locken über den Rand der Bank hinabschlugen. Dann steckte ihm das Weib des Bart ein geschnitztes Kreuz in die Hand, holte ein großes Leintuch herbei, hüllte den Burschen damit ein und sagte: „Jetzt rühr' dich nicht mehr!"

Hierauf stellte sie noch einiges, was zu einer Totenbahre gehört, nebenan, auch die brennende Ampel. Als aber das alles fertig war, stand sie vor der Bahre still und flüsterte beklommen: „Melde dich, Erlefried!"

Der Tote tat's, da war die alte Frau beruhigt.

Jetzt eilte der Bart herein: „Ist's fertig? Sie steigen schon daher."

Er sah den Erlefried liegen, erschrak und schmunzelte.

Vor dem Hause standen mehrere Männer, verkommen aussehend und auf den blutigen Schnee starrend, auf dem vorhin das geschlachtete Tier gelegen war. Schon wollten sie ins Haus treten, da schoß ihnen das Weib des Bart heulend entgegen: „Daß ihr nur kommt, Leut', daß ihr nur kommt! Es ist kein Bleiben mehr in dieser Gegend."

Was geschehen sei? fragten sie.

„Räuber sind dagewesen, haben uns den Burschen erschossen. Tut das Blut weg, ich kann es nicht sehen!"

Sie spielte gut. Der Bart saß auf einem Blocke seines Webstuhles zusammengekauert.

Die Männer, die in die Stube getreten waren, blickten unsicheren Auges auf die Bahre hin, an welcher der matte Schein des Ampleins lag. Dann setzten sie sich polternd an den Tisch und verlangten zu essen.

Das Weib brachte wässerige Milch. Sie mußte zuerst

selbst davon kosten, denn die Leute trauten einander nicht mehr.

„Habt keine Angst," rief sie, „hätte ich Hüttenrauch (Arsenik) im Haus, ich wollt' ihn nicht sparen, dasselb' mögt ihr trutz glauben. Auf einer solchen Welt mag ich nicht mehr leben." Und sie weinte, daß es im Hause widergellte.

Die Rotte aß Milch und Brot und zwei gingen auf die Suche, ob nichts Besseres im Hause wäre.

Das Weib, das sich in der Nähe der Bahre zu tun machte, nahm wahr, wie Erlefried gegen ein losbrechendes Niesen kämpfte. Eilends setzte sie sich zum Spinnrade und brachte das klappernde Dinge in Bewegung. Der Bart begriff sofort. Langsam erhob er sich. „Was nutzt das Verzweifeltsein," seufzte er, „kein Herrgott kann's mehr ändern. Die Arbeit muß den Menschen halten!" Und er kauerte sich in den Webstuhl und hub an zu webern und zu poltern, daß die Männer am Tische ihr eigenes Wort nicht verstanden, und der Bursche unter dem Bahrtuche konnte niesen und husten nach Herzenslust. Doch tat er nicht mehr, als nötig war. Die Fremden erhoben sich endlich; einer von ihnen nahm die Alte am Arme und sagte: „Die Leich' aufdecken!"

„Wem darnach gelustet, der soll's nur selber tun," antwortete das Weib. So ging er zur Bahre, zog das Tuch ein wenig vom Haupt zurück —

„Ist schon gut," murmelte der Mann und warf das Tuch wieder über das Haupt. „Es ist der Sohn von unserem Hauptmann."

„Mord um Mord, das ist Wiedervergeltung!" flüsterte ein anderer in der Rotte.

Da verließen sie das Haus. Als sie fort waren, trocknete sich das Weib den Angstschweiß.

Der Bursche stand auf, reinigte sich und murmelte: „Das tue ich nimmer."

„Wirst es auch Rat haben," sagte das Weib; „du bist ihnen tot und sie lassen dich in Ruh'."

Von dieser Zeit an war keine Frage mehr nach Erlefried, dem Sohne des Schreiners. Ja, Wahnfred selbst war eine Zeitlang im Glauben, sein Kind wäre von Räubern erschossen und auf der Höhe begraben worden. Er hatte keine Klage; er hielt es für ein Gottesgericht und weinte Tränen der Dankbarkeit, daß Erlefried in seinen schuldlosen Jahren der Drangsal entrückt worden sei.

* * *

Wahnfred hatte bisweilen das Gefühl der Stumpfheit; er war mutlos. Er ergab sich und hielt sich nur mehr als das Sühnopfer von Trawies, über das alle Qualen kommen müßten, bis die letzte, tötende ihm Ruhe bringen konnte. — Er wußte es selbst nicht, daß er noch so tatenkräftig war; sein Leben, das er nach außen abschloß, kehrte sich in sein Inneres. Er suchte in alten Offenbarungen und in neuen Träumen eine Leuchte für die grauenvolle Nacht, die ihn und seine Mitgenossen umgab.

Aber die Bibel war ihm verhaßt geworden; sie hatte ihn verführt, sie hatte ihm sozusagen das Mordbeil in die Hand gegeben. Die zornigen Gesetze des alten Bundes, hatten sie ihn nicht geradezu aufgefordert, die Tat zu vollbringen? Auch in den Schriften des neuen Bundes fand er kein Heil. Aus ihnen, oder ihren Deutungen, war ihm und der Gemeinde dieser gräßliche Fluch geschöpft worden.

Das Alte Testament gab der Gemeinde Trawies den entmenschten Missetäter, das Neue den entmenschten Richter. In heißer Sehnsucht forschte Wahnfred nach einer neuen Offenbarung. Er kam sich vor, wie ein Moses in der Wüste, der sein verlorenes Volk einer besseren Zukunft entgegenführen sollte und nach Wegen und Satzungen sucht.

In einer Nacht nach grauenvollem Tage, da er verlassen in dem ehemaligen Gehöfte des Feuerwart auf seinem Schaube lag, kam ihm ganz plötzlich — als hätte es eine fremde Stimme gerufen — in den Sinn, der Menschen Ringen sei allvergebens, die Welt gehöre dem Teufel. — Stand es nicht auch ähnlich in jenen „Offenbarungen eines frommen Einsiedlers", die er in der Klause des Ritscher vorgefunden? Er hatte den Gedanken von sich gewiesen, aber nun zu Trawies so ungeheuerliche Beweise von der Richtigkeit desselben erfahren, daß er ihn neuerdings aufnahm, daß er ihm nachzuhängen begann Tag und Nacht.

Aber weiter hieß es, daß Gott sprach: überlassen wir die Entscheidung dem Menschen selbst. Er soll wählen zwischen Erdenglut und Sonnenlicht. Entsagt er der Erde, vermag er es, sich seiner selbst zu entäußern, freiwillig zu sterben, so ist er mein.

Wahnfred beschloß, das Haus an der Trach zu verlassen, den Trawieser Leuten, die Verbrechen auf Verbrechen häuften und ihn ihren Hauptmann nannten, zu entfliehen, nicht über den Flammenring hinaus, sondern um in größerer Einsamkeit dieser Wälder der seltsamen Offenbarung nachzuhängen und vielleicht aus derselben dem verworfenen Volke zur Rettung eine neue Lehre zu entwickeln.

Fast auf der Höhe jenes Berges, der Johannesberg genannt wird, nur ein wenig gegen den Hang hin, auf dessen rotbraunen Grund die aufgehende Sonne fällt, wenn die

übrigen Höhen noch im Schatten stehen, und von dem man das waldige Trawies so hoch und weit überblickt — stand zu jener Zeit eine Menschenwohnung. Es war die aus Holz gezimmerte Hütte eines armen Weibes, das zur Zeit des Sommers die auf dem Berge weidenden Herden der Trawieser Bauern überwacht hatte. Das war die Witwe eines Holzers gewesen und niemand hatte sich des weiteren um sie und ihr Kind gekümmert, so wie auch sie wenig danach fragte, was im Tale vorging. Die Aufmerksamkeit der Leute wurde erst erregt, als man durch einen Zufall in Erfahrung gebracht, daß ihr Kind zu einem außerordentlich schönen Mädchen herangewachsen sei. Und eines Tages fand man die Witwe erdrosselt in ihrer Hütte, und das Mädchen war spurlos verschwunden.

Wenige Tage lang besprach man das Ereignis, das in dem vielbewegten Trawies aber bald durch neue Seltsamkeiten verdrängt wurde. Niemand ward bewogen, der geheimnisvollen Tat nachzuspüren; das tote Weib wurde in die Erde gescharrt, die Hütte stand leer und der Wind schlug ihre Tür ächzend auf und zu.

Dieses Dach fand Wahnfred auf seiner Suche nach einem einsamen Aufenthalte. Er wählte es, um unter ihm als Einsiedler den Spuren der rettenden Wahrheit nachzusinnen.

Den Trawieser Leuten hatte er gesagt, er gehe nun davon, sie möchten nicht forschen wohin. Er werde ihre Taten sehen und zu seiner Zeit wieder unter ihnen erscheinen in Herrlichkeit und Gewalt.

Er sah, wie sie da aufhorchten, er sah ihren Hang nach Geheimnisvollem, so wie er in den Verstoßenen schon längst das innere Bedürfnis nach religiösen Begängnissen wahrgenommen hatte. Insgeheim mochte doch manchem etwas

bange sein, gleichwohl es ein anderes war, was sie wollten, als was Wahnfred suchte. Sie wollten mit allen Sinnen genießen; Wahnfred suchte den Frieden des Herzens. Sie wollten den Himmel; Wahnfred suchte Gott.

Sie beschworen ihn, daß er fürder ihr Hauptmann bleibe — als ein Zeichen, dessen sie bedurften, das Wahrzeichen des „befreiten und freien Trawies". Was er litt, sie wußten es nicht, was er plante, sie ahnten es nicht, sie waren aus anderem Holze, als das in eines solchen Schreiners Werkstatt ist.

Und Wahnfred lebte nun in der Hütte, die auf dem Berge des Johannes stand. Er grübelte, er träumte. Jene wunderliche „Offenbarung" keimte, wob in ihm fort, gährte, läuterte sich, wurde lebendig. Schließlich war es ein anderes, was da aus der Seele des Schwärmers hervorstieg. Und da Wahnfred Monde lang verborgen war, fand sich eines Morgens am Fuße der Dreiwand, fast dort, wo man dem Volke von Trawies Kirche und Himmel ausgelöscht hatte, auf den glatten Stein gezeichnet folgende Schrift:

„Eins: Gott schuf die Himmel, und die Engel als Einwohner der Himmel. Der Engel Leben war Hoffart gegen Gott.

Zwei: Gott verstieß die Hoffärtigen, die bösen Geister in eine Ödnis, so die Erde heißt. Da leben sie in Leibern aus Lehm und sind anheimgestellt aller Drangsal. Sie sollen sühnen die Hoffart durch Demut, die Selbstsucht durch Selbstaufhebung, bevor ihr Leib wieder in Lehm sich löset.

Drei: Denen das gelingt, die steigen auf in die ewigen Himmel; denen es nicht gelingt, die kehren von neuem ein in irdischen Leib. Und sie kehren solange zurück zu Not und Tod, bis sie klar sind."

Durch die betauten Bäume flossen Sonnenstrahlen nieder auf den Stein, und die Leute standen dabei und betrachteten die Schrift und wurden aufgeregt, als sie sich deren Sinn zu erklären suchten.

„Ja, ja," sagte der Jäger vom Trasank, „mir schwant allweg, ich bin schon einmal auf der Welt gewesen, und daß ich nicht hab' fertig werden können mit der schmutzigen Wäsch'!"

„Ich bin der Etzel gewesen," prahlte Roderich der Stromer.

„Du bist der Etzel gewesen," spottete der Tropperknecht und sprach das tz wie s aus.

„Ich verspür' vom Herodes noch was in mir," sagte der kleine Baumhackel, worauf ihm ein anderer bemerkte: „Da schaust du mir eher dem Judas gleich."

Und als sie sich satt gewitzelt hatten, scherten sie sich nicht mehr weiter um die neuen Gesetztafeln.

Wenn jene Lehre meinte, die gefallenen Geister müßten sich solange im Menschenblute waschen, bis sie rein wären, so hat sie auf die Trawieser Leute nicht gerechnet. Das Blut kochte und schäumte und sie wurden von Tag zu Tag befleckter.

Wahnfred sah es, daß die Schrift an der Dreiwand nicht das Rechte war. Aber er ruhte nicht, er suchte mit dem Kopfe, er suchte mit dem Herzen nach einem Retter, nach einem Gott. Ob und wo er ihn finden und wie die Erlösung vollzogen werden sollte — ahnte er es? —

Trotz alledem ging noch ein milder Engel durch die Wälder von Trawies.

In einer Seitenschlucht des Rockenbaches stand das Haus der Zirmerleute. Es war eine arme Familie, der

Zirmer hatte sich stets mit Holzschnitzen beschäftigt, und war dann ins Land hinausgegangen, um mit seinen schlichten Waren zu hausieren und Lebensbedarf für seine zahlreiche Familie mit heimzubringen. So war er auch zu jener Zeit, da über Trawies der Bannfluch gesprochen wurde, auf der Wanderschaft. Als er von dem Elende hörte, das über seine Heimat hereingebrochen war, wendete er sofort den Weg und ging Tag und Nacht, um zu den Seinen zu gelangen. In der letzten Nacht kehrte er noch bei einem Verwandten in Neubruck zu. Der Verwandte suchte ihn zu halten, er möge Gott danken, daß er außerhalb des Feuerringes stehe und er würde jetzt doch nicht heimkehren nach Trawies, wo alles verflucht und verdammt sei. Ihm stehe noch die Welt offen und das Himmelreich, so möge er nicht als Gottes und der Seele Feind ins Verderben rennen!

Der Zirmer hörte nicht auf solche Vorstellungen, in seinem Haupte war nichts als Weib und Kind, in seinem Herzen war Weib und Kind. Entfliehen mußte er dem Verwandten, der den Unsinnigen mit Gewalt festzuhalten suchte. Die Wachtmänner bei den fünf Kiefern grinsten höhnisch, als er an ihnen vorbeieilte. Bei seinem Hause angelangt, fiel er vor Aufregung und Erschöpfung zur Tür herein. Seither lag er krank, siechte armselig hin. Seine erwachsenen Söhne zogen draußen mit den Banden, seine unmündigen Kinder nagten an unreifen Waldfrüchten, sein Weib stand ihm bei in mutvoller Treue, aber wenn sie allein war und ihr Mann schlummerte, da verfiel sie in ein Weinen, daß die Steine sich hätten erbarmen können. — In solcher Not, in solch grenzenloser Not, und keinen Helfer haben auf Erden und im Himmel! Da bist du sterben heimgekommen, du guter Mann, und wir haben keinen Heiland für dich. Aller Jammer wäre so leicht zu ertragen!

daß die Menschen in der weiten Welt doch inne würden, wie nichtig das Erdenleid ist, wenn man in Gottes Gnade der Ewigkeit entgegenhoffen darf. Aber in solchem Elend sein — und keinen Gott haben, verlassen und verloren sein allerwege — allerwege! . . .

Der kranke Zirmer sagte nichts, als: „Laß mich ableben! laß mich nur still ableben und komm' mir ehzeit nach."

„Wohin denn?" rief sie. „Wenn ich denke, wohin wir müssen, da schauert mir die Haut. Wir sind gerichtet."

Als nun das Weib des Zirmers von der Schrift hörte, die unten an der Dreiwand gefunden worden wäre und in der eine Verheißung liege, tat sie einen gellenden Schrei und weinte laut. Sie weinte vor Freude.

„Gott Lob und Dank!" sprach sie, „wir verspüren den Herrgott wieder!"

So tief war die Sehnsucht mancher Gemüter der verstoßenen Gemeinde nach dem Troste der Religion. —

Und Wahnfred saß in seiner hochgelegenen Hütte, und sann und sann. Es war in den Maien, ihm war pfingstlich.

Die zarten Vergißmeinnichte schauten treuherzig zu ihm auf, als Boten aus der Erde, erstanden zur stillen Mahnung, derer nicht zu vergessen, die liebevoll einst in seinem Lebenskreise gewaltet, nun zur Erde gesunken sind.

Hoch über dem weiten, klaren Meer der Luft, tief im Himmel drinnen brennt der Sonnenstern und sendet seine Flammen den lichtdurstigen Wesen der Erde. — Pfingsten! Phönix! Das vor etlichen Monaten noch in Moder und Starrnis daliegende Jahr ist neuverjüngt auferstanden, wie der Wundervogel im Märchen.

Ist es denn wahr, daß die Menschen so sehr zum Bösen neigen? Wir stehen aufrecht, unser Fuß wandelt auf Blumen, unser Haupt ist gereift im Lichte des Himmels.

Das Leid des Herzens, was ist es anderes, als Heimweh nach dem Guten und Heiteren!

Und ist es Elend, wenn unser Haupt einmal in Wetternacht gehüllt ist? Gäbe es keine Nacht, wer hätte je in die Tiefen des Sternenhimmels geschaut!

Da kommen sie, die undankbaren Kinder der Welt und schreien: Die Mutter ist schlecht! — und beweisen es. Ich sage trotz allem: Sie ist gut und brauche es nicht zu beweisen. Und schauet den Lebensweg dessen, der hier im Waldfrieden ruht. Der Zweifel hat mich an der Brust, der Kummer mich an den Haaren gepackt; der Haß hat mich durchwühlt, die Liebe mich gefoltert; Unrecht habe ich erfahren. Aber tausendmal mehr als das alles: Unrecht hab' ich getan! Und dennoch, ich ersehne das Schlafen nicht und bedauere des Morgens das Erwachen nicht. Vernichten kann mich nicht der Schmerz, denn er will geheilt sein, nicht die Schuld, denn sie will gesühnt sein — nur die Stumpfheit, denn sie will — nichts.

Draußen im Lande das Kornfeld. Die jungen Ähren heben ihre Häupter und ihr Pfingstgebet geht nach Sonnenschein. Ihre Sehnsucht ist, zu reifen, aber das Reifen ist ihr Sterben. Das Korn kommt in die Erde. Und im nächsten Jahr, wenn wieder Pfingsten ist, kann das Kornfeld zehnmal größer sein. Das Leben nimmt nicht ab, es nimmt zu.

Welch selige Stimmung, du guter Wahnfred!

Dann wieder blickte er hinab. Der lichte Schleier des Sonnenäthers lag über Berg und Tal; die Wässer der Trach, der Miesing, des Rockenbaches glitzerten wie Silberketten zwischen den grünen Matten, die Mauer der seit lange verschlossenen und verfallenden Kirche schimmerte wie ein Sternchen Schnee.

Wenn ich, so dachte Wahnfred einmal, jener Gott wäre,

von dem der Glaube sagt, daß er gerecht und barmherzig ist, ich würde der Not da unten noch heute ein Ende machen. Sind nicht die Wuchten des Trasank, die Meere der Wolken, die Feuer der Himmel in meiner Hand! Übers Jahr blühten aus der Zerstörung wieder die Blumen, und es wäre gut. Es wäre gut.

Wenn einer aus dem Geschlechte der Menschen — irgendeiner — plötzlich Allmacht hätte, es wäre besser für uns, denn so, da ein etwas über allem ist, das nicht versteht und nicht verstanden wird, das mit Herzen herzlos spielt, das nicht lächelt, wenn wir kurze Lust haben, nicht weint, wenn wir untergehen.

Das war eine der Stimmungen, welche den armen Mann durchzogen. Zu anderen Stunden dünkte ihm alles wieder anders.

Wenn es mir bloß nach dem Himmel gelüstet, sagte er sich einmal, so erbettle ich ihn nicht von Gott, sondern von den Menschen. Vom Kind die Unschuld, vom Jüngling die Schönheit, vom Manne die Kraft, vom Greise die Güte, das zusammen gäbe den Himmel auf Erden. Der wird mir versagt. So klopfe ich bei mir selber an. In meiner Macht liegt es, daß ich sühne, daß ich so werde, wie ich mir gefalle. Das vielleicht ist der Himmel und Gott in ihm. —

Es war im Hochsommer. Wahnfred strich durch die Wälder. Bisweilen vergaß er ans Gehen und hörte dem Zirpen eines Vogels zu. — Der Mensch versteht an fremdem Sange nur das, was er selbst schon empfunden; im wortlosen Liede, in der Musik findet er genau soviel, als er selbst hineinzulegen hat. Und so war Wahnfred, der Gottsucher, auch geneigt, des Vogels Stimme für eine Offenbarung zu halten.

Er schritt über Waldwiesen hin, der hohen Bäume blauer Schatten, in Sommertagen nur kurz, besäumt mit seinem Waldbufte mild den Rand. Ein Meer von fliegenden Tieren erfüllt die Luft, von der kleinsten Mücke bis zum langspießigen Hornuß, von der klingenden Waldbiene bis zum schillernden Schmetterling, vom hüpfenden Heupferdchen, von der zarten Halmfliege abwärts bis zu jenen ungezählten Insekten, welche die Mücke noch für einen Elefanten halten und die des Wanderers Gestalt wie winzige Stäubchen umgaukeln — sie alle zusammen geben wohl den Schleier, der an heißen Tagen über der Gegend liegt. Was hat da der seidenfeine Fliegenschnapper für gute Zeiten! So oft er den Schnabel auftut, verirren sich in ihn ein paar Dingelchen, die am Vormittag geboren werden, zu Mittag Hochzeit halten und nachmittags verunglücken. Erlebt eins davon die Stunde, da die Schatten sich dehnen über die Wiesen hin, so fröstelt es im hohen Alter und ist vergangen, ehe noch das Sonnengold von den Wipfeln der Bäume schwindet.

Von solch kleinen Wesen umsummt, lag Wahnfred oft hingestreckt im Grase, niedergedrückt von der Schwüle des Tages, von der Schwere der Empfindungen. Träumend richtete er sein Antlitz aufwärts und betrachtete die Traumbilder des Himmels. — Oder wären die Wolken, die phantastischen, ewig mannigfaltigen, die bald in zarten, lichtvollen Gestalten, bald in finsteren Zerrbildern hingegossenen, wallenden, im Werden vergehenden, im Vergehen werdenden Erscheinungen nicht die Träume des Himmels? Sie ziehen von Westen nach Osten — der Himmel träumt vom Morgenlande, von jenem Paradiese, das er einst geschaut hat, mit seinem Tau geküßt hat, wie seither keine Braut mehr auf der ganzen weiten Erde.

O Jugend der Welt! Alles Gestirne geht den ewigen

Lauf vom Morgen zum Abend, nur die Wolken ziehen den Weg zurück, ein sehnsuchtsvolles Reisen nach dir, vergangene Jugend der Welt . . .

Auch Wahnfred hatte eine Seele, die lieber nach rückwärts schaute, als nach vorwärts. Häufiger als je dachte er an das am Fuße seines Berges ruhende Gestade. Dort war seine Mutter, dort war sein Weib, dort war er Kind gewesen, dort hatte er ein Kind gehabt. Alles liebliche Glück war dort gekommen und hatte ihn besucht in seiner kleinen Werkstatt. — Es ist vorbei, und jener heiligen Zeit willen hat er nicht das Recht, der Welt zu fluchen. Er war der redlichsten Freundin des Menschen, der Arbeit, untreu geworden, er war grob abgewichen von den Wegen der Friedfertigen — eine gute Weltordnung muß es sein, die böse Tat so strenge sühnt.

Und er hat doch wieder Freude, denn eine neue Offenbarung geht ihm auf, er beginnt in der Natur die Schönheit zu sehen. O Menschenauge, wie schön gibt sich dir die Erde!

Sein Blick fliegt in das Bergrund hinaus weit über den Flammenring, die Sonne leuchtet dort nicht heller als hier, der Himmel wölbt sich wie ein schirmend Zelt über alles. — Reicher Träumer du! Kennst du das Herrscherpaar über die Gegend, so weit der Blick reicht? Deine Augen. Dem Gärtner gehört der Apfel, aber dir der grüne Baum; ihm gehört der Stamm, dir der blauende Wald. Anderen gehört das Einzelne, dir das Ganze. Prangt der Garten, hast du den Genuß; geht er zugrunde, hat ein anderer den Schaden. Jene nennt man reich, dich heißt man arm. Jenen zieht die Welt zu ihren Säckeln, dir zu deinen Sinnen.

Traurig bist du? Ei laß, so schreit der Uhu. — Hunger

hast du? Geh', so singt der Rabe. — Nach Leben dürstet dich? Weißt du, was ein Bergquell ist? Wenige wissen es, wenige sind wert, es zu wissen.

Alles, was aus den Brüsten der Natur hervorgeht, ist klar und rein. Vielleicht war auch der Quell der Menschheit einst hell und frisch, und der Strom hat sich nur getrübt auf seinem weiten Laufe, da er den Staub der Welt mit sich riß, hat sich in den planlosen Weiten verloren, in steten Wellenkämpfen verbittert, so wie das Wasser des Meeres bitter geworden, das erst wieder zu seiner Reinheit gelangt, bis es in den Wolken gegen Himmel gestiegen, zur Erde gefallen und aus ihr neuerdings hervorgegangen ist . . .

Erlösung in der Auflösung und nach dem Hinfalle bessere Urständ', dahin zielten, wie der Magnet nach dem Norden, all seine Gedanken. —

Weit hinter den Bergen, im sonnigen Flachland, schimmerten gelbe Flächen. „O glückseliges Land, wo die Glocken und die Sicheln klingen!" rief Wahnfred aus. Ja dort ist Frieden, dort ziehen die Schnitter zur Ernte, und das Erdreich hat seine Brust geöffnet, bietet all seine Früchte dar; so dankbar ist es, daß man ihm vertraut hat in den ersten Lenzen, da so vieles noch starr war und grau, und der Landmann sein Korn in die feuchte Scholle gelegt hat. Mit Kornblumen und mit den Purpurblüten des wilden Mohn hat sich das Feld für den Opfertag geschmückt, mit erdwärts geneigtem Haupte erwartet der Halm die Sichel...

Wann wird zu Trawies wieder Ernte sein? —

Erstarrt sind nun die Traumbilder da oben, als wäre der Himmel in tiefen Schlaf gesunken. Die wandernden Gestalten sind müde geworden auf ihrem Wege gegen Morgen hin, noch drängen die hinteren nach und in der

Stockung schiebt sich eine in die andere; eine steht der anderen vor dem Licht und sie erblassen und verdüstern sich und liegen grau und schwer wie heißes Blei am Himmel.

Und wie alles still ist und selbst die Mücken sich unter die Schirme der Germen und Gentianen bergen vor dem Sonnenbrand — hört man etwas, als ob in der Ferne ein Wagen über die Brücke der Trach rollte. Er ist bald darüber hinweg, dann wieder Stille, und die Bäume stehen bewegungslos, von der Hitze erschlafft, erstarrt. Über den Trasank hat sie eine mattgraue Wand aufgebaut, und so oft deren vorgeschobene Kuppen vor die Sonne wachsen, geht ein fahler Schatten über das Waldland, und wenn die Sonne wieder aus den bewegungslos scheinenden milchweiß beränderten Wolken hervortritt, ist die Nebelwand um so finsterer, als käme heute die Nacht durch leuchtende Ungeheuer einmal vom Untergang her der Sonne und ihren glorreichen Scharen feindlich entgegengezogen.

Wahnfred schließt die Augen, er sinnt, wie es wäre, wenn die Natur einmal in Lähmung verfiele und der Erdball stünde still, und die Sonne stünde auf dem gleichen Flecke und müßte brennen, immer gleich fortbrennen. — Drei Nächte nimm hinweg und es ist alles tot . . .

Von neuem rollt der Wagen, er ist näher, die Brücke ist länger.

Wahnfred schlägt die Augen auf, wie ganz anders sieht's jetzt am Himmel aus! Zerrissene, weiße und dunkle Wolkenballen, dahinter gedämpftes Grau, in dem die Sonne bereits ertrunken ist. Über die Zinnen des Trasank wälzen sich schwer ungeheure Wolkenmassen und fahren nieder an dem finster blauenden Gewände und schlagen an die Höhen des Ritscher und der Wildwiesen.

Es murren Donner, der Schall vermag die dichten,

rasch ins Tal sinkenden Nebel nicht zu durchdringen und schlägt wie ein halberstickte Röcheln ans Ohr. Die Blitze zucken nur in schwachem Schimmer durch die Nebel, aus denen hier und dort weißes Geflocke hervorspringt. Die gegenüberliegenden Berge sind nicht mehr zu sehen.

So finster ist es, daß zwischen den Zweigen der Hagebutte zwei Leuchtkäfer schimmern. Noch schreit eine Amsel, man weiß nicht zur Warnung oder zum Gebete. Ein Geier schießt ins Gewipfel nieder, der hat sich auf seinem Raubzuge in die Nebel verirrt und ist von einem Windstoß bodenwärts geschleudert. Nun fährt's an, von oben her und den Berg heran kommt's in finsteren Haufen, die Bäume pfeifen und rasen, das Gevögel flattert auf. Im Heidekraut selbst saust der Sturm und schleudert Sand und Erde empor. Ein blendendes Feuerband schlägt in den Lüften ein ungeheures Trudenkreuz, und wo es schmetternd zur Erde fährt, da lodert ein Baumstamm. Ein Meer von Nebel wallt, fliegt zerzaust und zerfetzt zwischen den krachenden Bäumen. Die Wolken brechen und fallen in Fluten nieder. Jetzt springt Staub, Moos und Reisig empört zur Höhe, jetzt ist es von wuchtigen Eiskörnern tief in den Boden geschlagen, und jetzt fährt alles, Halm und Ast, Stamm und Stein in braunen, brandenden Bächen lawinenartig der Tiefe zu. — Wahnfred sieht nichts mehr als das wirbelnde Grau, von roten Lichtern durchfahren, hört nichts mehr, als das Brausen wie auf wilder See. Das Rollen der Steine, das Stürzen der Bäume, das Krachen der Blitze, es ist eins geworden. Wie wenn der Hauch eines Gottes die Schöpfung wieder in ihr unsprüngliches Chaos zerblasen hätte, so wogen die Elemente durcheinander.

Wahnfred ist hingeschleudert worden in junges Dickicht, Hören und Sehen vergeht ihm, aber die Pulsschläge seines

Herzens klingen in wundersamer Weise. — Du armes Menschenkind! Du hast auch gehaßt; wie kindisch war dein Neid, wie ungezogen dein Zorn, wie kleinlich deine Bosheit gegen diesen Zorn der ewigen Gewalt, die mit einem Schlage alles rächt, alles erlösen kann. — Du hast auch geliebt! Welch wässerige Gefühlsseligkeit, welch ängstliche Eigensüchtelei, welch schwacher Mut, welch träge Leidenschaft gegen die Glut, die alles verzehrt und in der Vernichtung alles gebärt. Deine Leidenschaft ist ein Sturm im Glase — und du wagst den, der da in ewiger Größe zürnt und zerschmettert, armseliger, menschlicher Launen zu zeihen! Du wimmerst um sein Erbarmen, oder du ballst die Faust, um, bevor du untergehst, seiner Brust einen Schlag zu versetzen. O, du bist kindisch, du siehst deinen Feind im niedersausenden Eise und weißt es nicht, wie lange sich die Tropfen gesträubt haben, bis sie der Frost erstarrt, der Sturm hingeworfen hat. Du meinst, der Sturm wolle dich verderben und denkst nicht daran, wie verzweifelt die ungleichen Wärmeschichten miteinander gerungen haben. Und der Lüfte Schlachtenplan, er wird gemacht bei den Sternen. Alles und alles liebt die Ruhe wie du, und wird regiert von außen wie du, und muß der Alleinheit zutrachten wie du. Der Alleinige vernichtet und baut absichtslos, er will sich nicht nützen und dir nicht schaden — du bist ja sein, bist ein zitterndes Härchen an seinen Locken. Du bist ein Blatt im Kartenspiele und wirst auf deinen Posten gestellt, jetzt gewinnst du, jetzt unterliegst du, jetzt wirst du mit eingemischt und bist soviel und so wenig, wie jedes andere. Du bekämpfest scheinbar die übrigen Blätter und sie bekämpfen dich, aber ihr gehört zusammen und für das Ganze kann das Spiel nicht verloren sein. Unheilvoll ist nur jene Gefahr, die der Mensch sich selbst bereitet, denn auf solchem

Wege begegnet ihm das böse Gewissen. Im Streit der Elemente mag er ruhig sein; in welche der auf- und niederspringenden Wagschalen er auch geworfen wird, er dient dem Gleichgewichte, es wird wieder das Ebenmaß herrschen und das Zünglein friedlich nach aufwärts deuten, wo des Ewigen Hand an der strahlenden Sternenkette die Wage hält . . . So das Sinnen des gottsuchenden Wahnfred. —

Der Sturm ist vorüber. Hänge sind blaß und kahl, das Blätterwerk ist zu Tale geschwemmt. Der Trasank steht in scharfem Bilde da, leichte Nebelflocken schweben an seinen Wänden und die Luft ist kühl wie Kellerhauch. Das Tal der Trach ist weiß; ein Stück Winter ist krachend hingeworfen worden. Die Berge jenseits stehen in voller Klarheit, keiner ist gestürzt, über den Waldungen steigt da und dort ein blaues Rauchwölklein auf. Leichte Streifen durchziehen den Himmel, die hingehende Sonne lächelt ein „Gute Nacht" zurück. Fern über das Flachland grollt die Wetternacht dahin und auf ihrem stahlgrauen Grunde, wie aus gezähmten Flammenlichtern der Blitze gebaut, steht das hohe Halbrund des Regenbogens.

Wahnfred geht seiner Hütte zu. Was ist die Luft so rein! Keine einzige Mücke, kein Schmetterling, kein Heupferdchen mehr! Wer die Millionen der kleinen Toten zählen könnte! Da ist ein Weltgericht gewesen.

Nun kommt die ruhsame Nacht. Alles im Frieden, nur aus dem Tale dringt lauter als sonst das Rauschen der Trach. Die Wildwässer haben auch jene Schrift ausgelöscht an der Dreiwand. Aber Wahnfred sitzt ruhelos in seiner Hütte und sinnt und träumt. Fast will er heute vergessen der Vergangenheit; er denkt daran, was werden soll. Er möchte die Bande zerreißen, die ihn an die Vorfahren und ihre Satzungen binden, durch sie geleitet, hat er der Gemeinde

Trawies die Religion getötet. Einen neuen Gott muß er ihr geben . . .

Tief war es schon in der Nacht. Die schlaflosen Augen des Mannes, der vor der Hütte saß, irrten in die Gegend hinaus. Da sah er unten am Hang zwischen den Stämmen ein Lichtlein flimmern. Es glitt langsam hin und her, es kam näher. Und als es nahe war, trat über dem Flämmchen rosig beleuchtet ein schönes Mädchenangesicht hervor.

Sela trat vor ihn hin, hob das gläserne Häuschen empor, in dem die Ampel brannte, und sprach die Worte: „Der Feuerwart übergibt das Feuer." — — —

* * *

Sela war nicht zu bewegen, im Haus auf dem Johannesberge die Stunden der Nacht abzuwarten. Allein, wie sie bergwärts gestiegen war, stieg sie talwärts. Die hohen Tannen standen starr und hoben noch höher ihre Kronen, seitdem sie wieder einen Strauß mit dem Sturme so glücklich ausgefochten. Zwischen ihrem finsteren Geäste glitt das weiße Mondlicht nieder, wohl eine mangelhafte Leuchte für die Wanderin, die ihr Licht auf den Berg getragen hatte und nun in Wald und Nacht still und bangend zurückschritt. Oft strich ein Mondenstrahl über ihre Gestalt und da leuchtete es wie tropfender Tau über ihren Wangen.

Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt, nun durfte sie ihr eigen sein, nun konnte sie ihr Elend beschauen und darüber weinen.

An diesem Tage, während die Wetter wüteten, war es mit ihrem Vater aus geworden. Vor dem Feuerschein eines Blitzes hatten die Wimpern seines Auges noch gezuckt, dann waren sie starr geblieben.

Nun ging Sela heim, um an der toten Gestalt zu wachen. Als sie an der Berghalde über einen Holzzaun stieg, sah sie

die schwarze Gestalt nicht, die neben dem Zaune stand und die jetzt, da sie vorüber war, sich zu bewegen begann und ihr nachging. Sela eilte hastig und immer hastiger abwärts, als hätte sie geahnt, daß sie verfolgt werde. Aber plötzlich stand sie vor der brausenden Trach und konnte nicht weiter. Das Wildwasser hatte den Steg fortgerissen und die Wellen schlugen zornig über das Ufer hinaus.

Sela stand still und überlegte, was hier zu beginnen sei. Da nahte ihr die Gestalt vom Zaune und sagte den Namen: „Sela!“

Sie erschrak nicht, sie kannte die Stimme wohl, konnte es aber kaum glauben, daß er nahe sei.

„Sela,“ sagte er, „fürchte dich nicht vor mir, ich bin Erlefried.“

„Wie kann es sein, daß du da bist?“ war ihre Frage.

„Das ist kein Wunder, ich bin hierher gegangen. Nimm nur meine Hand, ich will dir's gleich erzählen, aber wir müssen ein wenig in den Wald zurückgehen, hier schreit das Wasser so sehr.“

Er führte sie vom Bache hintan und sagte: „Das heutige Gewitter ist so gewesen, daß mir die Angst gekommen ist, es könnte eurer Hütte was zustoßen. So bin ich in den Dürrbachgraben herabgestiegen und da sehe ich dich des Wegs mit einem Laternenlicht gehen. Es wird schon dunkel und ich folge dir. Zu Trawies kann sich keine Maid auf ihren eigenen Schutzengel verlassen. Ich habe gemeint, dein kranker Vater hätte dich zur Kofelarztin geschickt, aber du bist auf den Johannesberg gestiegen und da habe ich dich erwartet.“

„Erlefried,“ antwortete das Mädchen, „daß du so zu mir bist — ich dank' dir's allerwege, nur muß ich's sagen, meine

Angst ist jetzt zweifach. Du weißt doch, die Leute dürfen dich nicht sehen."

„Deswegen gehe ich in der Nacht," sagte der Jüngling, „und wer mir begegnet, dem erscheine ich als Gespenst. Es ist ja noch ein Glück, daß es Gespenster gibt. Ich wollte für heute nur, wir wären welche, daß wir über dieses Wasser fliegen könnten. Herüben können wir nicht bleiben, wenn wir nicht unten am Gestade, auf dem Steingrunde, wo mein Vaterhaus gestanden ist, übernachten wollen. Nach Trawies dürfen wir nicht hinauf, und da, wo wir stehen, können wir uns nicht zu Schlafe legen."

Da schlug Sela vor: „Wir könnten zum Hause auf dem Johannesberg hinaufsteigen."

„Ich hasse die Leute," antwortete Erlefried.

„Da oben wohnt dein Vater."

„Ich weiß es. Vor meinem Vater fürchte ich mich."

Sela schwieg. Sie dachte über das Wort nach, das ein Sohn hier gesprochen hatte. Er fürchtet sich vor seinem Vater.

„Mich dünkt immer," sagte Erlefried beklommen und brach sein Wort ab.

„Was meinst?"

„Mich dünkt, in Trawies gehen Leute um, die sich dem Teufel verschrieben haben."

„Erlefried," entgegnete nach einer kleinen Weile das Mädchen, „daß ein Mensch sich dem bösen Feind verschreiben kunnt, ich glaub' nicht dran."

„Ich glaub's wohl. Wenn einer nur will. Aber mit Ernst wollen muß einer."

„Geh', wer wird denn das wollen! Du hast ein sündhaftes Reden, Erlefried, wir wollen uns jetzt einen Steg legen."

Das Steglegen wäre ein unbedacht Beginnen gewesen, denn die Trach war noch immer im Wachsen; jetzt kamen erst die Wasser aus den Hochschluchten des Trasank. Aber dort, wo zwei Felsenbänke den Fluß einengen, hatte der Sturm einen Lärchenbaum über quer geworfen und das war ein Steg. Das dichte Geäste bildete einen förmlichen Wald auf dem Stege, durch den sich die beiden jungen Menschen mit Gefahr und Mühe winden mußten. Sela schmiegte sich mit dem einen Arm an den Jüngling, während er sich wacker von Ast zu Ast griff und die Gefährtin zu stützen suchte. Wie lange war jener liebliche Sonnenwendmorgen schon vorbei, da Erlefried sie wie heute über die Trach geführt! Was war das für eine glückliche Zeit gewesen! Aber der letzte Tag des Friedens.

Endlich waren sie am anderen Ufer, und als sie zur Freiwildhöhe hinanstiegen, erzählte Sela von dem Tode ihres Vaters. Erlefried sagte ruhig: „Ich will dir deinen Vater bestatten helfen, so wie du mit mir warst, da ich meine Mutter begrub. Wir legen ihn im Wald recht tief zur Erde und wälzen Steine auf sein Grab."

Dann gingen sie über die Höhe hin.

Der Himmel war wolkenlos geworden, der Mond schien hell und mild und warf schwarze Schatten, sein Schein war fast warm. Kein Tierchen rauschte in den Zweigen, keines zirpte im Grase. Selbst die Füße der zwei Menschen traten leise auf. Erlefried und Sela gingen nahe beisammen und ihr Schatten war wie ein einziges Wesen mit zwei Häuptern. Erlefried fühlte sein junges Leben.

„Ich werde dich nicht verlassen, Sela," sagte er, „ich werde bei dir sein in deinem Hause und dich hüten, wie dich dein Vater gehütet hat, und dich liebhaben, wie dich Erlefried bis auf diesen Tag liebgehabt hat."

„Du wirst bei mir sein,“ hauchte das Mädchen beklommen.

„Ich werde heute bei dir sein,“ stieß er kurz und scharf heraus, „ich werde nimmer von dir gehen. Ich werde jetzt bis in Ewigkeit bei dir sein.“

„Heute nicht,“ flüsterte sie.

„Heute, Sela, heute. Du zündest das Feuer an, ich verschließe das Haus, da gehören wir nicht mehr zu Trawies. Wir gehören unser. Sela! Sela!“

Hastig riß er sie an sich und küßte sie auf die Stirne, auf das Auge; auf den Mund wollte er sie küssen, da preßte sie ihre Hand an seine Lippen und drückte ihn zurück. Er zog sie rasch mit sich fort gegen das Häuschen im Dürrbachgraben.

Sela ließ sich ziehen. Einmal, zweimal schlug leise eine Rute auf ihre Achsel, Zweige der silbern schimmernden Weiden, die auf dem Moorboden standen und dem Paare nachwinkten.

Erlefried und Sela eilten, liefen, raseten dahin und abwärts durch den Wald, wo es naß war und kühl und wo Schutthaufen von Eiskörnern lagen, und wo in der schwarzen Nacht das Mondlicht tropfenweise hing hoch im Gezweige. Sie sagten nichts, die eilenden Füße waren der einzige Ausdruck ihres Fühlens. Sela sehnte sich nach der Leiche ihres Vaters und empfand Angst, je näher sie der Hütte kamen. Der Jüngling, urplötzlich umfangen von dem Flammenringe leidenschaftlicher Liebe, dachte nicht an den Toten. Fest schlang er den starken Arm um ihre Gestalt, er trug sie fast, ihre Füße berührten kaum die Wurzelstränge und die Steine. So glitten sie abwärts und immer vernehmlicher wurde das Rauschen des Dürrbaches.

Nun waren sie in der Schlucht, und als sie über das

Gefälle und Geschütte dahinkletterten und unsicher auf und ab gingen, schauend, forschend, suchend, blieb Sela plötzlich stehen und rief: „Die Hütte ist nicht mehr da!“

„Wo soll sie sein? Sie wird weiter unten stehen.“

„Hier, dahier, gegenüber dem großen Stein muß sie stehen. O Gott, da ist ein Berg, Erlefried, Erlefried; die Hütte ist verschüttet!“

Eine Berglehne war herabgefahren mitsamt Baum und Strauch. Sela warf sich auf den Schutt und wimmernd grub sie mit den Händen die Erde auf, bis Erlefried zurückdrängte und die Worte sprach: „Siehe, Gott ist noch in Trawies, er hat deinen verstorbenen Vater begraben!“

Dieses mild und sinnig gesprochene Wort des Jünglings öffnete die Schleusen ihres bedrängten Gemütes, sie weinte heftig. „Gott hat ihn begraben!“ Dieser Gedanke tat ihr wohl zu solcher Zeit, wo sie davor gezittert hatte, ihren Vater ohne Glockenklang und ohne Segen in die Erde legen zu müssen; wo sie auch gebangt hatte davor, in der finsteren Hütte fortzuleben, sei es allein, sei es mit dem Freunde. Jetzt ist alles vorbei, hier wendet sich ihr Weg.

Sie haben sich hernach auf den großen Stein gesetzt, der neben dem Wasser des Dürrbaches aufragte und an dessen Flächen Moos wuchs. So saßen sie die Nacht und schauten hin auf den ungeheuren Grabhügel. In Erlefried hatte sich jene Glut, die ihn vorhin über Berg und Tal gejagt, aufgelöst in die Wärme der Teilnahme und der Andacht.

Er wollte zu ihr sprechen, aber sie hörte seine Worte nicht; die Wasser betäubten rauschend ihre Gefühle. Der Mond sank gegen das Gewipfel der Bäume hin und da gingen die Schleierstreifen des Lichtes. Ein breites Band ging durch eine Wipfelscharte nieder auf den Schutthügel. Ein geheimnisvolles Weben ging und der Mondäther ver-

dichtete sich zu Gestalten, die aufwärts und niederwärts stiegen, wie Engel auf der Jakobsleiter.

„Sela," sagte Erlefried und legte sein Haupt an das Köpfchen der Jungfrau, so daß seine langen Locken hinabwallten über ihre Stirn, „Sela, siehst du, wie jetzt die Altvordern herabsteigen zu deinem Vater, der das Ahnfeuer gewartet hat? Jetzt tragen sie ihn auf der lichten Straßen in den Himmel."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als über den blauen Wäldern des Tärn die Sonne emporstieg, führte Erlefried die zagende Sela in das Haus des Bart ein.

Er erzählte, was geschehen war und bat den Bart um Unterstand und Schutz für das Mädchen.

„Dein Bitten, Erlefried," entgegnete der Bart, „ich weiß nicht, wie ich es soll deuten. Ja, ich will dem Kinde eine Hut geben, solange ich selber eine habe. Essen wird sie mit uns und schlafen in der Scheune auf dem Heu."

Das Weib des Bart stand daneben, das sagte jetzt:

„In der Scheune mögen die Mannesleute schlafen, der Erlefried und meinetwegen auch der Bart; die Maid soll in der Stube sein, ihr Bett neben dem meinen."

Dem Bart war's recht.

* * *

Aus derselben Zeit berichtet die Urkunde das Sterben des Tärn.

Der Tärnwald war bis zum Ritscher hin fast eine Geviertmeile groß und lag an schönen Sommertagen wie ein stiller, dunkelblauer See unter dem Himmelszelte, scheinbar ruhend und schlummernd auf weltfernem Gelände. Das unendliche Leben und Weben in seinen schattenkühlen Grün-

den sah man nicht. Das millionenfache Entstehen und Vergehen der Wesen, die Lebenslust und das Sterbensweh, die warmen Herzschläge und die heißen Kämpfe all um das Leben, das nimmer rastende Ineinanderzittern, Auf- und Niedergehen, wie es in dem Webstuhle des Waldes ist, ununterbrochen bei Tag und Nacht, zu allen Zeiten des Sonnenjahres, wer achtet es?

Und im Tärn, wer wagt es, verlorener Menschen Treiben zu verfolgen? Die Bäume verhüllten es lange mit ihren Ästen. Trawies war scheinbar der Mittelpunkt, dort wickelte sich scheinbar eine Art von Gemeindeleben ab, aber tief in den Wäldern barg sich und wob ein anderes. Mancher der Alten von Trawies staunte ja, wie sich das von aller Welt herbeiströmende verworfenste Gesindel allmählich von selbst wieder verloren hatte. Sollte es sich zu gut fühlen für Trawies oder sollte es noch Ärgeres suchen?

Der Tärn war wie ein gotischer Bau gegen den Rundbogenstil der Laubwälder draußen im Lande. Der Tärn war eine dröhnende Orgel im Gegensatze zu den säuselnden Büschen der Niederungen; der Sturm zog daran den Blasebalg. Andere Wälder waren die Dämmerung, der Tärn war die Nacht. Der Tärn bestand zumeist aus Fichten, die nicht von Menschen gepflanzt worden waren, die in wilder Zucht dem Samen ihrer Väter entsprossen auf der braunen Erde standen. Seit Menschengedenken und Sagen hatten die Hochwaldungen des Tärn gestanden; Stürme, Schneebrüche, Waldbrände und Holzfäller vermochten diesem Walde nicht viel anzuhaben; alljährlich schlüpften die roten Kätzchen und die braunen Zäpfchen hervor aus dem Gezweige, wehte der Fruchtstaub durch das harzige Geäste, flogen die beschwingten Samen nieder in das Moos der Gabelzähne und des Widertrons, und zwischen den Wurzeln der alten keimten

junge, und die morschenden Stöcke wurden Wiegen für neue Stämme; hoch oben neben den geknickten Kronen wuchsen frische Wipfelchen, und aus jeder Wunde quoll urkräftig neues Leben.

Mancher vom Sturme hingeworfene Baum, dessen filzige Wurzelscheibe gegen Himmel stand, grünte eine Weile noch fort auf seiner Bahre und wollte nicht eher versterben, als bis er aus seinem bemoosten Körper neue Sprößlinge in heller Jugendfrische erstehen sah. Andere freilich gingen zugrunde an der Fruchtbarkeit ihres eigenen Bodens, sie wurden harzlos, herzlos, kernfaul. Wieder andere Bäume hier waren übermütig und standen auf Stelzen, als wollten sie hoch über die Nachbarn hinausblicken in die weite Welt. Auf alten Stöcken waren sie gewachsen, und als die Stöcke in eitel Erde zergangen waren, da fehlte ihnen der Boden unter den Füßen und sie standen wie auf gespannten Klauen, und unter dem Wurzelgeflechte durch verfolgte das Wiesel die Eidechse und der Wolf den Fuchs.

Der Schmarotzer gab es im Tärn übergenug. Der Fichtenblattsauger stach in die zarten Zweige, daß sie Auswüchse bekamen; der Kreuzschnabel biß die Blütenzäpfchen ab, das Eichhörnchen tat dasselbe; der Rüsselkäfer zernagte die Rinden junger Sprößlinge, und ein Falter war, der sich in dunkeln Habit hüllte, ein gleißendes Tier, die Nonne geheißen, der fraß die grünen Nadeln, daß die Bäume lungensüchtig wurden; der Kieferspinner zehrte in beispiellosem Heißhunger das Genadel der Föhren auf; der war ein gefährlicher Feind und gab, um auch die kommende Generation mit Unheil zu versorgen, gern seine unzähligen Eier in die Stämme ab. Da kam aber die Schlupfwespe und legte ihre Eier in die Raupen der Kieferspinner. Wohl gedieh die Schmetterlingsraupe trotz des nagenden Wurmes im Innern

bis zur Puppe, dann war's ein Schmetterlingsleib mit einer Wespenseele, der Leib sank bald der Erde zu, die junge Schlupfwespe aber flog lustig empor über die Wipfel der Bäume und die Kiefer war erlöst von ihrem Feinde.

Wohl gab es Bestände, die vorzeitig von Holzern hingeworfen wurden; sagte ja einmal der Feuerwart das Wort: „Den Bäumen geht es wie den Menschen, in ihren besten Jahren müssen sie aufs Schlachtfeld.“ Aber da kam der unsichtbare Säemann, tauchte seine Hand in die Samen und wehte, streute sie hin über die kahle Lände. So säet der Wind. Und der Tärn stand und wucherte in strotzender Kraft auf seinem Granitgrunde fort. Bäume waren darunter mit vielen hundert Jahren an Alter, mit vielen hundert Fuß an Höhe, zwei Männer vermochten nicht, sie zu umspannen. Von jenen, die am höchsten standen, waren die verkrüppelten Wipfel und Äste gegen Morgen hin gebogen, daß es stetig zu sehen war, als fahre ein westlicher Sturm in sie. Aber gerade dieselben bogen sich im Sturme nicht, starr und trotzig standen sie aufrecht und in ihren Kronen nistete der Habicht.

Hie und da stand auch eine Weißtanne, eine freundliche Lärche; aber verwahrlost und wie in der Fremde kümmerten diese Bäume im düsteren Tärn und genossen das Gnadenbrot der Fichten.

Es führten wenige Wege durch die Waldung, und selbst zur Zeit der Ordnung war es in ihnen keinem der seltenen Wanderer heimlich gewesen. Der Boden war zumeist kahl und nur mit Gefälle, grauem Moosfilz und dürrem Genadel bedeckt; selten war darauf ein Sonnenpunkt zu finden. Dort und da ragte ein grauer Stein, zuweilen das Gerippe eines modernden Strunkes. Fast auf der Höhung des sachten Bergrückens, fern von den Pfaden der Menschen, ganz in

der Ödnis des Hochwaldschattens stand ein hölzernes Kreuz. Wenige suchten es auf, um davor zu beten, und niemand wußte recht, warum es stand. Das Kreuz trug weder das Bild des Erlösers, noch ein anderes Zeichen; wie es so ragte in der Einsamkeit, wo über allem schwere Stille lag, oder der Wind brauste oben in den Wipfeln, da war es schier grauenhaft zu schauen.

Einige meinten, hier sei die Stelle, wo vormaleinst dem heiligen Jäger Eustachus, da derselbe noch ein Heide gewesen, der Hirsch mit dem Kruzifix zwischen den Geweihen erschienen sei. Andere behaupteten, das Kreuz sei von selbst aus der Wurzel eines Baumes gesprossen und an Größe und Gestalt genau jenem gleich, an dem Christus gestorben.

Wieder andere wußten zu erzählen, dieses Kreuz stamme von dem grünen Wolfgang her. Der grüne Wolfgang war vor dieser Zeit der Schrecken der Förster gewesen im Tärn; er hatte stets Reiser, Blätter und Blüten vom grünen Wald an seinen Kleidern getragen, auch sein Hut, sein Rock, seine Strümpfe waren grün, sein Haar und Bart war weiß, sein Ruf war schwarz. Was der grüne Wolfgang war und tat, es sah nicht böse aus, und den Wald hegte und pflegte er, wie man ein liebes Kind pflegt. Er lebte selbst wie der Baum im Walde, frei und frisch in seinen alten Jahren dahin. Aber trotzig war er. Selten stieg er hinab nach Trawies, ging nicht in die Kirche und nicht ins Wirtshaus. Davon kam sein schwarzer Ruf. Sein Haus stand im Walde, sein Mahl holte ihm die Kugel; tausend Ruhekissen waren ihm im Tärn gewachsen. Einst an einem Sommermittage lag er unter dem Zeltdache der Fichten auf sanftem Moose. Die Vögel waren alle verstummt, die Käfer krabbelten träge unter dem Geflechte des Bodens; ein grauer Schmetterling flatterte von Ast zu Ast; der Förster schlief ein.

Eine Weile schlief er und Ameisen liefen fröhlich über seine Beine. Allmählich kam eine Unruhe über ihn, er seufzte und stöhnte, und als er endlich erwachen konnte, da fand er sich in der Kühle der Abenddämmerung. Der Mann erhob sich rasch, blickte beklommen ins Gestämme, blickte zu den Wipfeln auf und eilte seinem Hause zu. Und bald nach diesem Tage hat er an der Stelle, wo er geschlafen, das Kreuz setzen lassen.

Der alte Förster lebte hierauf noch eine Weile fort; endlich aber starb er, ohne daß die Leute erfahren hätten, weshalb der Ketzer in dieser Wildnis das hochragende Bild hatte errichten lassen.

Der grüne Mann war der letzte Förster gewesen im Tärn. Nach ihm wucherte der Wald wilder und unumschränkter als je. Nun hatte er keinen Meister mehr. Manch strotzender Baum blickte höhnend nieder aufs Kreuzbild: Du Ding aus dürrem Holz, was willst du?

Man stellte wohl wieder Leute auf, um den Wald zu hüten, aber denen wollte es in der Einschicht nicht gefallen, denen war der Wirtshausschatten lieber. Männiglich weiß, im Wirtshaus gibt es alten Wein und junge Mädchen und auf dem Fensterbrettlein liegen die Spielkarten. So war's auch zu Trawies gewesen, solange dort überhaupt noch Wein getrunken wurde. Der Wald draußen, der wächst selber, aber den Wein müssen die Leute trinken. So hielten es die jungen Hüter des Tärn.

Von den Schneebrüchen und Stürmen, die in dieser Gegend herrschten, haben wir bereits erfahren. So auch im letztvergangenen Frühling. Abwechselndes Tau- und Frostwetter hatte den fallenden Schnee an den Ästen und Wipfeln festgehalten und anfrieren lassen. Eisnadeln und Klumpen hatten sich daran gebildet, die zogen das Geäste

nieder, bogen die jungen Stämme, brachen die Wipfel. Und später, als der Schnee zergangen war und die Veilchen wuchsen, da verwunderten sich baß die Finken und die Ammern, daß die sonst so stolzen Stämme so tiefe Bücklinge machten, daß sie die Arme so mutlos niederhängen ließen, während es doch Zeit war zum Auskeimen und Kätzchentreiben; verwunderten sich, daß manche sauber gewachsene Jungfichte auf der faulen Haut lag im Sauerklee, und daß so viele der höchsten und ältesten Bäume den Kopf verloren hatten. Die Verwüstung war groß; dazu noch das verheerende Unwetter, das wir auf dem Johannesberge miterlebt haben — und so kam die Zeit, da der Tärn zu sterben begann.

Keiner war mehr zu Trawies, der daran gedacht hätte, im Walde das Tote von dem Lebendigen zu sondern. Der Bart freilich, der schüttelte den Kopf, aber es wären viele Hunderte von Holzhauern nötig gewesen, um das Gefälle und alles Bruchholz fortzuschaffen.

Im nächsten Frühjahr trat der „Waldhüter" einen alten Wurzelgräber an, warum der mit seinem Stecheisen die Baumwurzeln verſehre.

„O lieber Gott," antwortete der Alte, „mein Eisen tut nicht viel, aber hier will ich dir was zeigen, das mehr tut!"

Er führte den Hüter zu einem tief im Moose liegenden Baumstrunk, riß mit der Hand ein großes Stück Rinde davon ab, daß der braune Staub flog, der zwischen Borke und Splint in einer Schicht angehäuft war.

„Siehst du die Buchstaben, die da ins Holz eingegraben sind? Kannst sie lesen? Das ist der Totenschein des Tärn!"

„Dummes Zeug!" brummte der Hüter; insgeheim erschrak er aber vor den in den Splint gegrabenen Zeichen. Es waren zahllose verschlungene Kanälchen, die von einem Haupt-

gange auszweigten und von denen runde Löchelchen in das Innere des Stammes führten. Es waren die durch ein Insekt genagten Gänge, in denen hie und da eine graubraune wulstige Larve lag und in denen zuweilen so ein braunes Käferchen heranrieselte, nicht größer als ein Weizenkorn. „Schau, schau,“ sagte der Hüter schließlich. „Der Wurm. Ist halt morsches Holz. Es liegt nichts dran.“

Nicht lange hernach gesellte sich der „Waldhüter“ zu einem anderen Waldlungerer und sie unterhielten sich von Bubenstreichen allerart, die in der Gegend wieder verübt worden waren.

„Ich bin dahintergekommen,“ flüsterte der eine und legte den Arm mit dem zerfetzten Ärmel um den Leib des anderen.

„Wem bist dahintergekommen?“

„Dem Fuchs, wo er die Taube versteckt hält.“

„Meinst du den Stromer?“

„Wen etwa sonst?“

„Und das Dirndel vom Johannesberg?“

„Geh', stell' dich nicht so dumm, die meinst du selber.“

„Wo ist sie?“

„Ja, glaubst, ich bin ein Narr und steck' dir's? Die magst du lang' suchen. Ich sage dir nur, daß sie der schlechte Kerl noch immer bewacht, wie eine gottverbissene Äbtissin ihr jüngstes Nönnlein. Das goldfarbig Haar wachst ihr und in etlichen Wochen ist wieder Schafschur.“

„Pst!“

Eine durch das Dickicht streichende Gestalt mit beladenem Rücken unterbrach das Gespräch der beiden. Bald war der Beladene verschwunden und es waren auch die beiden Lungerer verschwunden. —

Noch immer breitete der Tärn über alles seine grüne

Decke. Sein Bestände war scheinbar fruchtbarer als je und mancher Wipfel brach nieder von der Last der Zapfen. Sehr viele Spechte waren zu sehen, die in dem faulenden Holze emsig umherpickten; sie fanden der Nahrung übergenug . . .

Da kam die Zeit mit einer außerordentlichen Erscheinung. Die Witterung war mild und feucht, aber viele und viele Bäume im Tärn, jung und stark sonst, trieben keine Keime, keine Blütenkätzchen, und die spröden Zapfen aus dem Vorjahr blieben an den Zweigen hängen. Der Bart schüttelte wieder den Kopf. Aus dem dunkeln Grün dieser Bäume war ein mattes Braun geworden und im Hochsommer rieselten die Nadeln nieder auf den Boden.

Der Bart, dessen Haus ja nicht weit vom Walde stand und der im Walde versteckt seine Äcker hatte, untersuchte manchen Stamm. In den Rinden, in den Bastschichten, im Splint und im Kernholz waren die schrecklichen Schriftzeichen, die unzähligen Kanälchen des Borkenkäfers, das Mene tekel des Tärn.

Das fließende Harz des grünen Holzes hatte die kleinen Ungeheuer nicht erstickt.

„Der Wald ist hin," sagte der Bart zu Erlefried. „Es ist wahrhaftig, als wie wenn der Fluch nichts wollte verschonen. Mir ist angst und bang."

Erlefried hielt seine Antwort an sich. Er war doch auch im Flammenring, wie sie das umstrickte Trawies nannten, aber er spürte nichts an sich von einem Fluche. Ihm war so frisch und freudig. Die holde Sela durfte er anschauen jeden Tag. Wohl zog's ihn näher zu ihr, als auf dem Felde zwei Halme nebeneinanderstehen können, aber der Bart und sein Weib hüteten insgeheim die jungen Herzen.

Zu einer anderen Zeit hätte das Hinsiechen des weiten, herrlichen Waldes in Trawies eine große Aufregung verursachen müssen, aber jetzt kehrte man sich nicht viel daran und manche hielten es für selbstverständlich, daß alles zugrunde gehe.

Zu Ende des Sommers stand stellenweise fast jeder dritte Baum ohne Nadeln da und reckte sein kahles, verkrüppeltes Gezweige gegen Himmel: die Rinden waren wulstig und zerrissen und hingen stellenweise in Fetzen. Ein starker Harzduft wehte und endlich schien wieder einmal die Sonne auf den Erdengrund des Tärn. Die Grünspechte und Kreuzschnäbel, die Amseln, Häher und Sperlinge schossen planlos umher, die Wildhühner, Eulen und Fledermäuse flatterten heimatlos geworden im dorrenden Reisig auf und nieder.

Und als die Sonne wieder höher stieg, flog der Borkenkäfer in unendlichen Schwärmen durch das Gestämme, um sich in noch frischem Holze neue Nester für seine Brut zu bauen. Entlegene Teile der Waldung waren bisher noch verschont geblieben, sie wären vielleicht durch Gräben und Feuerdämme zu retten gewesen; nun drang die Pest auch dahin und die Bäume huben an zu vertrocknen.

Der Bart war ob solcher Verwüstung bisweilen wie wahnsinnig. Jetzt fühlte er erst, wie sehr er den Wald geliebt hatte. In seiner Wut machte er Jagd nach einzelnen Käfern und zerstampfte sie mit den Füßen. Dann, als er sah, daß der Wald verloren war, wollte er in die dürren Bestände Feuer schleudern. So hat auch diesen sonst so besonnenen Mann, zwar nur vorübergehend, der Wahnsinnsteufel erfaßt, der eine Folge des Fluches war, weil man an den Fluch geglaubt.

Auf dem Boden lag eine dichte Schicht von dürrem

Genadel, in der allerlei Fußtritte zu verspüren waren, die man sonst in diesem Walde kaum vermutet hätte.

Und endlich, wenn man auf der Freiwildhöhe stand und hinblickte über den unabsehbaren Wald, da sah man ein mattgraues Meer. Das war der tote Tärn.

All die Häuser dieser Gegend waren von den urkräftigen Stämmen des Waldes gebaut worden, dieses Waldes, der jetzt in Totenblässe dalag. An „Wurmtrocknis", sagte man, sei er gestorben. Der Bart schlug vor, daß man in allen Mulden Kohlenstätten anlege; man lachte ihm ins Gesicht. „Was brauchen wir Kohlen, wenn wir keine Schmieden haben!" Sie hatten recht. Der Weg ins Land hinaus war gebrochen.

Nun begannen die Brunnen zu versiegen und in den Schluchten und Bachbetten grinsten die trockenen Steine.

Als so die Hülle des Waldes gefallen war, da huschte und lief und floh das schattenlos gewordene Gesindel, wie unter einem Stein, den man emporhebt, die Käferbrut.

Manche Rauchfahne war sonst emporgeweht über den Bäumen, nun waren auch die Feuer bloßgelegt, und alles, was um sie lag, kroch und lungerte zwischen den dürren Stämmen. Man sah die elenden Hütten und Höhlen, angefüllt mit Raub aller Art. Man sah die hier im Überfluß schwelgenden, da in Not, dort in Neid sich verzehrenden hohläugigen Gestalten. —

Dem Erzähler dieser Ereignisse ist von einem gütigen Geschicke der Pinsel versagt worden, um das Laster zu malen. Aber andeuten muß er, was hier aufgedeckt, nachdem die Hülle des Waldes abgefallen und alles Häßliche und Abscheuliche, so aus wilder Menschenbrust entspringen kann, in das Sonnenlicht gerückt war. Mord und Totschlag waren nicht die äußersten Auswüchse der Zuchtlosigkeit. Der Ge-

setzlosigkeit entsprang rasch das Faustrecht, dem Faustrechte die Blutrache. Und immer in denselben alten Kreisen des Verbrechens drehten sich die stumpf und blöde gewordenen Gesellen. Ein Begabter hätte hier mühelos Außerordentliches vollführen können, freilich nur zum Schlechten.

Von Nachbarlichkeit, Brüderlichkeit oder gar ehelicher Gemeinschaft nach alter Art war kaum ein Rest noch in Trawies. Die Leute verbanden sich, wie es der Zufall heischte, oder wie sie sich brauchten. Die älteren, durch Gewohnheit gebundenen schleppten sich wohl oder weh auf langbetretenem Pfade dahin. —

In Sachen der Ehe hieß es wieder: Nimm das Weib, so wirst du sie los. Man nahm sie also nicht — damit man sie behielt. Nur wenige führten die alten Ehen. Unter diesen die beiden Alten, der Tropper und der Sandhock.

„Es ist dreidoppelt erlogen," sagte der Tropper gern, „daß bei uns zu Trawies das Kreuz nimmer steht. In meinem Hause hab' ich ein viel größeres, als vorweg."

„Alter Schragen," rief ihm einmal der Sandhock zu, „du sagst meine Gedanken."

Und als die beiden hierauf einen einschichtigen Weg wandelten, sagte der Sandhock: „Meinst, daß wir zwei uns einen Gegendienst machen kunnten?"

„Wenn's was Rechtes ist, wesweg nicht?"

„Wenn ich," meinte der Sandhock, „wenn ich mein Weib selber salbe, so tut sie mir's siebenfach zurück und ich hab' keine ruhige Stund' mehr. Und gesalbt muß sie werden." Der Tropper verstand's und entgegnete: „Jetzt sagst wieder du meine Gedanken."

„Ist recht, so einigen wir uns leicht. Du machst dich über die Meine und ich tue dir denselben Gefallen."

„Es gilt!“ rief der Tropper und brach in der Begeisterung für das Unternehmen einen Haselstock.

Da waren sie im Walde verschwunden.

Am darauffolgenden Abende soll man in den Häusern des Sandhock und des Tropper ein arges Geschrei gehört haben. Ins eine wie ins andere Haus war in Abwesenheit des Hausvaters ein geschwärzter Mann eingebrochen. Und als er wieder davon war und nach einiger Zeit der Gatte nach Hause kam, fand er sein liebes Weib in einem Winkel kauern, nicht keifend und scheltend, sondern sich flüchtend zum „Beschützer“, der nur allzuspät erschienen. —

Ganz abseits, hoch an der Wand des Torsteins, hatte Roderich, genannt der Stromer, seine Burg aufgeschlagen.

Roderich war der Stillsten und Gierigsten einer und hatte das Beste und Feinste, was zu Trawies noch auffindbar gewesen, um sich versammelt. An Früchten, Brot, Fett und Branntwein litt er keinen Mangel; gedunsene Ballen von Schafwolle, Garnsträhnen, Lodentuch und Leder füllten die Räumlichkeiten seiner Wohnung.

Oft kauerte er in der Steinnische, die am Eingange seiner Höhle war, und blickte beseligt über die Höhen hin, wo die Sonne aufging, faltete über das Knie seine dürren Hände und murmelte in dankbarer Rührung: „So gut, wie jetzt, ist es mir noch nie ergangen.“

Dann zog er sich zurück, kroch in finsteren Stollen an seinen Vorräten vorbei, immer tiefer hinein, bis er zur Stelle kam, wo ihm der trübe Schein eines Talglichtes entgegenschimmerte. Die Luft war dumpfig und schwer. Endlich weitete sich der Raum ein wenig und dort war des Stromers Zauberschatz.

Die Höhle war an den Wänden ausgeschlagen mit Moos und Häuten; auf dem Boden waren Lodenteppiche gebreitet;

manches handsame Hausgeräte fand sich aufgestellt, so auch ein niedliches Tischchen mit Heiligenbildern und der Talgkerze. An einer Ecke war ein mit Sorgfalt aus weißer Wolle bereitetes Lager, und auf dem ruhte ein Mädchen von großer Schönheit. Sie schien erst der Kindheit entwachsen zu sein und war wohl blässer, als es das trübrote Licht gestehen wollte. Ihre Augen waren wie zwei reifende Kirschen. Es war ein Glanz in ihnen, der eine unheimliche Glut verriet. Roderich wähnte, es wäre die Glut begehrender Liebe und er verwies das Mädchen mehrmals des Tages auf die Askese der Heiligen, deren Bildnisse er ihr in den alten Häusern von Trawies zusammengestohlen hatte. Der über die Welt jetzt geschleuderte Fluch, sagte er dem Mädchen, sei nur durch ein enthaltsames Eremitenleben lahm zu legen, und er, der alte Roderich, wolle ihr guter, wachsamer Vater sein. Freilich war es wohl dem alten Roderich zu danken, daß der schönen Jungfrau in dieser Höhle Askese gepredigt wurde. Nun lag sie unbeweglich da und verbarg ihr Angesicht in dem Winkel des nackten Ellbogens; hätte im weißen Arm der Puls nicht leise gezuckt, Roderich könnte sie für tot gehalten haben.

Aber er wußte gut genug, daß sie lebte. Mit großer Behutsamkeit nahte er ihr, und indem er sein Gesicht abwandte, als fürchte er einen Schlag von ihrer Hand oder ein Dreinfahren von ihren Fingern, tastete er nach ihren goldfarbigen Haaren. Die waren in kurzen Strähnen und ungleich geschnitten, sie hingen wie getötete Schlangen über den weißen Nacken herab.

„Gut,“ murmelte er, „gut, Berta, mein Herz, es gibt sich bald wieder. Morgen schneiden wir.“

Jetzt schoß das Mädchen empor und suchte den Roderich mit beiden Händen von sich zu stoßen.

Er stand und wich nicht.

„Laß mich in Frieden, du Gespenst!“ rief sie.

„Du bist es ja selbst, mein Engel, die den Unfrieden macht,“ grinste der alte Stromer.

„Wozu brauchst du mein Haar?“

„Was nutzt dein Fragen, wenn du meiner Antwort nicht glaubst. Ich vertraue dir's noch einmal, aus deinem schönen Jungfrauenhaar drehe ich den Strick, den Teufel zu binden, der jetzt in Trawies ist.“

„Du bist selber ein Teufel,“ rief das Mädchen mit wilden Augen. „Du hast meine Mutter umgebracht!“

„Was dir nicht wieder beikommt, kleiner Narr,“ sagte der Alte, gleichgültig lächelnd, „wer hätte dem guten Weibe was zuleide tun mögen.“

„Du hast sie mit einem roten Tuch erwürgt; hast mir hernach das Tuch in den Mund gesteckt, hast mich fortgeschleppt in diese Hölle, du bist der Teufel, der Teufel, der Teufel!“

Er drückte sie auf das Lager zurück, er grinste sie an und zischelte: „Weil du's schon weißt, was soll ich's leugnen. Deine Mutter hat sich erhängt von wegen dem verfluchten Trawies, du bist vor Schrecken gestorben, wer soll dich denn haben, als wie der Teufel?“

„O mein gekreuzigter Heiland,“ wimmerte das Mädchen und rang die Hände, „was habe ich denn getan, daß du mich so kannst verlassen!“

Sagte der Alte: „Du hast mit deinem weichen Haar viel Eitelkeit getrieben; jetzt muß es dein Haar büßen. Morgen schneiden wir's wieder. Leg' dich jetzt zur Ruh'; ich wache, daß kein ärgerer Teufel, als ich dir bin, über dich komme.“

Er ging hinaus, er kroch hinaus, er kletterte hinab um

Wasser — und hat's nicht gesagt, aus welchem Grunde er die Jungfrau hütete.

Berta aber, als sie sich allein wußte, sprang auf. Sie rief laut nach ihrer Mutter; sie rief, bis ihre Kraft erlahmt war, dann sank sie hin.

Wenn sie wieder erwachte, starrte sie auf ihre Hände, betastete ihr Gesicht. Das Fleisch war weggefallen, was Wunder aber, daß sich keine Runzeln zeigen wollten! War sie nicht schon uralt? War sie nicht schon hundert Jahre in diesem fürchterlichen Aufenthalt?

Keine Ahnung hatte sie, daß, seit sie dem Tageslicht entrückt worden, erst einmal die Bäume grünten und noch nicht einmal die Blätter der Buchen gilbten.

Nur in den wenigen Minuten seligen Traumes sah sie die lichte Welt, um deren Verlust zu beweinen. Allmählich wurde sie stumpfer; an ihre Verdammnis konnte sie nicht glauben, aber an die Nacht des Wahnsinns glaubte sie, der sie verfallen sei, und der Gedanke war ihr tröstlich, das Leben müsse doch einmal ein Ende haben. Von den ihr vorgesetzten Speisen wollte sie nicht genießen, aber immer wieder kam die Zeit, da sich ihre Hände unwillkürlich ausstreckten nach der Nahrung.

Der Alte kam oft zu ihr, war zutunlich und wollte mit ihr sprechen, und schaffte ihr Bequemlichkeit, wie er konnte. Von Zeit zu Zeit schnitt er ihr mit einem scharfen Messer das Haar vom Haupte und ging damit hinaus und kehrte dann oft in langer Weile nicht zurück.

Und eines Abends verrammelte er wie gewöhnlich mit Sorgfalt den Eingang zur Höhle, kroch dann im Gesteine umher, schlich mit noch größerer Hast davon und durch den Wald. Sonst hatte ihn der Wald gedeckt, jetzt mußte er die Nacht wählen. Er eilte dem Hause des Bart zu.

Diesen einsamen Hof hatte er noch nicht besucht und doch schwante ihm, als müsse manches Begehrenswerte darin aufbewahrt sein. Bei sich trug der Roderich das „approbierte Mittel, daß die Leut' nicht munter werden" — die Kerze aus Kreuzotterfett mit Docht aus Jungfrauenhaar. — Viel hat's gekostet, bis der Roderich endlich eine verläßliche Dochtquelle gefunden. Aber seither hat ihn die Zauberkerze nicht mehr im Stiche gelassen; freilich gehört auch sonstige Sorgfalt dazu. Man geht tagsüber an den Häusern vorbei, bewundert scheinbar die Blümlein, die am Fenster stehen, den Jakobisegen, der an der Türe hängt, die Vogelnester, die an den Wänden und unter den Dächern kleben und schaut sich insgeheim die Stellen aus, wo nächtlicher Weile am besten einzubrechen ist. Dann wählt man die Stunde, da die Leute im tiefsten Schlaf liegen, trägt eine Fußbekleidung, die nicht Lärm macht, hat ein sachgemäßes Brechzeug und Schlüsselwerk; und noch am besten, man besucht die Häuser zur Zeit, da die Bewohner derselben selbst auf Diebsfuß aus sind. In Kästen und Truhen ist freilich nichts mehr zu finden, aber unter den Bodendielen und in Kellern muß man nachsehen, auch unter Steinhaufen und oben unter den Dachbrettern oder in dichtem Baumgeäste. Ein Mann, der beim Handwerk alt geworden, kennt die Kunstgriffe, und wenn ein fester Glaube an die Zauberkerze dazukommt, dann kann's gar nicht fehlen.

Unterwegs dachte der alte Strolch oft an das Mädchen, das er gefangen hielt. Er wußte es zu schätzen. Es tat ihm bisweilen leid, daß er sie in den Felsen vergraben, daß er sie ängstigen, ja züchtigen mußte, doch die Kleine war auch allzu störrisch. Das aber dachte der brave Mann: wenn ich das Geschäft aufgebe, dann verheirate ich das Mädel. —

Um Mitternacht schlich sich der Roderich vermittelst einer Strickleiter, die er durch eine Stange am Dachfenster befestigt hatte, in die Bodenkammer des Barthauses. Er machte sich in ihr bequem und zündete seine Kerze an. Sie brannte heute ungleich und knisterte zuweilen. Im Hause schien alles zu schlafen, aber dem Roderich war nicht ganz heimlich. — Die alten Schränke stehen einladend da; er macht sich an sein Geschäft.

* * *

In der Scheune auf duftigem Heu liegen zwei Männer. Der eine davon läßt das Zeichen hören, daß er schläft, da erhebt sich der andere sachte und schleicht zum Fenster. Der Bart braucht es nicht zu wissen, um nicht noch einmal zu wiederholen, daß der Teufel süß pfeife, ehe man ihm aufsitzet. — Eine Todsünde, die schöne Sela mit so einem zu vergleichen! Aber auch der Teufel, pflegte der Bart zu sagen, sei in seiner Jugend schön gewesen. — Die gute Sela ist ja ein Engel! denkt Erlefried. Macht nichts, sagt der Bart, wenn man dem Teufel auf sein Horn „guter Engel" schriebe, gäbe es Leute genug, die es glaubten. — Daher braucht der Alte nichts zu wissen. Wenn der, so rechnet der Jüngling, die beiden alleweil zusammentut, so mag's wohl geraten, daß sich einer dem Teufel verschreibt . . .

Erlefried schaut hinaus in die Nacht und zu den Fenstern des gegenüberstehenden Wohnhauses.

Im Walde geht eine Mär, daß zwei Leute, die sich lieben, täglich einmal — und wären sie sich noch so ferne — einen Augenblick hätten, in dem eins das andere sehen könne. Dieser Augenblick, er sei bei Tag oder bei Nacht, währe so lange, als ein Tautropfen falle vom Wipfel eines

Lärchbaumes bis zum Erdboden nieder. Wer ihn nicht verpaßte!

Für Erlefried kam dieser Augenblick zur nächtlichen Stunde, wenn der alte Bart neben ihm eingeschlafen war. Und der aufgeweckte Bursche nahm ihn wahr; er stand auf und blickte zu den Fenstern des Wohnhauses hinüber und sah im Geiste, wie sie ruhte und — seiner gedachte. Stundenlang sah er ihr süßes Bild, denn ein Tautropfen, wie lange braucht er, bis er vom hohen Wipfel des Lärchbaumes, an Zweig und Zweig sich verweilend und verdunstend, zur Erde kommt!

Und wie nun heute Erlefried zum Fensterchen der Scheune hinauslugt, sieht er im Oberboden, wo Sela ihren Kleiderschrank hat, ein Licht. — Sie wacht noch? Sie sitzt da oben und bessert vielleicht ihr Gewand aus und es wird ihr dabei die Weile lang. — Das Wasser des Brunnens rieselt allerwege, da ist nichts Neues zu hören; des Himmels Sterne funkeln, es sind immerdar die alten. Auch dem Burschen wird die Weile lang. So will er zu ihr in die Dachkammer schleichen und bei ihr sitzen und ihr das Licht hüten, daß sie arbeiten kann. Und wenn sie dann vor dem Schlafengehen die Arme nach rückwärts hebt, um die Haarflechten zu lösen — denn sie schläft gern mit losem Haar — dann wird sie sich nicht wieder mit ihrer Hand die Lippen zudecken können.

Erlefried schleicht — er sucht die Tür, er weiß, wie sie zu öffnen ist, er steigt leise die finstere Stiege hinauf, er steht an der Bodenkammer. Da klopft er anfangs und flüstert ihren Namen, daß sie nicht erschrecke.

In demselben Augenblick ist drinnen ein Gepolter, und als er eintritt, ist es in der Kammer finster und leer; das Fenster ist offen und draußen eilt eine Gestalt davon.

Der Dieb ist entwischt, aber die Schränke sind unversehrt und Erlefried steht da und weiß nicht, wie ihm ist.

Lange saß er auf ihrem Schranke, dann legte er sich darauf hin und fing zu schlafen an.

Am anderen Tage war das Gedächtnis der Erhöhung des Kreuzes.

Wer in diesen Bergen dachte daran oder wollte daran denken? Manche waren, die hätten das Bedürfnis nach religiösen Festlichkeiten gehabt; sie hatten vielleicht den Glauben, aber sie hatten die Hoffnung nicht. Im Hause des Bart ging es völlig umgekehrt; da hatte man nicht den Glauben an den Fluch, und daß er auch Unschuldige treffen müsse, aber man hatte die Hoffnung auf Gott und sein Reich. Der Bart ließ die Bewohner seines Hauses alle Feste begehen, er selbst beging keines mit; er für seine Person, das wußte er, hatte teil an dem Fluche.

Zur Feier der Erhöhung des Kreuzes hatten die Leute des Barthauses gern eine Wallfahrt unternommen in den Tärn, zu jenem Kreuze hin, das mitten im Hochwaldschatten stand und so geheimnisvollen Ursprungs war. Dorthin waren sie betend gegangen, dort waren sie gekniet und hatten ihr Herz erhöht, und hatten der fernen Lebendigen gedacht und auch der Toten in den Gräbern, oder der im Feuer wimmernden Seelen. Hierauf hatten sie sich niedergesetzt auf das braune Moos, hatten ihr Wanderbrot verzehrt und waren dann still wieder zurückgezogen zu ihrer geborgenen Wohnung.

So sollten sie auch heute gehen. Und schon früh, da die Baumgerippe der Tärnhöhen in die Morgenröte hineinstarrten, stieg Sela aus der Mutterstube, wo sie geschlafen, zur Bodenkammer hinauf, um sich für den weiten Weg anzukleiden. Sie tat einen Schrei, als sie den Schrank

öffnen wollte und auf ihm einen Menschen liegen sah. Erlefried erwachte, sprang auf und wußte wieder nicht, wie ihm geschah.

„Ich frage dich, Erlefried," redete ihn Sela ernsthaft an, „ich frage dich, was du da gemacht hast?"

„Du wirst es besser gesehen haben, als ich selbst," war seine Antwort, „ich habe geschlafen."

„Zum Schlafen hast du dein Heu."

„Das ist mir zu hart."

„Und auf der Truhen, meinst, wäre es weicher?"

„Es ist deine Truhen," sagte er trotzig.

„Ich bedanke mich," antwortete sie herbe.

„Hast dich auch zu bedanken. Mußt wissen, Sela, heutzutage soll jeder Schrank ein lebendiges Schloß haben."

„Geh' jetzt weg. Ich will mich ankleiden, ich gehe zum Kreuz im Wald."

„Ich gehe mit dir."

„Ist mir lieber, du bleibst daheim. Deine Frommheit auf dem Wallfahrtsweg, die kennt man."

„Da in der Nacht nicht einmal dein Gewandschrank sicher steht, wird's gut sein, wenn ich mit dir durch den Wald gehe. Auf die Frommheit kommt's da nicht an."

„Narr' dich nicht auf, Erlefried," sagte das Mädchen und legte die Hand auf seine Achsel und blickte ihm ins Auge, „du meinst mir's gut, ich erkenne es, und ich möchte nicht gern in den Tärn gehen ohne dich."

Da war's den beiden gut, da war's ihnen sehr gut. Und Erlefried zog rasch sein Sonntagsgewand an und band sich das hellste und bunteste seiner Halstücher um; heute wollte er auch von außen leuchten, wie es in seiner Seele leuchtete — er ging mit dem lieben Mädchen.

Ihr Weg führte sie anfangs durch grünes, frisches

Buchengehege, wo in allen Zweigen Leben war. Die übrigen paar Leute aus dem Barthause, die auch gingen, hatten sich abgesondert, sie dachten: Vögel mit gleichen Federn fliegen gern miteinander, was geht das uns an! — sie ließen sie ziehen.

Nun sie allein dahinwandelten in der herbstlichen Morgenkühle, sagte Sela: „Erlefried, ich gehe nur mit dir, wenn du Frieden gibst und mir unterwegs wieder Geschichten erzählst.“

„Geschichten von der schönen Welt?“ fragte er.

„Es mag auch vom Himmel sein.“

„Kennst du die von den zwei Säemännern? So los'. Im Himmel droben gehen fort und fort zwei Säemänner um, der eine säet Segen auf die Welt herab, der andere Fluch.“

„Mir scheint, daß der erste nicht gar zu fleißig ist,“ meinte das Mädchen.

„Ei, fleißig wäre er schon, aber der Same wird ihm fort zu wenig, weil er schlechte Ernte hält. Hingegen der Fluch, der geht allemal hundertfältig auf, so kann auch wieder reicher gesäet werden.“

„Das ist traurig,“ sagte Sela.

„Man kann's auch lustig machen,“ belehrte der Bursche; „das Gute, das vom Himmel fällt, man läßt's wachsen.“

„Dagegen könne man nichts einwenden,“ war ihre Antwort.

Nun schritten sie eine Weile fast still nebeneinander hin. Insgeheim lugte er oftmals auf das Mädchen, wie es doch gar zu schön geworden sei. — Auf ihrem runden Gesichtchen lag das zarte Rot, „und in diesem Rosengärtlein standen zwei Violen“. Ihr lichtes Haar ging am Nacken nieder in zwei Ketten „wie der Fischer seine Angelschnur

senkt", und daran hing des Burschen Verlangen. Beide, die da gingen im Buchenwald, waren jung erwachsen, beide wurden unruhig, wenn sich ihre Augen begegneten!

Glücklich fügte es sich, daß der dichte Laubwald zu Ende ging und das dürre kahle Bestände des Tärn begann, da mußte Sela ihre Haarketten um das Haupt winden, daß sie nicht hängen blieben an dem starren Gezweige. Auf dem Boden knisterte bei jedem Schritte das Reisig und die Sonne stieg immer höher und der Schatten des Tärn war wie ein dünner, zerrissener Schleier. Als Erlefried auf einem Anger eine blasse Herbstzeitlose stehen sah, fragte er Sela, ob sie wisse, warum diese Pflanze giftig sei? — Sie wußte es nicht. „Nun," erklärte er, „weil sie die Zeit versäumt hat, und alte Mädchen giften sich."

„Das mußt du freilich wissen," spottete sie.

Endlich kamen sie zu einer kleinen Gruppe von Weißtannen, die von der Waldpest verschont und in üppiger Grüne standen. Sie ruhten im Schatten, und Erlefried, der sinnend ins dichte Astwerk schaute, und dem doch die Gefahr seiner Gedanken auffiel, fragte Sela, ob sie wisse, warum bei den Tannen jeder Zweig ein Kreuz bilde?

„Wenn du's weißt, so erzähle," bat sie.

„In alten Zeiten," sagte er, „sind am Tannenbaum die Zweige palmartig himmelwärts gewachsen. Seit jenem Tage, da sie das Kreuz Christi aus einem Tannenbaum gezimmert haben, muß an diesem Baum alles ins Kreuz wachsen, so wie zu Trawies, wo doch kein Kreuz mehr stehen soll, alles ins Kreuz wächst."

„Ins Kreuz und Elend," vervollständigte Sela.

„Ich bin auch ins Kreuz gewachsen," sagte der schöne Bursche, da er sich hoch und stramm hinstellte und die Arme wagrecht auseinander spannte. „Willst gekreuzigt werden?"

„Mir gefällt der Lärchenbaum besser als der Tannenbaum," meinte das Mädchen und schaute hin in die Lichtung, wo in heller, weicher Grüne eine solche Zeder des nordischen Waldes stand.

„Soll ich dir auch die Geschichte vom Lärchenbaum erzählen?" fragte der Bursche. „Nun schau, mit den Bäumen ist es so, wie mit den Leuten. — Da sind einmal an einem Sonntage die Bäume zusammengestanden, daß sie unter sich einen König wählen. Der Fichtenbaum hat gesagt, ich bin der Schönste; der Tannenbaum hat gesagt, ich bin der Größte; der Kieferbaum hat gesagt, ich bin der Fleißigste und der Nützlichste und hat sogar vom Trasank herab die Legföhre mit sich gebracht, daß die für ihn stimmen soll. Zuletzt ist noch der Lärchbaum gekommen, der schöne, weiche, kräftige Lärchbaum, da haben die anderen Bäume gedacht: vor dem bestehen wir nicht, der ist der Führnehmste, und haben die Königswahl auf den Winter verschoben. — Ich denke, Sela, ich verschiebe den anderen Teil von dieser Geschichte auch auf den Winter."

„Erzähle nur, erzähle," sagte sie, „wir wissen sonst nichts Gescheites zu reden."

„Nun also, wie der Winter gekommen ist und die Nadelbäume wieder zusammengekommen sind in ihrem immerwährenden Grün, da will der Lärchbaum nicht vortreten. Dreimal wird er gerufen, bis er kommt, er hat einen Schneemantel um. Die anderen befehlen ihm, daß er die Winterpfaid sollt' ablegen; er tut's nicht gern, ist nackt und bloß, hat keine grünen Nadeln mehr an seinem Holz wie die anderen. Sie lachen ihn aus, und König ist der Fichtenbaum geworden. — Seither stellt sich der arme Lärchenbaum gern beiseite, und im Frühjahre wachsen ihm allemal wieder die grünen, weichen Federnbüschel und er vertreibt sich die

Zeit besser als wie der König. Bei der Lärche trifft's auch zu, daß Mann und Weib ein Leib ist."

„Jetzt magst bald aufhören mit deinen Baumgeschichten."

„Ein Vogel in den Lüften, der heißt auch Lerche, der singt: diblde, diblde, und singt das Brautpaar ein. — Und da habe ich halt wieder an dich denken müssen."

Er stützte sich vor ihr aufs Knie, und zwar in einer Stellung, in der keiner lange verharrt.

Das Mädchen drängte zum Aufbruch und machte selbst den Anfang, indem sie rasch aufsprang und weiterging. Der Jüngling folgte ihr wortlos, aber plötzlich blieb er stehen. Vor ihm lag ein niedergebrochener Fichtenwipfel, übervoll von Zapfen.

Der Wipfel war unter der großen Last seiner Samenzapfen gebrochen, der Baum — von der Waldpest verschont — zugrunde gegangen an eigener Lebensfülle . . .

Nach all diesem kamen die beiden Leutchen immer tiefer hinein in den toten Tärn. Bald war kein einziger grüner Baum mehr um sie. Die Sonne glühte nieder, der Sommer hatte den Regen versagt und starke Winde hatten die letzten Nadelbüschel von den Zweigen gerissen. Die dorrenden Bestände waren heiß und über dem Boden zitterte die Luft. Zwischen den Steinen blitzte da und dort ein Eidechschen hin, sonst fand sich kaum ein Lebendiges in dieser Wüste. Selbst die Schwärme des Borkenkäfers waren verschwunden. Schon von weitem sahen unsere Wallfahrer zwischen den fahlen Stämmen das Kreuz ragen. Niemand war dort, sie schienen heute die einzigen zu sein, die es besuchten.

Für Erlefried, den schwärmerischen Sohn eines schwärmerischen Vaters, war das Kreuz in diesem Walde stets ein geheimnisreicher Gegenstand gewesen, von dem seine Seele

gern träumte. So siegte auch jetzt in ihm das Kreuz über das Herz — wenn auch nur für kurze Zeit. — Still ging er ihm zu, zog das graue Hütlein vom Haupt und kniete nieder. Er gedachte jener Stunde, da er als Knabe ohne Gott und ohne Hoffnung heimgekehrt war zu seiner kranken Mutter. — „Er ist. Du weißt es, du liebst ihn. Himmel und Erde ist sein Leib!" So hatte sie, die am Tore der Ewigkeit stand, zu ihm gesprochen.

Auch Sela, die Tochter des Feuerwart, hatte Stunden, in denen das ganze, das furchtbare Elend von Trawies an ihr Herz schlug. Da konnte sie nicht lächeln, nicht hoffen, nicht beten, da war es, daß sie das Auge ihrer Seele zutat.

Auch heute war sie zum Kreuze gekommen, ohne recht zu wissen warum. Der verdorrte Wald war nicht danach angetan, ihr Gemüt aufzuschließen. Nun sie aber den geliebten Jüngling so still vor dem Kreuze knien sah, kam es auch über sie. Wie kühlender Tau kam es über sie, dann kniete sie hin und konnte beten — beten, wie schon lange nicht mehr.

Die Herren draußen in der Welt, die den Feuerbrand geschleudert hatten in dieses stille Tal, wenn sie das Paar hier knien gesehen hätten im schattenlosen Hochwald vor dem verlorenen Kreuze, jetzt noch schuldlos, aber von den höllischen Gewalten eines Flammenringes enger und immer enger umlodert!

Keiner hat sie gesehen, auch nicht im Gedanken gesehen. Zu Trawies ist die Empörung, ist das Laster, ist die Hölle, sonst dachte man nichts. Und Sela und Erlefried, die Kinder der Empörer, sie waren verlassen.

Erlefried stand endlich vom Gebete auf, setzte sich in den Schatten einiger dicken Stämme, tat seinen Mundvorrat heraus und bereitete für Sela den Tisch. Der Sonnenstern

wendete sich abendwärts. Sie ruhten und Erlefried richtete sein Angesicht dem Himmel zu, aber das dürre Gezweige flocht sich wie ein ungeheures Spinnengewebe zwischen den beiden Menschen und dem Himmelszelt. Und als Erlefried so dalag, sagte er plötzlich das Wort: „Sela, ich habe dich immer noch mehr lieb!“

„Wie werden wir heute heimkommen!“ sagte das Mädchen.

„Es wird ein schöner Weg sein,“ antwortete der Jüngling, „die Sonne wird nicht mehr brennen und die Luft wird kühl sein.“

Ich fürchte, wir verirren uns! Sela sagte es nicht, aber sie dachte es. Ihr war bange, sie wußte nicht, warum. Wieso, daß heute außer ihnen kein Mensch zu diesem Kreuze kommt? Hätte sie das geahnt, sie wäre nicht mit Erlefried gegangen, sie hätte auch ihn nicht gehen lassen. Am liebsten möchte sie jetzt auf dem abendlichen Heimweg anfangen und ihn mit Gespenster- und Räubergeschichten ängstigen.

Sie versucht es, spricht zagend von Strolchen, die den Tärn durchziehen.

„Ja,“ sagte Erlefried, „darum meine ich, daß wir den Weg meiden und im dichtesten Bestände dahinschleichen sollen, daß wir nicht bemerkt werden können.“

„Der bösen Traut und dem Anweil kann man nicht entgehen.“

„Gegen solche Gespenster ist das beste Mittel, wenn wir uns fest zusammenhalten.“

Er faßte sie mit einem Arm frisch um den Leib: „Ich bin stark, Sela, mir magst du vertrauen.“

Sie blickte ihn an. Das war ein schwerer Blick — bittend, hoffend, bangend. Vor dem Kreuze noch einmal: Schütze uns! Schütze uns heute!

Hierauf eilten sie davon, durch den Tärn jenen abendlichen Höhen zu, hinter denen wie ein fernes Dreieck der Kegel des Johannesberges ragte. Höhenrauch lag über der Gegend, die Luft war schwül. Am Himmel hatten sich Wolken gebildet, die bald in Stückchen zerfielen, als hätte sie eine unsichtbare Hand mit dem Hammer zertrümmert.

Als unsere Wanderer zu einem grünen Anger kamen, der in versteckter Talschlucht lag, um welchen gewaltige Stämme des Urwaldes nackt und knorrig standen und wo es so lautlos war, als wäre selbst die alte Fädenspinnerin Einsamkeit eingeschlummert, da schlug Erlefried ein Rasten vor. Sela sah ihn noch einmal an, trat ein wenig beiseite und war verschwunden.

Der Bursche ging hin und her, von Stamm zu Stein, von Strupp zu Strauch und suchte. Suchte so lange, bis ihn plötzlich ein heiseres Lachen erschreckte. Was da lachte, es lag ganz in seiner Nähe zwischen zwei Steinen. Eine magere Hand in Fetzen langte hervor, dann das grinsende Haupt des Stromers Roderich:

„Junger Mann, dir ist zur unrechten Zeit dein Schatz davon."

„Geht's dich was an, alter Tagedieb?" sagte Erlefried trotzig.

„Ein so kernfester Bursch' und ein solches Unglück! Es ist unglaublich," sagte der Stromer. Dann richtete er sich halb auf, daß es aussah, als wollte hier ein Lazarus dem Grabe entsteigen, und fuhr fort: „Mache dir aber nichts draus, schöner Knab', ich will dir was sagen. Ich habe dir schon eine Weil' zugeschaut und mir gedacht: Wie der's angeht, da kommt er nicht vorwärts. Lugst hin und schaust her und frägst an und duckst ab und hast nichts. Willst was haben, so mach's wie andere, verschreib' dich dem Teufel."

„Ist mir schon ein Ding, ich verschreib' mich dem Teufel!“ knirschte der vor Aufregung bebende Bursche. Begierde und Zorn verwirrten seine Gedanken und auch er war ein Kind seiner Zeit.

„Willst du mit mir kommen, so wirst du noch an diesem Abend Freude haben,“ sagte der Alte lauernd, „aber du mußt mich stützen, ich habe heute bösen Tag gehabt. Ich ward von Räubern angefallen, sie haben mir den Fuß zerschlagen; ich liege hier schon den halben Tag und kann nicht weiter. Führst du mich die Schlucht hinaus bis gegen die Felswand dort, so mache ich dir eine gute Nacht.“

Der Stromer sagte nicht die Wahrheit. Der böse Fuß war da, das Unvermögen, ohne Stütze weiterzugehen, war auch da; aber nicht die Räuber hatten ihn angefallen, sondern er selbst war auf seinem Raubzuge verunglückt, hatte sich im Hause des Bart bei dem Sprunge aus dem Fenster den Fuß beschädigt. Bis hierher hatte er sich mühsam geschleppt, weiter konnte er nicht mehr, so suchte er den Burschen an sich zu locken. Erlefried ahnte nicht, daß der Dieb vor ihm kauerte, den er in der vorigen Nacht von dem Kleiderschranke der Sela verscheucht hatte. Ihm war nur klar, daß hier ein samaritisches Werk getan werden mußte. Und er tat's. Er schleppte den alten Gauch die Schlucht entlang und spähte stets nach links und rechts, ob Sela sich nicht doch irgendwo zeigte.

„Du schaust umsonst,“ sagte ihm Roderich, und stützte sich tapfer auf den kräftigen Burschen. „Wie ich diese Gattung von Weibsleuten kenne, lassen sie sich im Walde nicht erwischen, laufen der Kirche zu und auf den Altarstufen erwarten sie den Liebsten. Geheiratet wollen sie sein, nachher geben sie sich zufrieden. Maßen wir jetzund aber keine Kirchen haben, so mußt dir schon anderswo was

bereiten. Hat der Herr Vater den Pfarrer erschlagen, so wird's der Sohn auch leicht ohne den Pfarrer richten. Glaubst, Junge, ich kenne dich nicht? Schau mich nicht so schwarz an, du Sohn des großen Wahnfred, der das Leutumbringen in Schwung gebracht hat und das Stehlen abbringen will, ich verrate dich nimmer, du versteckst dich im Tärn, wie ich, willst nicht mithalten draußen beim Rauben und Plündern, wie ich. Recht hast, wer für sich ist, dem geht's besser. Nur schade, daß es auch andere wissen werden, der tote Erlefried ist wieder lebendig geworden. Wie du jetzt dran bist — solltest unsichtbar sein: Erwischest die, die du haben willst, kommst denen aus, die dich haben wollen. Dich treibt die Not dazu, Junge, du mußt dich dem Teufel verschreiben."

„Gleich soll er mich holen, wenn ich's nicht tu'!" rief Erlefried leidenschaftlich erregt, auch darüber, daß ihn der alte Stromer erkannt hatte.

„Du gefällst mir," murmelte Roderich und hinkte an der Seite des Burschen mühsam weiter. Das, was er in Bosheit dachte und plante, schien ihm die Schmerzen seines Beines fast vergessen zu lassen. „Allemal ist es besser, er holt dich morgen, als heut'. — Geh' mit!"

„Ich rufe ihn!" sagte Erlefried und blieb stehen. An ihm war's wahr: Feuer im Herzen gibt Rauch im Kopf.

„Rufe ihn, wenn du allein bist," entgegnete der Alte. „Achte auf meinen Rat. Den Teufelsstein kennst du, er liegt auf der Höhe, wo man zu Ulrich, des Köhlers Hütte, hinüberkommt, nicht eine Stunde von da. Wirst viele Namen darauf finden, auch bekannte. Jeder ist ein Narr heutzutage, der nicht mit dem schwarzen Herrn Bruderschaft macht. Kommst du hin zum Stein, so ritze an deiner linken Hand die Herzader auf, tauche einen Halm, der schon verblüht hat,

ins Blut und schreibe deinen Namen auf den Stein. In dem Augenblick wird er vor dir stehen, wirst dich gar nicht erschrecken, er schaut nicht so schreckbar aus, als die Leute meinen, die ihn noch niemals gesehen haben. Etwan tritt er dir als schöner Knab' entgegen, oder als eine junge Maid, oder als ein frisches Reh, oder auch als grüner Baum. Der Herr hat allerlei Gewand. Gleich trittst ihn an und sagst keck, was du willst. Daß du nur nicht auf das Wichtigste vergißt. Die Zeit, wann er dich nimmt, bestimmst du selber; nicht daß du der Narr bist, und bedingst dir achtzig Jahre, oder hundert. Das ist zu wenig. Merk' auf, mein schöner Jüngling. Als die Zeit, wo er dich holen darf, bestimmst du das Gottsleichnamsfest in Trawies, das auf einen Neumond fällt."

„Ich verstehe es nicht."

„Du weißt es ja. An diesem Tage mag uns allsamt der Teufel holen."

„Ist mir zu früh, kann im nächsten Jahre schon sein," bemerkte Erlefried.

„Junge," sagte der Stromer und klammerte sich wie eine Schlange an Erlefried, „wer sich dem Teufel verschreibt, der schaut nicht in den Kalender. Neumond und Gottsleichnam trifft alle hundert Jahr kaum einmal zusammen, und wenn auch: Trawies liegt im Kirchenbann, das weißt du, so wirst auch wissen, daß zu Trawies kein Gottsleichnamsfest sein kann. Und ist keins, so kann es ewig nicht auf Neumond fallen. Mach's wie du willst und sei bedankt, daß du mich geführt hast."

Sie waren zur Stelle angelangt, wo sich die graue Felswand erhob, in welcher der Stromer sein Nest hatte. Der Alte hatte es verstanden, den Burschen durch das Gespräch mit sich zu locken, solange er dessen bedurfte. Hier

mußte er ihn verabschieden und versuchen, allein zu seiner Höhle emporzuklettern, wollte er sie nicht verraten.

Erlefried ging in der Dunkelheit verwirrt davon und suchte Sela und trachtete dem Teufelssteine zu.

Schwül war ihm, die Phantasie hatte ihn übermannt ganz und gar, eng und enger zog sich der Leidenschaft Feuerring um sein zitterndes Herz. Rasch ging er hin und tat, was ihm der Stromer geraten hatte. —

Als er den Arm entblößte, um ihn zu ritzen, sah er an ihm die Narben jenes Schusses, der ihn einst als Knaben auf der Wildwiesen gestreift hatte. Dort stach er hinein . . .

Noch zitterte am Halme das Tröpflein Blut, noch hatte er auf den Lippen den letzten Hauch seines Schwures, als er von der nahen Wand einen Ruf vernahm. Wie eine weibliche Stimme war's. Sollte der neue Genosse schon seines Dienstes walten? Und sollte es Sela sein? — Im Augenblicke, als sein Blut floß, durchrieselte ihn kalter Schauer. Und nun? Es war plötzlich nicht mehr so sehr das Weib, es war die schützende, vielleicht die schutzsuchende Freundin, nach der er sich sehnte. Der Ruf am Felsen wiederholte sich. Erlefried stieg hinan. —

* * *

Der Stromer saß nächtig auf Schutt und sammelte Kräfte zum Klettern. Gingen zwei mit Knitteln bewaffnete Männer die Schlucht entlang. Der eine schlug Feuer, da sahen sie ihn, bevor er sich noch hinter dürrem Gestrüppe verbergen konnte.

„Ha, da hockt der Fuchs!" Sie setzten sich zu ihm hin, einer rechts, der andere links, und sagten: „Es ist uns

recht, daß wir dich finden. Wir haben dir eine höfliche Frage."

„Wird mich gefreuen," antwortete er und sein Lächeln war ein Grinsen. Dann folgendes Gespräch:

„Roderich, wo hast du die schöne Maid versteckt?"

„Welche schöne Maid?"

„Die du auf dem Johannesberg gefunden hast."

„Sie ist meine Tochter."

„Das geht uns nichts an, wir wollen nur wissen, wo du sie versteckt hältst."

„Das sage ich nicht. Laßt mich ungeschoren."

„Laß du die Maid ungeschoren, Schelm! Heute hilft dir nichts, du sagst, wo sie ist, oder wir schlagen dich tot."

„Daß ich sie umsonst verraten soll, werdet ihr als billige Männer nicht verlangen," darauf kleinlaut der Stromer.

„Gut, wir geben dir zwölf Schinderlinge, wenn du ehrlich bist."

„Ehrlich bin ich, aber die zwölf Schinderlinge stehen zu Trawies nicht in Wert. Bargeld — Schlechtgeld jetzund, ihr wißt es."

„Aber *unsere* Schinderlinge, lieber Spitzbub', die heißen Bargeld — Gutgeld!"

Sie hielten ihm, beim Scheine des Zunders, in hohler Hand Goldmünzen vor. Er blinzelte darauf hin, seine Finger gerieten in ein absonderliches Zucken.

„Gebt her!" zischelte der Stromer.

„Sobald wir wissen, wo du dein Schurschaf birgst."

„Was soll ich's nicht sagen? Am Trasank, in der Rabenkirche wohnt sie seit etlichen Tagen. Gebt her!"

„Ja, glaubst du, wir trauen dir? Ha, ha, so kindisch

sollt' der schlaue Roderich nicht sein. Du gehst mit uns, und wenn wir sie haben, kriegst dein Geld."

„Wenn ihr mich tragen wollt? Ich habe mir den Fuß gebrochen und kann nicht weiter."

Er zeigte ihnen das stark geschwollene Bein, dabei gelang es ihm, die Goldmünzen zu erhaschen. Den stundenlangen Weg bis zur Rabenkirche ihn zu tragen, hatten sie keine Lust; das Geld schloß der Alte in die Faust, so sagte einer: „Das Nest wissen wir, das Geld wollen wir. Ein krüppelhafter Schragen ist er. Schlagen wir ihn tot."

„Ist der Vernünftigste," so der andere und warf den Zunder weg.

Da war ein verzweifeltes Aufbäumen und ein Gebrüll, daß es im Felsen widerhallte.

Das Reisig gloste und zur selben Stunde flog die Flamme in den dürren Tärn . . .

* * *

Wahnfred saß auf einem Steine des Johannesberges und blickte in die rauchdurchzogenen Täler und Schluchten von Trawies. Da unten qualmte es träge herum und bisweilen wehte der bläuliche Schwaden den Hang heran zwischen den Bäumen und brachte prickelnden Brandgeruch. Dort, jenseits der Trach, unter dem Ritscher hin bis zu den Grenzhöhen des Sehkreises, lag der feurige See. Zur Tageszeit waren die Flammenwälder teils verdeckt von den schmutzigen Rauchwirbeln und Dunstschichten, des Nachts aber leuchtete der Tärn wie ein Höllenpfuhl. Zu Zeiten, wenn die Ostluft zog, war auf dem Johannesberge das Knistern krachender Äste, das Dröhnen stürzender Kohlenbrände vernehmbar. Manches fliehende Getier kam geflattert und

suchte neues Heim in den grünen Wäldern diesseits der Trach. Es war schon spät in den Septembertagen, aber das strich warm bei Tag und Nacht, und zu Trawies fiel kein Tau mehr. Luftzüge, die über den brennenden Tärn geweht kamen, waren heiß, und hoch am Trasank, wo sie mit kalten Schichten zusammentrafen, bildeten sich Wolken, aus denen nicht selten Blitzscheine zuckten.

Wahnfred saß auf dem Stein und blickte hinab. Was die Leute unten trieben, das konnte er freilich nicht sehen, aber er vermutete, daß sie tätig sein würden gegen das Feuer und daß die Arbeit und Kämpfe läuternd auf sie wirken müßten. Als in einer Nacht sich ein heftiger Wind erhob und die Glutfelder des Tärn neuerdings wild aufloderten und das Feuer auseinanderstob, da meinte der Einsiedler auf dem Berge, es würde auch den Ritscher erfassen und die Wälder im Dürrbachgraben, an der Miesing und an der Trach, und so das Herz von Trawies verbrennen. Dann wollte er hinabsteigen und den Hingeworfenen im Scheine solcher Herrlichkeit sein Evangelium verkünden. Er hatte gemeint, daß die verhärteten Herzen der Leute von Trawies wie Eisen sind, die erst im Feuer der Not geglüht werden müssen, bevor sie bildsam werden.

Nun begann es zwar zu brennen an einem Hange des Birstling und hoch oben im Ritscherwalde, aber es verkohlte und es verlosch im Busche, die Flammen gingen über die Grenzen des dürren Tärn nicht hinaus. Und Wahnfred blieb auf dem Berge.

Der Wald aber, so an jenem Abende, da die beiden Männer den Stromer Roderich erschlugen, durch ein Ungefähr in Brand gesteckt worden war, loderte und glühte viele Tage lang. Keiner hatte auch nur versucht, dem Feuer zu wehren und die Flammen flogen in hellem Hohne das

Gestämme an, wie es früherhin die Schwärme des Borkenkäfers angeflogen hatten. Und es war, als ob das Feuer nicht von außen käme, vom Innern der Bäume schlug es plötzlich hervor durch die Risse und Runsen, aus den Höhlungen trockener Rinden, aus den Löchern, die der Wurm gebohrt, der Specht gehackt hatte. Dann tänzelten die Flammen um den Stamm, züngelten gegen den Wipfel auf, hüpften hinaus in das knorpelige, harzige, braunreisige Astwerk und wirbelten hin, rasch wie die Flut. Dünn war der aus solch heftigem Feuer aufgejagte Rauch, nur wenn die verkohlenden Stämme und Strünke brachen, niederstürzten ins Moos, da erhoben sich die finsteren Wolken und fuhren, noch lange von der Glut beleuchtet, von Funken durchsprüht, über die Wipfel hinweg.

Seltsam war der Zug des fliehenden Gesindels, das im Walde immer noch seine Nester und Höhlen gehabt hatte. Das war ein Johlen und Höhnen! Mancher rief dem brennenden Walde die tollsten Späße zu, und das wäre gar trefflich, daß die Hölle nach Trawies gekommen sei, so brauchten die Trawieser nicht mehr in die Hölle zu fahren. Einmal aber verging ihnen das lose Maul. Zur nächtlichen Stunde hatte sich von den breiten Höhen des Ritscher ein Wirbelwind herangewunden. Schon lange war dort das Tosen der Bäume und das Auftanzen des Waldstaubes hoch in die Luft, bevor in den Niederungen sich noch ein Blättchen regte. Dann kam es. Wie ein unsichtbarer Besen, so fuhr es anfangs drein, daß die Flammen sich wimmernd hinlegten auf den Boden. Plötzlich wurde ein großer Teil der Feuerfläche emporgerissen in einer pfeifenden Feuerhose, ein ungeheurer Springbrunnen, daß alle Schatten verzuckten und die tiefsten Schluchten des Gebirges beleuchtet waren.

Und hoch am Himmel war ein Tanz, wie die Berge

an der Trach wohl seit Urzeiten keinen ähnlichen gesehen haben. Reisigmassen, von Flammenflügeln getragen, flogen im Kreise und sprühten, fuhren in Rauch hinein, sprangen wieder hervor, wurden wie Raketen aufwärts geschleudert, schossen hin und her und zitterten, lahm geworden, eine Stunde weit im Umkreise als Flammen- und Aschenregen nieder.

Bei diesem Schauspiele waren manchem die Augen übergegangen und etlichen brannte solcher Regen die Kleider und die Seele vom Leibe. In weitem Umkreise umschwärmten die Leute den brennenden Tärn, um sich dann allmählich gegen die Trach und ihre Hütten zurückzuziehen. Da gab es manchen Strauß; die Strolche drangen in die Häuser und plünderten und warfen die Bewohner vor die Tür und richteten sich selber ein. Und mancher solchermaßen dachlos Gewordene warf Feuer in sein eigenes Haus; lieber die Brandstätte wollte er sehen, als die Strolche wohnen in seinem Heim.

Der Erdboden von Trawies hatte seine Treue länger bewahrt, als die Leute die ihre. Den wenigen fleißigen Händen, die in ihren entlegenen Winkeln den Acker und die Wiese bearbeiteten, gab der Boden reichlich und oft fast mit Üppigkeit, als habe er, wie die Urkunde sagt, Erbarmnis gehabt mit den Zähren, die ihn düngten. Und auch dort, wo nichts gearbeitet wurde, wuchsen und reiften die wilden Früchte, welche zu sammeln auch den Arbeitsscheuen die Not gebot. Die Herden der Rinder, Ziegen und Schafe strichen halbwild auf den Matten und in den Wäldern umher; mancher Kampf entbrannte um sie zwischen dem Eigentümer und dem Räuber, aber ganz ausgerottet konnten die Haustiere nicht werden und sie waren immerhin noch eine Quelle der Nahrung. Auch die Hasen und die

Rehe und die Hirsche wollten kein Ende nehmen, trotz der Vertilgungsjagden, die nach ihnen gehalten wurden. Die Gemsen des Trasank, die Raubtiere des Ritscher, die Fische der Trach schienen immer von neuem nachzuwachsen und aus fremden Wildnissen und Wassern herbeizukommen. Die geregelte Nahrung und Kleidung war schon lange abgekommen, aber die halbwild gewordenen Trawieser Leute begnügten sich mit rauhen Hüllen und halbwilder Kost, die ihnen teils, sozusagen, in den Mund wuchs. Dazu kam die Beute, die sie von ihren Raubausfällen und Streifzügen aus der weiteren Umgegend heimbrachten. Und so lebten sie.

Es war aber für jeden einzelnen ein Leben unter Feinden.

Mit schweren Hakenbüchsen bewaffnet strichen die Männer umher; die Weiber, die gezwungen waren, das Haus zu verlassen, gingen mit Sicheln aus, und es war doch keine Schnittzeit gewesen; oder sie hatten andere Messer bei sich, und nicht selten geschah es, daß diese Waffen in Gebrauch kamen, und oft wieder gegen Weiber. Denn das war die Zeit, da man die Eifersuchtshändel nicht mehr mit Keifen und Kratzen, sondern mit dem scharfen Eisen ausmachen konnte, und da blieb dem Manne von zweien freilich seltener die Schönste, denn die Stärkste übrig.

Menschenleben waren wohlfeil wie Hasenbälge und manches wurde abgetan eines kaum nennenswerten Gewinnes wegen. Eine der wenigen Ausnahmen machte der Tropper.

Zur Zeit des Waldbrandes war es, daß der Tropper einen fremden Mann aufnahm, weil der die Krautgrube, die hinter dem Hofe zwischen zwei Bäumen schachtartig in die Erde gegraben war, um den Kohl aufzubewahren, aus-

bessern sollte. Der Mann stieg in den Schacht hinab und kam lange nicht zurück. Der Tropper rief in die Tiefe, der Arbeiter gab keine Antwort, aber der Bauer hörte ihn kichern. Nun rief er seinen Knecht, daß auch der hinabsteige. Und auch der kam nicht zurück, sondern half in der Grube kichern. Erst als es finster wurde, stiegen beide herauf und eilten in den Wald.

Das wurde dem Tropper verdächtig; er ließ sich selbst in den Schacht hinab und fand unten in Nischen Vorräte von Fleisch, Speck, zweifach gebackenem Brot, Branntwein und sonst mancherlei Lebensmitteln. Jetzt freilich konnte er die stille Heiterkeit der beiden Gesellen begreifen und ihm schwante auch, daß sie in der Nacht mit Genossen zurückkehren würden, um die Grube auszuleeren.

Der Tropper konnte sich zwar nicht vorstellen, wer hier so nahe an seinem Hause Lebensmittel versteckt haben mochte, doch waren sie ihm sehr willkommen. Alsogleich begann er mit Hilfe seines Weibes die Dinge aus dem Schacht empor und in sein Haus zu schaffen, wo er zwei Kammern mit den teilweise freilich schon verschimmelten Schätzen füllte.

Als sie damit fertig waren, wurde jedoch der Tropper nachdenklich und meinte: „Was wird's nutzen? Bald wird der Rudel da sein, wird mich angehen, wo ich das Zeug hingetan hätte? Wer soll sich erwehren, wenn ihrer ein Haufen sind?"

Das Weib sagte nichts drauf, ging in die Küche und begann in den Kesseln Wasser zu sieden.

Er ging ihr nach und fragte, was sie triebe?

„Wir müssen doch die Krautköpfe einweichen," gab sie ihm zur Antwort. „Lehne nur die Leiter wieder in die Grube."

Gegen Mitternacht kamen richtig etliche Strolche, darunter auch der Knecht des Bauers, und sie stiegen die Leiter in den Schacht hinab. Nur einer blieb heroben am Rande stehen, bereit, die heraufgereichten Gegenstände in Empfang zu nehmen.

Jetzt sagte das Weib des Tropper zu ihrem Manne: „Schleiche den Spitzbuben dort an und wirf ihn in den Schacht!“

„Du bist nicht gescheit; sie kommen doch herauf und herren uns.“

„Wirf ihn hinab,“ befahl sie, „das Wasser ist heiß!“

Jetzt erst wußte er, was sie wollte.

Aber er stellte sich vor sein Weib und sagte: „So weit nit, Alte, so weit nit. Lebendig kochen wollen wir keinen. Ehevor teile ich mit ihnen die Vorräte und den Knecht verjage ich.“

So geschah es, und das Weib des Tropper kochte in dem für ganz anderes bestimmten Siedewasser das aufgefundene Fleisch zu einem gemeinsamen Mahle. —

Der alte Bart hatte, während die Strolche aus dem brennenden Tärn flohen, auch zu tun, sich seiner und der Seinen Haut zu erwehren. Vor allem sorgte und bangte er für Sela — das war der größte Schatz im Hause, vielleicht in ganz Trawies. Der Heuboden, wo früher er mit Erlefried geschlafen hatte, war jetzt für ihr Versteck nicht sicher genug; auf diesem Heu nahm das herumstreichende Gesindel Nachtlager, nachdem es das Haus und dessen Vorratskammer untersucht hatte. Aber unterhalb des Heubodens war zwischen zwei dicken Wänden ein enger, dunkler Raum, der einst in guten Zeiten als Haferkammer für die Pferde gedient hatte. Seit Jahren hingen nur mehr die

grauen Fetzen der Spinngewebe nieder, in denen sich nichts mehr verfing, als der Staub und dürrer Samen, der zwischen die Fugen rieselte. In dieser Kammer hielt der Bart die Tochter des Feuerwart oft tagelang verwahrt, versorgte sie durch eine kleine Öffnung mit Speise und hatte sein eigenes Lager im angrenzenden Schafstall — der war ihm ja vollständig geleert worden —, um sie bewachen zu können. Neben seinem Bette an der Wand lehnte stets eine scharfe Axt, bereit für jeden, der in die Haferkammer zu dringen hätte versuchen wollen. Seine alte kränkliche Gattin fühlte sich in der Stube sicher; sie bedurfte keiner Axt, es war der Mühe wert kaum mehr etwas im Hause.

Sela litt in ihrem Gewahrsam unbeschreibliche Qualen. Nicht die dunkle Kammer war's, wo ihr nur Mücken und Spinnen Gesellschaft leisteten; nicht die Furcht war's vor Entdeckung, was ihr das Herz wollte brechen, sondern der Schmerz über den Verlust.

Seit jenem Abende, da sie mitten im Tärn ihren Gespielen und Freund verlassen hatte, war er nicht mehr vor ihr erschienen. Sie kam damals nach manchem Irrlaufe glücklich nach Hause, er folgte ihr nicht, er kehrte nicht zurück und niemand hatte ihn seither gesehen. — Sie war von ihm gegangen und hatte ihn den Gefahren jener Einöden preisgegeben. Und warum? Weil er sie lieb hatte, weil er sie auf den Mund küssen, an sein Herz drücken wollte.

Sela vermochte nicht daran zu denken, ohne sich der Gefahr auszusetzen, wahnsinnig zu werden. Aber endlich konnte sie doch auch wieder an nichts anderes denken, als an ihn, und da verging ihr Hören und Sehen.

„Warum ist es in mir," so fragte sie sich selbst, „daß ich den Mann, den ich so sehr liebhabe, nicht mit meinen Armen umfangen darf? Küssen wollt' ich ihn, bis die

Lippen bluten, und sein Blut aufsaugen und sein Herz an dem meinen erdrücken! Wer im Himmel und auf Erden hat mir gesagt, daß ich ihn mit meiner Faust von mir stoßen soll, wenn er mich anschaut mit seinem lieben Auge, wenn er mir den Hauch seines Mundes, nach dem ich mich sehne wie der Fisch nach dem Wasser, nicht versagen will? Wer hat mir's geboten? Meine Mutter? Sie hat jenes Lied gesungen vom falschen Jüngling im grünen Wald. So treu wie Erlefried kann keiner sein. Ein anderes ist in mir, das die Faust gegen ihn geschleudert hat. Ich kann's nicht ergründen."

Und sie weinte, und sie träumte und sie fuhr fort:

„Vielleicht war's das Sonnenlicht, das noch in den Wolken gebrannt hat. Vielleicht waren es die alten Bäume, die mich umstanden haben. Vielleicht war es der böse Feind, während ich den Schutzengel angerufen habe. — Jetzt ist er hin, und der er sich in Liebe hat vertraut, die hat ihn verlassen. Das tut mehr weh, wie ein Sterben."

Der alte Bart war ausgegangen, um Erlefried zu suchen; aber es brannten die Stämme des Tärn. Das Feuer hatte sich zu jener Zeit und unweit dort erhoben, wo nach Aussage des Mädchens sie ihm davongelaufen war. —

„Und warum bist ihm davongelaufen?" so hatte sie der Bart gefragt.

„Warum?" gab sie zögernd zur Antwort. „Ich habe ihn nicht erkannt."

Der Bart fragte nicht weiter. Er ging in Rauch und zwischen den kohlenden Stämmen herum und suchte Erlefried. Endlich jedoch blieb darüber kein Zweifel mehr, Erlefried mußte verunglückt sein. Der Bart glaubte seinem eigenen Worte nicht, wenn er sagte: „Der Knab' ist schlau,

der hat sich noch beizeiten in den hohen Trasank hinaufgeflüchtet."

Was ginge den der Trasank an, dachte Sela, der will bei Leuten sein.

Ihr einziger Wunsch war, daß er lebe, und ihr Gebet war, daß er gestorben sein möchte. Das ahnte sie, wenn er noch lebte, so stände es nicht gut um ihn.

„Vater Bart," fragte sie einmal, „wann gehen die neunzig Jahre aus?"

„Welche neunzig Jahre?"

„Daß in der Rabenkirche die Raben wieder zusammenkommen und es laut erzählen, wen sie die Zeit her ermordet gefunden haben. Ich will hin und horchen."

„Laß den Aberglauben sein, mein Kind," antwortete der Bart. „Wir stehen in der Hand Gottes. Vergiß es nicht."

„Wir in der Hand Gottes?"

„Laß dich nicht anfechten, wenn sie sagen, sie hätten dir den Herrgott weggenommen. So mächtig ist keiner, daß er das kann, so mächtig bist nur du selber. Der ewige Herr läßt sich nicht geben und nicht nehmen. Wer ihn haben will, der hat ihn."

Gedankenvoll blickte sie oft in die Schleier der Spinnen ihrer Kammer, die zur nächtlichen Weile durch den Schein vom Tärn her beleuchtet wurden. —

Und einmal, als sie einem Tierchen zuschaute, das von der Decke nieder senkrecht seinen Faden spann, dachte sie: Wenn sie bis zur Erde spinnt, so sehe ich ihn wieder. Das will ich heilig glauben und das wird so sein.

Die Spinne hockte lange auf einem Punkte, dann spann sie bis zur Erde. —

Nachdem der Tärn neun Tage und Nächte lang gebrannt hatte, war er verzehrt. Aus der weißen, schwarz gesprenkelten Aschenschichte stand hie und da ein verkohlter Strunk empor. Viele kleine Felswände waren kahl geworden, da und dort gähnte der finstere Eingang zu einer Höhle. Auf dem Höhenzug stand aber noch das Kreuz, jetzt weithin sichtbar. Der Borkenkäfer hatte es verschont, weil es dürr war, die nach Reisig lechzenden Flammen waren hoch darüber hingeflogen, und so war es der einzige übriggebliebene Baum auf den Gründen des Tärn.

Drittes Buch.

Die Erlösung.

Zur selben Zeit geschah es, daß an einem der späten Herbsttage eine große Verfinsterung die Menschen beunruhigte. Gegen die Mittagsstunde war es, bei heiterem Himmel, daß die Bäume an der Trach ihre Schatten verloren, daß es düster wurde über Berg und Tal, und daß die Fledermäuse den Leuten um die Köpfe flogen. Die Sonne war verloschen und hatte nur einen schimmernden Rand. Am Firmamente standen Sterne. Ganz anders waren diese Sterne gruppiert und anders sahen sie aus, als man sie zur selben Jahreszeit in der Nacht beobachten konnte.

Einer der Ältesten zu Trawies hielt die alte Fahne noch aufrecht und erklärte, daß der höllische Drache, der die Sonne stets verfolge, nun mit ihr im Kampfe liege. Man sähe es ja, wie das schwarze Ungeheuer die Scheibe umklammert halte, während die Sonne noch ihren Flammenring über seinen Hals zu werfen trachte. Unterliege sie, so gehe die Welt zugrunde; unterliege sie nicht, so drehe es sich eine Weile noch so fort mit Tag und Nacht, mit Winter und Sommer.

Es drehe sich nicht mehr fort, sagten andere, die Sonne werde wohl für die weite Welt noch scheinen, aber für Trawies werde sie verlöschen.

„Das ist Firlefanz,“ rief es drein, „Gott läßt die Sonne scheinen über Gute und Böse.“

„Aber nicht über Gute und Verdammte.“

„Derohalb keck anpacken, was zu packen ist. Die Zeit ist kurz und in alle Ewigkeit geht es uns nicht mehr so gut, als wie jetzt!“

Etliche waren der Meinung, diese Nacht mitten im Tage sei nichts, als eine gewöhnliche Sonnenfinsternis und eine solche sei unergründlich, gehe vorüber und bedeute gar nichts, als daß der Türke komme oder die Pest.

Und so traf es zu. — Die Finsternis war nach einer Stunde ganz und gar vorbei und die Sonne schien nach wie vor und hatte nicht die geringste Wunde vom Kampf mit dem Drachen an sich. Wenige Tage später aber ging schon die Kunde: „Der Türk' kommt!“

Das war ein Schreckenswort zu jener Zeit, und Trawies hatte aus früheren Tagen manches Denkzeichen aufzuweisen von den Greueltaten der morgenländischen Horden. Diesmal machte die Kunde kaum einen anderen Eindruck, als den der Neugierde und der Genugtuung. Die Türken, das sind ja jetzt Bundesgenossen der Trawieser Leute.

Vom Rocken- und vom Johannesberge aus sah man in den Nächten manch seltsamen Schein fern über dem Flachland aufsteigen, und vom Trasank brachte jemand die Nachricht herab, daß man dort oben deutlich den Brand von Neubruck und Oberkloster sehen könne.

Das war ein Jubel.

„Der Flammenring, den sie um Trawies gezogen haben, der wächst; der dehnt sich nach außen. Gebt acht, sie werden noch zu uns kommen, die hohen Herren von Neubruck und von Oberkloster und von Altenziel, und ihre Haut verstecken

wollen in unseren Wäldern und Höhlen. Sie werden recht willkommen sein!"

Die Fäuste zuckten ihnen, da sie so sprachen, und in den Fäusten die Messer.

Die Grenzen von Trawies wurden nicht mehr bewacht.

Auf den Stellen, wo sie einst die Feuer des Bannes angezündet hatten, wuchs wieder das Gras. Die Bäume, an denen der symbolische Strick gespannt war, grünten neu oder verdorrten auch, wie es eben war. Die umliegenden Ortschaften, so weit viele auch von diesem Waldrande entfernt lagen, hatten an ihrer Markung einen Galgen errichtet als Willkomm für die Besucher aus Trawies. Und das waren nunmehr die einzigen Grenzpfähle. Wohl waren von einsichtsvollerer Seite auch Versuche gemacht worden, mit den Leuten von Trawies eine Art von freundschaftlichem Verkehr zu pflegen, den Bann still zu umgehen und so die Gemeinde allmählich wieder zur Gesellschaft heranzuziehen. Aber die Rotten in den Wäldern waren damit nicht einverstanden. Die wilde Freiheit behagte ihnen und sie trugen gar kein Verlangen nach Steuern und Robot, nach dem Kriegshandwerk, wo der Mann wohl das Leben verlieren, aber nichts gewinnen könne.

Aus Neubruck war nun ein von den Türken verscheuchter Mann vertrauensselig nach Trawies gekommen. Der erzählte, was draußen vorging. Krieg in Ost und Krieg in West, und Krieg mitten in der Heimat. Heuschrecken hätten die Ernte gefressen, Osmanen hätten die Speicher geleert, die Kirchen geschändet und Städte verbrannt. Der Landesfürst läge mit den Bischöfen in Fehde, die Bischöfe riefen als ihre Verbündeten die Magyaren ins Land, und das wären neue Feinde und an Grausamkeit nicht geringer, als die Türken. Ferner hätten sich in den

letzten Jahren Semiten eingenistet, Hausierhandel getrieben, Kinderblut getrunken und Brunnen vergiftet. Sie seien ausgewiesen worden, aber nicht gegangen, und wären nur erst die feindlichen Einfälle überdauert, dann dürfte es ein fröhlich Judenerschlagen abgeben. Trawies sei dazu eingeladen.

Ein Trawieser antwortete: „Was gehen uns die Juden an, wir erschlagen Pfaffen und Herren!“

Aber man müsse bedenken, meinte der Mann aus Neubruck, daß die Semiten eine schreckbare Seuche ins Land geschleppt und in den Brunnen großgezogen hätten. Dort und da fiele einer um und wäre tot und würde nach kurzer Zeit schwarz und wese. Es wären dieses Sterbens wegen schon angesteckte Häuser verbrannt und ganze Ortschaften abgesperrt worden. Einen Juden habe man dabei erwischt, da er just Gift in einen Brunnen warf; der sei zwischen zwei Hunden aufgeknüpft worden. Einen anderen habe man durch peinliche Fragen zum Geständnis treiben wollen und ihm jede Stunde einen Zahn ausgerissen, bis er endlich mit zerstörtem Kinnbacken bekannte, daß er Hostien entweiht habe.

Mit lustigen Mienen hörten die Leute von Trawies derlei Geschichten, und als der Fremde alles erzählt hatte, was er wußte, und zur Ergötzung der Zuhörer vielleicht etwas mehr, nahmen sie ihm seinen Geldvorrat ab, seinen Mantel und seine Stiefel und luden ihn ein, mit ihnen auf die Jagd zu gehen.

Er schlich einige Tage im reifigen Waldschatten herum, nährte sich von Kraut und Preiselbeeren, legte sich in eine halbzerstörte Hütte und starb in ihr. Als man ihn fand, war er schwarz angelaufen und hatte am ganzen Körper grause Beulen.

„Den rühr' ich nicht an!" sagten die Leute und liefen davon. Und zogen einen weiten Ring um die Hütte, ächteten den Platz, wie sie selbst geächtet waren.

Aber es war vergebens. Der schwarze Tod hatte sein Ei in Trawies gelegt und es begann in dem ungezügelten, ausschweifenden Haufen ein böses Sterben.

Aus der unteren Trach kamen anfangs die meisten Nachrichten; bald hieß es, auch im Dürrbachgraben sei die Seuche aufgetaucht. Im Trasanktale liege ebenfalls ein Toter; und von den Häusern des Rockenberges kamen die Bewohner geflohen mit dem Bericht, die Seuche sei auf dem Berge, und noch ärger als im Tale. Von diesen Leuten flohen nun die anderen, aber sie wußten nicht wohin, von allen Seiten kamen ihnen die Berichte und die Spuren der wilden Geißel entgegen.

Medizin hilft nicht, das wußten sie; aber durch Orakelsprüche und Amulette suchte man sich zu schützen.

Doch die Himmlischen erkannten keine fromme Meinung aus Trawies.

Dem Verstorbenen Brot auf den Mund legen, damit sich das Gift in das ziehe! So lautete ein Rat. O Gott, wer wollte sich dem Toten nahen! Mittel gab es übergenug, aber sie halfen nicht.

„Gegen die Ansteckung nichts besser, als Ziegenböcke!" rieten sich die Leute, und jeder trachtete im Stalle eines Ziegenbockes zu schlafen und zu wohnen; tagsüber sah man sie mit Ziegenböcken herumgehen, und weil dieser luftreinigenden Tiere zu wenig waren, so raubte sie einer dem anderen; der Ziegenbock wurde ein Zeichen der Stärke seines Herrn, wurde das Pferd der Ritter von Trawies.

Da geschah es, daß auch von solch minder hohem Rosse mancher Reiter zur Erde fiel und starb. Und als die

Leute sahen, daß die Seuche sich steigerte, da verfielen diese der Verzweiflung, andere dem Stumpfsinn; noch andere meinten, die giftige Luft könne man nur mit giftigem Wasser besiegen und taten nichts anderes als Branntwein trinken.

Die Nüchternen trachteten, den letzten Rest von Ordnung noch immer aufrecht zu halten. Die Häuser und Hütten, wo jemand an der Seuche gestorben war, wurden niedergebrannt oder verrammelt. Die Toten wurden mit langen Haken in die Grube gezerrt. Der Verkehr war fast ganz aufgehoben; einer floh den anderen. Unterredungen geschahen nur über Bäche oder über Feuer. Sie hatten die Erfahrung gemacht, daß das Feuer luftreinigend sei.

„Wir sollten noch einen Tärn haben zu verbrennen!“ meinten sie.

„So zünden wir den Ritscher an,“ rieten sie.

„Stürzen wir uns ins Feuer, ist das beste Mittel gegen Krankheiten,“ lachten sie.

„Schon verdammt eng zieht uns der Teufel die Schlinge,“ fluchten sie.

Und in demselben Spätherbste vollzog sich noch nicht das Ärgste. Vom Winter hoffte man, daß er das Gift in der Luft zerstören werde; er ging auch vorüber, ohne viele Opfer zu fordern. Aber als die Sonne wieder hoch stand und der Schnee taute und die Dünste aufstiegen in weißen Frühlingsnebeln, da fing es wieder an. Jetzt rächten sich die Toten, die man im vergangenen Spätherbste nicht begraben hatte; es brannten wohl auch diesmal im Tal und auf den Höhen zahlreiche Feuer, aber sie waren vergleichbar den Wachtfeuern auf dem Kriegsfelde. Hier brannte ein Haus, in dem der letzte Bewohner hingestorben war; dort brannte ein Reisigfeuer zwischen zwei Männern, die sich

berieten; da hatte man einen Holzstoß entzündet, an dessen Glut sich eine ganze vor Angst bebende Familie drängte. Denn dieser Rat war vom Johannesberge den Leuten wiederholt zugekommen: Nur an das Feuer möchten sie sich halten!

„Ja," meinte ein alter Trawieser, es war der Rockenpaul, „das möchte ich glauben, wenn wir das Ahnfeuer noch hätten! Die Glut vom Flammenring ist uns nicht gesund!"

Manche der von der Seuche Befallenen wüteten, beteten, fluchten, verzweifelten. Andere wieder gerieten vor dem Tode in Verzückung, riefen aus, sie sähen den Himmel offen und feurige Leitern seien gezogen herab auf Trawies.

Und als das Sterben grassierte, da erzählte der alte Schummelzenz, daß er im Herbste, als noch alles gesund war, am Rockenbachwege Enzian geschnitten habe. Da sei von der Trach her ein Karren gefahren, worauf ein fremder Mann und ein fremdes Weib gesessen. Der Mann habe eine Sense, das Weib einen Rechen gehabt. Das Weib habe zum Manne gesprochen: „Du mähst Trawies, ich werde es rechen." Und das Paar sei niemand anderer, als die Pest gewesen. —

Die Chronik übermittelt uns aus dieser Schreckenszeit ein einziges Bild, das geeignet ist, unser Herz zu erheben.

Hoch im Trasanktale, hart am Berge zwischen Schuttlehnen, stand das Haus des Sandnantel. Der Nantel hatte seine Josa ohne viel Umfragens zum Weibe genommen und sie ohne viel Umschauens zum Weibe behalten. Sie mischten sich nicht in das Treiben der neuen Gemeinde, sie verstanden sich zu ernähren von dem, was zwischen den Steinen wuchs.

Und nun, eines Tages fiel der Nantel zu Boden. Mit einem Schreckrufe sprang ihm sein Weib bei, er wehrte mit

den Händen ab: „Laß mich! rühr' mich nicht an! Gehe zu den Kindern!“ Und suchte sich selbst aufzuraffen.

„Was ist dir, Mann? Wo willst du hin?“

„Dem Wasser zu. Geh' weg. Ich will zum frischen Wasser. Die schwarzen Flecken — ich will mich waschen.“

Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne und er brach auf der Stelle wieder zusammen.

Die Josa wusch die Beulen mit Wasser, gab ihm Wasser auf seine brennende Zunge, befeuchtete die trüben Augen und wich nicht von ihm.

„Hättest mich lassen,“ murmelte er, „ich wäre lieber ertrunken, in der Erde erstickt, als so — als so. Und euch wäre ich nicht zum Gifte geworden.“

„Nein, Nantel, du wirst wieder leben.“

Er lachte heiser, dann leise: „Ich hoffe, mein liebes Weib, wir werden alle wieder leben. Hast du mir noch Treu, so gehe jetzt zu den Kindern — ich will schlafen.“

Spät in der Nacht war das. Die Josa ging, und als sie nach kurzer Zeit wieder kam, um zu warten, war der Kranke nicht mehr da. Die Tür ins Freie stand offen. Sie lief hinaus, sie rief seinen Namen. Die Felsen riefen es nach. Erst am Morgen hat sie ihn gefunden, abseits im Dickicht, in einem frischgeschaufelten Grabe, teils mit Erde bedeckt. So hatte der Nantel in vorhinein sich selbst begraben — damit sein Leib Weib und Kind nicht vergifte.

Als ob die Treue dieses Herzens das Schicksal gerührt hätte, in der Familie des Nantel erkrankte und starb keines mehr und sie hatten das Glück, über die Wüsten des Trasank dem unseligen Kreise zu entkommen, nachdem sie das teure Grab noch mit heißen Tränen begossen. —

* * *

Und zu jener Zeit der maßlosen Not war es, daß die Trawieser Leute hinaufstiegen zur Wildwiesen, wo vor Zeiten das Sonnenwendfest begangen worden war.

Nicht zu Rat und Schutz kamen sie zusammen, denn sie waren ratlos und mutlos ganz und gar. Und in keinem, wie sie da hinaufstiegen, Mann und Weib, jung und alt, in keinem fand sich die Ruhe der Ergebung. In aller Herzen zitterte die Not des Lebens und die Angst vor dem Sterben.

Da hieß es, auf den Höhen sei die Luft gesünder. Unweit des Wasserfalls, hart am Felsen, zündeten sie ein großes Feuer an, um das sie sich in einem weiten Halbkreis drängten. Einer wollte dem anderen ausweichen und doch zog die Furcht vor dem Ungeheuerlichen, die Sehnsucht nach Freunden und Helfern einen zum anderen hin. Sprach einer, so verhielt sich der andere den Mund, oder kaute an einer Enzianwurzel. Wo irgend noch eine Mutter war, sie küßte ihr Kind nicht mehr. Vor dem grauen Hauche, der in kühler Luft aus dem atmenden Munde des Menschen geht, flohen sie. Und doch zog sich der Kreis eng und enger um das knisternde Feuer, denn das Feuer war die einzige Heilkraft. Wäre es möglich gewesen, sie hätten die Flammen getrunken. Als es in den Abend hineinging und die Felswand zu leuchten begann hinter dem Feuer, saßen und kauerten sie noch immer da, wie eine geängstigte, vom Wolf müdegehetzte Schafherde sich zusammendrängt. Die meisten wußten auch nicht, wohin sie gehen sollten, ihr häuslicher Herd hatte kein Dach.

Jetzt schlich ein Weib herbei, so abgehärmt wie alle anderen, aber in den Augen eine leuchtende Freude. Sie erzählte, daß sie unten am Hang Biberellwurzeln gesucht habe, und dabei wäre plötzlich so ein seltsames Klingen ge-

wesen in der Luft, und sie hätte aufgehorcht und hätte das Läuten der Trawieser Kirchenglocken gehört.

Das Läuten der Trawieser Kirchenglocken? Da fuhren sie auf und stoben über die Höhe hin bis zum Rande, von dem aus man in das Tal sieht. Aber sie hörten nichts, als das Rauschen der Trach. So mußte das Weib wohl zugeben, daß es sich getäuscht habe.

Etliche waren dabei, die murrten, daß es hier noch Leute gäbe, die sich von einer Kirchenglocke aufschrecken ließen. Andere freilich und vielleicht die meisten, senkten ihr Haupt und gedachten jener Zeit, da der Schmerz und die Freude des Menschen vom Turme gegen Himmel tönte. O glückselig jene Tage, als die Kirche ihre Kinder mit süßem, troftreichem Klange in den ewigen Schlaf sang!

Und jetzt, wie gräßlich ist das Sterben, wenn die Erde keinen Trost hat und die Ewigkeit keine Hoffnung! Ein kräftiger Mann, der wildesten einer unter den Waldleuten, streckte jetzt seine Fäuste aus gegen den funkelnden Sternenhimmel und schrie: „Verlassen hast uns, verlassen, du fürchterlicher Gott!"

Und in der Nacht versammelten sie sich wieder um das Feuer und brüteten hin und murmelten Flüche und Gebete, und manchmal zuckte einer auf, als hätte die kalte Hand eines Unsichtbaren seine Achsel berührt. Sie starrten in das Feuer, das stets neu genährt und geschürt wurde und das in Funkengarben und breiten Bändern auflohte. Der glühende Rauch wölbte sich wie ein Dach um die Heimatlosen, wie ein Dom um die Gläubigen. Sie starrten in das Feuer, als wollten sie dahinein all ihren Jammer vergraben, als wollten sie, wie jener büßende Räuberhauptmann, ihre Herzen darinnen verbrennen, daß die Seele als weiße Taube auffliege gegen Himmel.

Was ist das, dort in der Glut? Es steigt wie aus den Flammen auf? — Die es zuerst sahen, schraken stöhnend zurück und bedeckten ihr Angesicht. Hinter dem sprühenden Feuer erhob sich, als wüchse sie aus ihm hervor, eine menschliche Gestalt, glühend im Scheine der Flammen. — Wahnfred!

Finster blitzte sein Auge zwischen den langen Haaren des Hauptes und des Bartes, sein Gesicht war wie ein rotes Dreieck im schwarzen Gelocke. Ein langer dunkler Mantel bedeckte die Gestalt und machte sie noch schlanker und unheimlicher. Die Hände waren geballt zu Fäusten, die sich allmählich lösten.

„Sein Geist! sein Geist!" stöhnte die Menge und einer suchte sich hinter dem anderen zu verbergen.

Da rief mit mächtiger Stimme Wahnfred, der von seinem Berge Niedergestiegene und hier wie aus dem Feuer Erstandene:

„Leute von Trawies, fürchtet euch nicht und trotzet nicht. Ich komme zu euch und bringe euch die Gnade Gottes."

Das Murren und Wimmern verstummte. Erstaunt blickten die einen, höhnend die anderen über das Feuer gegen den Felsen hin, auf dem der Mann stand. Nichts war vernehmbar, als das Knistern der Glut und das Rauschen des Wasserfalles, bis Wahnfred jetzt wieder seine Stimme erhob und im Ernste und in der Weihe eines Propheten so zu sprechen begann:

„Trawies! ich habe Gott gefunden. Er, den keines Menschen Segen geben, keines Menschen Fluch rauben kann, sendet mich. Er ist stets bei euch gewesen, ihr habt ihn nicht erkannt. Jede Stunde eures Lebens ist eine Gnade von ihm; unter dem himmlischen Tage ist keine Tat, die sein heißer Blick nicht sieht. Ihr seid schlecht geworden, weil ihr das nicht gewußt habt; die Gegenwart Gottes macht

nur den selig, der an sie glaubt, und euch hat man verdammt, da man euch diesen Glauben nahm. — Leute zu Trawies! Ich gebe ihn euch wieder zurück. Es ist der alte, liebende und schreckliche Gott. Er hat euch aufgeweckt in der Morgensonne, er hat euch geschlagen im Wetterblitz. In der Sternennacht hat er euch zugeschaut, von den Ampeln des Altars hat er euch angelacht. Als euch die Mächtigen verstoßen, hat er euch umarmt im Flammenring, und er hat seinen Tempel gebaut im Tärn. Ihr drängt euch jetzt um ihn und wißt, daß sein warmer Atemhauch euch beschützt. Er ist überall, auch wo sie ihn hassen, er zuckt aus den Wolken, er springt aus dem Stein, er bricht das Eis auf dem Trasank, er weckt die Blumen der Wildwiesen vom Tode auf, er ist der ewige Schöpfer, Ernährer und Zerstörer. Er ist die Kraft und das Licht. Im Funken der Ahnen ist er zu euch gekommen. Wenn er euer Auge nicht geblendet hat, ihr Leute von Trawies, so seht ihn an, er steht vor euch in seinem Glanze, das Feuer ist Gott! Das Feuer ist der sichtbare Gott!"

Es ging wie ein Sturm durch die Menge, ein Frühlingssturm durch starre winterliche Herzen. Die Flammen loderten still und hoch und verdeckten zeitweise die schwarze Gestalt, die auf dem Felsen stand.

Wahnfred ließ die aufgeregten Gemüter austoben und beben, dann hob er seinen Arm und fuhr fort:

„Falsche Propheten wollen den Menschen das Heil entreißen und sagen, das Feuer sei höllisch, sei das Reich des Teufels, sei die Strafe des Bösen. Einen von diesen Propheten hat Trawies getötet, so haben sie uns verdammt, haben uns fesseln wollen mit dem Ring der Hölle, haben nicht geahnt, daß sie mit den Flammen ein Reich Gottes umgrenzen, in dem die Armen und Glücklosen durch das

Feuer gereinigt werden sollen. — Leute von Trawies! Ihr habt die himmlische Gnade mißkannt. Es gibt einen Weg, der durch Rosen zur Hölle führt, den wandelt die Welt; es gibt einen Weg, der durch Elend zur Hölle führt, und den seid ihr gegangen. Wo steht Trawies? Es hat geraubt und gemordet, Unzucht getrieben und Unheil gestiftet überall. Wer mich heute nach dem Tale der Missetaten frägt: ich zeige auf Trawies. Man möge mir die Augen blenden, wenn ihre Tränen nicht aus Herzeleid rinnen; man möge mir den Arm abhauen, wenn er sich nicht ausstreckt, um euch zu retten! Der Gott unserer Väter, der zu uns gekommen war in den Funken des Ahnfeuers, der gehütet worden war mit Treue und Frömmigkeit, wo ist er? Den Feuerwart habt ihr sterben lassen in Elend, sein Haus habt ihr geschändet, und wenn ich euch frage: wo ist das Feuer? Was habt ihr Antwort? Ihr habt es verfolgt und verhöhnt und verlöschen lassen, und wollt nun, daß es euch schütze. Wenn ihr sagt, die Welt hätte euch Gott genommen, so so lügt ihr. Wer, als ihr selbst hat ihn verbannt aus dem Tale der Trach? In finsterer Nacht, begleitet von einem hilflosen Kind, ist er geflohen in die Wildnis, so wie nach der Schrift das Jesukind vor Herodes floh. Ein einziger Mann hat noch gelebt in der Einsamkeit, hat gebetet und die Gottessehnsucht bewahrt im Herzen; zu diesem kam das heilige Licht, das Ahnfeuer, herangezittert, und er hat es aufgenommen, hat es erkannt, hat es gewahrt und angebetet und kommt nun zu euch mit der Botschaft, daß daß es lebt und nicht fern ist. Ja, ihr Leute von Trawies, nun sehe ich eure Augen leuchten, als wäre Gott in euch. Aber ich sage euch, noch ist er es nicht. Er, der Allgegenwärtige ist dort nicht, wo die Herzen kalt sind, wo keine Freude ist und keine Hoffnung und keine Liebe. Er ist

dort nicht, wo das Mißtrauen wohnt und die Furcht und die Verzweiflung. Jetzt, da ihr in den Lüften das Schrillen der Schaufel höret, womit eine unsichtbare Hand die Gräber gräbt, jetzt sind eure Begierden gedämpft. Aber ich fürchte, daß die Flamme, die über eurem Haupte den Pesthauch verzehren soll, nicht eure entarteten Herzen erwärmen wird. Denn ihr seid schlecht geworden. Und so ist es tausendmal besser, o gerechter Gott, du lassest hinsterben, was nicht leben soll."

„Nein," riefen jetzt einige der Versammelten, „leben! leben!"

„Leben!" rief die ganze Menge, und viele knieten vor dem Feuer nieder und begannen zu beten.

„Jetzt betet ihr," fuhr Wahnfred fort, und seine Stimme wurde immer heller und gewaltiger, „jetzt, da in den Häusern, wo ihr gesündigt habt, die Leiber der Genossen hingestreckt liegen, wo ihr dürstend die Quelle flieht und der Waldluft nicht mehr traut, die ihr atmet, jetzt betet ihr!"

Sie unterbrachen ihn, sie flehten, von der neuen Erinnerung an die drohende Gefahr zutiefst erregt und erschüttert, um Gnade und Erbarmung, sie schworen, von nun an nach Gottes Willen leben zu wollen.

Nur einer war darunter, der hagere Wend vom Gestade, der richtete sich auf und sagte: „Ich will auch leben, aber solang' ich nicht weiß, was Gott verlangt, verspreche ich nichts."

Dem entgegnete Wahnfred: „Gott will, daß du lebest und neben dir auch andere. Sei wie das Feuer ist, wenn es dir gefallen soll — sei warm, so wirst du dir und anderen zur Freude sein."

Dir und anderen zur Freude! das war wie ein Märchenklang aus alten Tagen.

„Nicht allein leben wollen wir," rief aus der Menge eine Stimme, „nicht anderer wegen ist's uns zu tun, es soll uns selber gut sein. Redlich gesagt, es lüstet uns nicht so arg nach Gott, aber den Himmel wollen wir haben."

„Ja," riefen sie in Haufen, „den Himmel wollen wir haben!"

„Suchet zuerst die Liebe Gottes und die Gerechtigkeit," sagte Wahnfred mit klingender Stimme, „dann wird euch der Himmel von selber zuteil."

„Sollen wir unter Krieg, Hunger und Pestilenz suchen?" fragte der Wend mit Hohn.

„Was Krieg, Hunger und Seuchen!" rief Wahnfred und hatte jetzt einen Blick, daß man hätte glauben können, er sei dem Wahnsinn verfallen. „Selig der Begierdenlose und Ergebene, er wird Frieden haben und schuldlos bleiben. Was kann ihm geschehen? Er ist allmächtig, und jeder seiner Wünsche wird erfüllt, denn er will, was Gott will. — Gehet hin, ihr Leute von Trawies, kehret mit diesem himmlischen Frieden zurück ins Tal, und ihr werdet euch nicht mehr vor der Seuche fürchten — eher als ihr glaubt, wird sie vergangen sein. Ihr werdet nichts mehr hassen, nichts verspotten und nichts mehr beweinen. Aber die Augen werden euch aufgehen, ihr habt erfahren, was die Erde nehmen kann, und ihr werdet sehen, was sie geben kann. Ihr werdet nicht verhungern. Ihr werdet wieder reuten und ackern; es werden Schloßen fallen auf die Felder, aber ihr werdet nicht umkommen. Ihr werdet wieder Häuser bauen; sie können zugrunde gehen, aber ihr werdet nicht ohne Heimstätte sein. Ihr werdet dem ewigen Licht wieder ein Gotteshaus errichten und kommen, darin zu beten. — Das wilde Tier in euch, an dem alle Flüche haften, an dem alle Laster nagen, nach dem der grimme Tod Jagd

hält, das Tier schleudert heute von euch. Menschlich steiget hinab vom Berg, daß ihr im Tale Menschen findet."

„Wir bleiben im Wald!" riefen jetzt mehrere Stimmen.

„Was wollt ihr im Walde?" fragte sie Wahnfred und stieg vom Felsen nieder.

„Bleib' oben und rede noch von Gott!" baten einige.

„Ihr wollt' die Stimme des Predigers wieder hören, die altbekannten, lange entbehrten Töne. Ich aber sage euch, Gott ist nicht im Worte. Gott ist im Werke, und zu diesem will ich euch führen."

„So gehst du mit uns?"

„Nicht ich mit euch, Trawieser Leute, jedoch ihr mit mir. Wehe aber," rief Wahnfred mit gewaltiger Stimme und aus seinen finsteren Augen schoß es wie Blitzesstrahlen, so daß auch die wildesten Gesellen davor mit den Wimpern zuckten, „wehe dem, der mir entgegen! Mit mir ist der Allmächtige. — — Steht auf, zündet die Fackeln an. Wir gehen ans Werk."

* * *

Und nun lautet der Bericht, daß Wahnfred die Versammlung in das Tal geführt und dort versucht habe, Ordnung, Arbeitsamkeit und Gemeinsinn zu stiften und zu fördern.

Durch seiner Worte Macht, durch die phantastischen Bilder seiner Rede, durch die Verheißungen und Drohungen, womit er auf die krankhaft erregten Seelen wirkte, gelang es ihm, daß die Toten begraben und die Sterbestätten vernichtet wurden. Er selbst war voran und scheute sich nicht, den Erkrankenden zu nahen, den Sterbenden mit Labnis und Trost beizustehen. Er war ruhelos Tag und Nacht,

war jedem Freund, Arzt und Priester — und blieb am Leben.

Für die Verstorbenen hielt Wahnfred im Walde Totengottesdienste, indem er Opferfeuer entzünden und an ihnen Bußlieder singen ließ. Das vermehrte die Wehmut des Sterbens, aber milderte die Schrecken.

Allmählich wurde die Seuche zahmer, seltener wurden die Sterbefälle, mancher Anfall ging in gewöhnlichere Krankheiten über, forderte mitunter auch noch in solchen sein Opfer, verlief aber häufiger günstig. Endlich verlosch das böse Sterben ganz.

Unter den während der Seuche Verschwundenen war auch der kleine Baumhackel. Erst in späterer Zeit, als man die alte, verfallende Kirche wieder betreten konnte, fand man am Glockenstrick ein menschliches Skelett hängen, das für den Überrest des Fauns von Trawies gehalten wurde. —

Im Tale war es nach dem Verlöschen der Seuche ruhiger geworden, aber nur scheinbar; über die Grenze kamen immer wieder arge Geschichten. Draußen hatten sie noch lange nicht verziehen und jede Pause, die der Weltunfrieden gab, weckte von neuem den Haß gegen die verbannten Rotten im Walde, die freilich diesen Haß stets von neuem rechtfertigten. Wieder — und zum letztenmal — versuchte Wahnfred eine Anbahnung des Friedens.

Wie er daran denken könne! warfen ihm die Trawieser vor, ob er nicht wisse, daß die fremden Ketzer seine Lehre mitsamt dem Propheten und der Gemeinde austilgen würden? Jetzt an seiner Seite stünden sie auf festem Boden und hätten wieder einen Himmel über sich und einen vor sich. — Jetzt zum Kreuze kriechen? Weniger, als jemals.

Einige fingen nun an, die Felder, die seit langem nur

mehr als Weiden für Rinder, Ziegen und Schafe gedient hatten, oder gar als Unkrautwildnis dagelegen waren, wieder zu bebauen. Aber es war keine regelmäßige Arbeit möglich, sie stritten sich um die Grenzen, um die Grundstücke endlich, sie stritten sich um die Knechte und um das Samenkorn, das ohnehin auf dunkeln Wegen in die Gegend gekommen war. Es fand sich kein Gesetz, das hier Recht geboten hätte, und fand sich eins — sei es auf einem alten Blatte, sei es in dem Haupte eines alten Mannes — so wurde es nur von dem beachtet, dem es Recht zusprach, von dem anderen aber verlästert. Wahnfred, vor dem sie Achtung und eine innere Scheu hatten, war nicht immer und überall zugegen, und so entschied schließlich stets das älteste Gesetzbuch — die Faust.

Trotzdem hingen sie mit Wärme, sogar mit Leidenschaft an dem neuen Glauben vom Feuergott. Das Bedürfnis des Volkes nach religiösen Formen ist ja so groß und war zu einer Zeit, da alles Ideale fast nur im Gotteskult bestand, noch viel größer als später, da die Köpfe und Sinne mit anderen Aufgaben beschäftigt wurden. Der religiöse Kultus hing damals eng zusammen mit allerlei Aberglauben. Eines trug das andere. Beides war das tägliche Brot der armen Seelen. Die keinen Gott hatten, ergaben sich dem Teufel.

Wie wenigen gelang es, auf Grund alter Schriften, die zufällig in ihre Hände fielen, sich einen Glauben aufzurichten, der im Einklange mit ihrem Wesen war, dem sie heimlich nachleben konnten und der sie erbaute. Aber selbst mit solchen nahm es oft ein eigentümliches Ende.

Wahnfred hatte in den Leuten von Trawies die volle Religionsleidenschaft zu wecken gewußt, die nun um so heftiger hervorbrach, je länger sie unbefriedigt geblieben war.

Sie schwärmten jetzt für alles, was leuchtete, von der Sonne bis herab zum Johanneswürmchen. Nun wußten sie, warum das Feuer so wohltätig und fürchterlich war. Dem Feuer und der Verehrung, die dafür aufgekommen war, dieser Gottesanbetung schrieben sie das Verlöschen der Seuche zu. Wie sie sonst geweihte Kreuzchen und Amulette allerart unter ihren Kleidern mit sich getragen hatten, so gingen sie jetzt mit Lichtchen oder glimmenden Schwämmchen um. Wie sie sonst in ihren Häusern zum Gebete vor den Bildern des Hausaltares gekniet waren, so knieten sie jetzt um den Herd, schürten das Feuer und sangen. Wie sie sich sonst mit geweihtem Wasser besprengt hatten, so führten sie jetzt einen Funken gegen ihr Haupt und hielten sich für besegnet.

Sie waren den Wahnfred angegangen, daß er an dem vom sterbenden Feuerwart ihm gesandten Ahnfeuer ihre Herdflammen entzünden lasse; er hatte es verweigert. Solange sie nur einem Formgottesdienst huldigten und nicht auch ihr Leben danach einrichteten, wären sie des heiligen Feuers nicht wert, und das sollten sie erst kennen lernen am Tage des Gerichtes, wenn die Welt zu Asche würde verbrennen.

Im waldumschatteten Hause auf dem Johannesberge glimmte fort und fort das Ämplein und Wahnfred wahrte es an geborgenster Stätte und ließ es nicht verlöschen. Er hütete es mit Angst vor Dieben. Gegen jeglichen Windhauch war es geschützt, aber eine Fliege konnte es in das Öl stoßen und dämpfen, ein Schmetterling konnte es mit seinen Flügeln ausblasen. — Sein Auge, so lange hatte es an diesem Funken getrunken, daß es plötzlich auf der Welt und im Himmel nichts mehr sah, als Feuer. Wie lange hatte er gegrübelt nach der Formel, um das Ungeheuer in Trawies zu beschwören! Und als er sie gefunden und ausgesprochen, war er selber in ihrem Banne. In Nebel versunken waren

die Legenden und Evangelien der alten Schrift und über diesen Nebel aufgetaucht war der lodernde Flammenring; seine Seele hatte wie ein Falter die Flamme so lange umflattert, bis sie plötzlich von ihr erfaßt war . . .

Und die Leute in den Tälern um Trawies, die sich zur Not in neuen Hütten einzuleben suchten, gingen niedrigen Sinnes, frevelten an sich und anderen und hielten dann zur Buße den Finger über die Flamme, bis sie vor Schmerz wimmerten.

Wenn die Tage waren, daß Feld und Garten Arbeiter heischten, lagen diese auf dem Bauch um ein Feuer, das sie am Waldrande angezündet hatten, und machten sich weiters keine Sorgen. Wo mehrere feindlich gegeneinander gerieten, da verteidigte und schlug man sich mit Feuerbränden. Und einen gab es dabei, der verordnete, daß, wenn er totgeschlagen sei, man ihn nicht begraben, sondern verbrennen möge.

Das ungezählte Gesindel strich und lauerte in der Gegend umher, wie vor und ehe, ihr Leben war ein Feuer ohne Wärme und ihre Taten hat kein Lichtstrahl verklärt.

Im Trasanktale wurde ein altes Weib abgefangen, das schon lange im Rufe einer Hexe gestanden. Es war die Kofelarztin. Sie betete die Krankheiten ab, wendete allerlei geheimnisvolle Mittel an und viele glaubten durch sie geheilt worden zu sein. Als aber die Seuche kam und ihre Kunst gar nicht mehr anschlug und man oft sah, wie sie geheimnisvolles Wesen trieb, wurde sie verdächtig. Ein Hirte vom Traboden war der erste, der sie eine Hexe nannte. Der begann zu siechen und abzuwelken, und jetzt war es den Leuten gewiß, daß die Kofelarztin „den Teufel brauche“.

Als nun der neue Glauben aufgekommen war und die Leute wieder einen Gott hatten, begannen sie gegen den

Teufel feindselig zu werden. Die Alte bäumte sich noch dazu auf und lästerte den neuen Glauben. Sie verfolgten die Hexe, fingen sie ein und schleppten sie nach Trawies, wo man sie verbrennen wollte.

Schon versammelten sich die Leute zum Spektakel und trugen Holz herbei und eilten um die Wette, den Scheiterhaufen hochzubauen, während das Weiblein geknebelt an einem Baumstamm kauerte und mit stieren Augen den fleißigen Leuten zuschaute. Da kam Wahnfred herbei. Er meinte anfangs, sie bauten ein Haus und freute sich der Emsigkeit seiner Trawieser. Als er aber sah, was hier geschehen sollte, geriet er in Zorn und rief: „Ist euer Hirn dahin? Ist die Kofelarztin eine Hexe, was wollt ihr sie in die Arme Gottes schleudern! Wollt ihr das Feuer verunreinigen?“

Sie sahen es ein, ließen es sein und leisteten dem Feuer Abbitte. —

Wahnfred hatte lange schon auf Mittel gesonnen, die Leute zu beschäftigen, ihnen eine Art von Frondienst aufzulegen, der sie im Zaume hielte. Ihr Wahn sollte dabei sein Bundesgenosse und Zuchtmeister sein. Nun er sie beim Schlichten des Scheiterhaufens gesehen hatte, kam ihm der Gedanke: Ein Tempelbau.

Die Leute von Trawies müssen ihrem Feuergott einen Tempel bauen. Das soll ein Bau werden, wie diese Berge noch keinen gesehen haben, ein festes, gewaltiges Haus, aus Urwaldstämmen gezimmert, eine Burg für den Priester und Herrn, ein Hort der Gemeinde, der Kern des neuen Trawies. Aber nicht im Tale soll dieser Bau stehen, wo die Wässer graben, und wo er von der nächsten Höhe aus beherrscht werden könnte. Das alte Trawies mit seiner Kirche soll verfallen, um die Dreiwand soll eine Wildnis wuchern.

Das neue Haus wird auf dem Berge stehen und in der Sonne leuchten wie eine flammende Gesetztafel.

Eine flammende Gesetztafel! Sollte in dem Haupte des düsteren Wahnfred schon jetzt, da er den Tempel plante, die Ahnung gedämmert haben von dem, was da oben auf dem Berge des Johannes später geschehen ist?

Voll des Geistes, Trawies seinem Elende zu entreißen, es zu erheben, zu stärken und wieder der menschlichen Gesellschaft gerecht zu machen, stieg Wahnfred auf den Berg. Der Scheitel desselben war eine kleine, felsige Fläche, die nach drei Seiten schroff abfiel. Auf dieser Fläche zeichnete er mit seinem Stabe in Sand und Erde den Grund des Baues.

* * *

Ihr blickt den Erzähler an — fragend: welche Wege wird er euch nun führen müssen? —

Es ist tiefe Nacht und zwei Flämmlein sehen wir vor uns dahinflackern. Das eine ist die Spur der Gott- und Himmelsucher, das andere ist der Glutstern des liebenden Herzens.

Der Sohn des Wahnfred, den mitten in der Öde seiner Abgeschlossenheit die Leidenschaft der jungen Lust erfaßt hatte, der lebensfreudige, liebesdurstige Erlefried — was ist aus ihm geworden?

Seit jener Abendstunde, da er, einer Stimme folgend, hinangestiegen war gegen die Wände des schründigen Torsteins, an dessen Fuße sich zur Zeit der Brand erhob, war Erlefried nicht mehr gesehen worden. Ein einziger Mensch, den er fand, mit dem er war, der sah ihn nicht, denn der war blind.

Berta, die junge Gefangene in der Felsenhöhle, hatte oft und oft versucht, einen Ausgang, eine Erlösung zu finden; aber sie fand sich im Labyrinth der Grotten und Schachte nicht zurecht und war immer noch froh, wenn sie das an die Wand geschmiedete Lämpchen wieder schimmern sah und sie tief erschöpft niedersinken konnte auf ihr weiches Lager. Sie hatte aufgehört zu sinnen und zu grübeln, warum es so mit ihr sei, sie glaubte nicht mehr an das, was sie sah und empfand und hatte sich vertraut gemacht mit dem Gedanken: die Nacht des Wahnsinns sei über sie gekommen.

„Du närrische Berta," so sprach sie häufig mit sich selbst, „was peinigst du dich so, du bist nur krank. Das ist der Johannesberg, und das ist das Haus und die Stube, und das ist nicht der schreckliche Mann, das ist die gute Mutter, die dir das Bett macht und das Haar flicht. Mußt es mir nicht für übel halten, Mutter, daß ich so oft ungebärdig bin, ich bin soviel krank und es kommen mir Sachen vor, daß es ein Grauen ist. Diese Höhle, wenn ich mir nur die einmal aus dem Kopf schlagen kunnt, und wenn ich den fremden Menschen nicht immer an der Seiten hätt'. — In Gottesnamen, ich mach' die Augen zu, Mutter, mußt nicht weinen."

Da war's aber doch an jenem Tage, als der Wald zu brennen anhub, als ihr unheimlicher Wirt nicht kommen wollte und sie zu hungern begann, daß sie neuerdings nach einem Ausweg spähte. Sie trieb sich fort in den finsteren Löchern, sie kletterte und kroch, und wo der Weg aufhörte, da riß sie lockere Steine von der Wand. So trieb sie's eine Weile, bis mit einemmal ein greller Blitz an ihr Auge schlug. Aber nur ein einziger kurzer Strahl; derselbe Augenblick, der ihr das Tageslicht wieder gezeigt, zerstörte

ihre in der langen Dunkelheit geschwächten Sehnerven, machte sie blind. Sie fühlte es alsobald, wie das jetzt anders war, sie fühlte das Licht, sie atmete die klare Luft, sie empfand es: die Freiheit war da! und sie konnte nicht sehen. Es war nicht mehr die Nacht mit dem schwarzen Schatten und dem mattroten Scheine der Lampe, es war das Grau eines undurchdringlichen Nebels, in dem eine Weile noch bunte Sternchen kreisten und sich der plötzliche Strahl noch nachspielte in mannigfaltigen Formen, bis allmählich alles verschwamm und alles verdämmerte und nichts mehr war, als grau und grau.

Berta schmiegte sich an den Felsen, denn sie hatte mit ihrem Fuße einen Abhang getastet, sie klammerte sich an einen Stein und rief um Hilfe.

Das war der Schrei, den Erlefried von der Wand her vernommen hatte.

Er glaubte, Sela, die ihn im Walde verlassen, werde ihm nun zugeführt und rufe ihn; er war sehr erstaunt, als er hoch am Felsenhang das fremde, dürftig gekleidete Mädchen sah. Als sie seine Schritte hörte, rief sie nicht mehr, kauerte bewegungslos da.

Der Abend war schon dunkel. Erlefried strebte mit ausgebreiteten Armen dem Weibe zu.

Lange währte es freilich nicht, so wurde ihm klar, welch ein elendes Wesen ihm wimmernd in die Arme gesunken war. Abgezehrt bis zum Tode, blind, wahnwitzig — so hatte er dieses Mädchen gefunden.

Sie weinte, als sie seine junge warme Hand empfand, sie klammerte sich an den schlanken, behendigen Leib, sie betete laut und sie redete von Dingen, die er nicht verstand.

Er geleitete sie mit Mühe den wüsten Steig hinab zu Tale. Als sie am Bette des Baches standen und er im ver-

trockneten Sand nach Wasser spähte, um sie zu laben, sah er an der Wand des Torsteins den roten Schein, der nun nächtelang schimmern sollte, sah die finsteren Wirbel des Rauches himmelan fahren. Fliehen, fliehen! mit Not entkam er und rettete das Mädchen für den Augenblick. Zwischen den kahlen Stämmen wankten sie fort, Erlefried schleppte sie. Das aufstrebende Feuer warf ihnen durch das Gehölze manches Streiflicht vor die Füße. Aber als der Wald finsterer wurde und ringsum die stille Nacht war, da ließ der junge Mann seine Last auf das Moos gleiten.

Regungslos, atemlos lag sie da. War sie ohnmächtig? War sie tot? — Nun kniete er neben ihr und das heißersehnte Weib lag vor ihm. Wo aber war seine Begierde! Eiskalt wehte es ihn an. Eine andere Wärme jedoch begann da drinnen. Er beugte sich über das Wesen und am Frauenmunde suchte er nun nicht den Kuß, sondern die Spur des Lebens, den Atemzug.

Sie atmete. In den Erl- und Haselnußgebüschen brach er Zweige und hüllte damit die Schlummernde ein. Zwei Schritte von ihr legte auch er sich hin und wachte, und sann nach, bei wem er wohl wache, wie das war und wie das werden sollte. Endlich kam er mit sich überein: Das ist das Spiel des Bösen; der Teufel hält Wort; aber er ist falsch, nun höhnt er mich. Für solchen Lohn, als da jammervoll im Bettelgewand liegt, wär' mir meine arme Seele nicht feil gewesen. Gib mir sie zurück, Höllenhund!

Das Mädchen stöhnte und schlief. Erlefried wollte beten und konnte nicht. Wohl stammelte er die Worte seines Abendsegens, aber das Gebet war tot wie ein Gerippe, seelenlos — die Seele war einem anderen verschrieben. — Ein Frosthauch ging durch seinen Leib.

Dann wendete sich Erlefried auf die andere Seite und

dachte, aber recht für sich und im innersten Winkel des Herzens, daß es der lauernde Satan ja nicht sollte vernehmen können: Du betrügst mich und ich betrüge dich wieder. Ich bin noch nicht dein, das bin ich erst zum Trawieser Gottsleichnamstag, wenn Neumond ist. — Lass' mich in Ruh'. —

Was böses Gewissen! Das junge Blut hatte nichts Böses getan, es sank bald in einen gesunden Schlaf.

Stundenlang war Frieden, da weckte ihn ein Krachen und Brausen auf. Erlefried sprang empor, hörte es, sah es: roter, wogender Schein ringsum — das Feuer war da. Es war kaum noch Zeit, das Mädchen aus seinem Schlafe zu reißen; sich zu besinnen aber, ob es nicht besser wäre, dieses Teufelsspiel hier liegen zu lassen und allein zu fliehen, dazu war gar nicht mehr Zeit. Weder an Gott noch Teufel denkend, zog er die Taumelnde mit sich fort, da über ihren Häuptern die Funken flogen.

Sie entkamen der Glut, aber nicht der Not. Tagelang irrte Erlefried rast- und ratlos mit dem blinden Mädchen umher. Hunger bei Tag und Frost bei Nacht waren ihre Genossen. Erlefried sah an dem Mädchen nun nichts anderes mehr, als ein sieches, elendes Wesen, das er nicht verlassen konnte. Wohin aber mit ihr sich wenden? In Trawies durfte er sich nicht zeigen, er wußte auch, daß man dort alles suchen dürfe, nur nicht Hilfe. Sollte er ins Haus des Bart zurückkehren? Der Bart wird ihn fragen, woher er diese Begleiterin habe; Sela wird ihn fragen, wieso er zu diesem Geschöpfe gekommen sei? Kann er sich verantworten? Wird es nicht auf seiner Stirne stehen, so wie sein Name blutig auf dem Felsklotz in der Wildnis steht, wie weit es mit ihm gekommen ist? Er will der Geliebten so nicht ins Auge blicken, er kann nicht mehr zurück in das Haus seines

Nährvaters. Soll er sich im Walde herumtreiben, sich und seine Genossin mit wilden Früchten nähren? Der Wald brennt und alles Lebendige, das noch in ihm ist, flieht. Kann er den Flammenring überschreiten und bettelnd durch das Land wanken? Draußen drohen die Pfähle. Und doch, er will es versuchen, verlassen kann er das Mädchen nicht.

Es ist ihm eine harte Last.

Mancher, der das Paar schwerfällig dahinwandeln sieht, oder wortlos sitzen auf einem gestürzten Strunk, denkt sich allerlei, nur nicht das Richtige. Daß sie Bruder und Schwester sein könnten, daran denkt keiner.

Das Mädchen hatte den Erlefried gefragt, wer er sei.

„Ich heiße Erlefried und bin des Schreiners Wahnfred Sohn," antwortete der Jüngling unüberlegt. Er freute sich, daß sie redete.

„Des Schreiners vom Gestade?" sagte sie nachdenkend, „das ist ja der, so den Pfarrer umgebracht hat. Und du sein Sohn? Bist du es wirklich?" Sie befühlte seine Hand, sie betastete seinen Leib. „Bist du es wirklich?"

„Ich bin's; weshalb sollte ich's nicht sein?"

Hierauf antwortete die Blinde: „Ich habe es ja geahnt, daß ich gestorben bin."

„Wie?" sagte er, „du lebst ja!"

„Ich lebe, so wie du lebst — in der anderen Welt."

So sprach sie, dann schwieg sie stundenlang und ließ sich willenlos von ihm leiten. Er war nun überzeugt, daß sie dem Irrsinne verfallen, und jetzt wuchs sein Mitleid.

In einer verlassenen Hirtenklause des Birstling hatten sie sich niedergelassen und der Jüngling sammelte Brombeeren, Preiselbeeren und andere Waldfrüchte, die er zu kochen wußte.

Als Berta das Herdfeuer fühlte, begann sie zu weinen. Auf seine liebevolle Frage nach der Ursache antwortete sie, daß sie an ihre Mutter denke. „Wir müssen ihr ja begegnen. Wenn du sie siehst, so führe mich zu ihr.“

Und einmal, während sie aß, lachte sie hell auf und rief: „Ich will mich hell verwundern, daß hier vieles noch so ist, wie es dort gewesen. Hast denn auch du Hunger? Willst auch du noch essen und trinken? Schau, und bist lang schon gestorben.“

„Wer hat dir gesagt, daß ich gestorben bin?“

„Das haben die Trawieser Leut' gesagt, und daß dich beim Bart im Tärn die Räuber hätten erschlagen.“

Nun freilich war ihm wenigstens ein Teil ihrer wunderlichen Worte klar. Allmählich offenbarte sich ihm diese arme Seele ganz.

Dann atmete sie doch wieder auf und griff mit ihren Händen in die Luft hinein und murmelte: „Ja, das ist ganz wieder, wie das süße Leben. Wüßte ich nur, ob ich das Sterben noch vor mir habe!“

Er wußte es.

„Du mußt jung und schön sein,“ hauchte sie ihm einmal zu, „ich möchte nur wissen, ob dahier in der anderen Welt das Liebhaben auch Sünde ist.“

Er spielte mit einer Kohle: „nicht sündig — nicht lustig.“

„Du hast auf der Welt gewiß eine Liebste gehabt?“

„Ich habe sie noch, aber sie ist weit von hier.“

Darauf weinte Berta die ganze Nacht. Erst gegen Morgen wurde sie still und Erlefried schlief.

Als er erwachte, war heller Tag, wie ganz anders schaut jetzt wieder die Welt aus, als in der schweren Nacht! Die Bangnis ist weg, der Kummer verschwunden.

Des blinden Mädchens Ruhestätte war leer. Hat sie

sich hinausgetastet und sitzt auf dem Stein, um im freien Morgen des Leides zu vergessen? — Erlefried erhob sich und trat aus der Hütte. Aber das Mädchen sah er nicht. Im tauigen Grase folgte er den Spuren menschlicher Tritte, sie führten im unregelmäßigen Zickzack zwischen Bäumen hin, an Büschen vorbei und endeten an einem jähen Abhang.

Tief im Grunde lag sie — auf blutigen Steinen.

* * *

Als Erlefried sie berührt hatte und sah, wie sie starr und kalt war, vermochte er keinen Blick mehr auf ihr Angesicht zu werfen. Er riß Fichtenäste ab, im Birstling waren sie noch grün und buschig, und bedeckte den Leichnam, bis nichts mehr zu sehen war, als ein Hügel von Reisig auf dem Felsgrund. Dann begann er und trug Steine zusammen, so groß, als er sie zu schleppen vermochte, und baute um den grünen Hügel einen Wall und deckte ihn mit Steinen, bis ein Kegel dastand, zu dessen Spitze er selbst kaum zu reichen vermochte, als er den letzten Stein darauf legte. Das war ihr Begräbnis.

Und als er diese Gruft vollendet, streckte er ein hölzernes Kreuz auf die Pyramide, und der erste Beter, der vor diesem Kreuze kniete, war er selbst.

Dann verließ Erlefried die Totenstätte im Birstlingwald und kehrte nie mehr zu ihr zurück. Die jüngsten der Bäume, die damals in diesem Walde sproßten, sind heute als der Urstämme älteste im Vermodern, aber unter einem Felshange ist noch der Steinhügel mit Schlingpflanzen überwachsen zu finden, unter dem eines der unseligsten, unschuldigsten Opfer des verworfenen Trawies begraben liegt.

Erlefried wandelte im Wald dahin. Die Rauchschichte

über dem Tärn war endlich vergangen. Leute, die ihm begegneten, hatten bestürzte Gesichter und erzählten vom großen Sterben.

Ob die Seuche auch auf die Höhen des Bart am Tärn gedrungen sei?

Das Haus des Bart stehe leer, berichtete man ihm, die Inwohner seien geflohen.

Jetzt war das letzte Band gerissen. Erlefried sprang über die Grenze, der Flammenring geheißen, hinaus, ging gelassen an den Henkerspfählen vorbei, die an der Markung der Ortschaften und Schlösser standen, und sprach in den Häusern zu. Er bat um Wegzehrung und fragte überall an, welchen Rat man ihm geben könne wegen Trawies. Er sei auf dem Wege nach Trawies.

Was er dort suche?

Er sei von dort gebürtig, sei aber in seiner frühen Kindheit durch einen Vetter, der Priester gewesen, nach Neukloster gebracht worden und die Zeit her dort Laienbruder gewesen. Aber sein unglückseliger Heimatsort, was man von ihm höre, dauere ihn zu sehr, er könne es nicht glauben, daß die Trawieser Leute so sehr entmenscht geworden, und seine Absicht wäre, zu gehen, um die Dinge zu untersuchen und vielleicht eine Vermittlung und Rettung anzubahnen für das, was noch zu retten wäre.

Man riet ihm ab. Trawies sei eine Räuber- und Mörderhöhle, da lasse sich gar nichts machen, als auf der Hut zu sein, daß keiner hervorbreche, des weiteren aber ruhig abzuwarten, bis sich die Rotten und Banden gegenseitig selbst vertilgt hätten. Vielleicht auch übernehme es ein Größerer, der gottlosen Brut noch eher, als man glaube, ein Ende zu machen.

Mit gespieltem Widerwillen gab denn der schlaue Bursche

seinen Plan, nach Trawies vorzudringen, stets auf, indem er anscheinend den Rückweg antrat, während er doch immer vorwärts kam hinaus ins Land, wo sich die Gefahr, als Trawieser erkannt und gerichtet zu werden, mit jedem Tage verringerte.

Endlich war er auf der Ebene und die Berge seines Waldlandes standen in fernen, blauen Zacken. In einem großen Meierhofe fand er Platz als Knecht, und dort verbrachte er den Winter über ein geregeltes, arbeitsames Leben.

Der Dienstherr war mit dem flinken, fleißigen Burschen wohlzufrieden, aber dieser selbst war es mit sich nicht. Eine Unruhe war in ihm, gerade so, als ob der böse Feind in ihm hause. Erst seit dem letztvergangenen Herbste fühlte er, daß Gott verloren war — für Trawies und für ihn selbst. Allerlei Begierden und Leidenschaften waren wach; er suchte sie nicht mehr zu bekämpfen, denn er wußte, wem er sich verschrieben. Tagsüber verfolgte ihn Bangigkeit, und des Nachts schreckte er oft plötzlich vom Schlafe auf, als hätte sich eine kalte Hand an seine Brust gelegt.

Jene süßen Träume aus der Kindeszeit am Gestade, von seinen heiteren Spielen, in denen er eine Welt gefunden, von seiner Mutter, die ihn geleitet wie ein Engel, von seinem Vater, in dessen religiösen Gesprächen er den Himmel offen gesehen und darin in ewiger Majestät sitzend den großen heiligen Gott — diese Träume, die ihn sonst fast jede Nacht heimgesucht hatten, um dem Jüngling, dem verbannten Sohne eines verbannten Vaters, stets ein Stück jener goldenen Zeit wiederzubringen, sie waren seit dem Tage, da er sich im Rausch der Begierde auf den grauen Stein schrieb, nicht mehr erschienen. Die Vergangenheit war ihm ein versunkenes Paradies. Dafür hatte etwas anderes Besitz

genommen von seinen nächtlichen Stunden. Da kauerte an seinem Bett der alte Roderich mit den stechenden Augen. Anstatt den Händen hatte er Klauen und mit diesen Klauen schürte er glühende Kohlen auf einen grauen Stein. Dann wieder grinste der Alte zu Erlefried auf und flüsterte ihm lüsterne Worte zu und stäubte aus den Kohlen Funken auf seine Glieder, daß er erwachte und meinte, er müsse aufspringen und nach Genossen suchen, um den Brand zu dämpfen.

Wieder ein anderes Mal lag es wie ein Berg auf seiner Brust und erwachend hörte er eine laute Stimme: „Tue du, was du willst, du bist mein!"

Die Leute, mit denen er war, hatten den stillen, gutmütigen Burschen alle gern; aber zwei Kinder waren im Meierhofe, die schlossen sich ihm nicht an, sie fürchteten sich vor ihm. Sie fühlten es, daß seine Heiterkeit eine erzwungene, sein Spiel mit ihnen ein seelenloses war.

Wenn das Gesinde zu Tische oder zum Abende laut betete, daß die Stimmen wie Glockenläuten melodisch ineinanderklangen, war seine Stimme gedämpft oder übermäßig laut und seine Finger klammerten sich krampfhaft aneinander. Aus der Kirche kehrte er jedesmal trübsinniger zurück, als er in sie getreten war. Anfangs tat ihm Glockenklang und Orgelton und der in Weihrauch mild verschleierte Kerzenschimmer unsäglich wohl. Er fühlte sich neugeboren und neu getauft. Aber als er einst am heiligen Tische kniete und der Priester auf seine Zunge die Hostie legte, da wurde es dunkel vor seinen Augen, er bedeckte sein Angesicht mit den Händen, wankte und murmelte: „Jetzt habe ich den Tod gegessen."

Am Ostersonntage war's, da hörte er eine Predigt von dem toten und begrabenen Heiland. „Ihr Menschen, die

ihr ihn mit eurer Sünde getötet und begraben habt, ihr verlaßt die heilige Gruft und geht den Weltfreuden nach. Aber zwischen den Schätzen und der Lust dieser Welt werdet ihr glücklos irren, werdet hungern und dürsten und nicht gesättigt sein, werdet euch selbst verzehren, werdet verloren und verdammt sein. Selig, der noch in seiner Stunde umkehrt zu seines Heilandes stillem Grab. Die Tränen der Reue werden tönend auf die Felsgruft fallen und den Heiligsten erwecken. Er wird auferstehen und seine Liebe und Gnade dem Menschenkinde wieder schenken. Du armer, gottloser, gottverlorener Sünder, heute, an diesem Tage des Sieges wende deine Wege, kehre um, und suche deinen Gott, den du verloren hast."

Diese Worte des Predigers schlugen in das Gemüt des träumerischen Jünglings und er beschloß, zurückzukehren nach Trawies. Er sagte sich, daß er Anteil habe an der Schuld seiner Heimatsgemeinde, und daß er ein treuloser Wicht sei, wenn er sich der Sühne entziehen wolle. Stets gefesselt im Wahne, dem Bösen verfallen zu sein, war er nun entschlossen, sich ihm wieder zu entringen, jenen Namen, den er auf den Stein geschrieben, auszulöschen.

Anderseits hatte ihn, das Kind der Berge, Heimweh erfaßt, Heimweh, die dämonische Macht, die schon manchen aus besseren Gegenden in die Leiden und das Elend der Heimat zurückgezogen hat. Endlich hatte ihn die Sehnsucht gepackt nach dem Hause des Bart am Tärn und seinen Bewohnern, vor allem die Sehnsucht nach Sela, der lieben Verlassenen. Sie muß ihm verzeihen, sie ist sein Schutzgeist, in ihre Arme will er sich flüchten . . .

Erlefried trat vor seinen Dienstherrn hin: „Habet Dank für das Gute, das mir in eurem Haus zuteil geworden ist. Nun will ich wieder davongehen."

„Ich weiß es wohl," antwortete der Bauer, „aber bis zur Hochzeit wirst du dir bei mir doch Zeit lassen."

„Bis zu welcher Hochzeit?"

„So! Du gestehst es heute noch nicht ein? Wollt' mich gefreut haben, Erlefried, wenn du mich wert gehalten hättest, daß ich deine Sach' nicht erst von fremden Leuten hätt' erfahren müssen. Aber so seid ihr jungen Leut', vermeint weiß was für ein Geheimnis in euch zu hüten, dieweilen weiß es der ganze Gau. Bigott, 's ist viel von dir, daß du alle anderen ausgestochen hast, 's ist viel! Vermeine schier, das kommt, weil du im Kloster bist aufgewachsen. Donnersjunge, wie du dastehst! Nun, ich wünsche dir Glück, bist jung, bist brav, bist gut genug für sie."

Der Bursche schaute drein. Mit Mühe wurde es ihm klar, was dahinter stak. Nachbar Erhard hatte eine Tochter, die schöne Trull genannt, des Bauers einziges Kind und heiratsmäßig. Aber stolz! Sie gehörte zu jenen, die da darauf aus sind, den Männern das Herz zu brechen. Sie wußte manchen anzuwärmen, um dann ihren Spott wie einen eiskalten Sturzbach über ihn zu gießen. Als ihr aber keiner mehr anbiß, sagte sie ganz laut: In der Gegend gefiele ihr keiner! Seit Erlefried in der Gegend war, sagte sie es nicht mehr. Sie lauerte dem Burschen nach und tat es so auffällig, daß alle Leute es merkten, bis auf einen: Erlefried merkte es nicht.

Und als ihm nun laut und deutlich gesagt wurde, die schöne Trull hätte ihn lieb, wollte ihn heiraten! da kam eine wunderliche Freude in sein Herz, er wußte nicht, was er tat, er lief alsogleich ins Haus des Erhard und fragte der Trull nach.

Der Erhard war nicht mehr jung, empfing den Burschen gar freundlich und konnte nicht genug sagen, wie es ihn

freue, daß der junge Knecht des Nachbars, von dem er schon soviel Braves gehört habe, sich endlich einmal in seinem Hause sehen lasse. Ja so, die Trull suche er, na, die würde sich erst recht freuen, sie sei in ihrer Kammer, er möge nur eintreten. — Die Trull — schön war sie wirklich. Erlefried müßte nicht vom Teufel besessen gewesen sein, hätte er den Gedanken, mit dem er eingetreten war, ganz rein bewahren können. Aber noch rechtzeitig dachte er daran, was er sich vorgenommen hatte, und so sagte er: „Es geht, meine liebe Jungfrau Trull, ein Reden um bei den Leuten. Sie wird gewiß auch schon davon gehört haben, und wenn es wahr sollt' sein, daß mich die Jungfrau leiden mag, so müßt' ich mich überaus freuen. Ich kunnt nichts Besseres dagegenstellen, als Aufrichtigkeit. Ich wollt' gewiß meine Pflicht und Schuldigkeit abstatten — aber ich hab' halt mein Herz schon verschrieben."

Die schöne Trull war rasch aufgestanden und hatte gesagt: „Was geht mich das an? Ich kenn' Ihn nicht. Ich werde meinen Vater rufen, wenn Er sich nicht alsogleich davontrollt!"

Und Erlefried wanderte. Eine Weile plagte ihn das Denken, daß er hier auf dem sonnigen fruchtbaren Lande ein Glück und eine Zukunft verscherzt habe, und daß er, weiß Gott, welchem Jammer entgegengehe. Aber er ging doch, es zog ihn dahin, rascher und rascher stürzte er der unseligen Heimat zu. Nun fragte er niemanden mehr, wie man ihm wohl rate. Innerlich erbebend vernahm er Kunde von dem Grassieren des schwarzen Todes in Trawies, aber er ging unaufhaltsam vorwärts. Trübe und zornig fluteten ihm vom Gebirge her die Frühlingsbäche entgegen, die Bergeshöhen blinkten noch im Schnee, aber darüber lag das unendliche Blau, mit leichten Wolkenschäumen durchzogen,

und über dem Haupte des Wanderers zogen die Schwalben gleich ihm den waldigen Bergen zu.

Erlefried war manchen Tag und manche Nacht gewandert; die Tage waren lieblich, es war ja in den Maien; die Nächte waren finster, es war zur Neumondzeit.

Endlich hatte er die Grenze erreicht. Er stand still und schaute noch einmal in die weite Welt hinaus, noch gehörte er ihr, noch war er frei. Es war ihm zumute, wie dem Selbstmörder, der am Rande des Abgrundes steht: noch einmal schaut er ins Sonnenlicht, noch einmal schreit er auf: Ich kann nicht anders! und stürzt sich in die Tiefe.

Als Erlefried die Markung von Trawies übersprungen hatte, stieß er einen Schrei aus, der war wie ein Jauchzen. Mit dem Fuß stampfte er auf die Erde, das war wieder Boden! Heißer rollte in seinen Adern das Blut. Das bange Gefühl des Verlorenseins war weg; hier wird ihn der Böse nicht mehr tückisch umlauern, im Schlaf überfallen, hier mag er ihm ganz offen entgegentreten. Aber noch ist in Trawies nicht Gottsleichnam! Und wird niemals sein; so wie Wahnfred neue Wege baut, um Trawies in den Himmel zu führen, so wird's auch sein Sohn. Erlefried will seinem Vater Genosse werden und die neue Straße zu Gott soll nicht mehr über Karfreitag und Fronleichnam führen.

Als Erlefried vom Bergsattel, das Scharfeck genannt, gegen die Engtäler von Trawies niederstieg, hatte er zur Rechten den mit Haselgebüschen überwucherten und weiter hin im dunkeln Tannengrün stehenden Birstling, und zur Linken die grauen, muldigen Flächen des Tärn, über welchen das Wildwasser stellenweise tiefe Furchen und Löcher gerissen hatte.

Im Engpasse, wo der Dürrbach rieselte, waren Männer, die arbeiteten. In Trawies arbeitende Menschen! Das

war ein gutes Bedeuten. Sie räumten einen alten, in den letzten Jahren durch Verschüttung und Überwucherung unfahrbar gewordenen Weg aus. Die großen Steine schafften sie seitab, die kleinen zerschlugen sie mit eisernen Schlegeln, krauten dann Erde drauf und überdeckten alles mit Moos und Rasen. Sie waren emsig dabei, und dort, wo die Engschlucht endet und eine Wand aufsteigt, dort bauten sie aus Steinen eine Art von Tisch.

Einer der Männer hatte sich aber abseits gestohlen und streckte im Gebüsch alle Viere von sich. Diesen bemerkte Erlefried und nahte ihm. Sogleich erhob sich der Faulenzer; Erlefried sagte, er wolle nur fragen, was man vorhabe, daß in diesem Wildgraben ein so schöner Weg angelegt werde?

„Bist du kein Dasiger?“ fragte der Mann.

„Ich komme von draußen.“

„So! ach, da sollt' man dich eigentlich totschlagen. Wenn unsereiner hinausgeht, so geschieht's ihm auch. Aber neu Zeit haben wir uns Tote genug gesehen, 's ist kein Spaß mehr. Zu essen, wenn du was hättest? Gib's willig, ich rat' dir's!“

Der Jüngling teilte mit dem Gesellen sein Brot, das er im Sacke hatte.

„Ja!“ meinte der Buschmann und schluckte die Bissen, ohne sie zu kauen, „wenn wir wieder einmal so ein ordentlich Brot hätten!“

„Wenn man arbeitet, wie ich da sehe, so ist man schon auf dem rechten Weg dazu.“

„Ha, ha, ha,“ lachte der andere, „von dem, der uns da Arbeit anmacht, verhoff' ich mir nicht viel. Was meinst, fremder Prinz, für wen wir diesen Weg schlagen? Du ratest gar nicht? Tust ganz gescheit daran, wär' schad' um

die Müh'. Das Possierliche ist nur, daß der, für den wir diesen Weg machen, gar nicht darauf gehen wird."

„Also fahren."

„Das ist dir gar ein bequemer Herr! Tragen läßt er sich! Da hockt er und flunkert und frißt, frißt fort und fort, frißt unaufhörlich, nicht ein fingerlang Zeit, sag' ich dir, kann er leben, wenn er nichts zu fressen hat."

„Was das nur für ein wunderlich Tier sein mag!"

„Das ist kein Tier, mein junger Herr! bis du ihn erst kennst, wirst du Respekt vor ihm haben. Will dir's sagen: es ist der neue Gott. Ja, Kind, du großes! der neue, der brennende Herrgott ist's. Ist kürzlich erst aufgebracht worden. Gelt, da weiß man doch wahrhaftig nicht, soll einer lachen oder winseln."

Erlefried hatte draußen schon vernommen, daß die Trawieser Leute Feueranbeter geworden wären. Er hatte sich anfangs vor dieser Botschaft entsetzt, bei näherem Nachdenken jedoch gefunden: Warum denn nicht? Müssen wir schon von Ihm ein sichtbares Zeichen haben, so ist eins so gut wie das andere. Ja, eins ist sogar besser. Das Wasser tät's auch, aber das Feuer tut's anders. Wenn man sich nur auch den Teufel malen könnt', wie der Will'. — Läßt sich nichts machen.

„Der alte Glaube ist nichts nutz gewesen," bemerkte der Buschmann, „dieweilen das Feuer voreh in der Höll' ist gewesen, tun wir's jetzt in den Himmel. 's ist so besser. Wir richten uns die Höll' bequemer ein. Da hat er ganz recht, unser Schreiner, nächst Zeit, verhoff' ich, bricht er dem Teufel die Hörner ab, daß er nicht stoßen kann."

Wäre mir nicht unlieb, dachte sich Erlefried, doch, wie es jetzt ausschaut, hat er über mich noch lange keine Gewalt.

„Mein Brot hast gegessen," sagte der Bursche, „und

ich weiß noch immer nicht, wie euer neuer Gott zu diesem Wege kommt."

„Kannst dir's nicht denken?" rief der Buschmann, „für das, daß du von draußen kommst, hast just nicht gar viel Religion. Habt ihr Herren von draußen morgen nicht Gottsleichnam? Ich denk' wohl. Und wir herinnen auch. Desweg ist's ja, daß wir einen Herrgott brauchen: daß wir unsere Feiertage und Festbarkeiten haben. Wir tun's aber bei der Nacht, muß ich dir sagen, denn bei Tag hat unser Herrgott keinen Glanz. In der heutigen Nacht halten wir unser Fest. Dies Jahr trifft sich's gar recht gut, ist die Gottsleichnamsnacht kohlrabenfinster, ganz ohne Mondschein. Der Umgang ist der Brauch, so tragen wir unseren neuen da in den Berggraben herauf und dort auf dem steinernen Tisch — die Lotter, die faulen, haben ihn noch nicht fertig — zünden wir ihn an, daß er dir schon brennen wird, wie der Teufel. Die Weiber singen ihm eins vor und so wird's recht unterhaltlich werden. Du bist sicherlich auch dabei?"

Du armer Erlefried! Bei Neumond Gottsleichnam zu Trawies, und schon in dieser Nacht!

„Nein!" rief er jetzt aus, „das ist Götzendienst, das darf nicht sein!"

Der andere blickte den aufgeregten Burschen zwinkernd an und murmelte: „O du Häuflein Menschenfleisch, was willst denn du mit uns?"

„Ich bin verloren!" sagte Erlefried und warf sich auf den Erdboden. Vor seiner Seele stand das grauenhafte Wahnbild, das in jenen finsteren Tagen den Menschen so verhängnisvoll angeboren oder angelebt worden war. Er wälzte sich auf dem Boden und wimmerte, daß sogar dem faulen Buschmann angst und bange wurde.

„Was hast denn so jäh?“ fragte er, „schier möcht' man vermeinen, die Pest!“

„Die Pest!“ sagte Erlefried, „guter Mann, wenn es weiter nichts wäre, wie wollt' ich meinem Gott danken.“

„O Jesu Christi, kann denn noch etwas Ärgeres sein?“

„Laß mich, laß mich fort, du kannst mir doch nicht helfen.“

Der andere hielt ihn aber fest am Arm und murmelte zwischen den Zähnen: „Auslaß ich dich nicht. Jetzt möcht' ich schon wissen, was hier dahintersteckt.“

„Gut, ich sag' dir's,“ stieß Erlefried hervor und wischte mit dem Ärmel die Tropfen von der Stirne, „'s ist ja weiter kein Geheimnis. In der heutigen Nacht holt mich der Teufel.“

Der andere lachte auf, weil er das Wort für nichts weiter, als eine Redensart hielt. Aber Erlefried belehrte ihn bald eines Besseren. Er erzählte dem mit unendlicher Neugierde und auch mit Teilnahme zuhörenden Buschhocker, daß er sich mit Blut auf den Teufelsstein geschrieben, daß er den Bösen seither nächtlicherweile gesehen habe, und daß nach Wort und Schwur am grauen Stein der Teufel an dem Tage, da in Trawies wieder Gottsleichnam gefeiert werde, von ihm Besitz ergreifen könne.

Der andere faltete seine Hände über das Knie und sagte kopfschüttelnd: „Das ist bös! Das ist bös!“

„Meinst,“ fuhr Erlefried fort, „daß die Trawieser Leut' meinetwegen aus Nächstenlieb' die Prozession unterlassen würden?“

Jetzt lachte der Buschmann hell auf. „Man merkt es wohl, mein schöner Jüngling, von wannen du kommst, die Trawieser Leut' kennst du nicht. Wenn sie wissen, daß es noch extra ein Spektakel gibt, halten sie die Prozession

doppelt so gern. So was macht ja die Feierlichkeit noch größer."

„Du kannst mir nicht raten," sagte der Bursche und wandte sich.

„Wohl nicht, nur will ich mich besinnen —"

„Laß dein Besinnen, dich geht's weiter nichts an."

„Daß du nicht bei Laune bist, junger Mann, das kann ich mir denken, nur mußt ein Freundeswort nicht gleich in den Wind schlagen. Und seit ich weiß, daß dich der Teufel holen will, bin ich dein Freund. Wir zwei, wie wir da liegen im Haselbusch, wir sollten dem schwarzen Schelm doch eine Nase drehen. Bei deiner Jugend müßt's ein Wunder sein, wenn du nicht etliche Tropfen überflüssiges Blut hättest."

„Was willst sagen?" fragte Erlefried seelenlos.

„Weil ich ein Mittel weiß. Mit deinem Blut, sagst, hättest du dich am Teufelsstein unterschrieben? Ich frag' nicht, warum, das möchte dich jetzt leicht verdrießen, ich sag' nur, soll die Unterschrift null und nichtig sein, so muß sie wieder mit Blut abgewaschen werden."

„Wäre das wahr?" fragte Erlefried gespannt.

„Ich hab's hundertmal gehört und in der Geschichte vom Räuberhauptmann ist's auch so. Der hat eine ganze Truhen voll Messer gehabt. Und mit jedem von diesen Messern hat er einen Menschen umgebracht. Und wie der Tag kommt, daß ihn der Teufel sollt' holen, nimmt er ein Messer ums andere und schneidet sich mit jedem ein Stück vom eigenen Leib, und so lang, bis er tot zusammengefallen ist. In demselben Augenblick ist aus seinem Herzen eine weiße Taube gen Himmel geflogen und der Teufel hat das leere Nachschauen gehabt. Du, mein junger Herr, wie du dastehst, schaust mir nicht aus, als ob du so viele Leut' aus

der Welt gesetzt hättest, das umgekehrte Teil schon eher, so wirst auch nicht viel Stück Fleisch von deinem Leib schuldig sein worden. Nimm dir einen Finger ab, wirst damit löschen genug."

„Ich weiß, was ich tue," sagte Erlefried, stand auf und ging davon.

Die Gedanken gewannen bei seiner phantastischen Natur rasch Gestalt. Die Rettung seiner Seele ging ihm über alles. War die Erde auch verloren, so wird er doch in einer anderen Welt seiner Sela wieder begegnen. Hienieden darf er ihr nicht mehr vor Augen treten. Selbsterlösung aus sündigen Banden! Das ist jetzt sein Gottbekenntnis, sein Weg zum Himmel. Er eilt durch den Wald, er eilt über die Steppe, er eilt dem grauen Stein zu, wo sein Name steht.

Er will den Namen löschen mit Blut.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem grünen Waldanger liegt der Stein noch heute. Er ragt auf, weithin sichtbar, und hat stumpfe Ecken und verwitterte Flächen. Er konnte nicht aus der Erde herausgewachsen sein, wie sonst die Leute sagen, wenn durch allmähliches Wegschwemmen des Erdreiches Steine immer mehr bloßgelegt werden. Dieser scheint im Gegenteile immer mehr in den Grund zu wachsen, als müsse er nach dem Volksworte „vor Schand' neun Klafter tief in die Erde sinken".

Ursache mag er haben, sein Leumund ist danach. Häufig begegnet man in den Alpen der Sage, daß der Teufel, dem für einen Flug in den Himmel die Flügel zu sehr gestutzt worden waren, von der Erde bis zu ihm hinauf eine Stiege bauen wollte, um ihn wieder zu erobern. Diese Mär ging auch hier. Auf die Spitze des Trasank soll der Teufel von weit und breit das Baumaterial zusammengeschleppt

haben. Als er aber baute und mit seinem Bau ins Firmament hinaufkam, war's dort so fest gewölbt und die Sonne und die Sterne blendeten den Schwarzen derart, daß er sein Unternehmen aufgeben mußte. Darüber arg erbost, schlug er mit seiner Faust so heftig in den Bau hinein, daß die Trümmer in alle Enden flogen. Einer dieser Steine fiel dann in den Wäldern von Trawies zu Boden und wurde der Teufelsstein genannt, und trägt diesen Namen bis auf den heutigen Tag. Für Trawies hat dieser Stein aber noch obendrein grauenhafte Bedeutung gewonnen, da der Wahn herrschte, daß jeder, der mit eigenem Blute seinen Namen auf den Stein schreibe, die Erfüllung seiner Wünsche erlangen könne, nach einer bestimmten Zeit jedoch dem Teufel verfallen sei.

Jahrhundertelang mochte auf dem Felsblocke nichts als Moos zu sehen gewesen sein. Aber zur Zeit der Verbannung schabte man die Flechten los, grub die in den Spalten keimenden Pflanzen aus und legte die Flächen bloß. Bald waren sie bekritzelt von oben bis unten, seltsame Worte und Zeichen prangten in rostiger Farbe. Heute ist bis auf wenige dunkelrote Spuren, die mancher Waldgänger noch für Menschenblut hält, alles weggespült.

Diesem Steine nun war unser Erlefried zugeeilt, jetzt wie vor einem Jahre.

Die Waldgegend war schon abendlich geworden. Am Himmel zogen sich leichte Nebelbänke; es war nicht sonnig und es waren auch keine scharfen Schatten. Es war eine stille, ernste Stimmung und die Baumzweige und die Farnkräuter waren wie versteinert.

Erlefried hatte sich an einen gespaltenen Strunk gelehnt und starrte hinaus in die Welt. Er sah die Spitze des Johannesberges, zu dessen Fuß das liebe Gestade lag.

Und weiter hin, im engen Talkessel liegt das kleine Trawies, wo er einst heilige Worte von Gott vernommen, und den Glockenklang und den Orgelton. Alles verklungen. Dort sah er die Höhe, hinter welcher das Haus des Bart lag und im Vordergrund ragte die kahle Kuppe, auf welcher das Kreuz gestanden, zu dem er mit Sela im vorigen Herbste gezogen war.

„O, könnte ich es noch einmal haben, mein liebes Leben," so schluchzte der junge Mann und verhüllte sein Angesicht. „Alles Leiden vom Gestade an, wo ich Kind gewesen, bis zum Kreuz im Tärn, ich wollte es gern noch einmal tragen. O du mein ewiger Herrgott, laß mich noch einmal anfangen, laß mich, nun will ich den rechten Weg finden. Da unten kommen sie jetzt zusammen, um dich im Feuer anzubeten. Bist du jenes Feuer, das den zu Tode gehetzten Reiher verzehrt und aus der Asche den jungen Phönix erweckt, so bete ich mit ihnen! Ich will noch nicht Erde werden, o heiliger Gott, ich will noch nicht ins unbekannte Land, ich möchte leben."

Es kam keine Botschaft von dem Ewigen, und allmählich ging der Tag in die Dämmerung über.

Erlefried raffte sich auf: „Keine Umkehr und keine Wahl, es muß sein."

Mit einigen Schritten stand er vor dem Felsblock.

Er stutzte. Auf dem Steine eine Menschengestalt. Ein Mann war's, der hatte flachsgelbe, an beiden Seiten des Gesichtes lang herabhängende Haare. Den Mund hatte er zusammengekniffen und schmunzelte so in sich hinein. Dabei ließ er die nackten Füße — das leinene Beinkleid war bis zu den Knien aufgewunden — über den Stein hinabgängeln. Ein Hirte mochte es sein. Er saß auf dem Fels, wo Erlefrieds Name war. Der Jüngling stand hinter

einem Baum und wollte warten, bis der flachsgelbe Mensch sich entfernen würde. Aber dieser blieb sitzen und trillerte ein Liedchen ums andere und ließ die Beine hin und her baumeln.

Die verhängnisvolle Nacht zog immer höher herauf und alles dunkelte. Da war keine Zeit zu verlieren, und, wie oft genug erzählt worden, der Böse findet sich genau zur Stunde ein. Wenn er aber schon dort säße und wartete? In Jäger und Hirten verkleidet er sich gern. — Der auf dem Steine trillerte:

„Lieber Freund, ich frage dich.
— Lieber Freund, was fragst du mich?
Sag mir, was ist eins?
— Eins und eins ist Gott allein,
Der da webt und der da schwebt
Im Himmel und auf Erden.“

Erlefried atmete auf. Der Teufel ist es nicht. Er trat hin und fragte den Hirten: „Was machst du da?“

„Ich singe mein Abendgebet,“ antwortete jener gleichmütig und trillerte weiter:

„Lieber Freund, ich frage dich.
— Lieber Freund, was fragst du mich?
Sag mir, was ist zwei?
— Zwei Tafeln Mosis,
Eins und eins ist Gott allein,
Der da lebt und der da schwebt
Im Himmel und auf Erden.“

„Bist du keiner von den Feueranbetern, daß du noch das alte Lied hast?“ fragte Erlefried.

„Doch wohl, doch wohl,“ antwortete der Hirt, „ich nehm's alles durcheinander, wie's mir just einfällt und ich denk', daß ein doppelter Glauben wohl besser wird sein, als

wie ein einfacher. Bei dem Lied aber sollten zwei sein. Kannst mir helfen?"

Erlefried kannte das Lied von seiner Mutter her, es heimelte ihn an. Die Mutter hatte gesagt, dieser Gesang wäre so hochheilig, daß, wenn er auf Erden gesungen würde, die Sterne am Himmel still stünden und wie Altarkerzen leuchteten.

So konnte zu solch gefährlicher Stunde dem Burschen kaum etwas willkommener sein, als dieses Lied.

„Sing' vor," sagte er, „ich tu' mit." Der Hirt fuhr fort:

„Lieber Freund, ich frage dich."

Erlefried entgegnete: „Lieber Freund, was fragst du mich?"

Der Hirt: „Sag' mir, was ist drei."

Erlefried: „Drei Patriarchen."

Beide zusammen: „Drei Patriarchen, zwei Tafeln Mosis, eins und eins ist Gott allein, der da lebt und der da schwebt im Himmel und auf Erden."

Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage dich."

Erlefried: „Lieber Freund, was fragst du mich?"

Der Hirt: „Sag' mir, was ist vier?"

Erlefried: „Vier Evangelisten."

Beide zusammen: „Vier Evangelisten, drei Patriarchen usw."

Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage dich."

Erlefried: „Lieber Freund, was fragst du mich?"

Der Hirt: „Sag' mir, was ist fünf?"

Erlefried: „Fünf Wunden Christi."

Beide: „Fünf Wunden Christi, vier Evangelisten usw."

Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage dich."

Erlefried: „Lieber Freund, was fragst du mich?"

Der Hirt: „Sag' mir, was ist sechs?"

Erlefried: „Sechs steinern' Wasserkrüg', fünf Wunden Christi usw."

Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage dich."

Erlefried: „Lieber Freund, was fragst du mich?"

Der Hirt: „Sag' mir, was ist sieben?"

Erlefried: „Sieben Sakramente."

Beide: „Sieben Sakramente, sechs steinern' Wasserkrüg' usw."

Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage dich."

Erlefried: „Lieber Freund, was fragst du mich?"

Der Hirt: „Sag' mir, was ist acht?"

Erlefried: „Acht Seligkeiten."

Beide: „Acht Seligkeiten, sieben Sakramente usw."

Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage dich."

Erlefried: „Lieber Freund, was fragst du mich?"

Der Hirt: „Sag' mir, was ist neun?"

Erlefried: „Neun Chör' der Engel."

Beide: „Neun Chör' der Engel, acht Seligkeiten usw."

Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage dich."

Erlefried: „Lieber Freund, was fragst du mich?"

Der Hirt: „Sag' mir, was ist zehn?"

Erlefried: „Zehn Gebote Gottes."

Beide zusammen: „Zehn Gebote Gottes, neun Chör' der Engel, acht Seligkeiten, sieben Sakramente, sechs steinern' Wasserkrüg', fünf Wunden Christi, vier Evangelisten, drei Patriarchen, zwei Tafeln Mosis, eins und eins ist Gott allein, der da lebt und der da schwebt im Himmel und auf Erden."

In gläubiger, weihevoller Stimmung hatten sie das alte Lied gesungen. Und nun funkelten am Himmel schon einzelne Sternlein.

„So," sagte der Hirt, „jetzt brauchst du später dein Abendgebet nicht zu verrichten. Mußt aber recht fromm sein, weil du bei dem Gesang nasse Augen 'kriegt hast."

„Guter Freund," sagte Erlefried, „wenn du wüßtest, was es mit mir ist, du möchtest dich nicht wundern über meine nassen Augen. Frage nicht weiter und geh', du bist mir da im Weg."

Der Hirte machte einen langen Hals und lispelte dem Jüngling zu: „Aha, du willst dich dem Teufel verschreiben."

„Löschen will ich," antwortete Erlefried und jetzt, da er zum letztenmal einen Menschen vor sich sah, stieg ihm das Herz auf die Zunge und er erzählte alles. Er erzählte, daß er der Sohn des Pfarrertöters sei, daß er, um nicht in das Treiben der Trawieser Leute hineingerissen zu werden, sich für tot habe ausgeben lassen. Und er erzählte von Sela, seiner Liebsten, erzählte von der Wallfahrt zum Kreuz im Tärn, von seinen bösen Wünschen und wie ihm Sela entflohen war, und wie er im Wahnsinn sich dem Teufel verschrieben habe.

Endlich gestand er, was in der heutigen Gottsleichnamsnacht ihm bevorstehe, was er dagegen tun müsse und daß er gekommen sei, um sich an diesem Steine das Leben zu nehmen.

Der Hirt machte während der Erzählung ein Gesicht, als ob er wieder so in sich hineinschmunzele.

„Sind saubere Geschichten, das!" sagte er jetzt, „und hilft dir dein Vater nicht?"

„Der weiß von nichts."

„Ist ein heiliger Mann, der kann schon was für dich tun!"

Der möchte sich am liebsten selber helfen, dachte Erle-

fried bei sich. „Ich weiß nur ein Mittel; wenn du mir beistehen willst, Hirte."

„Auf mich verlaß dich," rief der Flachsgelbe.

„Ich bin Isaak und du sollst Abraham sein," sagte Erlefried und schaute unsicher zu Boden, als wollte er das weggeworfene Wort wieder aufheben.

„Ich verstehe dich schon," meinte der Hirt, „du verhoffst, daß ein Engel kommt und mir den Arm fängt."

„Ich will sterben!" rief der Bursche. „Ich muß sterben," murmelte er tonlos nach.

„Du bist ein Narr!" rief der Hirt und sprang vom Steine herab. Erlefried schaute blassen Gesichtes hin auf die Fläche. Von seinem Namen waren nur wenige Merkmale mehr zu sehen. „Da steht er," sagte er und legte den Finger auf ein paar rostige Punkte.

„Das da," scherzte der andere, „ei, wenn du nicht mehr heißest, als das da, so heißest nicht viel."

„Aber es ist Blut!"

„Mach' keine Sachen, guter Freund, stelle dich hin und laß warmes Wasser drauf — beißt alles weg." So riet der Hirt.

„Du hast leicht Spaß treiben," sagte der Bursche mit traurigem Blick, „du weißt nicht, wie mir ist."

„Das kann ich mir denken, wie's tut, wenn einen der — andere holen will. Gibt aber ein gutes Mittel dagegen, wundert mich nur, daß du darauf noch nicht verfallen bist."

„Blut," murmelte der Jüngling.

„Hast ganz recht, ist aber, wie man's nimmt," sagte der Hirt und machte ein wichtiges Gesicht. „Solltest du denn noch nichts gehört haben von jenem Zauberkreis, in dem der Teufel keine Macht hat? — Deine Liebste, von der du mir vorhin hast erzählt, wo ist sie denn?"

„Sie soll der Seuche wegen mit dem Bart in den Ritscher geflohen sein, aber wie ich gehört, leben sie alle zurückgekehrt wieder im Haus des Bart."

„Hast die höchste Zeit," meinte der Flachsgelbe, dann zog er den jungen Mann etwas beiseite und flüsterte ihm ins Ohr: „Von der Liebsten laß dich umfangen, das ist der Zauberkreis."

Im Auge des Jünglings zuckte ein Feuer auf, bald aber verlosch es wieder in der Traurigkeit und er machte eine abwehrende Gebärde.

„Ganz im Ernst, mein Freund," beteuerte der Hirt und sein Auge war jetzt offen und hell, schalkhaft und treuherzig zugleich; „du, ich weiß mehr, als daß es im Wald finster ist. In den Armen der Liebsten — aber die rechte Liebste muß es sein."

„Das bist du, Sela!" rief Erlefried aus.

„In ihren Armen bist du sicher!"

Erlefried soll in demselben Augenblick ganz erstarrt gewesen sein. Welch ein Ausblick! Ja, jetzt stand's in ihm auf, was er selbst oft vernommen in alten Geschichten: Wer ein treues Lieb hat, in seinen Armen kann ihm der Böse nicht bei. Rasch verbrüderte sich dieser erwachende Glaube mit seinen Sinnen. Er verließ den Stein und den Hirten, und noch eiliger, als er hierhergekommen, lief er davon.

Er verschmähte die sich schlängelnden Steige, er brach durch Gestrüppe, er eilte über Blößen und Heiden, talab, bergauf, immer geradeaus und hin gegen das Haus des Bart. Es war ja möglich, daß er ihr zu Füßen liege in der Mitternachtsstunde, wenn die Prozession zum Opferstein gelangt . . .

Der nächtige Himmel war übersäet von Sternen; dem

Jüngling war, als schauten alle nur auf ihn herab, ihn anfeuernd auf seinem Wettlauf, ihm leuchtend und für ihn zitternd. Eine Sternschnuppe glitt rasch, als wollte sie ihm Wegweiser sein, in der Richtung gegen das Haus, wo Sela war, dahin.

Als Erlefried auf dem aschigen Boden den Tärn hinanging, sah er draußen in den Wänden des Dürrbachgrabens Lichterschein. Nicht lange, und er bemerkte auch die Fackeln. Der Zug war bereits auf dem Wege — die Prozession hatte begonnen.

Erlefried beschleunigte seine Schritte und seine Angst steigerte sich. Es schien ihm kaum mehr möglich, das noch ferne Haus zu rechter Zeit zu erreichen. Dort und da standen halbverkohlte Strünke; mancher schien, als bewege er sich. Einer trat aus der Gruppe hervor und ging dem Fliehenden nach. Ganz langsam ging er ihm nach und doch schien er mit dem Eilenden gleichen Schritt zu halten.

Der Fackelzug kam immer weiter die Bergschlucht herauf; voran auf hoher Bahre loderte eine große, qualmende Flamme, die von zahllosen anderen umtanzt und umzingelt wurde. Dann folgte die lange Schar von Menschen und Fackeln, teils hell schimmernd, teils vom Rauchqualm verschleiert. Weithin im Walde tönte der vielstimmige Gesang; sie sangen neue Worte nach alten Weisen. So wallten sie heran und immer näher kamen sie der Schlucht, in welcher der Altar stand. In der vor bösem Glauben und vor Angst aufgeregten Phantasie Erlefrieds hielt er sich für verloren. Er wagte es nicht mehr, umzuschauen, aber er glaubte hinter sich das Traben und Schnauben des höllischen Verfolgers zu vernehmen: Er prallte an Stock und Stein, aber er achtete es nicht, er fiel zu Boden, daß die Asche um ihn stob, er raffte sich wieder auf und oft schien es, als berühre sein

Fuß den Boden kaum. Die Flächen dehnten sich weit und weiter, die Gegend, der er zustrebte, lag immer gleichmäßig in einem dunkeln Streifen da.

Die Feuerprozession hatte ihr Zielt noch nicht erreicht, aber sie hielt Rast und die Fackeln kreisten in einem weiten Ring um die große Flamme, der man in harzigen Holzspänen neue Nahrung gab. Erlefried sah einen Strahl von Hoffnung. Wenn sie längere Zeit stillstanden, wenn sie noch mehrmals auf ihrem Wege anhielten — wie ja auch die kirchliche Gottsleichnamsprozession viermal Station hält — so konnte er vielleicht sein Ziel erreichen. Des Menschen Wahn ist des Menschen Schicksal.

Er lief mit erneuter Kraft, mit letzter Kraft. Nur zu bald bewegte sich unten wieder der Zug und dehnte sich, und das Haus des Bart, wie weit war es noch entfernt! Dem Flüchtling graute, als er gewahr wurde, daß er erst auf jener Höhung des Tärn war, wo das Kreuz stehen mußte. Aber es stand nicht mehr. Während die Prozession unten sich dem Opfertisch nahte, eilte er, floh der altheiligen Stätte zu. Und hier lag der morschende Holzpfahl hingestreckt auf dem Boden. Erlefried tat einen Angstschrei zum Himmel: „Wenn ich schon sie nicht kann erreichen, o Herrgott Jesu! rette mich an deinem Kreuzesstamm!“ Dann fiel er hin aufs Holz, und dort blieb er mit ausgestreckten Armen bewußtlos liegen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, bei der nächtlichen Prozession, da war alles dabei, was sich rühren konnte in den Waldtälern von Trawies.

Die begeisterte Lehre des zum Seher und Propheten gewordenen Mannes auf dem Johannesberge hatte alle hingerissen. Das Feuer ist der Weltschöpfer, der Weltreiniger und der Welterlöser! das leuchtete allen ein. Das stimmt

auch mit dem alten Glauben und ist doch ein neuer und tut's so gut wie ein anderer.

Den Wahnfred hatten sie herabgeholt von seinem Berge, hatten ihm einen langen, roten Paltrock umgeworfen, und er mußte hinter der Lade, in der die heilige Flamme loderte, einhergehen als der hohe Priester. Vor dem Zuge gingen einige Kinder und streuten grüne Blätter und junge Blumen auf den Weg. Darüber hatte sich zu Beginn der Prozession ein Streit erhoben. Der Sandhock und der Waldhüter und andere behaupteten, diesem Zuge streue man nicht Blumen, sondern Asche. Zum Feuer gehöre Asche.

Aber die Gegner sagten: die Sonne sei auch ein Feuer, und von der kämen die Blumen; diese behielten recht.

Die anderen murrten grimmig und meinten, man müsse erst sehen, es würde noch Asche genug geben.

Sie hatten — ach wie ahnungslos — ein Prophetenwort gesprochen. Unter den Mannsleuten gab es viele, die Branntweinplutzer mit sich schleppten, um sich während und nach der Andacht laben zu können. Aus diesen Gefäßen sogen sie ihre Begeisterung für das Feuer. Und es war ihnen wohl dabei.

Da es schon tagelang vorher den Anschein gewonnen hatte, als wäre mit der Aufstellung eines Gottesdienstes wieder ein besseres Denken und Trachten in die Leute gekommen, als stelle sich durch den Einfluß Wahnfreds wieder eine gewisse Ordnung her — so hatte auch der betagte Bart sein entlegenes Berghaus verlassen und war mit den Seinen nach Trawies geeilt, um den Gottesleichnamszug mitbegehen zu helfen. Der Alte sehnte sich, wieder einmal öffentlich zu beten und beten zu hören. Er war einer der Männer, die dem Zuge mit entblößten Häuptern folgten.

Und bei den Weibern, aber ganz rückwärts, schlich Sela

mit. Ihr gefiel das Wesen nicht, sie hätte sich am liebsten abstehlen und davonschleichen mögen, aber sie fürchtete sich vor der Nacht, ja, nicht einmal die Letzte im Zuge wollte sie sein, weil es ihr vorkam, als folge ihm ein ganzes Heer von bösen Geistern.

Sela hatte das Herz voll und konnte nicht beten. Diese ungebärdigen Flammen über ihrem Haupte brannten alle Andacht aus dem Herzen und brannten Wunden hinein. Was suchen sie, daß sie um Mitternacht mit Fackeln ausziehen? O Kind — sie suchen einen, der Sinn und Licht in ihr Leben bringt, und wäre es auch ein Wahnsinn, und wäre es auch ein Irrlicht. Sie suchen einen, dem sie grollen können ob dieser elenden Welt, von dem sie Ersatz fordern können für das jammervolle Erdenleben. Sie suchen den, der ihnen einst in drei brennenden Fackeln zum Grunde der Trach geschleudert worden war.

Viele suchen ihn mit dem schmerzlichen Sehnen des Heimwehs, rufen Namen und meinen ihn. Und der Teufel — sagt ein altes Wort — der mag's wohl leiden, daß Gott über die Zunge geht, wenn er darunter liegt. Wie viele sind dabei, die nicht wünschen, daß sie ihn finden, und auch nicht wünschen, daß er sie finde. Glauben sie ihn nicht, so schweigt ihr Gewissen, müssen sie ihn glauben, so müssen sie auch zittern vor seinem Zorn.

Es scheint denn, sie hätten ihn wirklich noch nicht gefunden, weil sie wie planlos mit Fackeln durch den Wald ziehen.

Mit dem Gotte im Herzen der Jungfrau hatte diese Nacht weiter nichts zu schaffen. Der stand rein und still im Heiligtume. Sela hatte nur den einen Wunsch: Könnte sie diese Fackelträger hinaussenden, in die tiefen Wälder hinaus, in die weite Welt, den zu suchen, den *sie* glaubt.

So fest glaubt sie ihn, daß ihr sein Tod unmöglich dünkt, obgleich er schon viele Monate verschollen ist. Wer wiegt den Kummer, wer zählt die Zähren! In ihrem abgehärmten Antlitz ist die Spur davon zu sehen.

Und wenn ihr allzuwehe ward im Gedenken an den Verlorenen, so betet sie: „Mein Gott, ich lege dieses Anliegen in deine Hände!“ — Dann war ihr leichter.

So wollte Sela auch heute beten, aber der seltsame Zug beunruhigte sie. Und als sie endlich zum steinernen Tisch kamen, auf den sie das Feuer stellten, und als ein phantastisches Schreien und Toben begann; als sie unter Johlen und Tollen an die Hänge kletterten, um Holz zu sammeln, und jeder die Strünke in das Feuer warf, daß es immer mehr aufsprühte und anwuchs, und als sie sich dann stoßend und schlagend hinzudrängten, um vom geheiligten Feuer Brände zu erhaschen und trotz Wahnfreds Abwehr eine Balgerei entstand, in der man mit brennenden Scheitern aufeinander losschlug, da schnalzte ein Schuß. Die Kugel pfiff an Wahnfreds Haupt vorüber. Aber die Sache blieb fast unbemerkt, Wahnfred schwieg. — Solches Treiben war der armen Sela zu arg geworden. Sie stimmte nicht ein in das Jammergeschrei der Weiber, sie lief seitab, und hinter einem Felsvorsprung, wohin kein Schein von dem wilden Feste zu fallen vermochte, setzte sie sich nieder.

Die Prozession löste sich auf und ordnungslos verlief sich die Menge. Manche der Gruppen schleppten einen Verstümmelten mit sich. Wahnfred hatte sich das rote Kleid vom Leibe gerissen. Er ging ganz allein. Das Feuer auf dem Opferherde knatterte noch lange. Auf den Scherben der zerschlagenen Branntweinplutzer flackerten blaue Flämmchen wie Irrwische, die auseinandergeworfenen Brände rauchten träge und verkohlten allmählich im Sande.

über dem Ritscher gingen bereits die drei Sterne auf, die zur Sommerszeit den Morgen verkünden.

Der sich nach Frieden sehnende Mensch schaut gern nach den Sternen.

Nein, du Armer, ist in deinem Herzen nicht Ruh', bei den Sternen wirst du sie nimmer finden! Das Himmelszelt ist nichts als ein Spiegel deiner Seele. Auf der blassen Straße, die nach Süden führt, wie man sagt gegen die Kirche und das Grab des heiligen Petrus, ziehen wie auf feinem Sande in Scharen die Herden und die Hirten mit flimmernden Laternlein. Jene kleine Reihe wieder wandelt einsam auf finsterem Grunde die Höhen des Zenit hinan. Weiter hin stehen sie groß und klein, in Gruppen zusammen, als hielten sie Rat, und wieder ein anderer stürzt sich, schnell wie der Blitz, in unendliche Tiefen hinab. Den einen Zweck verfolgen sie alle, die milden und die lodernden, die gezeichneten und die verlorenen Bewohner der Himmelsrunde: sie suchen Gott . . .

Der liebe Gottsleichnamsmorgen, der Tag der Fahnen und Rosen und der bekränzten Jungfrauen! Im Herzen Selas erwachten Erinnerungen aus der Kindeszeit. An diesem Tage tragen die Mädchen zum Bekenntnisse der Jungfrauenreine einen Rosmarinzweig um das gescheitelte Haupt geschlungen, wenn sie in der Prozession dem Sakramente folgen, ihm, der da „zugegen ist, als wahrer Gott und Mensch". — So ist's auch heute noch draußen. Zu Trawies ist es auch einmal so gewesen . . .

Das Mädchen sann, eine unbändige Sehnsucht erfüllte sie nach dem herrlichsten Feste der Christenheit. Einen jungen Lärchenzweig brach sie und wand ihn um ihr Haupt, dann ging sie hinan die Flächen des Tärn. Da war alles kahl und ausgebrannt. Der Morgen dämmerte, sie ging

der Höhe zu, um vor dem Kreuz zu beten. Vor ihren Augen weitete sich die Gegend, die Wände des Trasank standen wie Silber in den jungen Tag hinein und weit herüber vom Berge des Johannes schimmerte der entstehende Bau. Als das Mädchen auf der Höhe des Tärn das Kreuz nicht ragen sah, meinte sie, es wäre die Gegend verfehlt; sie schaute umher, aber auf keiner Kuppe der weiten Runde stand ein Kreuz. Plötzlich tat sie einen Schrei und sprang entsetzt einige Schritte seitab. Dann blieb sie stehen, rieb sich die Augen und sah zurück — sah es noch einmal, was sie früher gesehen. Das Kreuz lag dort auf dem Boden und am Kreuze, ausgestreckt wie Christus, lag ein Mensch, ein wirklicher Mensch.

Ihr erster Gedanke war: da treibt einer sein Gespött. — Aber als sie immer wieder hinschaute, sah sie: sein Gesicht ist blaß wie Stein. — Ein Verunglückter oder eine heilige Erscheinung? — Verzagt nahte sie dem Kreuze und ihr Grauen wuchs. War es doch fast, als wären Hände und Füße wirklich angeheftet, so stramm spannten sich die Glieder. Das Haupt war hingeneigt zum linken Arm, die Haare legten sich in Strähnen über das Holz. So lag er da und war vom Morgenrot beschienen.

Jetzt brach Sela lautlos zusammen auf ihre Knie. Sie hatte ihn erkannt. Ihn, den sie gesucht seit jenem Tage, da er mit ihr an diesem Kreuze gewesen. „Erlefried!“ Sie stürzte auf ihn hin. — — —

Vor der Erschütterung, vor dem gellenden Schrei war der Erschöpfte zu sich gekommen, war erwacht.

„Sela!“ sagte er leise wie in einem Traum, „meine Sela!“ und hob seinen rechten Arm vom Kreuze und umfing ihren Nacken.

Sie hatte sich noch nicht gefunden. Er zog ihr Haupt

zu sich nieder, er küßte sie mit Glut, mit Andacht: „Lieber himmlischer Engel, du! Ich sehe dich wieder, du lichte Welt!" Plötzlich aber sprang er empor, mit rollenden Augen blickte er um sich, zog mit einer Hand das Mädchen an sich, schob es mit der anderen hinweg: „Sela!" rief er mit erschütternder Stimme. „Mich hat Gott verlassen."

Sie schmiegte ihre Arme um seinen Hals und sagte: „Ich verlaß dich nicht."

* * *

Tages Licht und Lärm ist vergangen, der Himmel ist schwer umzogen, wir hören nicht mehr das Schreien der Rehe im Wald, nicht mehr das Rauschen des Wildbaches, wir hören das Ticken der ewigen Uhr, die das Leben der Menschen mißt.

Der Erzähler dieser Ereignisse gesteht es: er war der erste, der vor all dem, was die Sagen und Aufzeichnungen über Trawies dartun, tief erstaunte. Doch mußte er sich sagen: die Zeit war damals eine andere, die Menschen waren befallen von ungeheuren Irrtümern.

Wer aber, der mitten in der Menschheit steht, hat das Recht, so zu sprechen? Sind wir heute im reinen? So wenig wie die Menschen damals. Wir spotten jener Zeit, da die Leute sich abhetzten und peinigten vor dem Anblicke des leibhaftigen Teufels. Uns plagt nicht mehr der Teufel; die Phantome, von denen wir besessen sind, haben andere Namen. Wir begreifen jene Weltordnung nicht, in der die Kirche mit ihrem Fluche einzelne und Gemeinschaften zerschmettern konnte und zerschmettert hat, ohne daß ihr ein menschliches Gesetz in den Arm gefallen wäre! Sehen wir heute nach — und bei der aufgeklärten Zeit wird's nicht viel

Mühe machen — ob von jenen dämonischen Vorurteilen auch nur eins dahin ist: Religion, Forschung, Sozialismus, Politik haben noch immer ihre Pfaffen, Irrlehrer und Henker, denen Hunderttausende von Menschen zum Opfer fallen.

Nur die flachen Köpfe sind es, die in Selbstgefälligkeit sich sonnen können an dem Lichte ihrer Zeit; dem Schärferblickenden weitet und vertieft sich mit seiner Erkenntnis das menschliche Elend, er sieht nichts mehr als das unselige, immer tiefer sinkende, trostlos untergehende Geschlecht. Ihm ist zumute, wie dem Schreiner Wahnfred in seinem verbannten Trawies. Noch getragen von seinem nach Leben lechzenden Herzen, von seinem nach Freiheit ringenden Geist kann er's nicht glauben, daß alles verloren sein soll, er sucht Auswege, sucht Ideale, sucht einen Gott.

Himmelsucher hat es allerwege gegeben; und wäre es auch nur der Himmel auf Erden: Alltagsmenschen suchen den Himmel; Sonntagskinder, die tiefen Herzen und auserwählten Geister suchen Gott.

Unsere Zeit besonders hat ein Volk von Gottsuchern geboren. Zwar bekreuzt sie sich vor dem Worte Gott, wie sich das Mittelalter vor dem Teufel bekreuzt hat; sie mag ihn nicht bekennen und kann ihn nicht entbehren.

Auf allen Straßen und auf allen Wüsten, du magst dich gegen Morgen wenden oder gegen Abend, gegen Mittag oder gegen Mitternacht, überall wirst du der Gottsucher Spuren entdecken: hier ein Rosenbett, dort steinerne Tafeln, hier ein Schwert und dort ein Kreuz. Das Rufen des Derwisch auf der Moschee, das Knarren der Klappern im Wigwam, das Glockenklingen im Dome, es ist der Kinder des Leides ewiger Notschrei nach einem göttlichen Retter, es ist die brennende Sehnsucht nach einer Kraft, die das Tier in uns besiegt, den Geist befreit und uns die Vollendung gibt.

Viele sind in unseren Tagen, die wühlen ihren Weg durch das Tierreich, durch Pflanzen und Moder in die Erde hinein. Sie wollen das Rechte, aber finden es nicht, sie sind auf dem Wege zum Licht — blind geworden. Möge es ihnen niemals gelingen, den Boden zu untergraben, auf dessen grünem Rasen die Glücklichen wandeln.

Und mögen die Gottsucher heute und immerdar ihr ersehntes Anbild, ihre Erlösung an besserem Orte finden, als unser armer, sühnender, des Weges unkundiger Wahnfred sie finden mußte und gefunden hat.

Trawies muß zugrunde gehen, denn es hat keinen Gott, das heißt hier, es hat kein Vorbild und kein Gesetz. —

Auf dem Berge des Johannes klangen die Hämmer. Sie klangen hinaus in die weiten Wälder, in denen der Frühling wob. Und in den Wäldern krachten und stürzten die riesigen Bäume.

Dem Wahnfred war es gelungen, die arbeitsfähigen Leute von Trawies ins Joch zu bringen. Teils war es der Aberglauben, teils das Gottsehnen, weswegen sie so emsig Hand an den Tempelbau legten, teils waren es die phantastischen Worte und Predigten des Schreiners, teils war es der Reiz der geregelten Arbeit selbst.

Endlich glaubten sie sich in dem neuen Bau eine Burg zu gründen, in der sie Halt hätten gegen die Welt da draußen, die sie immer mehr haßten und fürchteten. Lagen doch die Wälder von Trawies nahe dem Feindeslande, nur die treuen Wüsten des Trasank waren den Verbannten ein Hort. Es verging keine Woche, daß draußen vor den Grenzen nicht einer aus den Wäldern gelyncht wurde. Mit dem Frieden und der Ordnung, die sich draußen zur Not wieder hergestellt hatten, war nach einem neuerlichen, aber vergeblichen Versuche, Trawies zu gewinnen, noch schärfere Gewalt

gegen die Verstoßenen angeordnet worden. Nun war's offen und klar, man mußte und wollte sie erdrücken, ersticken, in sich selbst zugrunde gehen lassen.

Das fühlten sie, die Söhne des Waldes, und sie bäumten sich jetzt dagegen wahnsinnig auf. Sie überschritten in Rotten den Flammenring und plünderten Höfe aus und mordeten auf den Straßen.

Eines Tages kam eine Schar von Bauern und Soldaten von der Gegend der fünf Kiefern her in der Absicht, das Räubernest an der Trach zu vertilgen. Aber die Männer von Trawies, so bestialisch sie auch selbst miteinander umzugehen pflegten, fanden sich dem gemeinsamen Feinde gegenüber rasch zusammen, und an der Dreiwand entspann sich ein Gemetzel, in welchem Trawies Sieger blieb.

Eines anderen Tages, zur Zeit, als die Seuche noch nicht ganz erloschen, waren zwei fremde Männer in das Tal der Trach gekommen. Sie trugen lange Lodenmäntel und darunter allerlei Werkzeuge, denen es nicht abzusehen war, ob sie Arbeitsgeräte oder Waffen sein sollten. Für den Notfall wohl beides. Diese Fremden gaben an, daß sie Ärzte wären, daß sie gehört hätten, an den Hängen des Trasank wachse ein Kräutlein gegen den schwarzen Tod, und daß sie gekommen wären, dieses Kraut zu suchen. Das war den Leuten etwas Lockendes. Sie bespähten die Fremden von allen Seiten, gingen ihnen nach und waren zuvorkommend gegen alle Wünsche, die jene äußerten. Ärzte? Sie konnten ja auch Zauberer sein!

Die Fremden strichen so etliche Tage in den Gräben herum, sprachen in den Wohnungen zu und ließen sich mit manchem, der des Weges kam, in freundlichen Wortwechsel ein. Endlich erklärten sie, daß sie nicht gern eigenmächtig handeln möchten; sie wollten doch beim Oberhaupte der

Gemeinde anfragen, ob es ihnen wohl gestattet sei, das Kräutlein zu suchen.

Beim Oberhaupte der Gemeinde? Niemand wußte recht, zu wem die Fremden zu weisen wären. Jeder erlaubte das Kraut auf eigene Faust, unter der Bedingung aber, daß er mit den Findern teilen wolle. Weil jedoch die beiden Männer immer wieder den ersten Mann von Trawies zu sprechen verlangten, so leitete man sie endlich auf den Johannesberg zu Wahnfred.

Diesem vertrauten sie nun ihre Mission. Sie wären allerdings Ärzte, aber Ärzte der Seele und seien gesandt von dem guten Hirten, der einst selbst auf Erden gewandelt wäre, um verlorene Schäflein zu suchen. Sie seien Abgesandte der heiligen Kirche, die da nicht wolle den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Und sie brächten folgende Botschaft: Die Kirche entbiete den Bewohnern von Trawies noch einmal und das allerletztemal Vergebung ihrer Missetaten. Sie sei bereit, diese Menschen wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufzunehmen, sowie ihnen auch die Milde des irdischen Gesetzes zu erwirken, wenn sie sieben ihrer größten Missetäter zur Sühne durch den Tod ausliefern wollten.

Wahnfred erwiderte, es dünke ihm wahrlich schon hohe Zeit, daß die Kirche es mit Güte versuche, eine von ihr so willkürlich niedergeworfene Gemeinde armer, im Vorhinein zumeist schuldloser Menschen wieder aufzurichten. Die Auslieferung von sieben Missetätern könne er nicht verbürgen, wohingegen er aber bereit sei, den Urheber all des Unheils, den Mörder des Pfarrherrn zu Trawies der Gerechtigkeit zu überantworten.

Die Gesandten entgegneten, daß dahin ihre Vollmacht nicht laute, daß es sich auch gar nicht mehr um den er-

schlagenen Pfarrherrn handle, der seinerzeit durch zwölf gefallene Häupter gesühnt worden sei, sondern vielmehr um den ungeheuren Frevel, der an Gott und Kirche begangen, und um die unzähligen Übeltaten, die seither von den Trawieser Leuten verübt worden wären.

Wahnfred wendete ein, daß es eine Ungerechtigkeit sei, von so vielen Verbrechern nur sieben zu bestrafen, daß aber, wenn die Strafe an allen Übeltätern vollzogen werden sollte, in Trawies jetzt kein Mensch mehr übrigbleiben dürfte. Hierauf schilderte der Mann das Elend und den Jammer der letzten Jahre, wie die Leute in die Schuld hineingestürzt worden waren und wie sie hart genug dafür büßen mußten. Dann bat er um Gnade.

Die beiden Fremden waren gerührt von dem, was sie hier aus beredtem Munde zu hören bekamen. Sie fühlten den glühenden Geist des Zornes, der aus diesem Manne sprach, das zitternde Herz, das für unselige Mitmenschen flehte. Aber in seinem finsteren Auge, in den wunderlichen Bildern seiner Rede war etwas, vor dem ihnen graute. In seiner Kammer sahen sie das Lämplein brennen mitten am Tage. Sie fragten, was das bedeute? Er antwortete, das wäre das ewige Licht, welches zu Trawies in allen Nächten und Stürmen bis zu diesem Tage bewahrt geblieben sei.

Die priesterlichen Abgesandten dachten ans ewige Licht beim Altarssakramente, lobten den frommen Sinn des Lichtbewahrers als einen Rest der göttlichen Gnade und sprachen die Hoffnung aus, daß vielleicht endlich die heilige Kirche Gnade für Recht ergehen lassen und die armen Sünder wieder in ihre Fürsorge und Liebe aufnehmen würde.

Wahnfred legte seine Hände über die Brust und sein Gesicht rötete sich vor freudiger Aufregung. Er sah im Geiste schon die Erlösung und die Wiederbegründung seiner Hei-

matsgemeinde im Vereine und unter dem Schutze der Gesellschaft.

Die Besprechung war aber noch nicht geschlossen, als sich vor dem Hause Lärm erhob. Es war nämlich in den Leuten die Vermutung erwacht, daß unter den langen Mänteln der beiden Fremden etwas anderes stecken müsse, als ein Paar Kräutersammler. Alsogleich war der Argwohn verbreitet, einer teilte ihn dem anderen mit. Man spürte den Fremden nach und verfolgte sie auf dem Wege zum Hause des Wahnfred und behorchte dort das Gespräch. Und als sie merkten, wo hinaus das wollte, brachen sie ins Haus und schrien wie wütend: sie wollten eher hängen, als sich einer Herrschaft ergeben, deren Art von Fürsorge Trawies schon reichlich erfahren habe.

„Wir wollen keinen Herrn, der uns in die Hölle wirft."

„Aber auch den Himmel zu vergeben hat," wendete einer der Fremden ein.

„Wir wollen keinen, als den Himmel auf Erden und den behalten sie selber. Und daß sie den jener Welt hergeben wollen, weist nur, daß ihnen selber nicht viel daran liegen mag."

„Ihr guten Leute," sagte der Fremde, „euer Sehkreis ist klein. Aber wenn ihr tausend Jahre wandert, alle Straßen der Welt abgeht, in allen Hütten einkehrt, in allen Palästen zusprecht, ihr werdet keinen, nicht einen einzigen finden, der den Himmel auf Erden hat. Manchen würdet ihr sehen, der lächelnd andere verdammt, während er in seinem eigenen Herzen eine peinvolle Hölle trägt. O, glaubt uns, ihr Menschen von Trawies, wir überheben uns nicht, besser und größer sein zu wollen, als ihr seid; aber uns obliegt — ob von Gott, ob von irdischen Gesetzen auferlegt — eine Sendung, das Auge der Menschen von ihrer

Armseligkeit ab und auf ein ewiges Anbild und zukünftiges Glück zu lenken, damit sie nicht verzweifeln. Wer unserer Weisung folgt, der sieht den Himmel offen und schon die irdischen Pfade werden ihm vom himmlischen Strahle erhellt. Wer aber trotzig den Segen der Kirche verschmäht, ihre Lehre verhöhnt, an der sich die ganze Menschheit aufrichten soll, der wird mit Recht das Elend der Ausgestoßenen tragen."

„Stoßt ihm die Faust ins Maul!" schrie einer aus der gärenden Rotte.

„An euch selbst sollt ihr's sehen!" rief der Fremde mit erhöhtem Eifer, „die Kirche hat ihre Hand von euch gezogen und was seid ihr jetzt? Eine Bande von Gotteslästerern, Ehebrechern, Räubern und Mördern."

Das war des Unglücklichen letztes Wort gewesen. Im nächsten Augenblick schon lag er hingestreckt. Sein Genosse entkam bluttriefend, soll aber die Grenze des Flammenrings nicht überschritten haben. Wahnfred suchte mit Gefahr seines Lebens den wütenden Haufen zu beruhigen. Und als er in dunkler Nacht auf der Höhe den Fremden begrub, begrub er auch den letzten Rest der Hoffnung. Nun war es ihm gewiß, für Trawies gab es keine Rettung mehr von außen.

Um so entschiedener wollte er seinen Einfluß auf die vertierten Trawieser Leute behaupten, um so glühender predigte er den ewigen, furchtbaren Gott, der im Feuer den Menschen erschienen sei zur Rache — und mit noch größerem Eifer betrieb er den Bau des Bethauses.

In allen Wäldern der Runde hallten die Äxte, an manchem Vielhundertjährigen hieben sie tagelang, bis er fiel. Und dann kroch der Stamm mit hundert Füßen — denn soviel sonst seiner Äste waren, soviel klebten jetzt Menschen an seinem Leibe — den Berg hinan. Die rötlich schim-

mernden Wände des Hauses wuchsen immer mehr aus dem Boden. Die Bäume waren nur roh behauen, fest klammerten sie sich an den Ecken ineinander. Es sollte ja eine Festung sein. Gegen Aufgang der Sonne wurde eine schmale Öffnung zum Eintritte freigelassen, hoch an den Wänden, wohin keines Menschen Haupt zu reichen vermochte, wurden sieben Fenster ausgeschnitten, die so klein waren, daß kaum eine Katze durch dieselben hätte schlüpfen können.

Wahnfred war der Baumeister. Im zweiten Jahre des Baues waren sie bei den Gleichen. Die Arbeiter, die schwer genug zu zügeln waren und fortwährend miteinander in Hader lagen, verlangten nun einen Festtag. Wahnfred gewährte ihn und sie hielten um die zahlreichen Feuer, in denen Wildbret schmorte, ihre Gelage. In solchen Stunden schlossen sie gern einen Bund der Brüderlichkeit, um ihn bald wieder wahnwitzig zu zerstören. Rohheiten, die in Worten bestanden, galten für Freundschaftsbezeugungen, weit lieber stahlen sie sich gegenseitig die besten Bissen vom Munde weg, dann kamen sie ins Handgemenge. So war bei diesem Baue mancher verunglückt. Wo sich das finstere Auge des Wahnfred zeigte, da waren sie still und arbeiteten. Der schlanke, bärtige Mann, wie er nun zwischen den Spänen und neubehauenen Holzstücken dahinschritt, selbst eine blinkende Axt in der Hand, eher geneigt scheinend, mit derselben ein Menschenhaupt, denn einen Baumstrunk zu spalten — er war unheimlich zu sehen.

Es hat ihn keiner begleitet, wenn er durch die Dickichte des Johannesberges schritt, oft durch die undurchdringlichsten Büsche, als wollte er etwas, das ihm anlag, von sich abstreifen, abfegen lassen. Es hat ihn keiner gesehen, wenn er auf dem Wildanger stand und hinabstarrte ins Tal, wo zur Rechten das Gestade lag und zur Linken Trawies mit dem

blinkenden Mauerwerke der alten Kirche. Auch schaute er hinüber auf die Höhen, wo das Haus des Bart lag — aber nicht oft und nicht mit Befriedigung.

Sein Sohn Erlefried war wieder erschienen, den er schon zweimal gestorben sein ließ. Als ihn — wie er hörte — die Räuber erschossen hatten, beweinte er den Sohn, den er für ein glücklicheres Leben geboren wähnte, als er selbst trug. Da es später hieß, bei dem Waldbrande wäre Erlefried zugrunde gegangen, freute er sich, daß es seinem Kinde gegönnt war, ohne Schuld aus dieser Welt zu gehen. Nun lebte der Junge doch, und lebte einem Tage entgegen, an dem er mit Trawies die Sühnung zu teilen haben würde. Und vielleicht nun mit Recht . . .

Er hätte seinen Sohn gern wiedergesehen, aber es bangte ihm davor. Er trug in seiner Seele das offene, kindlich-reine Antlitz des geliebten Erlefried, und dieses Bild war ihm stets Labnis und Seligkeit in seinem unseligen Leben gewesen. Nun fürchtete er, ein bleiches eingefallenes Gesicht sehen zu müssen, auf dem das Laster und das Elend steht. — Es beunruhigte ihn, daß Erlefried nicht selbst kommen wollte, um seinen Vater zu suchen. Sollte das eine stille Verurteilung der Tat sein? Wohlan, dafür segnet er den Sohn. Es konnte aber auch Mangel an Kindesliebe sein. Dafür segnet er ihn nicht. Ach nein, Wahnfred will nicht segnen und nicht fluchen; leicht könnte der Himmel den Segen eines solchen Mannes verkehren und den Fluch erhören.

Ferner befremdete ihn, daß sich Erlefried nicht an dem Baue des Bethauses beteiligte. Wenn er die Arbeit flieht, was soll ihn denn schützen oder retten?

Von der Höhe des Berges nieder klangen die Balken des im Aufzuge begriffenen Dachstuhls, das Hämmern der Zimmerleute und das Schreien der Holzträger.

Wahnfred horchte den Tönen der Arbeit und Arbeiter, sie waren ihm trostreicher, als Osterglocken. In dieser Richtung allein konnte Zukunft liegen und gelänge es ihm, die Leute regelmäßig zu beschäftigen, daß sie vom Tempelbau sich auch wieder dem Feldbaue zuwendeten, dann wäre viel gewonnen. Hätten sie erst nur wieder ein Eigentum, so würden sie trachten, dieses Eigentum zu bewahren, Ordnung zu begründen und würden die Notwendigkeit einsehen, sich wieder der Welt zu fügen und dem Lande anzuschließen.

So wurde der Mann auf dem Johannesberge noch immer zwischen Verzweiflung und Hoffnung hin und her geworfen. Rasch folgte er seinen Stimmungen. Er hatte den Segen noch nicht ausgedacht, den ehrliche Arbeit über Trawies bringen könne, und daß Arbeit allein imstande sei, den Fluch der Kirche von nun an unschädlich und des staatlichen Schutzes sich wieder würdig und teilhaftig zu machen, als das klingende Pochen oben am Baue unterbrochen wurde, hingegen sich anderer Lärm erhob.

Über den Wipfeln junger Fichten leuchtete im blauen Himmelsgrunde scharf gezeichnet das Gebälke des Dachstuhles. Rasch verließen die Arbeiter First und Giebel und stiegen nieder. Schreien, Fluchen und Poltern war vernehmbar, darunter fielen auch Schüsse. Und schon eilte ein Bote durch das Dickicht und rief nach dem Meister. Bald wußte Wahnfred, was es galt. Es galt den Bau zu schützen; Feinde waren da, ganze Haufen von Strolchen und Wegelagerern, sie wollten die neue Burg anzünden. Der Kampf wurde mit den mannigfaltigsten Waffen geführt, mit Kolben, Hacken, Gewehren, Äxten, Steinen und Stangen. Wie früher die Bäume, so purzelten jetzt die Menschen. Den Angreifern gelang es, einen brennenden Strohwisch in den Bau zu schleudern, den Verteidigern gelang es, den Brand zu er-

sticken. Das Geschrei war so mächtig, daß der Ruf Wahnfreds ungehört blieb.

„Nieder mit den Schanzen, war das Feldgeschrei der Angreifer, „wir brauchen keine Zwingburg!“ Aber dieses Feldgeschrei wurde immer einsilbiger und verwandelte sich in Ächzen und Stöhnen und Todesröcheln. Ein Teil entkam, ein Häuflein wurde gefangengenommen und vor den Richter gestellt. Wahnfred befragte die Gefangenen, weshalb sie gekommen wären, den Bau zu vernichten?

„Weil wir müssen,“ knirschte der Wortführer.

„Wer ist der Herr, der euch zwingt?“

„Unsere linke Hand.“

„Wir hauen sie euch ab.“

„Tut es! noch auf dem Rasen wird sie ihre drei Finger ausstrecken, mit denen sie den Schwur getan hat.“

„Welchen Schwur?“

„Alles zugrund' zu richten, was wir zugrund' richten können.“

„O ihr Erbärmlichen, und krümmt euch jetzt auf der Erde, wie ein Wurm, den man zertritt.“

„Zertretet uns! Tut es, ihr gehorcht damit nur unserem Gesetz. Morgen werdet ihr zertreten sein. Wir sind überall und sind allmächtig. Wisset ihr, wer wir sind?“

„Bösewichter! Verbrecher!“ rief Wahnfred.

„Das sind zahme Worte, Lobnamen, mit denen ihr euch gegenseitig schmeicheln mögt. Wir sind die Erlöser, wir sind die Kinder des ewigen Todes.“

„Wahnwitzige seid ihr.“

„In euren blöden Augen.“

„Ihr wisset nicht, was ihr wollt.“

„Wisset ihr es?“ rief der Gefangene. „Ihr wollt leben und seht, daß alles sterben muß, ihr wollt Lust haben und

tut alles, daß euch leid werde. Ihr seid die Wahnwitzigen; wir wissen, was wir tun, wir wollen dieser Mißgeburt ein End' machen. Alles muß aus werden. Wir haben Feuer in den Tärn geworfen, wir haben die Pest nach Trawies getragen. Uns ist die Welt vergällt, alles muß zunichte sein!"

Wahnfred wurde totenblaß. Hier auf einmal stand's vor ihm, das Ungeheuer, großgewachsen und entfesselt. Fürchterlich wahr, fürchterlich klar stand's da, was er bisher wie einen Schatten in der Seele getragen hatte. Von allen Wegen, die er gesucht, soll der der rechte sein! Von allen Evangelien, die er erdacht, soll dieses das größte sein! Das größte und letzte! — Alles vernichten! . . .

Wahnfred lachte. Sein Lachen erscholl in den neuen Wänden des Baues. Sein Haupt war, als wachse es noch höher aus dem Körper empor, seine langen Haare waren wie lebendig, seine hageren Hände streckte er zur Höhe, so stand er da und lachte. Die Trawieser Leute hatten schon manches Unheimliche gesehen, aber so grauenhaft wie jetzt, da ihnen Wahnfred in diesem Bilde erschien, war ihnen kaum jemals zumute gewesen.

Einige verhüllten ihr Gesicht und murmelten: „Ich kann ihn nicht anschauen."

„So wird am Jüngsten Tag der Richter sein," sagten andere.

Wahnfred hub nun, gegen die Gefangenen gewendet, an zu sprechen: „Ihr seid die Kinder des Todes und seine Henkersknechte; und seid ihr gekommen, diesen Tempel zu zerstören?"

„Wir werden ihn zerstören," antwortete der vorderste in finsterem Grolle.

„Dann wißt ihr nicht, was ihr tut. Dann wißt ihr nicht, daß wir diesen Tempel ja eben jener Gottheit gebaut haben, die alles zerstört. Das ist das Haus des Feuers. In diesem Tempel wird sich Trawies versammeln, um den

Vernichter und Verzehrer anzubeten und ihm zu opfern. Wir halten es mit euch, so werdet ihr mit uns halten. Das Feuer ist die Fahne, zu der wir alle schwören!"

Die „Kinder des ewigen Todes" verstanden ihn nicht, wie ihn ja keiner verstehen konnte, aber es gelüstete ihnen weiter zu leben und sie schworen zur Fahne. So hatte die Trawieser Gemeinde sich durch den Beitritt der „Kinder des ewigen Todes" erklecklich vergrößert und die Arbeiten nahmen ihren weiteren Verlauf.

Wahnfred aber stieg nieder zu seinem Hause, dort nahm er die Lampe, in der das Flämmchen des Feuerwart glimmte — nahm sie zur Hand, starrte so scharf in das Lichtlein, daß es vor seinem Auge zu zucken und zu zittern schien und sprach: „Alle Sterne sind untergegangen, du allein bist uns geblieben." —

Zwei Tage vor der Sonnenwende war der Bau fertig. Die Befestigungswerke fehlten; die sollten, so sagte Wahnfred, später ringsumher entstehen. Bis dahin sollte der neue Bau nichts als ein Tempel sein, der seine Festigkeit mehr nach innen, als nach außen bekundete. Er ragte auf dem Berge wie ein Kastell und war weithin sichtbar. Er faßte nicht viel weniger im Raum, als die Kirche zu Trawies. Von ferne sah er glatt und völlig fensterlos aus; das Dach stieg steil empor, die Giebelwände wurden noch erst eifrig geschmückt mit Tannenkränzen. In der Nähe besehen waren die Wände rauh und an den Ecken ragten die Köpfe der Zimmerbäume ungleichmäßig hinaus. Die Pforte, die ins Innere führte, war schmal und mit einem wuchtigen Tore versehen, das an beiden Seiten weit vorstand und mit schweren Bändern und Schlössern beschlagen war. Das Doppelschloß hatte der alte Schmied vom Tale geliefert und einen „Himmelsriegel" hineingeschmiedet, dessen Geheimnis ohne den Schlüssel

weder Feind noch Bruder lösen konnte. Der Schlüssel lag in der Hand des Wahnfred. Das Innere des Baues war in Dämmerung. Die Sonnenscheiben, die hoch zu den runden Fensterlein hereinfielen, hingen an den Wänden wie leuchtende Lampen. Der Fußboden war aus behauenen Baumstämmen; an der dem Pförtlein gegenüberstehenden Wand stand ein breiter steinerner Sockel als Altar. Über ihm in einer Nische war der Platz für das Heiligtum. Im Gebälke des Daches gingen die wuchtigen Balken zahlreich, unregelmäßig und formlos durcheinander, es war ein Gewirre von Hölzern, Brettern und Stangen, die bestimmt schienen, das Dach zu halten und zu stützen.

Der Bau war ohne Festgelage und Segensspruch fertig geworden. Die Feier der Einweihung sollte am Sonnenwendtage stattfinden, wozu alle, die sich Trawieser Leute nannten und die gegen eine Aussöhnung mit Kirche und Staat stimmten, durch Wahnfred beschieden worden waren. Wer an diesem Tage auf dem Johannesberge nicht erscheine, der sei aus Trawies gestrichen. Mehrere Männer waren im Innern des Tempels beschäftigt, mit Reisig und bunten Lappen das Gebälke zu zieren. Sie führten dabei ausgelassene Gespräche; sie freuten sich, wieder eine Kirche zu haben, weil jetzt wohl die großen Kirchweihludereien noch einmal aufkommen würden.

„Gar nichts kommt mehr auf!“ rief einer trotzig, „bei dem nicht.“

„Bei wem?“

„Beim hohen Priester Wahnfred. Der mag keine Lustigkeit leiden. Das ist ein Bitterer. Das ist einer, vor dem man sich fürchten muß.“

„Geh’, Narr, wer wird sich fürchten. Wird er uns zu arg, so spalten wir ihm den Schädel.“ —

Wahnfred stieg ins Tal hinab und ging der Trach entlang; er wollte seinen Sohn Erlefried sehen. Er ging an der Dreiwand vorbei, er ging über den Platz, wo einst das Haus des Gallo Weißbucher gestanden. Er kämpfte gegen Erinnerungen, die wie Nattern sein Herz umzingelten. Im Dürrbachgraben sah er plötzlich vor sich auf dem Rasen einen Menschen liegen; der lag regungslos auf dem Bauche, sein Haupt auf dem Stein des Bachufers, seine Hände hingen ins rauschende Wasser. Wahnfred blieb ein paar Schritte vor diesem Körper stehen — die Füße an dem waren nackt, die Haare waren blond und kraus. Wenn's Erlefried wäre! Wahnfred dachte an den Erschlagenen in der Kirche. Wenn hier die Vergeltung vor ihm stünde! — Er wollte den trauten Namen rufen, er stöhnte ihn nur. In demselben Augenblicke richtete sich der Hingestreckte auf und in seiner Hand schwänzelte eine weißbauchige Forelle.

„Erlefried!" stieß Wahnfred hervor. Er war's. In Kraft und Schönheit stand er da. Ruhig stand er da, nur warf er zum Zeichen, daß er sich des Ernstes dieser Begegnung bewußt war, den Fisch wieder in das Wasser zurück.

„Erlefried," sagte Wahnfred noch einmal. Der Bursche fühlte den Vorwurf, der in diesem Tone lag.

„Suchst du mich, Vater?" fragte er.

„Der Sohn vergißt des Vaters."

„Ich habe deiner nicht vergessen, aber ich hätte dich nicht gesucht."

„Du wirst dich am Tage der Sonnenwende auf dem Johannesberge zur neuen Gemeinde versammeln," sagte Wahnfred.

„Ich werde fernbleiben," antwortete Erlefried, „ich habe was anderes vor. Es ist mir lieb, Vater, daß ich dir's sagen kann: ich nehme am Sonnenwendtage ein Weib."

Wahnfred schwieg eine Weile, dann murmelte er: „Ich habe lange geglaubt, Erlefried, du wärest gestorben."

„Glaube es noch, Vater, es wird dir besser sein," sagte der Jüngling; „deinen Weg kann ich nicht gehen, ich kann nicht. Mich laß im grünen Wald und bei meinen Freuden."

„Die Freuden im Wald, mein Sohn, die sind gefährlich. Alle, alle will ich hervorrufen aus den Wäldern und versammeln im Schafstall."

„Mich laß, ich will den Wald roden und Feldbau treiben. Der Bart am Tärn hat mir sein Haus gegeben, da werde ich mit meiner Sela im Frieden leben und sterben."

Es steht nicht geschrieben, was Wahnfred darauf erwidert hat, auch nicht was er empfunden hat, als er so seinem Sohne gegenüberstand. Der eine geht sterben, der andere geht freien.

„Wir können nicht dafür, daß wir uns fremd geworden sind," sagte Erlefried.

„Und du willst ihm die Hand versagen, dem alten, von Gott und Menschen verlassenen Mann!" rief Wahnfred, und mit einem Schrei des Schmerzes fiel er dem Burschen um den Hals. „O Kind, o mein Kind, hast denn ganz vergessen auf ihn, dem du einst sein Glück auf Erden bist gewesen! Hast vergessen auf deine Mutter, die uns beide so oft in den Armen hat gehalten, wie ich dich jetzt halte, und nimmer lassen möchte, du geliebtes Kind! O, komm mit mir, Erlefried, du bist jung und fromm, du hast noch gut sterben. Der einzige unter uns Verlorenen, der gut sterben hat. Siehe, dein Weg führt dich jetzt so nahe an die Himmelstür, da drinnen warten auf dich deine Voreltern, wartet deine Mutter, da drinnen lebt dein Gott. O, sage nicht, du seiest noch zu jung und wollest dich der schönen Welt erfreuen. An Gräbern weinen, ist daran das Süßeste. Alles, was du tust, ob in Lieb', in Haß, ob in Genuß, in Verzweiflung, es wird

dir zur Schuld. Dann wirst du wie einer, den die Nacht überfallen hat, diesen Weg suchen. Kind, komm mit mir!"

Der junge Mann blickte befremdet auf. Was sind das für Reden?! — Wahnfred, glühenden Auges, fuhr fort in glühender Rede:

„Und denke an sie, die du dir hast auserwählt. Bringe deine Braut, sie ist wohl wie ein Engel unter Verdammten, rette sie zu Gott. Den Himmel mach' ihr zur Brautgabe. Kinder, ich führe euch, wir gehen miteinander ins himmlische Reich!"

Erlefried erkannte nun, was aus dem Manne sprach. Wahnfred bebte vor Erregung, mit beiden Armen umfaßte er den Jüngling und rief: „Weich' hinweg! hinweg, du höllischer Teufel! ich will mein Kind haben, ich laß es nicht. O, steh' mir bei, du himmlisches Heer! Ihr Engel Gottes, steht mir bei."

Ein Wahnsinniger! Erlefried raffte seine volle Kraft zusammen, schleuderte den Rasenden von sich und floh davon.

Auf der Höhe blieb er stehen und blickte zurück. Er sah seinen Vater nicht. Jetzt überkam ihn ein unsägliches Weh, ein herzzermalmendes Mitleid mit dem armen Manne. Er kehrte um, daß er ihn am Bache wiederfinde und in sein Haus begleite. Er fand ihn nicht mehr dort stehen.

Traurig schritt Erlefried seines Weges, nahm sich aber vor, dem Vater zu Lieb' zur Einweihung des Tempels auf den Johannesberg zu gehen. Und seiner Braut machte er den Vorschlag, ihr Hochzeitsfest mit dieser Feier zu verbinden.

„Dir zulieb'," sagte Sela.

„So ist's gut!"

Er nahm ihr Köpfchen zwischen beide Hände und schaute ihr ins Aug'.

Und sie: „Laß mich, Erlefried. Mir ist bang'."

Des Ahnfeuers letzte Sendung.

Am Vorabende des Festes war's, als sich Wahnfred allein im Bethause befand. Er hatte sich eingeschlossen, er kauerte am Altartische und schaute mit umflortem Auge in das schwere Gebälke des Daches empor. Bisweilen knisterte, krachte es im frischen Holze, sonst war alles still. Wahnfred starrte wie ein Träumender — irr und wirr — zu den sieben Rundfensterlein hinauf, von denen das Tageslicht jetzt in blassen Strömen das Innere durchzog. Er murmelte die Worte: „Siehe, er kommt aus den Wolken. Sehen werden sie, die ihn durchstochen haben, und wehklagen werden die Geschlechter der Erde. Sein Angesicht strahlt wie die Sonne. Seine Augen sind wie Feuerflammen. In seiner Hand hält er sieben Sterne. Aus seinem Munde geht ein zweischneidiges Schwert. Er ist der Anfang und das Ende. Ich fürchte mich nicht, ich habe des Todes und der Hölle Schlüssel . . ."

Dann stand er auf, kletterte auf Wandleisten bis zum Gebälke empor, wo er eine Kette aus Stroh befestigte, die er niederhängen ließ bis zum Altare, wie sonst die Ampelschnur niedergeht. Die Kette war breit und leicht geflochten und Wahnfred sagte zu ihr:

„Du bist die heilige Jakobsleiter, auf der wir zum Himmel steigen — morgen! — morgen werden die Siegel gebrochen sein, wie ein zugerolltes Buch wird die Erde verschwinden . . ."

Er zuckte zusammen. Es war ihm gewesen, als hätte er einen Ruf vernommen: „Wahnfred, was willst du beginnen?"

Er fragte laut: „Hat mich wer gerufen?" Die Rechenschaft gebe ich gern.

Ich habe den Fluch gezeichnet, ich werde ihn löschen. Das ewige Feuer mit irdischem löschen, das Land von uns befreien. — Der Skorpion, den man in einem Feuerringe gefangen hält, tötet sich selbst ... Wir haben erkannt, daß wir das Böse sind und haben uns vertilgt. Das ist unser Sieg."

Als er das Blockhaus verließ, war er heiter. Er fühlte den Sommer außer sich, in sich. Er war am Ziele, endlich, endlich! Sein müdes Haupt ruhte am Busen Gottes. —

In der darauffolgenden Nacht, die wie ein Zugbrücklein von heute auf das Morgen führt, schritten drei Männer durch das tauschimmernde Tal der Trach und riefen den Sang:

„Licht Sonnenwenden ist da!
Der heilige Tag.
Wacht auf zum ersten Stundenschlag.
Herab von den Himmeln,
Herauf von der Erden
Die lieben Gäste erscheinen werden.
Feuer und Licht hat Gott gemacht.
Erwacht! Erwacht!"

Da wurde es lebendig in den Hütten und Höhlen. Aber sie konnten sich nicht mehr wie einst versammeln auf dem eichenumstandenen Anger, unter dessen Rasen ihre Toten ruhten. Der Anger war überwuchert von Nesseln und Dorngesträuchen. In neuen Tagen hatten sie ihre Toten verscharrt zunächst dort, wo sie starben. Wer über Wiesen, Matten und durch die Wälder strich, der konnte manchen Fleck sehen,

wo die kahle Erde lag und ein Stab darauf stak. So war Trawies ein großer Friedhof geworden, aber die Gräber verwuchsen rasch, die Stäbe sanken bald in das Gras und die Verstorbenen waren spurlos dahin.

So war jetzt niemand, der den Ruf tat: „Mein Vater, ich wecke dich, die Sonnenwend' ist da!"

Nach Branntwein aber schrien die aus dem Schlafe geweckten Gesellen, darunter wohl auch der Bauer Isidor, der Jäger von Trasank, der Stoßnickel und Ursula, die Giftmischerin. In Lumpen gehüllte Weiber schleppten sie mit, aber nicht mehr gegen die Wildwiesen, sondern dem Johannesberge zu, wo heute Kirchweih war. Auch Musikanten waren da, doch ihre Instrumente krähten heiser oder schrien grell und schrill; selbst die Saiten und Pfeifen klagten es, daß alle, alle Harmonie von Trawies gewichen sei. Die Fackeln fuhren im Tale wie Irrlichter hin und her und strebten im Zickzack dem Johannesberge zu.

Wohl fehlte etwas, das sonst diesen Morgen belebt hatte, dessen Abgang jedoch heute kaum bemerkt wurde. Das heitere Völklein der Kinder war nicht da. Zu Trawies gab es keine Kinder mehr. Die wenigen, die da umherliefen, es waren kleine Strolche.

„Die Kinder," hatte Wahnfred einmal gesagt, „sind ein Geschenk Gottes; aus der Sünde entstehen sie nicht."

Die wenigen, die geboren wurden, verdarben und starben in ihrem zartesten Alter.

„Ein Zeichen," meinten einige, „daß der Jüngste Tag nicht mehr weit ist."

Und Wahnfred hatte gesagt: „Das ist die göttliche Gerechtigkeit. Sollen die Kinder denn in der Schuld der Väter mit zugrunde gehen? Daran, daß er zu Trawies die Männer

entmannt und die Weiber entweibt, daran erkenne ich ihn wieder."

Nun gingen sie dem neuen Tempel zu.

„Sonst stoßt uns der finstere Herr aus Trawies," spottete der eine.

„Und die lichten Herren draußen, die stoßen uns wieder herein," sagte der andere.

„Na höret einmal, es wird schon wieder ungemütlich. Dahier soll eins knien, draußen soll eins hängen, 's ist ein Teufel wie der andere."

„Seid froh, daß wir wieder einen Herrgott haben!"

„Der Sakra will nicht brennen!" rief ein weiterer und schleuderte seine rauchende Lunte zu Boden.

„O, er wird dich schon brennen, du alter Sünder!"

„Ein Sünder, meinst? Schau, das gibt mir wieder Ansehen. Es war bös die Jahre her, daß es in ganz Trawies keinen Sünder gab."

„Ich glaub's. Lauter Räuber und Halunken."

„Ist auch schöner."

Ähnliche Gespräche führten sie unterwegs.

Einen stillen Waldpfad hatte sich Erlefried erwählt. Er bestieg mit seiner Sela den Berg vom Gestade aus. Da begegneten sie keinem, da waren sie allein. — Selbst der Bart war nicht mit ihnen, der hatte sich zum Sandhock und zum Tropper gesellt, um mit ihnen die Begehung des neuen Gottesdienstes zu besprechen. So sehr er anfangs und selbst noch bei dem Gottsleichnamsfeste der neuen Lehre entgegen war, heute stimmte er dafür. Er sah den günstigen Einfluß. Die Leute von Trawies gehörten zu jenem Mückengezücht, das die Flammen sucht und umgaukelt. Und das war ein Vorteil, sie um einen Mittelpunkt zu versammeln, sie zu beherrschen.

Der Bart hatte in der Zeit des Unheils durch Arbeit und Rechtschaffenheit sein Gewissen zu besänftigen gesucht. Nun, da er alt wurde, da er in Trawies wieder einen Drang nach Überirdischem erwachen und sich selbst davon erfaßt sah, nun hörte er in seinem Innern die Stimme: „Bart vom Tärn, du warst auch dabei!“ Er war dabei gewesen in der Rabenkirche, da sie den Mord geplant, er war dabei gewesen im Hause des Weißbucher, da sie den Mörder verleugnet. Er war der Hauptschuldigen einer, auch für ihn ist dazumal in der Kirche ein Kopf vom Rumpfe gefallen.

Als die Leute sich auf der Höhe um das Haus versammelten, ging über dem Trasank der Morgenstern auf. Sie, von ihren Fackeln geblendet, sahen ihn nicht. Sie johlten wie eine Rotte von wilden Buben und trieben sich balgend, lachend und fluchend durcheinander. Die ruhigsten von ihnen waren die Taschendiebe und von den Feueranbetern die glühendsten waren jene fahlfarbigen Gesellen, die den Weibern nachhuschten. An den Branntweinbänken wurden Ehen geschlossen und Todschläge geschworen.

Der Bart verwies einigen das Trinken.

„Das Brennwasser willst uns neiden!“ schrie einer der wildesten, „alter Gotteslästerer, man soll dich würgen! Im Branntwein ist der Herrgott drin, siehst du?“ Er goß den Zuber auf das Brett aus, warf einen brennenden Span drein und die Flüssigkeit lohte in blauer Flamme auf.

Die Waren zahlten sie seit langem schon durch Tausch. Für Branntwein: Wildbret, für Vögel: Fische, für Kümmel: Essig, für Waldnüsse: Käse, für Wurzeln: Beeren, für Wolle: Häute, für Bänder: Nägel usw. Dabei gab's Zank und Streit in Fülle und mancher pries die Zeit, da Trawies seine Pfarrherren hatte, nur weil es dazumal auch Schinderlinge gegeben. Es gab deren noch, aber keiner wollte sie

nehmen, man durchlöcherte die Münzen und trug sie als Schmuck an den Hälsen, und der Liebende gab als Dank einen Schinderling und die Geliebte schleuderte ihm das Geldstück ins Gesicht und forderte Fleisch und Branntwein.

Ähnlich trieb sich's auch heute bei dieser Kirchweih auf dem Johannesberg, zur Stunde, da das Bethaus im blassen Scheine des werdenden Tages stand.

Da wurde das Treiben plötzlich unterbrochen. Wahnfred, von mehreren alten Männern begleitet, stieg von seinem Hause heran und trug das Heiligtum — das Ahnfeuer.

Alsogleich schlug in der Menge die Stimmung um. An die Stelle der Ausgelassenheit trat die Bigotterie mit ihren Schwärmereien und fanatischen Ausschreitungen. Man fiel aufs Angesicht nieder und streckte die Arme aus. Weiber gerieten in Verzückungen, denn sie hatten getrunken. Sie kreischten dem Feuer Bittgesänge zu, die im Lärm der Hinundherwogenden wie der Schrei des Schiffbrüchigen im Orkan erstickten. — Zwei Männer mit langen Stäben gruben in der Menge eine Gasse, und durch die zog Wahnfred im Paltrock, an seine Brust gelehnt die in einer Laterne brennende Ampel. Der matte Schein streifte die verwitterten und verwilderten Gesichter der Knienden. So zog Wahnfred in den Tempel und hinter ihm drängte sich stoßend, schlagend, lachend und fluchend die Menge nach, bis der letzte drinnen war. Und als der letzte drinnen war, fiel das Pförtlein ins Schloß. An den inneren Wänden zuckte das Rot des Ahnfeuers, das dem Altar zugetragen wurde. Und als das Ahnfeuer am Altare war, schlug aus ihm ein Flämmchen an die niederhängende Strohkette . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Erlefried und Sela waren durch den Wald und immer durch den Wald gegangen. Sie hatten keine Fackel, sie führten sich an der Hand, sie sagten kein Wort. Erst, als sie auf einen freien Platz gekommen waren, wo der Morgenstern über ganz anderen Baumwipfeln stand, als er hätte stehen sollen, bekannte Erlefried, er hätte den Weg verfehlt. Das Mädchen vertraute ihm. Sie dachte an jenen Sonnenwendmorgen vor Jahren, da sie mitsammen als Kinder zur Wildwiesen hinangestiegen. Auch damals hatten sie sich verirrt und kamen in die Dornen. Damals wußte der kleine Erlefried so schöne Märchen zu erzählen. Das hat sich geändert. Je größer und schöner, je schweigsamer ist er geworden. Heute sagt er nichts mehr.

Viel zu weit links waren sie gekommen, und zur rechten Hand hatten sie nur die aufsteigenden Felsen. So dachten sie nicht mehr an den Johannesberg, sondern gingen immer weiter, immer vorwärts. — Eines folgte dem anderen, keines wußte wohin.

Die Bäume standen im Morgenrot, die Vögel sangen in heller Luft. Der Pfad zog wieder talwärts und verlor sich allmählich im Struppwerk. Der Jüngling und die Jungfrau waren ganz allein, nur die Vöglein waren mit ihnen überall. Sie schritten still zwischen dem Gestämme hin, sie kamen ins Brombeerlaub, sie traten auf das Kraut der Einbeere, sie schreckten manche Eidechse auf unter ihren Füßen. Sie wanden sich durch Haselnußgesträuch, immer üppiger rankte, wölbte sich das Gebüsch um die zwei jungen Menschen — endlich vermag unser Blick ihnen nicht mehr zu folgen.

Von diesem Waldgang sagte der Chronist: „Und sie dergestalt selbander gewest seynd, haben sie nit anders vermeinet, denn sie wären in der Himmlischen Freid.“

Vergebens horchen wir nach ihren Schritten, warten vergebens auf ihre Umkehr. Und wie wir so horchen, da geht etwas Sonderbares durch die Luft. Es ist, als wenn Saiten gespannt wären über die Höhen von Fels zu Wald und plötzlich fahre eine unsichtbare Hand wild in die Saiten. So schrillt es lang getragen und gebrochen dahin oben in den Höhen ... Dann ist alles still. — Ein paar Spechte schießen planlos im Gewipfel um und kreischen.

Tief in der Schlucht, wo ein bemooster Weg gegen das Haus des Firnerhans führt, kamen die zwei jungen Menschen aus dem Dickicht wieder hervor. Ihre Gesichter waren rosig erblüht, ihre Herzen zitterten leise, zitterten selig nach, als hätten sie ihn gesehen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit seinen Kindern die Freude gibt. Sie schwiegen noch immer. Sela schlug ihre Augen nieder auf das graue Moos; Erlefried hob das seine — feucht und glühend wie es war — gegen den Himmel und wunderte sich, daß die Sonne schon so hoch stand und daß sie heute so rot war. Über dem Gipfel des Johannesberges lag eine finstere Wolke, die mit ihren rostbraunen Rändern weit über den Himmel hin und als blauender Schleier an der Trach, wo die Kirche stand, in das Tal niedersank.

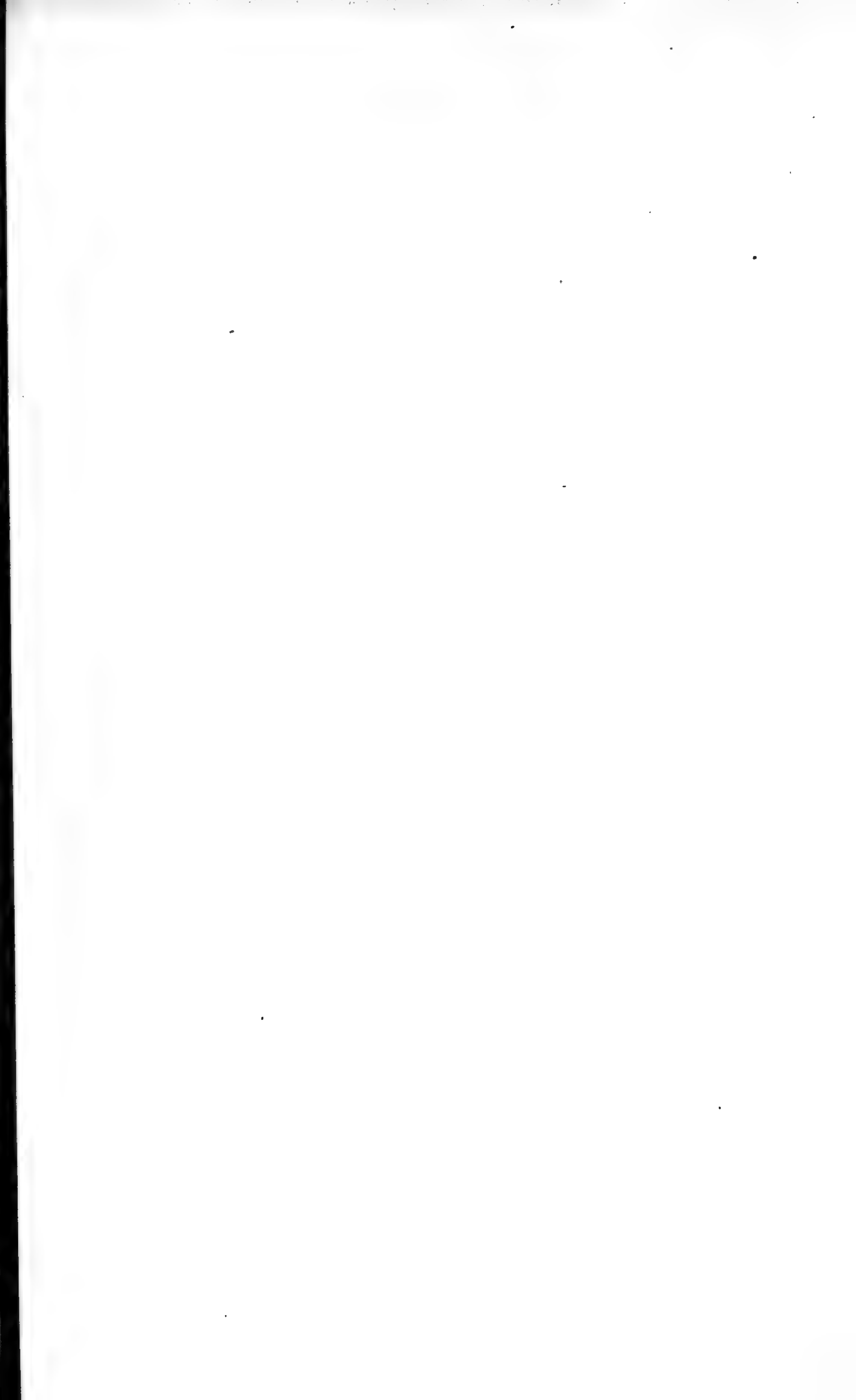
Als sie weiter unten in die Lichtung gekommen waren, sahen sie, daß die Wolke dicht und schwer, sich selbst beschattend, aus der Spitze des Johannesberges aufstieg, als wäre dort ein Vulkan ausgebrochen.

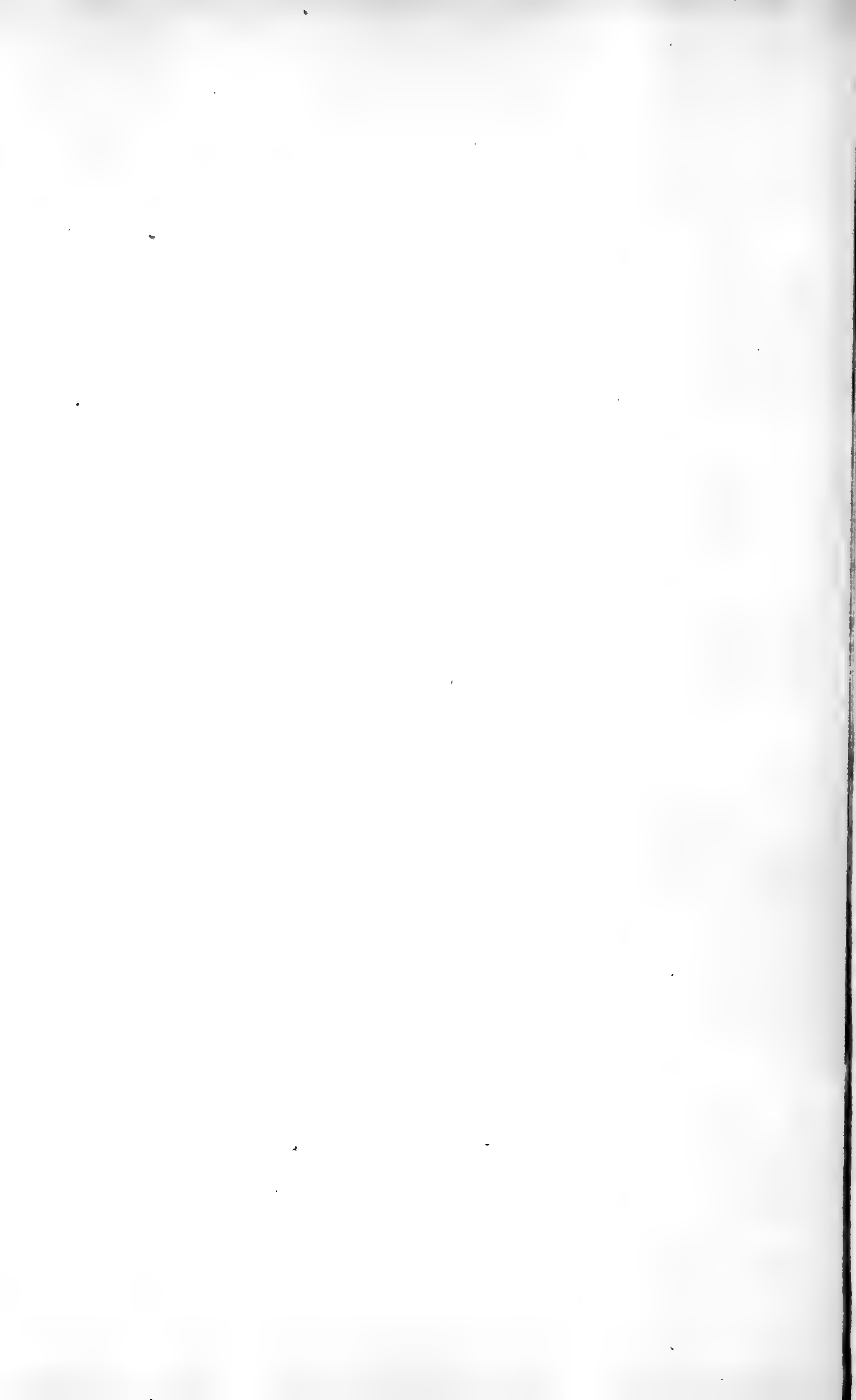
Erlefried wurde blaß. Er sah auf der Höhe kein Haus.

Einer von allen, die hinaufgestiegen waren zum Berge des Johannes, um die Sonnenwende und das Feuerfest zu begehen, ist zurückgekehrt. Im Erzählen dessen, was er geschaut, hat ihn der Wahnsinn erfaßt. Seine Spur ist bald verloren gegangen.

Erlefried und Sela sind geflohen, so weit sie ihre Füße haben getragen. Auf fernen Auen, wo kein trüber Rauch die Sonne umhüllte, haben sie ein neues Leben angefangen.

In einer schwülen Sommernacht desselben Jahres kam vom Niedergange her ein gewaltiger Sturm. Er wühlte auf dem Berge die Asche empor und streute sie hin über die menschenleeren Wälder von Trawies.







Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Neunter Band

Am Tage des Gerichts

Volksschauspiel in vier Aufzügen

nebst

Kleinen dramatischen Szenen

und

Mein Lied

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Am Tage des Gerichts

Volksschauspiel in vier Aufzügen

nebst

Kleinen dramatischen Szenen

und

Mein Lied

Von

Peter Rosegger

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Am Tage des Gerichts

Volksschauspiel in vier Aufzügen



Am Tage des Gerichts.

Volksschauspiel in vier Aufzügen.

Personen:

Ferdinand Stamhardt, Oberförster, genannt der Kreuzjäger.
Martha, sein Weib.
Anton Straßl, genannt der Straßl-Toni.
Jessel, sein Weib.
Everl, ihr Kind, ein Mädchen von fünf Jahren.
Schorscher, ein Bauer, Gemeindevorstand.
Rat Berger, Vorsitzender des Gerichtes.
Dr. Scharf, Staatsanwalt.
Dr. Scheuerer, Verteidiger.
Thomas, Vorarbeiter der Holzknechte.

Lodel, ein Pecher, Schwarz-Seppel, ein Ameisgräber, Waberl, eine Wurznerin, Hupfer-Hanserl, ein Hirtenjunge, Simmerl, ein Kohlenbrenner,	Waldleute.
Kaderer, Greiffel, Blümlein,	Arrestanten.

Kerkermeister.
Zwei Gendarmen.
Zwei Knechte.
Altes Männlein.

Richter, Geschworene, Kinder, Volk.

Ort der Handlung: In den Alpen; erster Aufzug im Waldgebirge; zweiter und vierter Aufzug in der Kreisgerichtsstadt; dritter Aufzug auf der Straße, unweit der Kreisgerichtsstadt. — Zeit der Handlung: Gegenwart.



Der Dichter an das Publikum.

Prolog.

(Der Vortragende als fahrender Sänger gekleidet.)

Das erstemal steh' ich in diesem Haus,
Wo Dichter ihre Lorbeerzweige brechen.
Doch such' ich nicht des Publikums Applaus,
Ich will als Mensch nur zu euch Menschen sprechen.

Ein kunstvoll Drama kann ich euch nicht geben,
Der Thespiskarren fährt nicht meine Bahn.
Ein schlichtes Bild ist es aus ernstem Leben,
Ein Menschenschicksal tritt an euch heran.

Ein Menschenschicksal, wie es jeder Tag
In uns'rem Volke reift, wo Schatten nachten;
Weil es dem Kind des Glückes frommen mag,
Einmal auch tiefstes Elend zu betrachten.

Und Jener, der mit Kummer selbst beladen,
Er sieht an diesem herben Lebenslauf:
Der Weg der Schuld auch ist ein Weg der Gnaden,
Und Liebe weckt die toten Herzen auf.

Doch nicht des losen Amors heit're Spiele
Umgaukeln heute uns in bunten Reih'n.
Ich lad' euch, Menschen, jetzt zu höherem Ziele:
Die heilige Lieb', sie soll die Heldin sein.

Ihr Stichwort heißt: Vergebung und Geduld!
Denn keiner wandelt noch den Weg des Lichtes.
Für uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld
Und jeder Tag ein Tag auch des Gerichtes.

Erster Aufzug.

Verwilderter Hochwald. Morgendliche Dämmerung, die allmählich in helles Licht übergeht. Auf den hinter den Wipfeln sichtbaren kahlen Bergspitzen erglüht sachte die Morgensonne.

Im Vordergrunde ein vom Sturme gestürzter Baum, der, an anderen Bäumen hängend oder, auf sein eigenes wildknorriges dürres Astwerk gestützt, auf Manneshöhe quer in der Luft hängt. Vor demselben auf einem wuchtigen niedergebrochenen Aste kauert der Straßl-Toni.

Erster Auftritt.

Straßl-Toni. Ein etwa 35jähriger Mann mit Charakterkopf, mager, abgehärmt, der Anzug etwas zerfahren: zerschundene Knieleberhose, zerschlissene, mattgrüne Strümpfe, rauhe, mit Eisen beschlagene Bundschuhe. Rauhes, bräunliches Hemd, die braune Jacke lose über eine Achsel geworfen. Über der westenlosen Hemdbrust ein lederner Hosenträger. Auf dem Haupte verwegen gestülpt ein verwitterter Älplerhut. Gesicht gebräunt, Blick scharf, unstet; schwarzer verwilderter Bartanflug, quer über die Stirn Haarfetzen herab. Der Straßl-Toni ist eben damit beschäftigt, einen Doppelstutzen alter Art mit Pulver, Kugel, Pfropfen vermittelst Ladstock zu laden. Dabei läßt er seine Augen unstet umherschweifen.

Straßl
(für sich allein).

Sie mögen sagen, was sie wollen. Ehevor der Mensch zugrunde geht, ehevor probiert er viel. — Viel! — Not lehrt beten — und schießen. Dem dort unten (deutet gegen das

Tal hin), dem mag ein Rehbock mehr wert sein als wie eine Menschenbrut, eine jämmerliche. Mir nit. — Hinein mit dem Blei! Wirst nit lang im Loch bleiben, Kugerl. So lang wie ich schon gewiß nit. Je fester hineingestopft, um so schärfer heraus. Ist so. — Aber g'scheiter will ich's jetzt angehen. Bin ja auf der Hochschul' gewesen, sechs Wochen lang. In sechs Wochen lernt der Mensch was, mein lieber Kreuzjäger! In keiner Doktorschul' so viel Juristerei wie im Kotter. — Hunger in der Hütten. Und das herrenlose Fleisch läuft im Wald um! Ein Lump, der nit zugreift. — So, das erste Läufel hat sein Teil. Jetzt noch das zweite. Weil wir zweispannig fahren. Nobel! mir derbarmt's, wenn's nit aufs erste gut getroffen ist. Mag's nit eine Weil' leiden sehen, das unschuldige Tier. Muß der Mensch leiden genug, einer vom anderen; was man Nächstenlieb heißt. — Gut ist's. (Mit Wohlgefallen den Kugelstutzen betrachtend.) Der sollt halt mein sein, der! Das Ausborgen taugt nit. Taugt nit. Der Hahn spielt? (Läßt ihn knacken.) Brav spielt er. — Ist doch vielleicht g'scheiter, du gehörst nit mein. Ein gefährlicher Kamerad manchmal. Tut leicht verführen. Wenn's nit muß sein, laß ich's bleiben. Aus Unterhaltung Tier umbringen ist ein schlechter Spaß. Und ein dummer. Lieber Holz hacken. Heißt das, wenn man eins zu hacken hat. Andere Bettelleut' betteln um Brot, unsereins um Arbeit. Ist ein Ding. Bettler ist Bettler. — Ich denk', Kamerad, jetzt sind wir's. — Die Luft wär' heut rein. Der Jäger hat sich unten bei den Holzknechten ansagen lassen, im Karwald. Na, die werden sich g'freuen! — Pst! — (Lauert gegen das Dickicht hin.) Ich glaub'! — Ich glaub' der Schützenengel treibt mir schon ein Wildbret zu. — O ha, das ist eins mit zwei Füßen. Auf das zünden wir nit. Sonntagsjäger sind wir keiner. Aber das Flinterl tun wir verstecken. (Birgt das Gewehr

hinter einem Baum.) So, Toni, jetzt wären wir wieder passabel brav. — Ah, der Meisterknecht ist's. Der Vorarbeiter. Der geht in den Holzschlag. — Halt, den bettle ich an!

Zweiter Auftritt.

Voriger. Thomas. Von links auftretend, ein älterer Mann mit grauendem Vollbart, in gewöhnlicher Holzknechttracht, über der Achsel eine Holzaxt. Tritt langsam auf, die Bäume prüfend.

Straßl.

Guten Morgen, Meisterknecht!

Thomas.

Wer? Der Straßl-Toni? Was suchst denn du auf dem Kreuzeck?

Straßl.

Mein Gott, was werd' ich suchen? Was du schon hast. Und was du auch täteſt suchen, wenn du es nit schon hättest.

Thomas
(unwillig).

Das dumme Reden da. So viel wie ein Holzknecht hat gleich wer.

Straßl.

Ich nit, Thomas, ich nit. — Heut ist der Montagmorgen. Du gehst auf Arbeit aus. Frisch Holz hacken die Wochen. Am Samstag zum Feierabend Löhnung fassen, heimgehen zu Weib und Kind, anschaffen was sie brauchen. Lebst in Frieden. Wie du's gut hast, Thomas, wie du's gut hast!

Thomas.

Kannst es ja auch so haben, mach mir's nach.

Straßl.

Gilt schon, Meisterknecht, ich mach' dir's nach. Aber helfen mußt mir. Kennen wirst mich ja von Schrambach her, wo ich vorig' Jahr gearbeitet hab. Schau, du bist der Vorknecht, du brauchst gewiß Leut im Holzschlag. Nimm mich. Gib mir Arbeit.

Thomas
(sich besinnend).

Straßl-Toni, dir Arbeit geben, das ist eine schlimme Sach. Du stehst beim Oberförster angeschrieben. Aber nit mit Kreiden.

Straßl.

Nein, mit Kohlen, mit hohlschwarzen, ich weiß es. Ich will aber nit angeschrieben stehen, ich will arbeiten. Meine Leut sind in Not. Aus der Hütten will man uns werfen. Und ich, wie ich da vor dir steh', das ist mein bestes Gewand. Gar nit mehr unter die Leut traut man sich. So verfolgt's mich! Meisterknecht, nimm mich an, ich bitt' dich. Mir ist nichts zu schwer, will auch nit feilschen um Lohn. Was du geben magst. — Wenn ich mir gar nichts kann verdienen — so weiß ich nit was geschieht.

Thomas.

Mußt halt mit dem Oberförster reden.

Straßl.

Was braucht's der Oberförster zu wissen. Nimmst du ja auch andere auf. Denk dir, seit vier Wochen lauf' ich schon um. Wie ein Kind um Brot, so hab ich gebeten um Arbeit. Nichts. Der hergelaufene Schelm! heißt's überall. — Thomas, du bist ein guter Mensch, hast auch die Deinigen daheim . . .

Thomas.

Ja ja, das ist alles recht. Aber ich hab eh Arbeitsleut genug. Man nimmt doch allemal lieber die Einheimischen, und die nit schon einmal —

Straßl.

Nur heraus damit, daß du nit d'ran erstickst.

Thomas.

Ich weiß, daß man einem eine abgesessene Straf' nit vorhalten darf. Solche Leut haben ein großes Recht. — Aber ich kann dich nit brauchen. Helf dir Gott!

Straßl
(bitter).

Helf dir Gott, sagen sie. Und wenn ich zu Gott bet', der weist mich wieder an die Leut. — Auf dieser schönen, reichen Welt! Arbeit ist wohl eh' das wenigste, was der arme Mensch verlangen kann. Die solltet Ihr ihm nit versagen.

Thomas.

Lieber Toni, das mußt du mit anderen ausmachen. Mir selber kann's morgen so gehen wie heute dir. — Mußt halt weiter suchen. (Die Bäume betrachtend, für sich.) Das soll schlagbar sein? Mit fünfzig Jahren stirbt der Mensch noch nit gern, und erst der Baum! Höchstens der! (Er will dem Baume links nahen, hinter welchem das Gewehr lehnt. Der Straßl sucht seine Aufmerksamkeit vom Baume abzulenken.)

Straßl
(nach rechts hin lebhaft in die Luft deutend).

Ah, da schau her! da schau her! Hast so was schon gesehen?

Thomas.

Was denn? Was denn?

Straßl.

Ein Vogel! Ein Adler!

Thomas
(eilt nach der Richtung).

Wo?

Straßl
(mit dem Finger deutend).

Dort über die Wipfel hin! Siehst? Siehst ihn? Jetzt — jetzt fahrt er nieder. Hast ihn gesehen? Dort in die Schlucht muß er hinab sein. Du, den sollt man fangen!

Thomas.

Nichts hab ich gesehen. Schauen kunnt man aber doch gehen. Die Federn von so einem Vieh!

Straßl.

Na, ich glaub's!

Thomas.

Zu meiner Arbeit muß ich.

(Ab.)

Straßl
(für sich allein).

Den Vogel hat er nit gesehen. Und mein Gewehr hat er auch nit gesehen. Das wär' wieder a Metten worden! (Holt das Gewehr hinter dem Baume hervor.) Geh her, Büchserl. Es ist nit anders, du bist mein einziger Freund. Aber da herum ist's heut nichts. Fahren wir ab.

(Ab ins Dickicht.)

Dritter Auftritt.

Lodel

(ein Pechschaber, in aschfalbem schlechtem Bauerngewand, verwildert, einen leeren Leinwandsack umgebunden, ein langes krummes Messer in der Hand, läuft aus einem Dickicht hervor).

(Für sich.) Jetzt nur geschwind! (Gegen die Richtung hin, die Straßl abgegangen.) Weil nur der fort ist! Der Straßl muß es gewesen sein. Der hat jetzt wieder keine Arbeit und streicht im Wald um, wie ein Spitzbub. Dem trau' ich nit! Der hätt' mich verraten. Von so Leuten geht kein ehrlicher Mensch sicher. — Der braucht auch einen Kratzer. (Schürft mit dem Messer einen Baum an.) So. — Was denn das ist, daß heuer die Lärchen nit rinnen wollen. Muß schlecht angebohrt haben im vorigen Herbst. (Er schabt Harz von einem Fichtenstamme in seinen Sack.) Die Fichten, das sein halt alleweil noch die Bravern. Kann schon eine Weil schabeln, bis ich meinen Zegger voll hab'.

Vierter Auftritt.

Voriger. Der Schwarz-Seppel. Ameisgräber, in ähnlich schäbiger Gewandung wie der Lodel, aber doch verschieden an Gestalt und Farbe. Sehr rot im Gesicht, langer schwarzer Bart. Huscht mit einem großen Bündel auf dem Rücken und einer langstieligen Kraue in der Hand von der rechten Seite herbei. Pfauchend und schnaufend.

Lodel

(der bei seinem Schaben den Seppel plötzlich bemerkt, erschrickt).

Jeß! — Aber so schrecken wie du einen magst.

Schwarz-Seppel.

Der Lodel ist's. Was tust denn du da?

Lodel.

Ich? Bäum' anzapfen. Was laufst denn so?

Schwarz-Seppel.

Wirst gleich selber laufen. Der Kreuzjager!

Lodel
(auffahrend).

Der Oberförster? Wo?

Schwarz-Seppel.

Da enten über die Wiese steigt er herauf.

Lodel.

Freunderl, nachher fahren wir ab. O, dieser verdammte Förster! Ist denn der Kerl vor sich selber davongelaufen? Hat's doch geheißen, heut' wär' er unten im Karwaldschlag.

Schwarz-Seppel.

Nein. Heut heben sie da drüben im Kreuzwald an zum Holzschlagen. Er hat die Leut' angewiesen. Muß ihn aber nit g'freuen bei der Arbeit, geht lieber mit der Büchsen; wird gleich da sein.

Lodel.

's ist umsonst, man hat keine Ruh beim G'schäft.

Schwarz-Seppel.

Und was ich dir für einen Haufen hätt' gefunden! Lauter Schwarz-Ameisen.

Lodel
(drohend).

Den Förster, wenn ich einmal derwisch! (Beide links ab.)

Fünfter Auftritt.

Man hört im Walde von rechts her aus der Ferne von einer Männer- und einer Frauenstimme ein Lied singen. Kommt näher, und endlich werden die Sänger sichtbar.

Ferdinand, ein hübscher, strammer Mann in malerischer, alpiner Jägertracht, das Gewehr über der Achsel, lässig und heiter.

Martha, jugendlich, schmuck und munter, in einfacher, aber geschmackvoller Werktagsbauerntracht, das blonde Haar sorgfältig in Zöpfe geflochten und als Kranz um das Haupt gewunden. Sie trägt auf dem Rücken einen leeren Futterkorb und über der Achsel eine Grassense.

(Beide treten langsam, gleichen Schrittes, singend auf.)

Mein' Schatz seine Augen
Sein alleweil blau,
Es ist halt mein Himmel,
Wann ich eini schau.
Wann's regnt und wann's schneibt,
Wann's donnert und blitzt,
Da fürcht ich mich nit,
Wann mein Schatz bei mir sitzt.
(Jodler.)

Denn schau, seine Augen
Sein hell wie der See
Ich bin wie im Himmel,
Wann ich mit ihm geh.
Mein Schatz ist mein alles,
Mein' Lust und mein Leb'n,
Kein' schönern, wie der ist,
Kann's nimmermehr geb'n.
(Jodler.)

Martha.

Nau, weiter!

Ferdinand.

Beim Bergansteigen singen, wie die Narren.

Martha.

Tag und Nacht kunnt ich singen und juchezen!

Ferdinand.

Bist aber nit gescheit!

Martha.

's ist halt gar so viel lustig auf der Welt.

Ferdinand.

Und deswegen mußt mit dem Geschrei die Reh verjagen?

Martha.

Hast eh selber angefangen.

Ferdinand.

Jetzt gescheit sein. Da umeinander gibt's Reh!

Martha
(zärtlich).

Laß sie gehen, die Vieher und denk' an die Leut! — Meinst nit, Ferdel, daß wir uns ein bissel zusammensetzen kunnten? Da wär' ein Platz zum Rasten. (Auf einen Baumstrunk deutend.)

Ferdinand.

Meinetwegen. Kann ich mir eine anzünden. Heut sieht man ohnehin nichts mehr. (Für sich.) Mit einem Frauenzimmer in den Wald zu gehen ist schon auch das Klügste, was ein Jäger tun kann.

Martha
(hängt Korb und Sense an einen Baumast, setzt sich zu ihm auf den Strunk, ihren Arm um seinen Nacken legend).

Denkst denn alleweil nur an die Hirschen? Nie mehr an dein Weib?

Ferdinand
(macht Anstalt zum Stopfen einer Pfeife).

Wohl, wohl, Schatzerl. Aber beim Tag hab' ich halt auf mein Amt zu schauen, weißt!

Martha.

So ein Herrgottsmorgen, wie heut ist!

Ferdinand.

Zur Hahnenbalz, wenn man solche Morgen hätt'!

Martha
(bewundernd).

Und der Wald!

Ferdinand.

Gelt! Und denk' dir, der gnädige Herr will da schlagen lassen. Auf dem Kreuzeck, wo der beste Wildstand ist, den Wald versilbern lassen. Glaubt er, daß die Böcke stehenbleiben werden auf dem abgestockten Boden? Die werden ihm was pfeifen.

Martha
(leise).

Ferdinand!

Ferdinand.

Hörst du was?

Martha.

Fällt dir heute denn gar nichts ein, Ferdinand? Gar nichts?

Ferdinand.

Ach, du meinst das Fuchseisen, das ich gestellt hab'?

Martha.

Heut früh beim Aufwachen, hat dich kein Engerl beim Schnurrbart gezupft?

Ferdinand.

Wieso?

Martha.

Der dreißigste Mai!

Ferdinand.

Jessas, meiner Seel. Unser Vermählungstag. Na, Alte, junge Alte, komm her, so einen Tag muß man doch gleich mit einem Bussel festnageln. (Gibt ihr einen herzhaften Kuß.) So ist's recht. Nachher noch eins. — Pickts? — Schau, mein Weiberl bist, mein liebes, mein herziges!

Martha
(an seine Brust geschmiegt).

Hätt's nimmer vermeint, daß ich auf dieser Welt einmal so glücklich werden kunnt, so glücklich, als mit dir, mein Ferdinand. Schon ein Jahr vorbei und alleweil noch glückseliger.

Ferdinand
(zerstreut).

Kunnt mir's auch nit besser wünschen. — Was — ist denn das? (Wird aufmerksam auf Fußspuren, steckt die Pfeife in den Sack.)

Martha.

Und das Schulmeisterdirndel einstmals, wie es sich gefürchtet hat vor dem gestrengen Förster! Denkst du noch dran, wie ich die Ziegen hab' verloren? Und Angst, der Förster wird sie totschießen! Ich, wie besessen durch den Wald, die Ziegen suchen, und da kommt er daher und hilft selber suchen. Denkst noch dran?

Ferdinand
(in die Spuren vertieft).

Nit so laut reden sollst!

Martha.

Aber nachher drei Jahr lang warten auf die Oberförster-stell' und aufs Heiraten, das ist halt bitter gewesen. Gelt!

Ferdinand.

Verdammt will ich sein, wenn da nit ein Wildschütz gegangen ist. Schau her da! Die Spur im Tau!

Martha.

Muß es denn just ein Wildschütz gewesen sein?

Ferdinand.

Sonst hat kein Mensch was zu tun auf dem Kreuzeck. Weg führt da keiner.

Martha.

Holzleute.

Ferdinand.

Der Holzknecht hat im Dickicht nichts zu suchen. Schau her da! (Zeigt die Richtung, welche Straßl gegangen.)

Martha.

So kann's ja ein Hirsch gewesen sein.

Ferdinand.

Weib, du magst wohl Hühner- und Ziegenspuren voneinander unterscheiden, aber Tier- oder Wildschütz! Das zu bestimmen überlaß mir. Sei so gut.

Martha.

Geh, wer wird denn wegen so was fuchtig werden! Wär' wohl schad' um so einen Tag.

Ferdinand
(für sich).

Es ist unbegreiflich!

Martha.

Ferdinand, schau den schönen Wald an! Du bist der Förster und siehst vor lauter Hirschen und Böcken keinen Wald mehr.

Ferdinand.

Es ist unbegreiflich, daß wir immer noch kein Gesetz haben gegen die Wildschützen.

Martha.

Wir haben ja eins, wenn du sie einsperren lassen kannst.

Ferdinand.

Lächerlich. Etliche Wochen im Kotter, das ist ihnen gerade recht, diesen Halunken. Da werden sie nur abgefeimt untereinander. Kommen sie nachher wieder aus, treiben sie es noch schlauer als vorher. Gehenkt müssen sie werden!

Martha
(auflachend).

Aber du bist schon gar! Anhängen, ja, das wohl; aber wegen ein paar Hasen oder was gleich aufhängen, das nit, das wär doch ein zu grober Spaß.

Ferdinand.

Oder auf sein Lebtag eingesperrt. Denn weil er's nit laßt, so ein Lump! Just wie der Straßl-Toni. Seit er gesessen, soll er's noch ärger treiben.

Martha
(schalkhaft).

Mein Gott, wenn der Mensch schön ausgerastet ist.

Ferdinand.

Herrgott, der, wenn er mir einmal in die Hand läuft!

Martha

Wer weiß, ob er sich nit dasselbe von dir wünscht!

Ferdinand.

Ich glaub's, daß er mir den Kotter nit vergißt, in den ich ihn hab' stecken lassen.

Martha.

Ich bitt' dich, weich' ihm aus.

Ferdinand.

Ich? Ich ihm ausweichen?

Martha.

Er soll im Wirtshaus gesagt haben, du würdest noch einmal an ihn denken.

Ferdinand.

Ich ihm ausweichen? Ein Jäger dem Wilddieb? Ein Soldat dem Feind? Der Jäger, mußt du wissen, ist immer in Feindesland. Da gibt's keinen Waffenstillstand und keinen Friedensschluß. Ich dem Straßl ausweichen?!

Martha.

Er soll ein wilder Mensch sein. Niemand mag ihn. So einem ist alles zuzutrauen. Vergessen wird er dir's sein Lebtag nit. Schon für den guten Menschen ist Verzeihen das allerschwerste, und erst für so einen!

Ferdinand.

Ich brauch' sein Verzeihen nit.

Martha.

Meine Mutter hat oft gesagt, wenn der Mensch wo einen großen Feind hat, so soll er hingehen und ihm was Gutes tun. Dann geschieht ein Wunder, und der größte Feind wird oft zum größten Freund. Der Straßl, hör' ich, soll Arbeit suchen. Gib ihm eine.

Ferdinand.

Diesem Lumpen Arbeit geben? Weib, geh' du jetzt auf deine Wiese. Ich hab meinen eigenen Weg.

Martha
(indem sie ihr Werkzeug auffaßt, für sich).

Mit der Büchsen und nur mit der Büchsen! Vor lauter Passion zum Umbringen vergißt er aufs Leben. (Sieht den durch den Pechschaber verletzten Baum.) Ferdinand, warum sagst denn da nichts? Die Pechersleut, die Waldrauchgraber machen dem Wald wohl mehr Schaden, als etwa so ein hungriger Hasendieb.

Ferdinand
(scharf gegen Martha).

Geh' du zu deinem Gras!

Martha
(innig und schalkhaft).

Ich geh' schon. Behüt' dich Gott, Ferdel, komm fein gut heim, und auf Mittag kriegst du heut' was Gutes.

Ferdinand
(lauert mit vorgebeugtem Körper gegen das Dickicht hin).

Ein Bock! — Waas? Hinter dem Haselbusch, steckt dort nicht einer? Ein Schütz!

Martha.

Was hast du, Ferdinand?

Ferdinand.

O du höllischer Kerl! (In gebückter Stellung. Fährt mit dem Gewehr zur Wange. Schreit.) Das Gewehr weg! Das Gewehr weg! Na, das wollen wir doch sehen, wer hier der Hausherr ist!

Martha

(starr vor Schreck, haucht).

Ferdinand!

Ferdinand

(schußbereit, halblaut).

Er zielt? Geht das mich an? Auch gut. (Schießt gegen das Buschwerk hin.) O, verdammt, das war schlecht. Na wart, Kanaille, wir haben noch eins! (Schickt sich an zum zweiten Schuß. Hinter dem Buschwerk knallt es. Ferdinand springt mit einem kurzen dumpfen Schrei auf, taumelt, läßt das Gewehr fallen, fährt mit der Hand krampfig nach der Brust, als ob er aus derselben mit den Fingern etwas hervorwühlen wollte.) Mir scheint, der Kerl — hat mich — angeschossen.

Martha.

Jesus Maria! (Sie springt ihm bei. Er sinkt zu Boden.)

Ferdinand.

Gut getroffen. Höllisch gut.

Martha.

Ferdinand! Ferdinand! Was ist dir? Um Gottes willen, ist dir schlecht?

Ferdinand.

Ach! Ich hab' genug. — Mit mir ist's aus. (Liegt hingestreckt, sein Haupt auf Marthas Schoß.)

Martha
(mit gewaltsam zurückgedämpfter Aufregung.)

Heiliger Gott, wie das Blut aufspringt! Was tu' ich denn? Was fang' ich denn an, um des lieben Herrgotts willen! — Ei schau, schau, es wird schon besser. Nein, Ferdinand, so schlimm nit, so schlimm ist's nit. Nur so viel erschreckt hat's dich. Der Schreck treibt allemal das Blut her. In den Rippen wird's stecken, das Blei. Der Bader kriegt es leicht heraus. Schau, Ferdinand, es wird alles wieder gut, nur ein wenig ausruhen mußt dich, nachher — nachher — (Ferdinand richtet sich noch einmal empor, ballt die Faust gegen das Dickicht hin, wo geschossen worden, bricht dann zusammen. Sie starrt ihn an, die Worte bleiben ihr im Munde stecken. Plötzlich schreit sie wild auf.) Was ist denn das? — Jetzt — jetzt haben sie mir meinen Mann erschossen! (Eilt über die Bühne.) Leut! Kommt mir zu Hilf! O, wer soll mich hören im weiten Wald! (Wieder zu Ferdinand, leiser, lebhaft ihn rüttelnd.) Nein, Ferdinand, es ist nichts. Eine Ohnmacht. Sie geht vorüber. (Mit Moos kühlt sie seine Stirn.) Schau, das nasse Gras, das erfrischt. Das tut dir gut. — Nein, Ferdinand, sterben nit. Das deiner Martha nit. Schau, wie ich dich lieb hab', du mein alles! Du mein alles! (Bedeckt ihn mit Küssen. Fährt zurück.) So blaß! So kalt! (Gräßlich aufschreiend.) Jesus, er ist tot! (Bricht wie ohnmächtig zusammen.)

Sechster Auftritt.

Es laufen zuerst einer, allmählich mehrere Waldleute zusammen von allen Seiten: Pechschaber, Ameisgräber, Wurznerinnen, Holzknechte, Kohlenbrenner, teils mit ihren Werkzeugen versehen, Hirten, die sich in die Runde stellen, teils rückwärts auf den gestürzten Baumstamm klettern, um den Toten sehen zu können. Manch halbverkommene, verdächtige Gestalten in abenteuerlichen Anzügen, mehrere barfuß. Alle machen die Gebärde des Schreckens, hasten in nervöser Aufregung näher, flüstern zueinander, schlagen die Hände zusammen,

zeigen mit den Fingern nach verschiedenen Richtungen hin, murmelnd, mit den Gesten des Mitleides hier, wilder Drohung dort; auch manches Zeichen von Befriedigung, bunt bewegte Szene. Der Leichnam ist durch Gebüsch gedeckt, man sieht nur die Füße.

Lodel
(heranstürmend).

Was hat's denn? Was ist denn geschehen?

Martha
(auf den Toten weisend mit Gebärden der Verzweiflnng.)

Erschossen!

Lodel.

Wer? Wer erschossen? Der Förster? Unser lieber Förster? Unser guter Oberförster?

Schwarz-Seppel.

Der Kreuzjäger erschossen? Aus ist's! Aus ist's!

Hupfer-Hanserl
(ein Hirtenjunge, barfuß, läuft über die Bühne, wieder zurück und neu Ankommenden entgegen).

Da geht's her! Da geht's her! Da hat sich ein Jager derschossen!

Schwarz-Seppel.

Nit er sich selber, du Dodel. Ein Raubersmensch. Ein Mordkerl . . .

Hanserl
(immer umherlaufend).

Da geht's her! Ein Jager! Ein Mordskerl!

Waberl
(alte Wurznerin).

Unser' liebe Frau und alle Heiligen! Das möcht' ich nit derleben, daß der Herr Förster — O ihr vierzig Märtyrer, steht uns bei! (Drängt sich zu Martha vor, rüttelt sie an der

Achsel.) Frau Försterin! Ja, was ist denn das? Aber so schlecht hausen! Ja, wer hat denn das getan?

Martha.

O mein Gott! (Macht immer noch Versuche, den Toten zu beleben.)

Waberl.

Wer? Wer hat das getan?

Martha.

Herrgott, wer kann's sagen!

Simmerl
(Kohlenbrenner, teilweise geschwärzt, ist schwerhörig, fragt den Hanserl).

Was sagt sie? Wer hat's getan?

Hanserl.

Vom Herrgott ist die Red'.

Simmerl
(schlägt die Hände zusammen).

Wer hätt' sich das denkt!

Waberl.

Aber was stellen wir denn an? Wenn ich nur mein Kräutertrankel bei mir hätt'! Habt's ihm schon Ader gelassen?

Lodel.

Ein bissel zu viel!

Hanserl
(hinter die Kulissen rechts deutend).

Jessas, Jessas, dort! dort schaut's hin!

Schwarz-Seppel.

Was hat er denn, der Halterbub?

Hanserl.

Da enten! Da enten lauft er! Da enten lauft er abi!

Mehrere.

Wer?

Hanserl.

Der Raubmörder! Der Mordbrenner! Fangt's ihn, fangt's ihn!

Schwarz-Seppel.

Wahrlich ja, dort rennt einer.

(Aufruhr.)

Waberl.

Aber Leut, das ist ja keiner. Das ist ein Holzknecht.

Schwarz-Seppel.

Jetzt springt er durchs Gstauder. Durch ist er, Lump, gesehen hab' ich dich doch!

Lodel.

Hast ihn gesehen, wer ist's gewesen?

Schwarz-Seppel
(vortretend, wichtig tuend, leise).

Ich hab' ihn gesehen. Nur einen Huscher hab' ich ihn gesehen, aber groß werd' ich mich nit irren. Wenn ich jetzt reden wollt'!

Lodel.

Bessere Aussicht will ich haben. (Klettert rückwärts auf den dürren, gestürzten Baumstamm, der noch teilweise in der Luft hängt. Mehrere ihm nach, so daß sich amphitheatralisch eine Gruppe aufbaut hinter dem Leichnam, an welchem Martha kniet und sich dem vollen Schmerze hingibt.)

Simmerl
(zum Hanserl).

Warum tun's denn alle dort aufi?

Hanserl.

So viel fürchten tun sie sich.

Lodel
(vom Stamm aus).

Leut gibt's da, wie bei der Kirchweih.

Waberl.

Wo sie denn herkommen, die Leut!

Schwarz-Seppel.

Den Schrei hat man weitum gehört, mein du! Bis zum Holzschlag. Und in der Not halten wir z'samm! Halten all z'samm!

Waberl.

Ich kenn' mich gar nit aus vor lauter Schrocken! Der gute, arme Förster! Wir haben viel verloren, Leut, wir kriegen keinen besseren mehr!

Schwarz-Seppel
(flüsternd).

Leicht erlaubt der neue das Ameiseln!

Waberl.

Und das Wurzelstechen! (Laut.) Ist nur ein Glück, daß er nit noch eine Weil hat leiden müssen.

Simmerl
(zum Hanserl).

Was sagt sie?

Hanserl.

Ist ein Glück, daß er ihn so gut getroffen hat.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Straßl (langsam herankommend, innerlich erregt).

Straßl
(für sich).

O Gott, daß das hat müssen sein! — Und haben mich gesehen. Jetzt heißt's gescheit sein. — (Laut.) Was habt's denn da?

Waberl

Geh' nur her. Da ist grad einer derschossen worden.

Straßl.

Ist's wahr? Ist's richtig wahr?

Schwarz-Seppel.

Schau, der Straßl ist auch da. Bist nahend gewest, Holzknecht.

Straßl.

Weil ich grad auf dem Weg zum Holzschlag bin. Auf so ein Geschrei muß man doch schaun gehen, was geschehen ist. Derschossen soll einer sein? Um Gottes willen, wo denn? Wer denn?

Schwarz-Seppel
(hämisch).

Wird dir eh' bekannt gewesen sein. Ein guter Freund zu dir. Im Winter ist's kalt. Magst wohl beten für ihn, daß er dir ein warmes Quartier hat verschafft.

Straßl.

Von wem redst? Doch nit vom Kreuzjäger?

Schwarz-Seppel.

Gelt! Na, ich glaub's, so was vergißt der Mensch nit.

Straßl
(etwas gedämpft).

Ich trag ihm nichts nach. Hat's ja tun müssen. Ist seine Schuldigkeit gewesen, hat dafür sein Brot. Eh' ein harter Dienst, der Jägerdienst. — Wenn der arme Kerl wildert, so hat er recht, und wenn ihn der Jäger einsperren laßt, so hat er auch recht. So muß man sich denken. Ich hab' meine Sach' abgesessen, und meinetwegen soll er nichts zu leiden haben. Rachgierig bin ich mein Lebtag nit gewesen. — Ist schon wer um den Arzt?

Waberl.

Braucht keinen, ist tot.

Simmerl
(zum Hanserl).

Was sagt sie?

Hanserl.

Arzt braucht er keinen mehr, weil er eh' schon tot ist.

Straßl.

Und was steht ihr denn da? Um und um hinaus, Leut', den Mörder suchen, ist gescheiter!

Lodel
(vom Baumstamm her mit scharfer, schneidender Stimme).

Geh', geh', Straßl, mach' keine G'schichten. Leicht hätten wir nit weit suchen.

Straßl
(zuckt merklich zusammen).

Wie sagst?

Lodel.

Leicht bist du's selber!

Straßl.

Pecher! Du Pecher! Was hast du jetzt gesagt? Muß dich nit gut verstanden haben, sag's noch einmal.

Lodel.

Vielleicht hast du selber geschossen!

Straßl.

Ah, so meinst. Geschossen. Natürlich, geschossen hab' ich schon oft.

Lodel.

Auf den Jäger.

Straßl
(stellt sich verblüfft, dann zu den Umstehenden).

Habt ihr's gehört? — Habt ihr's gehört?

Mehrere.

Nau, nau, nau! Aufbegehren ah noch!

Straßl.

Ihr seid meine Zeugen, wenn ich ihn klagen geh'. Das ist kein Spaß. Wer so was sagt, der muß es beweisen, sonst kommt er ins Loch, und leicht a bissel tiefer hinein als wie der arme Teufel, der hungershalber einmal einen Hirschen will schießen. Ja, mein lieber Lodel, mit so Reden wirst einer nit herum, sie kosten zu viel! Wirst es schon sehen. — Ihr habt es gehört, ihr seid meine Zeugen.
(Die Umstehenden weichen murrend von ihm zurück.)

Schwarz-Seppel.

Ja, ja, wir werden schon Zeugen sein, daß wir dich zu dieser Stund heroben am Kreuzeck haben gesehen.

Straßl.

Was soll das heißen?

Schwarz-Seppel.

Ah nix, gar nix, als daß du halt heroben bist gewesen.

Straßl
(aufgebracht).

Daß ich heroben bin! Und ihr? Seid nicht auch ihr heroben? — Stund er jetzt da, der Oberförster, wie er da liegt, ihr wäret nit zu sehen da heroben, das weiß ich. So gut wie mir das Wildern, hat er euch das Ameisgraben und Pechschaben und Wurzelstechen verboten. Wenn er auch nit so streng gewesen gegen die Waldverderber als gegen die Schützen, wo er ein erlegtes Reh am liebsten mit der ewigen Verdammnis bestraft hätt' — verkrochen habt ihr euch doch vor ihm, verkrochen wie die Füchse und Marder in ihre Höhlen. — Jetzt, weil er daliegt starr und kalt, jetzt flattert ihr hervor wie das Unzücht aus allen Löchern und heuchelt Mitleid, dieweilen ihr aufschreien möchtet vor Lust und Gier, daß er dahin ist. — Damit ihr weiß ausschauen solltet, macht ihr einen andern schwarz und möchtet, wenn's möglich wär', unsereinen noch schlechter machen, als ihr selber seid — Lumpenpack!

Lodel.

Versteht ihr dem seine Beweisführung? Ich nit.

Schwarz-Seppel
(schreit dem Straßl ins Ohr).

Die Diebssprache verstehen wir nit.

Straßl.

Wem hab' ich was gestohlen?

Schwarz-Seppel
(ironisch).

Gestohlen! Gott bewahr'. Der Kreuzjäger hat dir den Hirschen hübsch zutreiben lassen und eine Bittschrift an dich: Lieber Anton Straßl! Erweis mir die Ehr' und brenn' ihn nieder, zum Geschenk als bsunderes Zeichen meiner Freundschaft. (Gelächter.) — Ist gesessen wegen des Diebstahls — und jetzt leugnet's der Erzlump!

Straßl.

Meine lieben Leut! Wenn jetzt alle Wildschützen eingesperrt wären, so stund auf diesem Platz niemand als die paar Weiber. Kein Bauernhaus und keine Hütten in der ganzen Gegend, wo die Büttel nit ein verstecktes Gewehr kunnten finden. Und kein Jäger auf der Welt, der nit einmal ein heimlicher Lehrbub ist gewesen. Den meisten Schützen macht das Umbringen Freud', und wenn sie einmal einen erwischen, der schießt, um leben zu können — Jesus Maria, da ist ihnen für seine Straf das höllische Feuer zu kühl und die Ewigkeit zu kurz.

Simmerl
(zum Hanserl).

Was sagt er?

Hanserl.

Die Ewigkeit ist zu kurz.

Straßl
(fährt fort).

Daß wenigstens wir armen Leut' täten zusammenhalten. Aber die sind die Schlechtesten; sind aufeinander wie Hund und Katzen, verschergen einander, zerbeißen einander, möcht'

aus Wohldienerei einer den anderen wegen eines Hasen zu-
tot verhetzen und verleumden — diese Bestien, die vermale-
deiten!

Lodel.

Was gehen uns jetzt die Wildschützen an! Wer den Jäger
hat auf die Decken gelegt, wollen wir wissen.

Straßl.

Weiß ich's!

Lodel.

Aschen über dein Haupt, Straßl-Toni! Und jetzt fort
mit dir! Wir wollen dich nicht sehen. Geh' deines Weges!

Straßl
(wild erregt.)

Den geh' ich auch. Und weißt du wohin? Den kürzesten
Weg zum Gericht. Beim Gericht sehen wir uns, Pechschaber,
du kommst mir bald nach. Das will ich sehen, ob einer
keinen Richter findet gegen Ehrabschneider. Ich geh' zum
Gericht.
(Rasch ab. Sie schreien durcheinander und dem Straßl höhnend nach.)

Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Arreststube mit mehreren Strohpritschen, auf welchen Arrestanten herumliegen und kauern. Dunkel gehalten. Eine Nachtampel.

Etwas im Hintergrund gegen die Mitte liegt der Straßl-Toni in seinem Holzknechtgewande, sehr verstört und unruhig schlummernd. Nebenhin Blümlein in schwarzem Anzuge.

Im Vordergrunde, rechts und links der Bühne, die Arrestanten Kaderer und Greiffel in Zwilchkleidern.

Erster Auftritt.

Kaderer

(ein älterer Patron, aufgedunsen, mit gelbem, schielendem Spitzbubengesicht, kurzgeschnittenem roten Haar, bartlos. Sich den Schlaf aus den Augen reibend und den Körper streckend).

Ah, das war ein Schlaferl! Der Kaiser hat zu seinem Namenstag kein besseres. Und geträumt wie der Sultan. Pickfein! Es geht nichts über ein sorgloses Leben.

Greiffel

(auf der entgegengesetzten Seite, dumm verschmitztes Gesicht, niedere Stirn, vorstehende Kinnbacken).

Sorglos wär's, aber Leben ist's keins.

Kaderer.

Bruder, du bist immer unzufrieden. Das Schlafen mußt fürs Leben rechnen. Im Schlaf finde ich blutwenig Unterschied zwischen dem Diebskerl Kaderer und dem Rothschild; nur daß der Rothschild sich vor dem Einbrechen fürchtet und der Kaderer das Ausbrechen hofft.

Greiffel.

Du ausbrechen! Dazu bist du viel zu faul.

Kaderer.

Bruderherz, du hast recht. Die Faulheit ist mein Schutzengel. Ich sage dir, der schreckbarste Mordbrenner wäre ich, aber halt zu kommod dazu. Vor lauter Faulheit bin ich ein guter Mensch.

Greiffel.

Der bei der Nacht die Leut ausraubt.

Kaderer.

Narr, weil ich beim Tag schlafen will.

Greiffel.

Sag' mir einmal, Kaderer, wo hast denn du die Kurasch hergenommen das erstemal?

Kaderer
(geht hinkend hinüber zu Greiffel, kauert sich an dessen Bettecke).

Herz, es ist ein reiner Zufall. Eine wahre Schand', sag' ich dir, was ich jahrelang für ein ehrlicher Kerl bin gewest! Zum Verhungern, so ehrlich. Auf einmal bricht's durch, das Talent.

Greiffel.

Hei, das mußt mir erzählen.

Kaderer.

Was wirst machen, wenn du bei der Nacht durch ein Stadtgassel gehst, streift eine Kreatur an dich, und wie du nachschaust, hast deine Uhr nit im Sack!

Greiffel
(verwundert).

Du bist bestohlen worden?

Kaderer.

Hat nit einmal mir gehört. Ausgeliehen zum Windmachen. Hallo, die Uhr! schrei ich und lauf' dem Kerl nach. Er rennt, was er kann, aber bei der Brücke hol' ich ihn ein, pack' ihn beim Kragen: Die Uhr her! — Er die Uhr aus dem Sack, mir sie her und davon.

Greiffel.

Prächtig!

Kaderer.

Und denk' dir, Greiffel, wie ich auf meine Kammer komm, liegt meine Uhr dort uneingesteckterweise auf dem Tisch. Ha, ha, und raub' dir auf solche Art einem harmlosen Kind Gottes zur nachtschlafenden Stunde die Uhr weg! (Geht lachend auf seinen Platz zurück.)

Greiffel.

O du verdammter Kerl!

Kaderer.

Kannst dir den Respekt denken vor mir selber! Nit im Traum wär's mir eingefallen, daß das Leutausrauben so leicht ist.

Greiffel.

Lugen tust! Das Geschichtel wirst wohl nur in der Zeitung gelesen haben.

Kaderer
(unbeirrt).

Richtig. Am nächsten Tage steht's schon in der Zei-

tung, daß bei der Nacht ein baumstarker Mensch einen armen Geigenlehrer verfolgt und ihm die Uhr weggenommen hätte.

Greiffel.

Natürlich hast sie ihm zurückgeschickt.

Kaderer
(mit Entrüstung).

Zurückgeschickt? Schaf, dummes. Verneppt hab' ich sie*). Der Geigenlehrer kann sich wieder eine zusammengeigen. Wie aber soll ein Dieb leben, wenn er nit stiehlt? Und daß der Herr Edelbert Kaderer ein geborener Dieb ist, hat sich doch dazumal gewiesen. Hab' ich mir gedacht: Schau, ans Schicksal muß der Mensch glauben — so schlecht, mußt wissen, bin ich nie gewest, daß ich an nichts geglaubt hätt'. Sag' ich mir: Wenn dich das Schicksal schon mit der Nasen daraufstoßt zum Stehlen — gut, so stiehl! (Mit Selbstbewußtsein.) Und hab' mein Wort gehalten.

Greiffel
(zu Kaderer hinübergehend).

Bei mir ist es umgekehrt. Ich bring's mit dem besten Willen nit zu einem ordentlichen Spitzbuben, und wenn ich einmal was stehlen will, akkurat stehl' ich mir's selber und schenk's einem anderen.

Kaderer.

O Heiligtum in Menschengestalt!

Greiffel.

Wie dazumal in der Herberg. Will dem Schlafkameraden bei der Nacht die Hosen aussuchen und seinen Geldbeutel

---

*) Gaunerausdruck für veräußert.

in die meine praktizieren. Spielt der Teufel nit so, daß ich im Finstern das Ledertaschel aus meiner Hosen in die seinige steck'? — Und bin doch Kaule gegangen*). Du höllische Wildsau!

Kaderer
(leiser).

Anständig reden, junger Mann! (Deutet gegen Blümlein im Hintergrund.) Wir haben über Nacht vornehme Zimmergesellschaft bekommen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Arrestant Blümlein. Schlanke Gestalt in sorgfältig gehaltenem, aber fadenscheinigem, schwarzem Anzug, mit blassem Gesicht, schwarzem Schnurrbärtchen. Sitzt auf dem Strohbund, sein Haupt auf den Ellbogen gestützt. Nun steht er auf, geht gegen die anderen hin.

Blümlein.

Genieren Sie sich nicht, Freunde, und seien Sie munter. Wenn ich geköpft werde, können Sie zuschauen. Gratis.

Kaderer.

Geköpft?! Sakerment, der gibt's nobel!

Greiffel
(geht auf seinen Platz zurück).

Na, der muß was Ordentliches angestellt haben. Hat gewiß wo Speck gestohlen, daß er eingesperrt ist worden.

Blümlein
(mit Empörung).

Stehlen?! Gaunerseele!

---

*) Gauneraus druck für: bin doch eingesperrt worden.

Greiffel.

Unser neuer Freund ist noch in Vorurteilen befangen.

Kaderer.

Welch eine Heldentat, wenn man fragen darf, edler Fremdling, daß sie dich so sehr wollen verkürzen? Gar um den Kopf. Warum denn?

Blümlein.

Nichts weiter, als daß er ihnen unbequem ist.

Greiffel.

Na, dann freilich: Schwips, herab mit ihm!

Kaderer.

Aber glorreicher Zeitgenosse, zahlst du denn keine Kopfsteuer? Ja? Nun also, dann kann dir nichts geschehen.

Blümlein
(mit der Geste des Kopfabschneidens).

Herab mit ihm!

Kaderer.

Etwas mußt du aber doch Schönes vollbracht haben!

Blümlein.

Bei unsereinem machen sie es klüger als bei anderen. Andere werden erst eingesperrt, wenn sie was angestellt haben; mich schon vorher — und das ist sehr gescheit!

Kaderer.

So hast du gewiß etwas Feines im Sinn gehabt.

Blümlein.

Eine Kleinigkeit. Ich wollte bloß die Welt in die Luft sprengen.

Greiffel.

Bum, das müßt a Kracher sein!

Blümlein
(unwirsch).

Nur zu, mit Ihren dummen Späßen. Sie sind ganz gemeine Spitzbuben!

Kaderer
(gemütlich).

Bruder, nit so ungemütlich! Geh' her! Sei'n wir du und du miteinand! Weißt, mußt wissen: im Himmel und im Arrest sind wir alle gleich.

Blümlein.

Diebereien und Mordbrennereien, wie ihr sie treibt! Kindisch. Das muß groß angepackt werden. Die gegenwärtige Welteinrichtung! Für euch alle ist gedeckt an der Tafel des Lebens. Greift zu! Greift zu!

Greiffel.

Wenn sie einem keinen Löffel geben!

Kaderer.

Zu was hast denn deine langen Finger?

Blümlein
(scharf heraussprudelnd).

Dort der reiche Prasser, hier der arme geschundene Teufel. Gefällt euch das? Nicht? Nun also empor! empor! empor! Reißt vom Himmel euer Recht und stürzet das Bestehende zum Teufel!

Greiffel.

Ah so, von der Gattung bist!

Kaderer.

Bruderherz! Wenn ich mich erst gewaschen hab', kriegst von mir einen Kuß. Aber verdammt schade, daß sie dich vor dem großen Bumperer haben ins Loch gesteckt.

Blümlein.

Sind schon noch andere draußen. Wir sind ein vielköpfiges Tier. Jeder Kopf wächst zehnfach wieder nach.

Greiffel.

O du Rabenvieh!

Blümlein
(besinnt sich).

Kameraden, eure Einfalt ist rührend. Ich reiche euch die Hand, seien wir auf du und du miteinander. Noch lieber halt ich's mit den Bewohnern dieses Hauses als mit denen, die da draußen auf Platz und Heeresstraße gehen. Schlemmer, heimliche Betrüger, Verführer, Ehrabschneider, Schurken. Keinem kann was nachgewiesen werden. Lauter brave Leute!

Greiffel
(sich die Hände reibend).

Das ist schon eine Passion, wie der die Leut' verschandiert! Hat aber recht! Wenn ich nit das Glück hab' und so viel eingesperrt bin, so wär' ich längst schon verdorben — von denen da draußen. Grundschlecht wär' ich worden.

Blümlein.

Grundschlecht wäre nicht das Schlimmste; besser werden kann man. Aber blitzdumm sein — da ist nicht zu helfen.
(Man hört Straßl schwer seufzen.)

Kaderer.

Schau, der Holzknecht hat auch süße Träume.

Greiffel.

Ja, von der Schlinge.

Kaderer.

Ist selber schuld. Warum springt er hinein!

Blümlein.

Er selbst? In den Kotter gesprungen?

Kaderer.

Und ob! Und wie? — Wenn's einer halt gar zu pfiffig machen will.

Kaderer.

Ha, ha, ich seh' ihn noch, wie er in den Saal stürzt und unser Verhör unterbricht. — Geh', Greiffel, mach' den Richter, zeigen wir's unserem neuen Freunde, wie es war.
(Die folgende Szene muß sich scharf vom übrigen Spiel abheben. Sie spielen eine Szene im Gerichtssaal.)

Greiffel.

Gut ist's. Ich ziehe den Richtermantel an. (Hüllt die braune Bettdecke über sich, gibt sich eine würdevolle Haltung.) Jetzt Achtung vor mir! — Also, Kaderer und Greiffel, ihr zwei Erzlumpen, was habt ihr wieder angestellt? — Wer stürzt zur Tür herein? Wer unterbricht die Verhandlung?

Kaderer
(stellt sich, als wäre er der Straßl, stürzt wie rasend auf den Richter zu, vor demselben auf die Knie).

Herr Richter! Herr Richter!

Greiffel
(als Richter).

Hinaus! Diener, was haben Sie da für einen Tollhäusler hereingelassen?

Kaderer
(als Straßl).

Ich bin kein Tollhäusler. Ich bitt' um Schutz, Herr Richter, ich bitt', sie verfolgen mich, sie verleumden mich!

Greiffel
(als Richter).

Wer sind Sie denn?

Kaderer
(als Straßl).

Ich bin der Anton Straßl, den Straßl-Toni heißen sie mich und sagen, ich hätt' den Kreuzjäger derschossen. Ist nämlich heut — auf dem Kreuzeck droben — der Jäger derschossen worden, der Oberförster Ferdinand, und da sagen sie, ich hätt's getan.

Greiffel
(als Richter).

Wer sagt es denn?

Kaderer
(als Straßl.)

Der Pecher Lodel hat's gesagt, und der Schwarz-Seppel, und die anderen auch, und ich geh' nimmer sicher, und ich bitt', daß sie gestraft werden!

Greiffel
(als Richter).

Anton Straßl, sind Sie nicht vor einiger Zeit im Arrest gesessen?

Kaderer
(als Straßl).

Ich bitt', von wegen einer Wilderei. Trag' aber keinem Menschen nichts nach.

Greiffel
(als Richter).

Sie wollen vom Gericht Schutz haben?

Kaderer
(als Straßl).

Ich bitt' tausendmal!

Greiffel
(als Richter).

Die gerichtliche Untersuchung wird alles aufklären und Sie hoffentlich rechtfertigen. Allein, wie sollen wir Sie einstweilen schützen vor Ihren Gegnern?

Kaderer
(als Straßl, lebhaft).

Sie einsperren lassen!

Greiffel
(als Richter).

Die vielen Leute einsperren? Da wird's vielleicht der Einfachheit halber besser sein, daß wir die Leut' hinaussperren. — Gerichtsdiener, führen Sie diesen Mann in die Zelle Nummer sieben, die hat ein festes Schloß, (zu Straßl) da sind Sie geschützt.

(Beide brechen in ein Gelächter aus und hüpfen auf ihre Pritschen.)

Kaderer
(gegen Blümlein).

Und so, Freund, ist der Herr, der dort die seligen Seufzer macht, in die Schlinge gegangen. Dem sein Gesicht, wie ihn nachher der Standarm in den Kotter hat geführt!

Straßl
(hebt sich etwas von seinem Lager empor, seufzt).

Ach Gott!

Kaderer.

Bist schon wach, Straßl? Gut' Morgen! Haben gerade von dir gesprochen.

Straßl.

Spottet nur zu. Ihr wißt es nicht. Mir ist schreckbar weh.

Kaderer
(mit höhnischer Teilnahme).

Warum? Du hast ja heut, so viel ich weiß, deinen fürnehmen Tag. Wie die Leut' zusammenlaufen werden, deine Freunde und Bekannten, und die hohen Herren sich mit dir unterhalten — stundenlang. Fein! Und eine Ehrenwacht vor der Tür. Pickfein!

Straßl
(halb für sich).

Mir geht nichts Gutes für.

Kaderer.

Na versteht sich! — Nur fest bleiben, Holzknecht. Nur recht leugnen, wenn du einen ehrlichen Rat annimmst. So lang der Mensch leugnet, wird er nit gehenkt. Allemal. Eine ehrwürdige Spitzbubenregel! Sollt' sie jeder Arrestant in sein Gebetbuch schreiben. Glaub' es mir.

Straßl.

Mein Gott, leugnen! Hab' ich's denn getan?

Kaderer
(schelmisch).

Das wirst schon selber wissen.

Straßl.

Und eine Menge Zeugen sollen geladen sein.

Kaderer.

Sei froh. Je mehr, desto besser. Je mehr Vögel, desto weiter fliegen sie auseinander. Sind sie nit einstimmig, so hast gewonnen.

Straßl.

Sind ja alle zusammengeredet. Auf einen armen, verachteten Menschen geht ja alles los. Auf mich schon gar wie die Teufel! Hätt' ich mich lieber selber derschossen!

Greiffel.

Geh'! Solche Gedanken! Selbstmord ist eine Todsünd!

Kaderer.

Und eine ordentliche!

Straßl.

Es wär' das allerbeste.

Kaderer.

Und wenn sie dich überweisen — was liegt dran! Notwehr, sagst! Mit Notwehr macht man auch manchmal viel.

Greiffel.

Das ist gewiß! Mein Fall. Ein schöner Fall. — Im Stöckelhof zu Lahndorf, da bin ich beim Dachfenster hineingestiegen. Bin nämlich Schränker. Ganz schlicht und harmlos steig' ich ein. Die Schränke will ich räumen und weiter niemand stören, denn es schlaft alles. Nichts ungesünder, als wie die Leut' so plötzlich aus dem Schlaf wecken! Steht

euch auf einmal so ein Lackel da mit der Hacke, und wenn ich ihm nit noch zuvorkomm' mit dem Stoßeisen, so schlagt er mich nieder — maustot! — Zum Glück bin ich geschwinder gewesen als er. Was kann man machen? Notwehr! — Ich kann wegen Einbruchs und Diebstahls verurteilt werden, das kann ich. Aber wegen Mords nie — nie. Notwehr ist erlaubt.

Blümlein.

Verzeihen, ich glaube, diesmal werden Sie mit Ihrer Notwehr aufsitzen. Das Gesetz dürfte es ein bißchen anders meinen.

Greiffel
(mit Verachtung).

So, Sie wollen mir das Gesetz erklären! Sie, der kaum erst ein paar Stunden im Kerker sitzt. (Auf seine Brust pochend.) Wissen Sie, wie oft wir schon gesessen sind? Neunmal! Jetzt das zehntemal!

Kaderer
(lacht dazwischen).

Jubiläumssitzen!

Greiffel
(fährt fort).

Sie ungebetener Herlaufer oder Roßdieb, was Sie sind! Haben zwar einen schwarzen Rock an, heißen vielleicht Magister, heißen Doktor gar, wie der Schekschbir in seinen Räubern so schön sagt; aber mir, der eine Bildung hat genossen und sein Lebtag nur mit Richtern, Geschworenen, Staatsanwälten und Verteidigern verkehrt hat — mir das Gesetz erklären! Sie nit, Sie. Gun Morgen!

Kaderer.

Kinder, nur keinen Streit! Wir müssen verträglich sein

untereinand, wir sind eine geschlossene Gesellschaft. — (Dem Straßl die Hand auf die Achsel legend.) Und du nit so verzagt, Kamerad! Der Gerichtssaal ist inwendig nit so schlimm, wie er auswendig ausschaut. — Sag, Bruderherz, hast du dich schon mit deinem Verteidiger besprochen? Der wird dir's auch sagen. Was hast denn für einen?

Straßl.

Verteidiger? Den Doktor Scheuerer haben's mir genannt.

Kaderer und Greiffel.

O je!

Straßl.

Wird mir eh nix nutzen.

Kaderer.

Hast heut ka Schneid, so mach' dich krank, wird's verschoben.

Straßl
(für sich und stark markiert).

Lieber zur Einzelhaft verurteilt, als da noch länger!

Kaderer.

Kannst dich auch taubstumm stellen bei der Verhandlung, oder wahnsinnig, wenn alle Strick' reißen.

Greiffel.

Narr, wenn alle Strick' reißen, das wär' ja eh gut.

Kaderer.

Und vor den Richtern, wenn du stehst, nur hübsch den Kopf in die Höh' und fest ins Aug' schauen, den Herren, recht treuherzig ins Aug' schauen — so! (Macht ein einfältiges Gesicht.)

Nur immer einen offenen Blick. Auch nicht vergessen, vor dem Richtertisch schön die Knie zu beugen! Sehr wichtig! Auch vor dem Kruzifix. Nur immer fromm und gottesfürchtig, mein Sohn! (Vertraulich.) Weißt du, wie ich's gemacht hab', als ich noch Vorbeter in Karleiten bin gewest? — Schlag ich auf dem Dorfplatz bei der Nacht einen reichen, halbbesoffenen Viehhändler nieder. Die Leut' rennen zusamm', ich natürlich auch darunter und hilf tapfer jammern. Ist aber noch nicht ganz tot. Reden kann er nicht mehr, aber deuten — und deutet allerweil auf mich. Ich schon Angst, er kunnt noch einmal zu Wort kommen. Aha, sag ich schnell: Beten! Beten, meint er, soll ich, und heb' geschwind einen schreienden Rosenkranz an, bis er tot ist. — Darum sag' ich, das Gebet hat schon manchem geholfen!

Straßl
(sich unwillig wegwendend).

Unter solchen Leuten sein müssen! Wie weit ist es mit mir gekommen!

Greiffel.

Tun wir ihn ein bissel aufmuntern, den armen Schelm. — Rat' einmal, Holzknecht, was ist das größte Verbrechen auf der Welt!

Straßl
(macht eine abwehrende Bewegung).

Greiffel
(zum Blümlein).

Weiß es der gestrenge Herr?

Blümlein.

Das größte Verbrechen ist ein Millionär zu sein.

Kaderer.

Gott, was sind wir für tugendhafte Leute!

Greiffel.

Es steht aber anders, Euer Liebden! Das größte Verbrechen ist, sich erwischen lassen. Für alles andere geh'st frei aus. Bestraft wirst nur, wenn du dich erwischen laßt.

Kaderer
(gegen den Straßl-Toni deutend).

Bruderherz, schau den Waldteufel an. Dem wird ganz schmerzhaft vor deiner Weisheit.

Greiffel.

Nachher wollen wir den schmerzhaften Rosenkranz beten.

Straßl
(macht eine Geste des Abscheues).

Kaderer
(in der Absicht, ihn aufzuheitern).

Willst aber lieber singen, als wie beten — ist auch gut. Bist ja ein fescher Wildschütz, hör' ich. — Süßes Bruderherz Greiffel, komm, hilf mir, wir singen unserem christlichen Mitbruder zu Hilf und Trost das Wildschützenlied.

Greiffel.

Gut ist's, das soll er haben.

(Singen mit possierlichen Gebärden.)

I.

Schön ist das Wildschützenleben,
Ein Jäger auf der Jagd;
Kann er sein Stutzerl heben,
Hat er sein Glück scho g'macht.

Hat er recht scharfe Augen,
A recht a fein's Gehör,
Das tuat dem Wildschütz taugen,
Was will der Bursch noch mehr?
Gamserl jag'n, tua'n d' Leut' sag'n,
Das wär' nit schlecht,
Aber fein muaß ma sein,
Nachher ist's recht.

(Jodler.)

II.

Schleicht sich die Sonne unter,
Und sagt recht gute Nacht,
So wird der Wildschütz munter,
Sein Stern am Himmel wacht.
Ob's regnet oder schneiet,
Ob's donnert oder blitzt,
Er denkt in seinen Träumen,
Daß ihn der Ob're schützt.
Gamserl jag'n usw.

(Jodler.)

Straßl
(der sich während des Singens abgewendet hat).

Ich bitt' euch, hört auf, mag nichts hören davon. Verflucht und vermaledeit sei das ganze Wildschützenleben! So schöne Lieder haben sie drauf gemacht, zum Leutlocken, und heißt's alleweil, für die Armen hätt' der Herrgott das Wild erschaffen — der Teufel soll's holen, alles miteinander! Was das Wild schon für Unheil hat angerichtet auf der Welt! Nichts ist mir gefährlich worden. Bin vorbeigangen an offenen Truhen, hab' Brot liegen sehen drinnen, Geld — und nit einmal kommt mir der Gedanken: nimm's! — Aber wie ich im Wald das erste Reh hab' gesehen, da hat's gezuckt in den Fingern, als sollt ich losdrücken am Hahn, und hab' doch mein Lebtag noch kein Schießgewehr in der

Hand gehabt. Und ist oft auch gleich die teuflische Gier dabei, man kann sich nit mehr helfen, denkt an nichts mehr, schleicht und schießt und stiehlt und geht zugrund. Ich sag euch's: vorzeiten der Bär und der Löw und der Tiger sind nit so gefährlich gewesen für die armen Leut, als wie heut der Has' und das Reh und der Hirsch.

Blümlein.

Lappalien! Wegen ein bißchen Wildern!

Straßl
(bedeutsam).

Wenn die Wildschützenkugel aber den unrechten Bock trifft!

Blümlein.

Ich verstehe Sie. Aber glauben Sie mir, Freund, es werden noch ganz andere Böcke geschossen auf dieser besten der Welten!

Straßl
(für sich hinträumend).

's ist vorbei. Schon ganz unmöglich kommt's mir vor, daß ich einmal glücklich bin gewesen. Jessel, mein Weib! — Hätten wir uns nie gesehen, besser für dich. Aber ich ohne deiner! Ich kann's nit ausdenken. Jessel, du mein einziger, mein herzgetreuer Kamerad . . .

Greiffel.

Er tut halt schon wieder spintisieren. Den lustig machen?

Kaderer.

Wart' nur, bis ihn erst der Strick am Hals kitzelt, da wird er schon lachen.

Straßl
(für sich).

Wenn die Förstersfrau da ist, dann ist alles verspielt. Alles.

Greiffel.

Aha, das Weibsbild fürchtet er.

Straßl
(wild aufspringend).

Mit Fried laßt's mich! Was wißt ihr, wie mir ums Herz ist! Ihr tut nichts als auf Spitzbübereien studieren! Lumpen, die nichts Liebes und nichts Heiliges haben auf der Welt und in der Ewigkeit. Habt ihr's einmal ernsterweis versucht, das Bravsein? Ich glaub nit. Was wißt ihr, wie es einem armen Menschen gehen kann, der redlich arbeiten, ehrlich durch die Welt kommen will und überall zurückgestoßen wird! Von Kind auf verfolgt, umhergehetzt auf der Welt, überall fremd und verachtet. Will man nit umkommen, so heißt's: was erlisten, und nachher ist ihnen der Gauner fertig, meiden ihn, treten ihn, hetzen ihn weiter, alleweil weiter, bis ins Verderben.

Kaderer.

So laß dich doch lieber auf den Schub geben.

Straßl.

Wohin? — (halb für sich). Ich hab' schon viele Stöße ausgehalten, aber kein Stoß hat mir so wehgetan als derselbige, den der Dorfrichter zu Kirchbach meinem Weibe hat versetzt, wie sie mit gesegnetem Leib ist heimgetrieben worden in ihre Gemeinde. Du bist fremd dahier! hat der Richter gesagt, du gehörst dorthin, wo dein Mann zuständig ist.

Kaderer.

Und wo bist denn du's?

Straßl.

Auf der Straßen. — Die Straßen ist meine Wiegen gewesen, von der sie mich als kleines Kind haben aufgenommen aus Barmherzigkeit. Ein armer Steinschlager ist mein Straßenvater worden. Wie er gestorben, hat er mich zu seinem Erben eingesetzt, meine Armut von ihm, meinen Namen von der Straßen, auf der ich gefunden worden. O hätten sie mich dazumal liegen lassen auf der Erden und umkommen lassen aus Barmherzigkeit! Glauben kunnt' man's nit, wie einen Gott verlassen kann!

Kaderer.

Weißt, Herzerl, wen Gott verlassen hat, der muß es halt mit dem Teufel probieren — ist auch manchmal kein schlechter Kamerad.

Greiffel
(zu Kaderer).

Bruder, dem predigst umsonst, der Mensch ist ja ganz verstockt.

Kaderer.

Ei was, ich geh' schlafen.

Straßl
(für sich, allmählich in Affekt kommend).

Hart hab' ich gerungen — mit der Welt, mit mir selber. Es müßt sein, hab' ich gemeint, daß unsereiner anständigerweis ins Grab steigt — und es ist doch nit. Wenn sie mir nur einmal was Gutes hätten getan, nur einmal! Kein Halm im Busch kann durstiger sein nach einem Sonnenstrahl, als ich es gewesen bin nach dem freundlichen Blick aus einem

Menschenaug'! — 's ist all umsonst gewesen. **Nieder** muß der arme Schelm, **nieder** muß er! — So weit er nit selber sinkt, reißen ihn die Leut' hinab. Dumm ist der Mensch von sich selber, schlecht wird er durch andere. Jetzt haben sie mich dort, wo sie mich haben wollen, die mich gehetzt — **gehetzt** haben bis zum Henker. — (Knirschend.) Aber **nein!** In der Unschuld hab' ich vergeblich gewinselt unter ihren Fäusten, **jetzt** steht's anders. Ins Gesicht schreien möcht ich diesem heuchlerischen, feigen, schurkischen Gezücht: Nit ihm allein, euch allen wäre das Blei vermeint gewesen. (Gegen Kaderer und Greiffel mit schwerem Nachdruck.) Spitzbuben, am End habt ihr recht! — Na, na, das nit, das nit. Hüte mich vor solchen Gedanken! Nur nit ganz weich' von mir, o mein Gott!

Dritter Auftritt.

Die **Vorigen.** Der **Kerkermeister.** Sperrt von außen rasselnd die Pforte auf, innerhalb wieder ab. Martialisches Aussehen, spricht ungarisch-deutsch. Trägt eine weiße Schale und ein Stück Brot unbehilflich vor sich her. Tritt gravitätisch mitten auf die Bühne, bleibt dort stehen, schaut strenge um sich. Kaderer und Greiffel geben sich eine ordnungsmäßige Position, verspotten aber gelegentlich den Kerkermeister hinter seinem Rücken.

Kerkermeister.

Wer hot räsonniert?! Hob' gehört räsonnieren. Do-hier wird nix räsonniert. Wem's nit recht is, sul kuschen. Kerl, wos mir noch einmal tut räsonnieren, loß ich krump schließen, daß Seel beim Ellbogen raus fohrt, verstonden! (Gegen den Straßl.) Do hoben Se Ihner Fruhstuck! (Stellt Schale und Brot auf Straßls Bett.) Mochen's schnell. Stondor wird bald do sein.

Greiffel
(auf das Frühstück hinlugend).

Das laß ich mir gefallen! Kaffee kriegt er heut', der Herr Holzknecht.

Kaderer.

Die Henkersuppe.

Blümlein.

Kein gesundes Essen.

Greiffel
(zum Kerkermeister).

Eine geistige Nahrung, Herr Profoß, eine geistige Nahrung hätten Sie ihm bringen sollen, dem armen Teufel. Für den armen Sünder ist Schnaps allemal gesünder. Ein altes Sprichwort. Bei so einem Fest muß der Mensch illuminieren, sonst ist's zu tumper. Und ich — (für sich) wenn ich nur den Kaffee kunnt haben!

Kerkermeister
(zu Straßl, der halb gebrochen vor seiner Schale kauert, ohne zu essen).

Mochen's, mochen's! Zwei Trumm Zucker hob' ich 'nein g'schmissen.

Straßl
(traurig).

Dank, dank.

Kerkermeister.

O, für wos denn? Ich zohl jo nix.

Kaderer.

Der Ungar zahlt nichts, merk' dir das.

Straßl
(verdeckt sein Gesicht und beugt sich tief nach vorne).

Mein Weib, meine armen Kinder!

Kaderer.

Nur meinem guten Rat folgen, Holzknecht. Und solltest schon picken bleiben, so verleg' dich aufs Schlafen. Ist das letzte Mittel, aber auch das beste. Das Schlafen können's dir nit nehmen und im Schlafen bist Freiherr!

Straßl
(für sich).

Wenn sie da ist — die Förstersfrau!

Greiffel
(auf die Schale plangend, leise).

Wenn ich nur den Kaffee kunnt haben! (Er macht Miene, sich hinzuschleichen.)

Kaderer
(zu Greiffel).

Nur nit heimlich nehmen. Nur schön bitten drum, den Profoßen, wenn du ihn haben willst, um alles schön bitten. Nur nix so nehmen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

An der Pforte pocht es. Der Kerkermeister öffnet, ein Gendarm tritt herein mit aufgepflanztem Gewehr, während ein zweiter vor der Pforte stehen bleibt.

Kerkermeister
(den Gendarm an Straßl weisend).

Do hoben's!

Gendarm.
(zu Straßl, indem er Fesseln hervorzieht).

Hände aneinander!

Straßl
(hält die Hände gekreuzt hin. Gefaßter).

Es muß überstanden werden. Jetzt hab' ich Kurasch.

Gendarm.

Vorwärts!

(führt Straßl vor sich zur Pforte hinaus).

Greiffel
(zum Kerkermeister in kriecherischem Tone).

Ich bitt' untertänigst, Herr Profoß, das Tröpfel Kaffee, was er hat übriggelassen!

Kerkermeister.

Wos wollen's?

Greiffel.

Wenn ich's haben kunnt.

Kerkermeister.

Gengen's weiter. Lossen's Ihnen Prozeß mochen, bekummen's auch Kaffee!

Greiffel
(zum Kerkermeister).

Ich bitt', Herr Profoß.

Kaderer
(hat, während Greiffel bittet, hinter dessen Rücken die Kaffeeschale erhascht, leert sie mit einem langen Zuge, dann höhnend zu Greiffel).

Nur um alles schön bitten!

Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Straße. Rechts von den Zuschauern eine gemauerte, halb verfallene Hütte, zu deren niedriger Tür ein paar Stufen hinanführen. Links ein großes rotangestrichenes Kreuz mit einem fast lebensgroßen Christusbilde. Unter dem Kreuze eine Kniebank. Im Hintergrunde freie Gegend, schönes, sonniges Landschaftsbild. Die Stimmung hochsommerlich.

Erster Auftritt.

Der Schorscher, ein vierschrötiger Mann in hohen Stiefeln, grauer Kniehose, dunkler Weste mit einer Reihe von großen Silberknöpfen, in Hemdärmeln, mit bunter Zipfelmütze, das Gesicht breit, gerötet, bartlos, brutale Züge, Augenbrauen und Wimpern aschfahl.

Schorscher
(steht mitten auf der Straße und betrachtet die Hütte).

Sünd und Schad! Was das für ein sauberes Häusel ist gewesen vor ein paar Jahren! Und wie schaut's jetzt aus! Das Dach zerlempert, die Fensterscheiben zertrümmert, der Zaun zerrissen und verbrannt. Und was die Alten übrig lassen, das zerstören die Rangen. — Schad um die Hütten. Und seit zwei Jahren nit einen Kreuzer Zins! — Am allermeisten harb ich mich über mich selber, daß ich so gut bin und es nit schon lang 'nausgeschmissen hab', das Glumpert! — Aber jetzt, jetzt ist meine Geduld zu End. — Er ist eingesperrt, kommt eh' nimmer aus, vor dem brauch' ich mich nit mehr zu fürchten. Jetzt mag er lästern wie er will. Lästermaul! Als Gemeindevorstand und Armenvater ist es meine Pflicht, diese Leut zu verjagen, wir haben unsere eigenen

Bettelleut'. Ich bin Armenvater und weiß, was meine Pflicht und Schuldigkeit ist. (Hinausblickend.) Nau, was steigt denn da für eine verdächtige Kreatur daher! Wird ihnen doch der Straßl nit wieder auskommen sein! — Ah, der Ameisgraber ist's. (Ihn anrufend.) Na, Seppel, ist heut' Feiertag bei dir, daß du im schönen Gwand umgehst?

Zweiter Auftritt.

Voriger. Der Schwarz-Seppel in seinem zerfahrenen, abenteuerlichen Waldanzug kommt von rechts die Straße heran.

Schwarz-Seppel.

Heut' hat alles Feiertag. Heut' wird der Straßl eintunkt.

Schorscher.

Ah, zum Gericht gehst. Na, schaut's nur, schaut's, daß was ausricht's. Ich werd' derweil da drin' Ordnung machen.

(Tritt rasch in die Hütte.)

Schwarz-Seppel
(betrachtet die Hütte).

Sas Maria, is das a Glumpert, de Hütten! Ich glaub', es wohnt sogar wer drinnen. Na, da möcht' ich nit bleiben. Da ist's mir erst in meiner Wolfshöhlen noch lieber.

Der Vorige. Lodel. Ebenfalls in ärmlichem, aber ziemlich sorgfältig gehaltenem Sonntagsgewande, mit einem Stock in der Hand, kommt dieselbe Richtung wie der Sepp, diesen einholend.

Lodel.

Laß Zeit, laß Zeit, Seppel! Schon a Weil hab' ich dich vor mir dahergehen sehen, man meint, du bist nit zum derwischen.

Schwarz-Seppel.

Sie sagen, wenn man zu spat kam, wurd' man gestraft.

Lodel.

Mußt gewiß auch in die Stadt zum Gericht, des Straßl wegen?

Schwarz-Seppel.

Freilich verlangen's mich, zum Aussagen. Der Straßl, das ist ein Hartgesottener, mit dem g'schaffen's nix allein, die Richter. Müssen wir ihnen helfen. Wenn wir nur den wegbrachten! Unser Gemeindevorstand hat's auch gesagt.

Lodel.

Jetzt, wenn wir zusammenhalten, bringen wir ihn weg.

Schwarz-Seppel.

Du sag', kriegen wir a Bezahlung?

Lodel.

Für'n Gang?

Schwarz-Seppel.

Freilich für'n Gang, weil wir nit fahren und nit reiten. Der Weg vom Kreuzeck her ist weit.

Lodel.

Umsonst tu' ich's nit. Fünf Gulden für den Gang wird nit zu viel sein bei einem so großen Spitzbuben. Und weißt, was sie gefunden haben bei ihm?

Schwarz-Seppel.

Nau?

Lodel.

Rat' einmal.

Schwarz-Seppel.

Geh' mit dem Raten da! Wenn einer einmal sagt: rat', da rat' ich nit. Da errat't man's gewiß nit.

Lodel
(wichtig tuend).

Eine Pechkratzen hat man bei ihm gefunden! Der schlechte Lump wär' mir noch ins Gei 'gangen! Werd's schon fürbringen. Werd' reden heut' — ich red'! Pechkratzen wär' er 'gangen, wenn sie ihn nit zum Glück früher derwischt hätten. Der miserablige Kerl!

Schwarz-Seppel
(mit der Faust niederwärts stoßend).

Der Straßl, der muß abi!

Lodel
(in die Lüfte weisend).

Auffi muß er, auffi! Und wir müssen abi — in die Stadt. 's wird schon bald neuni.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Altes Männlein, welches etwas Possierlich-Altweibisches an sich hat, zahnlos, gebückt und hastig, trippelt dieselbe Richtung wie die Früheren daher.

Altes Männlein.

Stad, Leuteln, laßt's mich ah mitkemma.

Lodel.

O, schau, die zottete Maus ist auch da. Bist auch vorgeladen?

Altes Männlein.

Vorgeladen, das nit. Ich geh' freiwillig. Will mir amal an guten Tag antun. Bin neugierig, was ihm geschieht. Ich fürcht' nur, er gesteht's ein, nachher wird er am End gar nit gehenkt.

Lodel.

Die Leugner nit? und die Eingesteher auch nit? Ja, wer soll denn nachher überhaupt noch gehenkt werden?

Altes Männlein.

Die ehrlichen Leut'!

Schwarz-Seppel.

Das wär' ja schrecklich!

Lodel
(dem Schwarz-Seppel auf die Achsel klopfend).

Sei ganz ruhig, dir geschieht nichts.

Altes Männlein.

Gehn ma, gehn ma, daß ma nit z'spat kema. Bin schrecklich neugierig! (Alle drei ab).

Vierter Auftritt.

Martha. In einfachem, dunkelfärbigem Gewand, staubigen Schuhen, einen gebrochenen Baumast als Stock tragend, kommt dieselbe Richtung wie die Vorigen. Steht ein wenig still, schaut aus, setzt sich dann auf die Stufe unter dem Kreuze und trocknet sich mit einem Tuch den Schweiß vom Angesicht.

Martha
(in einem ernsten Volksliedtone halblaut vor sich hin).

Und wenn dein Lieb gestorben ist, gestorben ist,
So graben sie ein tiefes Grab,

Und legen ein Kreuz ihm auf die Brust, wohl auf die Brust,
Und senken es still hinab.
So hast du dich von mir gewend't, von mir gewend't,
Und ich bin blieben dein,
Gott mit dir, Gott mit dir, du süßer Freund,
Ich leb' und sterb' allein.

Meine selige Mutter, wie oft hat sie dieses Lied gesungen! Hat sich wohl nie gedacht, daß es einmal so auf mich wird passen, und daß ich einmal den Weg sollt' machen müssen, den ich heute geh'. Zum Gericht. Freilich wohl besser als Ankläger, wie als Angeklagter. Gott mög' uns behüten — all miteinand'! Mein Weg ist hart genug. Als Zeugen gegen den, der mein alles hat zerstört. — Still ist's hier wie in der ewigen Ruh'. — Daß es gar so kurz ist gewesen mein Glück auf der Welt! Daß es gar so schreckbar hat müssen enden! Wochen und Wochen sind seither vorbei, und ich kann's nit fassen und immer noch nit glauben. Als ob mir einer einen Schlag hätt' getan aufs Haupt — und betäubt. So taumle ich hin. — Jetzt soll ich aussagen gehen, was ich weiß. Mein Gott, was weiß ich denn? Wer kann's sagen? Mein Glauben ist wohl, daß er's war. Gewesen wird er's sein, es weist sich alles so. (Mit innerer Leidenschaft.) Jesus, ich bin nit rachgierig, aber für den, der's gewesen, ist kein Galgen zu hoch. (Von der Ferne hört man das gleichmäßige Klingen einer Kirchenglocke. Martha horcht.) Läuten tun sie. Was sie nur so läuten mitten im Werktag? Ach ja, Freitag ist, die neunte Stunde. Das Verscheiden Christi. (Sie faltet auf dem Schoß die Hände, und mit gesenktem Haupte betet sie, während die Glocke leise klingt.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorige. Vor der Hütte wird ein kleines, etwa fünfjähriges Mädchen sichtbar, Everl, mit wirrem Haar, in schlechte Lumpen gekleidet, barfuß, mit mageren Gliedern. Hübsches Gesichtchen. An einem Finger lutschend, steht sie an der Hüttenecke und schaut mit schreckigen Augen, mißtrauisch und neugierig zugleich auf Martha.

Martha
(bemerkt das Kind, hebt den Kopf. Für sich).

Mein Gott, das Kind dort. Arme Leut'. Überall voller Elend, wo man hinschaut. (Freundlich zu Everl.) Dirndl! Geh' her da, Dirndl, geh' her zu mir. Komm, ich tu' dir nichts.

Everl
(naht zögernd, bleibt aber einige Schritte vor Martha stehen).

Martha.

Schau, bist ja ein braves Madel, du. Magst mir nit ein Krügel Wasser bringen? Zum Trinken. Kriegst nachher von mir einen Kreuzer. Gelt ja!

Everl
(geht um die Hüttenecke und verschwindet).
(In der Hütte erhebt sich ein Lärm, Geschrei, krachende Möbel.)

Sechster Auftritt.

Die Vorige. Der Schorscher. Dann Jessel, noch jugendlich. Nicht unschönes, aber blasses, eingefallenes, krankes Gesicht, schwarzes Haar in losen Strähnen, dunkle, große, wirre Augen. Notdürftig mit grauer Leinwand bekleidet, eine mattfarbige Bettdecke flüchtig um den Oberleib gewunden.

Schorscher
(tritt mit geballten Fäusten lebhaft gestikulierend aus der Hütte, indem er einen daneben stehenden Holzsechter mit dem Fuß fortstößt. In die Hütte zurückschreiend).

Das will ich doch sehen, ob diese Brut nicht zu vertilgen ist! Wimmern und betteln die Hex', die faule!

Jessel
(wankt zur Tür hinaus. Mit vorgestreckten, fleischlosen, gefalteten Händen dem Schorscher nachflehend).

Herr Vorstand! Mein Herr Vorstand! Nur noch kurze Zeit Gnad' und Barmherzigkeit! Bei dem am Kreuz bitt' ich, nur heut' noch Geduld! Nur heut' noch! Wer weiß, wie sich's ändert! Gott wird's vergelten an Euren Kindern.

Schorscher
(hart).

Hab' ich ihrer? Gott sei Dank, nein.

Jessel
(sinkt vor Schorscher aufs Knie).

Gott soll Euch segnen an Eurem Haus und Stall, an allem, was Ihr lieb habt. Nur unser Elend laßt Euch erbarmen.

Schorscher.

Ich hab's gesagt. Ich bin Armenvater. Hab' auf unsere Leut' zu schauen. Du weißt, was geschieht. Gehst nit hinaus, so fliegst hinaus! mitsamt deiner Brut. In einer halben Stund wird ausgekehrt! Ich hol' meine Knechte. Hinweg da! (Stößt das ihm mit dem unglasierten Wasserkrug über den Weg laufende Everl beiseite.) Bande, verdächtige! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Martha. Everl. Jessel. Letztere ist an der Stufe der Hüttentür zusammengesunken.

Everl, dem bei dem Stoße der Wassertopf zu Boden gefallen und zerschellt ist, hebt an zu schluchzen.

Martha
(gütig zu Everl).

Malheur hast gehabt mit dem Wasser. Der harte Mann! Der grausliche Mensch! — Komm her, Kind, deinen Kreuzer

kriegst du doch. Seh', greif an: (Everl naht zutraulicher.) Einen weißen kriegst, einen Schimmel. Da schau, daß du dir eine Semmel kannst kaufen, eine recht große. (Gibt dem Everl eine Silbermünze.) Bist ja ein liebes Dirndl, du. — Die dort, das ist deine Mutter, gelt?

Everl
(nickt mit dem Kopf).

Martha.

Sag' mir einmal, Kind, wie tust denn du heißen? han?

Everl.

Eva Straßl.

Martha.

Wie? Wie sagst?

Everl.

Eva Straßl.

Martha.

Straßl! Straßl! Und dein Vater?

Everl.

Eingesperrt.

Martha
(schlägt die Hände zusammen. Für sich).

Da hat man's. Die Straßl-Toni-Leut'. — Gott, da schaut's aus!

Jessel
(für sich).

Ist das ein Leben!

Martha
(teilnehmend).

Ist Euch schlecht?

Jessel
(stets bitter und herb).

O Gott!

Martha.

Was ist denn das mit Euch?

Jessel
(aufzuckend).

Was das ist? Das Elend ist das.

Martha.

Ihr seid krank. Und so allein.

Jessel
(auf mehrere verwahrloste Kinder deutend, die in der Tür zum Vorschein kommen).

Leider Gottes, nein.

Martha.

Steht Euch denn niemand bei?

Jessel.

Uns? Uns beisteh'n? — Frau, bist denn du nit gescheit? oder fremd? Bist nit auch du gekommen, uns einen Fußtritt zu geben? Nit? Wär' das ein Wunder!

Martha.

Weib, was sind das für Reden?

Jessel
(erregt).

Also was willst?

Martha.

Auf dem Weg in die Stadt bin ich. Wollt' ein wenig rasten da, und — wenn dir schlecht ist, und sonst niemand bei dir —

Jessel
(bitter).

In die Stadt, da mußt schnell machen, sonst versäumst. Ist große Unterhaltung dort.

Martha.

Weiß nichts. Ich kümmere mich um keine Unterhaltung.

Jessel.

Zu der sollst aber doch gehen. Man sieht's nit alle Tag, wie einer gehenkt wird.

Martha.

Ich weiß nur, daß in der Stadt eine Gerichtsverhandlung ist.

Jessel.

So viel wie gehenkt. Ist ja der Straßl-Toni. Natürlich. Hat ja einen Jäger derschossen.

Martha.

Ist es doch wahr!

Jessel.

Natürlich! Sagen es ja alle. Alle sagen's So muß es wahr sein. Da hilft ihm nichts. — Morgen, wenn die Sonne unten ist — oh! (Birgt ihr Gesicht schaudernd in die Lappen.)

Martha
(beugt sich nieder zu Jessel, um sie aufzurichten).

Mußt nit, Weib, mußt nit so. Gott ist barmherzig. Und du bist ja unschuldig.

Jessel.

Unschuldig? Mitschuldig, mußt du sagen. Mitschuldig! Ich und die Kinder sind schuld, wenn er mit dem Gewehr in den Wald gehen muß. Wir haben ja nichts! — Und wie uns die Leut' verfolgen!

Martha
(sich gegenüber auf einen Holzblock setzend).

Aber mein Gott, das muß doch eine Ursach' haben!

Jessel.

Freilich hat's eine!

Martha.

Tut er trinken oder spielen, oder was?

Jessel.

Dazu haben wir kein Geld. Aber so viel schimpfen, wenn er wild ist und zornig und trutzig. Der Trutz ist sein größter Fehler. Und sonst sich halt auch nit schicken können zu den Leuten. Aber das tät' alles nichts machen, unsere größte Untugend ist, daß wir arm sind. Arm und fremd, haben keinen Heimgang. Jeder Bettler kann heimgehen und sein Elend ablasten auf der Heimatserden. — Wir sind anders dran, mein du. Der Straßl-Toni ist fahrender Leute Kind, hat keine Schriften, gar nichts. Überall, wo wir mögen sein, hätten sie uns gerne fort und wissen nit, wohin mit uns. Was wir schon hin und her geschummelt worden sind wie die Zigeuner! Möchten gerne arbeiten und seßständig werden — sie lassen uns nit. Nichts als getreten, nie was Gutes, keine Brüderlichkeit bei den Leuten. Man muß verzagt werden. Schier wild und listig ist er worden, der Straßl, aber schlecht nit. Gewiß wär's ausgeblieben damals, das

erstemal, aber verführt ist er worden. Hat ihn ein schlechter Kamerad in den Wald mitgelockt. Den Hirschen hat der andere geschossen, erwischt und eingesperrt ist der Straßl worden.

Martha.

Ist das wahr?

Jessel
(steht auf).

Was fragst denn? Willst mir glauben, so tu's aufs erstemal. — Hätt' er ihn verraten dazumal, den Kameraden, leicht wär' er früher auskommen. — O Narr, immer noch früh genug. Hätt's drinnen besser gehabt wie heraußen! Der Sündenbock! Allemal, wenn im Wald was ist gestohlen worden: der Straßl hat's getan, und kein anderer als wie der Straßl. Um Arbeit hat er herumgebeten wie ein Mensch nur bitten kann, und wär's die härteste, er wollt' sie mit Fleiß verrichten und keinem Menschen was übles. — Was hat's ihm geholfen? Der verdächtige Lump hat er sein müssen und allerweil alles hinter ihm her. — Gott, wie mir dieser Mensch oft hat erbarmt! (Sinkt an der Türtreppe nieder.)

Martha.

Ich glaub dir's, Weib, daß du verzagt bist und verbittert, ich glaub dir's. Aber schau', sollst es ihnen nit so schwer anschreiben. Schau', die Leut' sind halt einmal wie sie sind. Und hat alles seinen Grund, wie sie sind. Sollst ihnen halt ein bissel verzeihen.

Jessel
(lacht grell auf).

Martha.

Ich weiß wohl, verzeihen ist das Allerschwerste, aber auch

der größte Segen Gottes. Man erlöst sich selber, man macht sich selber selig, wenn man anderen gut ist.

Jessel.

Sollen uns nit so schlecht machen, wenn sie uns gut haben wollen! — Sie schlagen ihn ja in uns hinein, den Teufel. — Wie im vorigen strengen Winter. — Der Toni geht in den Wald und klaubt Holzäst' zusammen — Ästln, wie sie der Wind vom Baum bricht. Derwischt haben sie ihn dabei und zuschanden geschlagen. Dazumal hat er vor dem Kreuz dort die Hand aufgehoben und gesagt: „Herrgott, hüt' mich, daß es kein Unglück gibt!" — Durch Mark und Bein ist es mir gegangen, das Wort. Arbeit hab' ich gesucht, um Gottes willen, nur Arbeit, daß ihm solche Gedanken vergehen. Getan hätt' er nichts, aber schon die bösen Gedanken vergiften den Menschen. — (In der Hütte Kindergeschrei und Gepolter.) Everl, geh' hinein! Fried geben sollen sie! (Everl geht in die Hütte.) Der einzige Überfluß, denn wir haben, Kinder und nichts als kleine Kinder.

Martha.

Wieviel habt ihrer?

Jessel.

Sieben täten sein, wenn sie alle am Leben wären. Zwei sind an der Auszehrung gestorben, ein drittes —

Everl
(von der Hütte herausschreiend).

Raufen tun sie so viel, und der Jackerl hat dem Micherl mit dem Hammer ins Gesicht geschlagen. Weil er's Brot will haben.

Jessel
(hineinrufend).

Das Brot sollen sie teilen!

Everl.

Ja, der Micherl hat's schon 'gessen.

Martha
(für sich).

's ist ein Jammer!

Jessel.

In Zeit und Weil bete ich zu unserem Herrgott, daß er die armen Würmer zu sich nehmen möcht', und geschwind darauf bet' ich wieder zu unserer lieben Frau um Fürbitt', daß sie mir die Kinder erhalten möcht'! Ich hab' ja sonst kein Leben und keine Freud' auf der Welt, wie dieses großes liebe Kreuz, die Kinder. (Sie weint.)

Martha
(legt ihr die Hand auf die Achsel).

Wein' dich still aus, dann wird dir leichter.

Jessel
(sich wieder sammelnd, zu Martha aufblickend).

Ich weiß nit — so gut wie du ist mir schon lang kein Mensch mehr gewesen. Und kenn' dich gar nit.

Martha.

Sollt's dir wohl tun, daß du dich aussprechen kannst, so tue es — tue es zu mir. Armes Weib (indem ihr selber der Schmerz den Hals zuschnürt), erbarmen tust mir bis ins Herz. — Wie hat's denn können sein, was jetzt ist geschehen?

Jessel.

Mit ihm, meinst! — Bei der Hochwand oben haben sie einen Steg gebaut. Weil sich sonst keiner hinaufwagt in die wilde Wand, hat der Straßl dort die Eisenklammern eingebohrt. Dafür zwei Gulden Lohn. Wir schicken gleich das Dirndl hinaus ins Dorf zum Bäcker. Woher nehmen denn diese Leut' das Geld? hat's geheißen. Sind eh' schuldig bei uns, gib's nur her! Weinend kommt's Dirndl zurück, und nit ein Krümmel Brot bringt's mit! Da ist der Toni still, kein Wort hat er gesagt und geht fort . . .

Martha.

Erzähl' weiter.

Jessel.

Denk' ein Unglück, Frau, aber denk' nichts Schlechtes von ihm. Die Nacht vergeht, und am Morgen ist mein erster Blick auf den Herd hin, wo er sonst schlaft. Ist nit da. Am Vormittag kommt der Plattel-Franz, sein Holzschlagkamerad von ehezeit her und fragt nach seinem Kugelstutzen. Mir gleich ein Stich ins Herz, wie ich vom Schußgewehr hör'. Wieder wildern. Wieder eingesperrt werden! — Gegen Mittag kommt er selber. Ohne Gewehr und ohne Wildbret. Lehnt in den Winkeln herum und redet nichts. Ist dir was, Toni? hab' ich ihn noch g'fragt. — Laßt's mich mit Fried'! schreit er auf, und nachher wieder nichts. — Ruft auf einmal der Wegmacher beim Fenster herein: Habt es schon gehört? Der Kreuzjäger ist erschossen! — Ich still, schau den Toni an. Hast es gehört? sag' ich, der Kreuzjäger! — Wegen meiner, gibt er Antwort, wer so tief im eigenen Elend steckt, der sieht fremdes nit mehr. Und geht wieder fort. Mir ist zum Schlagtreffen gewesen, so angst, und hab' nit gewußt warum. Es wird Nacht, es wird Früh, und er ist nit da. Kommt

die Nachbarin und schreit: Gut, daß sie ihn haben. (Erhebt sich.) Wen? frag' ich. Den Straßl-Toni. Er sitzt schon, sagt sie, er ist's gewesen. — Ich, gar nit einmal soviel erschrocken, sag: Natürlich, allemal, wenn was geschieht, ist's der Straßl gewesen. Zum Lachen ist's. — Gut, wenn du dir's nit schwer legst, sagt die Nachbarin und geht wieder. Und ich allein mit meiner Angst. Geschossen kann er haben, aber nit auf einen Menschen! Auf einen Menschen nit, dafür leg' ich meine Hand ins Feuer.

Martha.

Dein Vertrauen zu ihm ist brav.

Jessel
(aufschreiend).

Was hilft das? Er steht vor dem harten Gericht. Die Zeugenschaft lauter Feinde. Die Kreuzjägerin selber soll dabei sein. Alle werden schreien: Er hat's getan. Und keiner, der ihm zur Seiten stund. —

Martha
(beruhigend).

Mußt dich nit so aufregen. Schau, denk' an deine Kinder.

Jessel
(aufkreischend).

Hei, die Kinder! Das wird noch lustig werden mit diesen Kindern! Wenn sie einmal fragen: Wo ist unser Vater? Was werde ich antworten? Soll ich warten, bis fremde Leut' zu Schand und Spott hinschreien: Gehenkt ist er worden! — Ach, weh, weh, ich weiß mir nit zu helfen! (Bricht an den Stufen zusammen und stöhnt).

Martha
(mit Innigkeit ihr beistehend).

Armes Weib. Du denkst nur an das Schlimmste. Es wird anders sein und besser als du meinst. Schau, mußt

nit vergessen auf den da oben! Oft lange bleibt er aus und läßt den Menschen sinken, aber in der größten Not, wenn niemand sonst mehr helfen kann, steht er da mit seiner Barmherzigkeit und Allmacht. Zu dieser Stund kann er Erleuchtung und Erbarmen legen in das Herz seiner Richter, Mitleid in die Brust seiner Ankläger und stillen Trost in seine eigene. Sei in Frieden, meine arme, gute Schwester, du wirst nit verlassen sein. — Sonst kann ich dir nichts mehr sagen, ich muß jetzt fort, habe einen wichtigen Gang. Da nimm, ich bitte dich, nimm, was ich bei mir habe (legt ihr die Geldbörse in den Schoß), und stärke dich und fasse Mut.

Jessel
(erstaunt zu Martha aufblickend).

Wer? Wer bist denn du? (Reibt sich die Augen.) Ich kenn' mich nit mehr aus.

Everl
(von der Tür aus aufgeregt in die Gegend zeigend).

Mutter! Er kommt! Er kommt schon wieder!

Jessel
(auffahrend).

Wer kommt?

Everl.

Der grausliche Mensch! (Stürzt in die Hütte zurück.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Schorscher mit zwei Knechten.

Schorscher
(zu den Knechten gegen Jessel weisend).

Da packt an! Das ganze Glumpert hinaus! Weg mit der!

Martha
(für sich).

Ist das nit der Schorscher-Bauer? Der Gemeindevorstand von Karleiten?

Schorscher
(zu den Knechten).

Na wird's?!

Ein Knecht
(zögernd).

Die da? Aber Bauer, die ist ja ganz krank!

Schorscher
(zum Knecht).

Was? Willst vielleicht du mir Weisung geben? Schlingel, du fauler, gib acht, daß dir nichts passiert! — Hinaus mit dem Gesindel! Oder ich greif selber an, und bei dir zuerst!

Martha
(gegen den Schorscher tretend).

Das ist nit Euer Ernst, Herr Gemeindevorstand. Leute, die in einem so großen Elend stecken, wie die da, stoßet Ihr nit auf die Straßen.

Schorscher.

Die Bagasch soll arbeiten! Diebs- und Mordsgesindel!

Martha
(ernst).

Gebt acht auf Eure Red', sie kunnt Euch schaden. Noch ist er nit verurteilt.

Schorscher.

So! Und sonst nichts? — Warum ist er denn eingesperrt gewesen? Und was sagt denn das Zuständigkeitsgesetz? Han?

Martha.

Blümel blamel, Bauer. Nit weil der Straßl-Toni eingesperrt ist gewesen, und nit weil das Zuständigkeitsgesetz was sagt, macht Ihr diese Leute obdachlos, als vielmehr, weil sie den Zins nit können zahlen.

Schorscher.

Soll ich, der Schorscher-Bauer, der sein Lebtag einen ehrbaren Rock tragt, soll ich mein Geld an Herlaufern und Wildschützen verlieren?

Martha
(leiser und bedeutsam).

Was den Wildschützen betrifft, mein lieber Schorscher-Bauer, so seid Ihr selber einmal so nahe an der Arrestmauer vorbeigestreift, daß an Eurem ehrbaren Rock der Ärmel ist weiß geworden.

Schorscher
(auffahrend).

Wer sagt das?

Martha.

Ich.

Schorscher

Höll' Teufel, Saggerment! Wer! Wer kann mir was Schlechtes beweisen?

Martha.

Ihr solltet das nit so laut ausschreien. Im Forsthaus oben, noch von früheren Zeiten her, liegt ein G'schrift vom Bauer Johann Schorscher, der sich für den gestohlenen Rehbock mit einem Paar Ochsen hat auskaufen wollen.

Schorscher.

Wer? Mit einem Paar Ochsen? Der Johann Schorscher? Ich? Hi hi — wer ist denn die Frau, daß sie so viel weiß?

Martha.

Ich bin das Weib des verstorbenen Oberförsters.

Jessel
(horcht auf. Für sich).

Die Kreuzjägerin!

Schorscher
(einlenkend).

So, so. Die Frau Oberförsterin. Ist wohl ein rechtes Unglück, das Euch getroffen hat, Frau. Wohl zu bedauern. Die Leut' reden alle so gut von Euch. Recht derbarmen tut Ihr mir.

Martha.

Ich bedank' mich für Euer Mitleid, mir hilft es nichts. Aber die da (auf Jessel zeigend), die braucht's.

Schorscher
(verwundert).

Und der redet die Frau Oberförsterin das Wort?

Martha.

Ich frag' Euch im guten, Bauer, werdet Ihr jetzt dieses kranke Weib, diese armen, unschuldigen Kinder aus der Hütte vertreiben?

Schorscher.

Ist kein Spaß nit! Eine alleinstehende Frau! Ist eh' viel, wie die Frau Forstmeisterin feststeht, ist eh' viel!

Martha
(nachdrücklich).

Werdet Ihr diese Leute aus der Hütte vertreiben?

Schorscher
(leutselig tuend).

Ah na, na, das nit. Freilich, die Kinder, die Kinder sind unschuldig. Will schon noch ein Randel zuwarten, ah halt ja, halt ja. Das laßt sich der Schorscher nit nachsagen, daß er hartherzig wär'. Auf die Armen hab' ich alleweil geschaut. Sollen halt noch bleiben, dieweil, ah freilich, sollen noch bleiben.

Martha.

Na ich denk' auch. — Und weil der Schorscher ein so braver Mann ist, so gar nix hartherzig — und Armenvater, so wird er auch noch ein übriges tun. Ein bissel die Hütten da herrichten lassen, gelt?

Schorscher.

Was meint die Frau? Ah, die Hütten? Ist eh noch passabel, die Hütten.

Martha.

Hat ja kein Dach und kein Fensterglas mehr.

Schorscher.

Werden's halt ausflicken.

Martha.

Und ein Ackerl dazu, und ein Wieserl dazu, Herr Gemeindevorstand.

Schorscher.

Oho! Das nit!

Martha.

Ah freilich. Ein Erdäpfelgarterl und eine Kuh ist das best' Mittel gegen Bettelleut'.

Schorscher.

Das Gesindel wollt's reich machen und mich zum Bettler!

Martha
(ironisch schmeichelnd).

Nachher tut der brave Schorscher-Bauer noch was, wie ich ihn kenne. Daß die armen Leut' da recht schön und friedsam können hausen und bauen und ihren Zins zahlen, so laßt ihnen der Herr Vorstand das Gütel verschreiben auf zehn Jahr'.

Schorscher
(aufbegehrend).

Was nit noch? Warum nit gleich ganz schenken! Und selber ihr Knecht werden. Nit? Die Hütten hergeben! Und ausflicken! Äcker und Wiesen! Jesses, wer soll denn da d'rauskommen! Nein, ich tu's nit! Ich tu's nit!

Martha.

Nachher, Herr Gemeindevorstand, nachher fahren wir!

Schorscher

Fahren? Wohin?

Martha.

Mit ein Paar Ochsen in den Kotter.

Schorscher
(geht rasch über die Bühne auf und ab).

Verfluchtes Weibsbild!

Martha
(hält ihm die Hand hin).

Also? — Abgemacht?

Schorscher.

Ich geh'! Ich geh'! (Zu den Knechten.) Kommt's, Buben! (Mit den Knechten ab).

Martha
(ihnen nach).

Wir reden noch darüber. Du laufst mir nit davon. Die Kette, an der ich dich hab', ist lang, aber reißen tut sie nit. Manchmal einen Wildschützen laufen lassen hat auch was Gutes. — Der geizige Schorscher=Bauer wird noch ein recht großer Armenfreund werden. — Aus der Weis' ist's, wie ich mich da verweil'. Und sollt' schon lang dort sein. (Zu Jessel.) Behüt' Euch Gott, beisamm'. Auf dem Heimweg meld' ich mich wieder. Gescheit sein! (Ab.)

Jessel
(blickt ihr nach, kann sich noch immer nicht fassen).

Jetzt ist das die Oberförstersfrau gewesen! Und so ist eine zu mir, der mein Toni den Mann erschossen haben soll! Unschuldig ist er, jetzt weiß ich's gewiß.

(Vorhang fällt).

Vierter Aufzug.

Gerichtssaal. Am erhöhten grünen Tisch mit Kruzifix und brennenden Kerzen das Richterkollegium, nebenhin der Schreiber. Die Geschwornenbank mit zwölf Geschwornen, lauter Charaktergestalten aus dem Bürger- und Bauernstande. Tische des Staatsanwaltes und des Verteidigers in herkömmlicher Ordnung. Seitwärts hinter Holzschranken ein Teil des Gerichtssaalpublikums sichtbar. Die Richter in Amtskleidung, hohe, ernste Gestalten. Staatsanwalt ein ruhiger, behäbiger Mann, bisweilen schriftliche Aufzeichnungen machend. Verteidiger mit dunklem Vollbart, blättert viel im Gesetzbuche. Anklagebank, an welcher zwischen schwerbewaffneten Gendarmen der angeklagte Straßl-Toni steht in seiner gewöhnlichen Holzknechtkleidung, unbeweglich und vor sich zu Boden starrend.

In dem Augenblicke, als der Vorhang aufgeht, stehen vor dem Richterstuhle noch mehrere Zeugen, der Lodel, der Schwarz-Seppel, der Simmerl, die Waberl. Der Gerichtsdiener löscht die Kerzenlichter aus.

Erster Auftritt.

Richter
(der Vorsitzende des Gerichts).

Das Zeugenverhör ist beendet. Die Zeugen können abtreten. (Die Zeugen mischen sich ruhig in das Saalpublikum.) — Angeklagter, nun können Sie sprechen, wenn Sie noch etwas zu sagen haben.

Straßl.

Es ist nicht wahr, was sie sagen, es ist nicht wahr! Sie wollen mich zugrund richten.

Richter.

Warum sollte man gerade Sie ohne Ursache zugrund richten wollen?

Straßl.

Weil sie mich nit mögen. Weil ich nit in den Ort gehöre, weil sie fürchten, daß wir ihnen zur Last sein kunnten. Geschimpft hab' ich sie auch, und deswegen gehen sie los auf mich. Bis daher haben sie mich gehetzt und sagen aus, was sie nit wissen. Sie haben gar nichts gesehen und wissen nichts, und ist alles nit wahr!

Richter.

Also erzählen Sie uns nochmals, wie es gewesen ist.

Straßl.

Ich bin ein armer Mensch. Meine Familie hat nichts zu essen —

Richter
(unterbrechend).

Das haben wir schon gehört. Es handelt sich um den Mord auf dem Kreuzeck. Sie sind an dem verhängnisvollen Morgen auf das Kreuzeck gegangen.

Straßl.

Ich bin nit auf das Kreuzeck gegangen, um den Jager zu erschießen.

Richter.

Was wollten Sie denn schießen?

Straßl.

Ich bin in den Holzschlag gegangen, um Arbeit zu suchen.

Richter.

Mit dem Schußgewehr?

Straßl.

Ich hab' kein Schußgewehr.

Richter.

Der Holzknecht Sebastian Ebner hat ausgesagt, daß Sie von ihm ein Schußgewehr entlehnt haben.

Straßl.

Das mag früher einmal gewesen sein.

Richter.

Einen Tag vor der Tat.

Straßl
(schweigt).

Richter.

Was sagen Sie dazu?

Straßl.

Mein Gott, Gewehre leihen viele Leute aus; wenn sie da allemal wen umbringen wollten!

Richter.

Man hat dasselbe Gewehr im Dickicht gefunden. Die Kugel, die man in der Leiche fand, paßt genau in das Rohr.

Straßl.

Was geht das mich an? Kann mir das Gewehr nit einer gestohlen haben?

Richter.

Ein Zeuge hat ausgesagt, daß er Sie damals auf dem Kreuzeck mit dem Gewehr gesehen hätte.

Straßl.

Kann mir's nit der genommen haben?

Lodel
(aus dem Saalpublikum).

Bedank mich schön!

Richter.

Das ist keine Antwort.

Straßl.

Warum denn ich? Warum denn just ich? Als ob der Förster keine anderen Feinde hätte.

Richter.

Nennen Sie uns welche.

Straßl.

Einen Jager mag niemand.

Richter.

Warum weichen Sie meinen Fragen aus? Anton Straßl, antworten Sie mir nun deutlich und bestimmt, ob Sie den Oberförster Ferdinand Stamhardt ermordet haben oder nicht?

Straßl.

Warum soll ich den Oberförster ermordet haben?

Richter.

Antworten Sie mit ja oder nein.

Straßl
(erregt).

Meine Herren! Wir alle sind Mörder! Die Sterbenden in den Spitälern, die Verschmachtenden auf den Straßen, die Toten auf den Friedhöfen, wie viele sind denn dabei, die nicht zugrunde gegangen an unseren Todsünden? Der Starke würgt den Schwachen, der Reiche jagt den Arbeiter um Gold ins finstere Bergwerk zu schlagenden Wettern, der General führt die Soldaten aufs Schlachtfeld, der Richter verurteilt den armen Sünder zum Tode, als ob wir nit alle arme Sünder wären!

Richter
(laut).

Nicht weiter!

Straßl
(mit wilder Leidenschaft).

Und mich haben sie auch ermordet! Ermordet, hingerichtet mein kleines, bescheidenes Glück, meine Ehr, meine arme Seel und meinen Leib, der jetzt zusammenbricht in jungen Jahren, morsch wie ein Baum, den der Wurm hat zernagt. Nichts ist mehr übrig von mir als ein böser Geist, vor dem mir selber graut und der immer noch gepeinigt wird, gepeinigt von den Teufeln dieser höllischen Welt! (Knickt zusammen.)

Richter
(ruhig und ernst gegen den Staatsanwalt).

Es fragt sich, ob man nicht einen Arzt für Geisteskranke herbeiziehen sollte.

Staatsanwalt.

Ich sehe dafür keine Veranlassung.

Richter.

Ein einziger Zeuge ist zur Stunde noch nicht erschienen,

nämlich die Frau des Ermordeten, die zur Zeit der Tat am Tatorte anwesend gewesen sein soll. Es ist nun die Frage, ob die Verhandlung fortgeführt oder unterbrochen werden soll bis zum Erscheinen dieser Zeugin, die allerdings einen weiten Weg hat.

Verteidiger
(erhebt sich).

Richter.

Der Herr Verteidiger hat das Wort.

Verteidiger.

Hoher Gerichtshof! Ich stelle den Antrag, daß die Gerichtsverhandlung eines abwesenden Zeugen wegen nicht unterbrochen werde, und berufe mich auf den § 242 der Strafprozeßordnung. Dem Zeugen ist die Stunde, sowie die Pflicht, pünktlich zu erscheinen, bekanntgegeben worden, und der Frau des Verunglückten läge es wohl im eigenen Interesse, sich rechtzeitig einzufinden. Übrigens kann ich auf diesen Zeugen kein besonderes Gewicht legen. Wir haben es schon bei der Voruntersuchung gesehen, daß die Aussage der Förstersfrau nicht weniger vage ist als die der übrigen Zeugen. Ich beantrage also, daß die Verhandlung fortgeführt werde.

(Setzt sich. Im Saalpublikum Zeichen des Mißfallens.)

Staatsanwalt
(gibt ein Zeichen, daß er sprechen will).

Richter.

Herr Staatsanwalt, ich bitte!

(Im Saalpublikum während der Rede des Staatsanwaltes stets Gesten der Begeisterung.)

Staatsanwalt.

Ich kann unter gar keinen Umständen zugeben, daß mit Umgehung einer so überaus wichtigen Zeugenschaft die Ver-

handlung fortgeführt werde. Ich verlange auf das Entschiedenste, daß die Verhandlung unterbrochen, beziehungsweise — falls Zeugin überhaupt verhindert sein sollte, heute zu erscheinen — vertagt werden muß. — Wenn der Herr Verteidiger von vagen Aussagen der Zeugen zu sprechen beliebt, so weiß ich nicht, was er will. Haben die bisher vernommenen Zeugen nicht einstimmig ausgesagt, daß der Anton Straßl ein verkommener Mensch ist, der nicht arbeiten will, der wegen —

Straßl
(aufgeregt).

Ich bitt', sie geben mir keine Arbeit, sie geben mir keine!

Richter
(strenge).

Angeklagter, Sie haben zu schweigen, bis Sie gefragt werden.

Staatsanwalt
(fortfahrend).

— der wegen Wilddiebereien schon einmal gesessen ist, der seit seinem Arreste einen Haß gehabt hat auf den Oberförster und sogar einmal die Äußerung fallen ließ: Dieser Kreuzjäger wird noch einmal an mich denken! Es ist nicht nachweisbar, daß der Oberförster, ein braver, pflichteifriger Mann, sonst Feinde gehabt, es ist auch nicht nachweisbar, daß es in der Gegend noch andere Wilderer gibt als den Straßl-Toni. Was aber weist dieser Straßl nach? Indem er behauptet, er wäre an jenem unseligen Morgen ruhig seinen Weg in den Holzschlag gegangen um Arbeit zu suchen, sagen die Zeugen einhellig aus, daß er unmittelbar nach der Tat am Tatorte gesehen worden ist. Man hat schon dort mit Fingern auf ihn gezeigt, ihn als den Mörder bezeichnet.

Und, meine Herren, eine so spontane, so einmütige Volksstimme trügt nie! — Seit vielen Jahren, da ich an dieser ernsten, verantwortungsvollen Stelle stehe, bin ich nie fester von der Schuld eines Angeklagten überzeugt gewesen als in dem gegenwärtigen Falle. Nichts spricht für den Angeklagten, nichts als sein hartnäckiges Leugnen, und das spricht erst gegen ihn, weil es von einem gründlich verdorbenen Gemüte, von einem verstockten Sünder zeugt, der keiner Nachsicht, keines Mitleides wert sein kann. (Setzt sich. Im Saalpublikum Äußerungen des Beifalls.)

Schwarz-Seppel
(zu seinen Genossen).

Das ist unser Mann!

Verteidiger.

Möge mir hier noch eine Bemerkung gestattet sein!

Richter.

Bitte!

Verteidiger.

Die eben gesprochenen Worte des Herrn Staatsanwaltes könnten mich fast herausfordern zu einem der Sache vorgreifenden Plaidoyer. Wenn der Herr Staatsanwalt erklärt, er sei nie fester von der Schuld eines Angeklagten überzeugt gewesen als in dem gegenwärtigen Falle, so beneide ich ihn um seine großartige Phantasie, welche ihm —

Richter
(unterbrechend).

Ich ersuche den Herrn Verteidiger, persönliche Bemerkungen zu unterlassen.

Verteidiger.

Es sind Verbrechen verübt worden, bei denen der Täter von vielen Augen gesehen und mit Händen ertappt wurde. Verbrechen, die der Täter eingestanden hat. Und diese Tatsachen sollen nicht überzeugender sein als der vorliegende Fall, wo der Verbrecher bei der Tat weder ergriffen, noch gesehen worden ist, wo gar nichts, aber auch gar nichts vorliegt gegen den Angeklagten, als Vermutungen und Vermutungen. (Im Publikum Mißfallensäußerungen.) Weil der Anton Straßl einmal gewildert hat, darum muß er an jenem Morgen mit einem Gewehre auf dem Kreuzeck gewesen sein! Weil er einmal gesagt haben soll: Der Jäger wird noch an mich denken, darum muß er ihn niedergeschossen haben! Ja, kann einer, den ich getötet habe, an mich denken? — Und hauptsächlich stützt die Anklage sich auf den Umstand, daß der Anton Straßl zur Stunde am Tatorte anwesend gewesen ist. Ja, meine Herren, ist nur dieser Mann allein dort anwesend gewesen? Nicht auch andere? Sind am Tatorte unmittelbar nach dem Morde nicht auch jene Personen anwesend gewesen, die heute als ehrenwerte Zeugen hier gestanden? Was haben denn die zu tun gehabt an jenem Morgen auf dem Kreuzeck? Der eine will Pech geschabt, der andere Ameiseier gegraben, ein dritter Wurzeln gestochen haben. Ich frage nicht nach ihrem Gewerbeschein, ich frage nur, ob solche Leute denn immer die intimsten Freunde eines Forstmannes sind? Wenn ich den Spieß umkehren wollte —

Lodel
(aus dem Gerichtssaalpublikum mit dünner, scharfer Stimme).

Verdächtigen? Verdächtigen?

Verteidiger.

Ich habe nichts gesagt.

Mehrere aus dem Publikum.

Ja, ja! Er hat's so herausgebracht! Es könnten's auch wir einer gewesen sein. Widerrufen! Abbitten!

Richter.

Ruhe! (Schellt mit der Glocke, es tritt wieder Ruhe ein, doch gärt es still.)

Verteidiger
(fährt fort).

Endlich führt der Herr Staatsanwalt noch einen Beweis für die Schuld des Angeklagten, der so merkwürdig ist, daß auch ich ihn nicht umgehen kann. Erst recht gegen den Angeklagten, sagt der Herr Staatsanwalt, spreche das hartnäckige Leugnen desselben! Also, weil einer ein ihm zur Last gelegtes Verbrechen leugnet, darum muß angenommen werden, daß er es verübt hat!!

Staatsanwalt
(aufspringend).

In diesem Sinne habe ich nicht gesprochen!

Verteidiger
(heftig).

Ja, so muß es verstanden werden.

Staatsanwalt.

So habe ich es nicht gesagt!

Verteidiger.

Ich bitte das Protokoll vorlesen zu lassen!

Schwarz-Seppel
(aus dem Publikum).

Er verdreht alles! Er fälscht alles!

Mehrere Stimmen aus dem Publikum
(aufgeregt).

Das ist ein sauberer Rechtsgelehrter, der alles entstellt! Mit Gauern und Lumpen halt' er's. Und ehrliche Leut' verdächtigen! Herab mit ihm! Hinaus mit ihm!

Richter.

Ruhe! Ruhe! (Er schellt vergebens mit der Glocke.) Gerichtsdiener! Säubert den Saal!

Lodel
(sich leidenschaftlich vordrängend).

Den werden wir säubern! Wir brauchen keine Fleckputzer für die Spitzbuben! Hinaus mit ihm! Hinaus!
(Das aufgeregte Publikum durchbricht die Schranken, stürzt gegen den Verteidiger, der sich gegen die Geschworenen flüchtet. Richter und Geschworne erheben sich. Allgemeiner Aufruhr. In diesem Augenblick tritt Martha auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Martha, eine ernste Erscheinung. Man macht ihr Platz, das Publikum drängt zurück.

Stimme aus dem Publikum.

Sie kommt! Die Förstersfrau! Ruhig sein! Die wird's schon sagen!
(Die Massen beruhigen sich und nehmen wieder ungefähr ihre Plätze ein).

Straßl
(welcher während der Rede des Verteidigers sich selbstbewußter aufgerichtet hatte, knickt bei Marthas Erscheinen wieder zusammen. Für sich).

Aus ist's. Ich bin geliefert.

Richter
(zu Martha).

Sie sind Frau Martha Stamhardt, die Witwe des Oberförsters?

Martha.

Ja.

Richter.

Wollen Sie sich setzen. (Martha bleibt stehen.) Ich muß Ihnen einige Fragen stellen und bitte dieselben ganz ruhig und nach Ihrem Wissen und Gewissen zu beantworten. (Pause. Gegen den Angeklagten deutend.) Frau Stamhardt, kennen Sie diesen Mann?

Martha
(blickt lange und ruhig auf den Straßl).

Richter.

Kennen Sie ihn?

Martha.

Es wird der Anton Straßl sein.

Richter.

Woher kennen Sie ihn?

Martha.

Ich habe ihn einmal gesehen.

Richter.

Wann war das? — Und wo? — War es nicht auf dem Kreuzeck?

Martha.

Es wird wohl sein.

Richter.

Sie sind bei der Untat auf dem Kreuzeck anwesend gewesen?

Martha.

Ja, ich bin mit meinem Mann durch den Wald gegangen.

Richter.

Und wie war es? Sie erinnern sich wohl noch genau!

Martha.

Wir haben miteinander geplaudert. Bemerkt mein Mann auf einmal im Buschwerk einen Menschen, der schießen will.

Richter.

Auf was will er schießen?

Martha.

Das weiß ich nicht. Auf ein Tier glaube ich, weil mein Mann gesagt hat: Ein Wildschütz. — Nachher geschossen.

Richter.

Wer hat geschossen?

Martha.

Mein Mann.

Richter.

Da muß er wohl bedroht gewesen sein.

Martha.

Ich weiß es nicht.

Richter.

Und weiter?

Martha.

Da hat's auch im Busch gekracht. Mein Mann sagt: Mir scheint, der Kerl hat mich angeschossen! — und sinkt um.

(Bewegung.)

Richter.

Mir scheint, der Kerl hat mich angeschossen, sagte er. Wen soll er damit gemeint haben?

Martha.

Das weiß ich nicht.

Richter.

Haben Sie früher jemandem begegnet?

Martha.

Nein.

Richter.

Oder von einem bestimmten Menschen gesprochen?

Martha.

Wir haben früher vom Straßl gesprochen. Aber ich weiß nicht, ob der gemeint war.

Richter.

Sie wissen es nicht, ob der gemeint war. Und Sie selbst, Sie haben wohl auch gegen den Busch hingeschaut? Haben Sie jemanden gesehen?

Martha.

Mein Gott, ich bin so im Schreck gewesen. Hab' an nichts mehr gedacht, als nur, wie ich ihm das Blut kunnt stillen.

Richter.

Zu mehreren Personen haben Sie geäußert, daß Ihr erster Gedanke an den Straßl gewesen wäre.

Martha.

Ja, das habe ich wohl gesagt.

Richter.

Und daß es Ihnen vorgekommen wäre, Sie hätten durch das Dickicht einen Mann huschen gesehen.

Martha.

Es ist mir wohl so vorgekommen.

Richter.

Und daß Sie in der Gestalt des Fliehenden den Straßl-Toni erkannt zu haben glaubten.

Martha
(schweigt).

Richter.

Können Sie mir das wiederholen?

Martha
(mit einem tiefen Atemzug).

Es ist schwer.

(Pause).

Richter.

Sprechen Sie.

Martha.

Es ist schwer sprechen. In so einem Schreck und in der Angst weiß man nit, was man sieht und hört. Für

gewiß kann ich nichts sagen. Ich kann nicht behaupten, daß es der Straßl nicht ist gewesen; aber — dieser Mann, er kommt mir heute größer vor als die Gestalt damals . . . . Mehr kann ich nit sagen.

(Pause. Im Saal große Spannung.)

Richter.

Liebe Frau. Sie sind die Schwerbetroffene. Sie sind der natürliche Ankläger dessen, der Ihr Lebensglück zerstört hat. Rufen Sie sich in diesem Augenblick das Geschehnis auf dem Kreuzeck recht lebhaft vor die Seele. Wenn Ihnen jetzt, zu dieser Stunde, vor Gott und dem weltlichen Gericht freigestellt wäre, dem Mann, der hier als Angeklagter vor uns steht, die Fesseln abnehmen und nach Hause gehen zu lassen oder ihn ins Gefängnis zurückzuschicken — was würden Sie tun?

Martha

(macht einen Schritt gegen den Richtertisch. Eine Hand auf der Brust, fast leise sprechend).

Es ist hart. Er hat ein krankes Weib und kleine Kinder. Sie sind so arm. So verlassen sind sie und so zertreten. Alles ist gegen sie. — Wenn ich mein Gewissen frage, ob ich ihn verdammen soll — (stockend).

Richter.

Würden Sie ihn verdammen?

Martha

(schüttelt das Haupt).

Richter.

Sie würden ihn nicht verdammen.

Straßl
(der mit vorgebogenem Haupte die Szene verfolgt hat, stöhnt nun auf. Man merkt an ihm ein Ringen mit sich selbst, plötzlich stürzt er aufs Knie, die gefesselten Arme aufhebend gegen Martha).

Du Heilige! Du Heilige! Wer bist denn du? Deinen liebsten Menschen hab' ich umgebracht. Und du mir so! Und du mir so!

(Große Bewegung.)

Rufe im Gerichtssaalpublikum.

Gestanden hat er's!

Murmeln der Geschwornen.

Gestanden hat er's!

Richter.

Eingestanden hat er's.

Straßl.

Eingestanden hab' ich's. — Jetzt ist's vorbei. — Dem Haß bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder. — Ihr Herren Richter! Ja, ich hab's getan — ich leugne es nimmer.

Richter.

Stehen Sie auf. Sie sind geständig und werden nun ein volles Bekenntnis ablegen vor Ihrem irdischen Richter, als stünden Sie vor dem Richterstuhle Gottes.

Straßl
(erregt).

Ich weiß es wohl. Und ich ruf' es zum barmherzigen Gott: Ich bin der Mörder! — Aber so nit, wie sie gesagt haben, so nit!

Richter.

Beruhigen Sie sich und erzählen Sie alles. Erleichtern Sie durch ein aufrichtiges Bekenntnis Ihr Herz.

Straßl.

Ich bin ausgegangen um Wildbret. Das ist wahr und kann's nit leugnen. Der Jäger ist bei den Holzknechten im Karwald, hat's geheißen, so geh' ich aufs Kreuzeck. Dort leg' ich mich hin und denk': Heut' ist's nichts, es gibt zu viel Leut'. Da hör' ich singen und versteck' mich hinter einem Busch. Steht der Jäger dort und ich kann nit mehr aus. Duck' mich nieder und denk': Josef und Anna, wenn er mich jetzt sieht! Der Mensch ist grob! — Da hat er mich schon. Sein Rohr auf mich und schreit, ich sollt's Gewehr wegwerfen. — So steht's! denk' ich, und wer vor dem Feind ist, wirft kein Gewehr weg. Singt mir schon die Kugel am Kopf vorbei. — Haben noch eins, Kanaille! schreit er. Ich nichts mehr denken als wie: Mein Leben gilt's! Fahr' zur Wange, druck' los . . . Und so — so ist's geschehen. (Nach einer Pause auffahrend.) Hat das sein müssen? Ist's meine Schuld? Daß ich leben will, das ist mein Verbrechen. Still hätt' ich sollen verhungern. Ruhig hätt' ich mich sollen totschießen lassen. Am besten wär's für mich, ihr Herren, am besten wär's gewesen. Aber kann man das? Ist einer in diesem Saal, der es mich lehrt, wie man mit der Waffe in der Hand sich wehrlos umbringen läßt? — Es ist eine Frage, wer hier zu richten hat! Was andere an mir haben gesündigt, an diesem schuldlosen Weib hab' ich's vergolten — und sie verzeiht. Ihr zulieb verzeih' auch ich. Jesus Christus wird mir gnädig und barmherzig sein!

Martha
(wankt, als wäre sie einer Ohnmacht nahe).

Richter
(zu Martha).

Setzen Sie sich doch, liebe Frau.

Straßl.

Dieses Weib! — Das erstemal, daß ein Mensch den Fuß auf meinem Nacken hat und tritt nit nieder. — Wenn ich so was früher hätt' erlebt, es kunnt anders sein. Du heiliger Gott! Jetzt seh' ich's. — Dieses Weib hat mich auf-aufgeweckt, nit anders, als wie der Engel die Toten wird wecken am Jüngsten Tag. Barmherzigkeit hab' ich erfahren. Jetzt bin ich wieder Mensch. O, gar so spät! — Sterben müssen, was liegt dran. Aber hassend sterben müssen, das hätt' mich verdammt gemacht. — Selig, glückselig, daß ich wieder auf gleich bin mit euch, ihr bösen guten Leut'! — Nur eine Gnad', nur noch eine. (Vor Martha mit gefalteten Händen aufs Knie niedersinkend.) Ich bitt' um Verzeihung! Büßen will ich's mit Leben und Sterben. Nur meinem Weib tu's nit entgelten, meinen Kindern — sie können nichts dafür . . . .
(Kann vor Schmerz nicht weiter sprechen, birgt sein Gesicht in die Arme.)

Martha
(ihm liebreich die Hand auf die Achsel legend).

Anton Straßl, mußt nit verzagen. Sei standhaft. Das Urteil, fällt es aus wie der Will, deine Familie wird nit verlassen sein. Das schwere Kreuz, das unser Herrgott uns hat auferlegt, wir wollen es geduldig tragen und einander verzeihen. Wir alle sind arme Sünder und werden um Barmherzigkeit flehen am Tage des Gerichts. — Und auch zum Trost einer armen Seele faß' ich zu dieser Stund ein heiliges Fürnehmen, daß ich alles will vergessen und deinen Leuten beistehen. Die Kinder sollen aufwachsen zu

braven Menschen, sollen eine Heimat haben und nimmer verachtet sein. — Sei getröstet!

(Straßl bricht nun in heftiges Schluchzen aus.)

Staatsanwalt.

Ich verlange die Verurteilung des Mörders.

Verteidiger.

Was wir da eben gehört, davon bebt wohl jedem von uns das Herz. — Die Liebe warf ihn hin, so richte Liebe ihn wieder auf! — Das Recht sich zu verteidigen, dieses ewige, allgemeine Menschenrecht — ihm ist es zur Schuld geworden. Dieser Angeklagte gehört zu jenen unschuldigen Schuldigen, die kein Sünder richten darf. In seinem Namen berufe ich mich auf ein höheres Gericht. Mit den Worten des Dichters bitt' ich für ihn um Gnad' und Huld. Wir wandeln selbst noch nicht den Weg des Lichtes. Auch uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld, und jeder Tag ein Tag auch des Gerichtes.

Richter

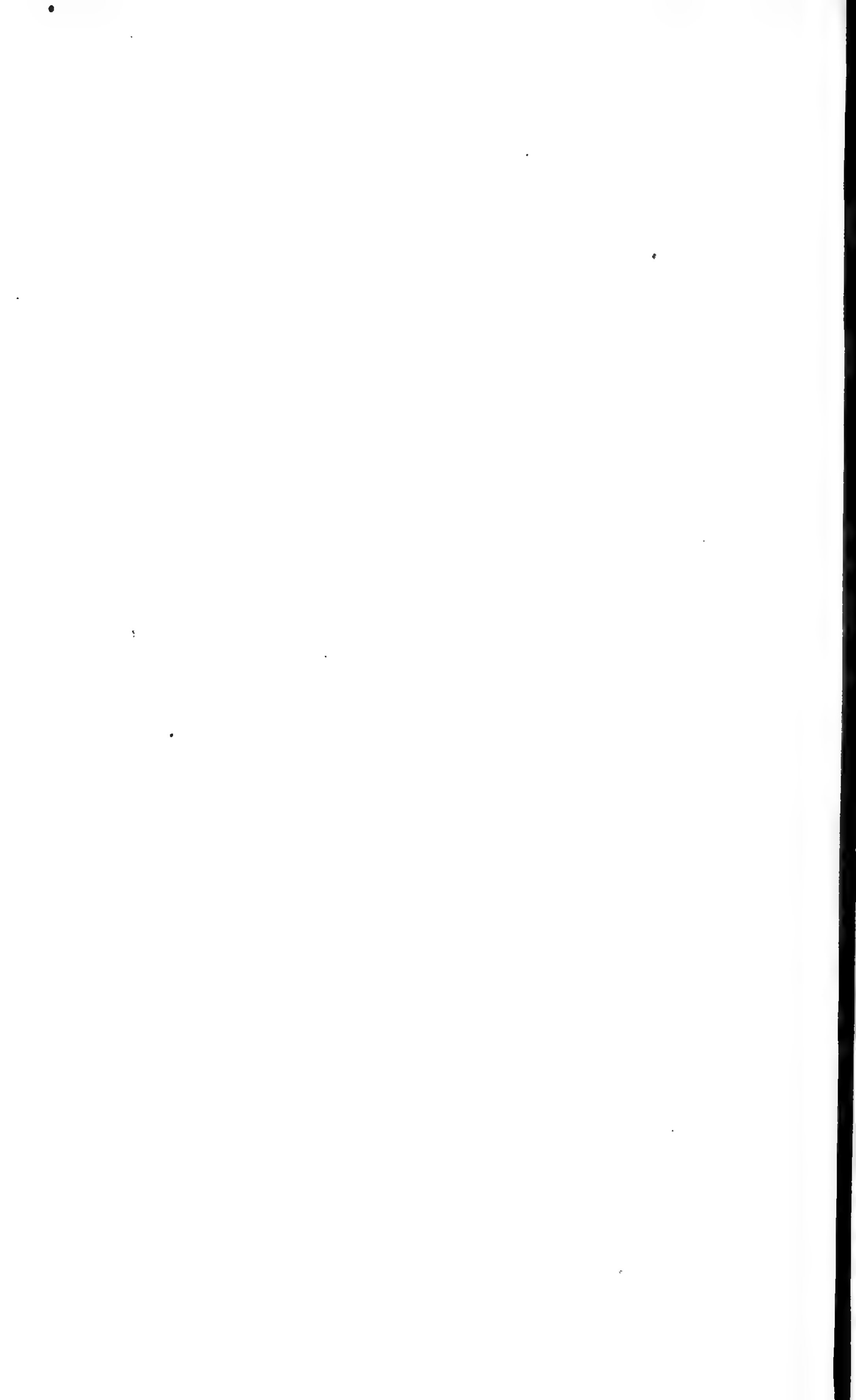
(feierlich).

Nach dieser unvorhergesehenen Wendung haben wir nichts mehr zu sagen. Die unumwundenste Anklage und die einzig mögliche Verteidigung liegt in seinem eigenen Geständnisse. — Barmherzigkeit ist ihm geworden, nun rufe ich die Gerechtigkeit!

(Vorhang fällt.)



Dramatische Szenen.



Das Mirakelkreuz.

Eine dramatische Idylle (1871).

Personen:

Brandsteiner, Besitzer eines Bauernhofes.
Rosel, seine Tochter.
Peter, Großknecht bei Brandsteiner.

Abendliche Gebirgsgegend. Rechts ein dichtverzweigter Baum, an dessen Stamm ein Marienbild in Form der Martertafeln hängt. Im Hintergrunde Wiesengelände, ganz rückwärts Hochgebirge.

1. Szene.

Rosel

(kommt von rechts in schmucker, aber nicht zu bunter Bauerntracht, Kittel von blauer Farbe, Schürze braun und weiß gesprenkelt, mit Kopftuch, in Hemdärmeln, die über den Ellenbogen zurückgestreift sind. Einen Heurechen über der Achsel).

Wär's halt in Gott'snamen wieder Samstag und Feierabend. Und für mich schon gar, für mich hat die Werktagszeit jetzt ein End' und der Feierabend, der anhebt, dauert leicht die ganze Ewigkeit.

(Man hört einige jauchzende Töne einer Flöte).

Ja, da steht er beim Zaun und bläst die Seitenpfeifen.

Peter

(aus dem Hintergrunde rechts. In Gebirgstracht: Hohe Bundschuhe, grüne Strümpfe, Lederhosen, hellroten Brustfleck mit grünem Hosenträger, grünem Hut, in Hemdärmeln, eine Heugabel über der Achsel, die Flöte in der Hand, ohne anfangs die Rosel zu bemerken).

Mein tausendliebs Pfeiferl, wenn du einmal jodelst, so tanzen alle Heuschöber, so fangen alle Engel im Himmel zu hupfen an.

(Auf den Baum spähend.)

Meine Drosselschlingen da oben. Leer ist sie. Meinetwegen, der Vogel gehört ja in die freie Luft, dazu hat er die Flügel. Unsereins hat eh' keine Federn. Unsereins die paar Pratzen zum Holzhacken da, alleweil zum Arbeiten. — Bei meiner Treu, wenn ich der lieb' Herrgott wär' g'west, wie wollt' ich aus so einer ellenlangen Wochen kamod sechs funkelnagelneue Sonntäg g'macht haben und den siebenten hätt' ich als Draufgab' geben. — Jegerl, die Rosel! Was guckst denn alleweil ins Gras eini? Weißt heut' kein G'sangl?

Rosel.

Sollst es gleichwohl wissen, daß es mir die Stimm' verschlagen hat.

Peter
(lustig).

Stimm' verschlagen!

Und hätt's mir gleich die Stimm' verschlag'n,
So tät' ich blasen und Zithern schlag'n,
Die Samstagnacht, die Samstagnacht,
Wo jede Grill' ihr Liedel singt,
Wo jeder Bua zum Dirndl springt,
Wo jeder Heuschreck' Musi macht!

Rosel.

Ich bitt' dich gar schön, hör' mir auf, ich kenn' mich nit aus und ich mag auch dein' Seitenpfeifen nit leiden; 's tut mir davon der Kopf weh, 's hebt mir die Brust zu zittern an. (Für sich:) Mein Herz möcht' zerspringen, hör' ich ihn spielen!

Peter.

Nu halt ja, wenn du schon wehleidig bist, kann's ja lassen!

(Steckt die Flöte in den Hosenträger.)

Aber jetzt in gescheiter Weis', Dirndl, hast dir's überlegt? Schau, laß mich nit mehr lang' fragen und warten, beim Warten kriegt gar der ewige Jud weiße Haar. Schau, Roserl, für was wären wir denn zusammen aufg'wachsen, für was tät' ich dienen in dein' Vater sein' Haus, für was tät' ich mein klein derspart Sachel nit glei vertrinken und verspielen, wenn ich nit alleweil auf was G'scheiter's tät' warten. Wenn ich dich nit wüßt', wär' ich schon lang' ein Lump! Schau, Roserl!

Rosel.

Red'st aber heut' wieder unbesinnt daher. Hast 'leicht geschlafen seit Peter und Pauli?

Peter.

Ich geschlafen? Na, ich glaub' nit!

Rosel.

Und hast es nit g'hört singen von den Spatzen auf dem Dach? Sollst es wohl wissen, ich geh' in ein Haus, wo alleweil Sonntag ist.

Peter
(lustig).

Du, Roserl, da nimm' mich mit!

Rosel.

Ja, du Hupfinsfeld, du tätst just passen hinein. — Daß ich dir's sag', Peter, wir haben nichts miteinander zu schaffen — ich muß ins Kloster.

Peter
(ironisch).

Geh'! Ins Kloster willst! Hast recht, dort brauchst nit zu schwitzen im Heu'n und beim Kornschnitt, dort hast ein' Schatten.

Rosel.

Wärst 'leicht du auch mein Feind, der mir das noch schwerer machen möcht', was ich so schon kaum ertragen kann. —

Peter.

Wer mehr tragt, als er mag, der ist ein Narr, hat mein Vater gern g'sagt. Wirf's ab, was dich druckt, gleich ist dir leichter. — In's Kloster! bei meiner Treu, was die Leut' heutzutag' für närrische Passionen haben! — Schau, Roserl, daß ich dir's sag', du bist eine saubere, eine rechtschaffene Dirn, du arbeitest für drei und denkst für zehn. Wie der lieb' Herrgott deine Händ' erschaffen hat, da hat er nit gemeint, daß du mit denselben alleweil Beten wutzeln sollst und wie er dir den Kopf aufgesetzt, hat er an eine rührsame Hauswirtin denkt, und wie er dir dein Herzerl eingelegt — Roserl, denk' nach, was mag ihm dabei eingefallen sein? — Bei meiner Seel', schad' wär's um dich!

Rosel.

Meinst ich hätt's nit auch schon bedacht? Aber es bleibt mir kein Ausweg — ich bin verschenkt. Mein Vater hat mich in einer harten Stund versprochen ins Haus Gottes hinein; wenn er jetzt sein Wort wieder zurücknehmen wollt', so könnt' er 'leicht Schaden nehmen an seiner Seel'. Ich selber will mich nicht fragen, will mir denken, die Kirchenglocken klingen tausendmal schöner, als die Kühglocken — — freilich wohl, meine lieben Küh' auf der Weid', und gar du, meine Schecklo — wie ich dich vergeß', das weiß ich nicht. Wer bringt dir den Klee, wer wird's bedenken, daß du den Sauerampfer nit magst, wer legt dir die Streu, wie's dir recht ist!

Peter.

Und meinetwegen schaust 'leicht gar nit um? 's kunnt sein, 's hätt' mich mein Vater auch verschenkt — und Roserl, ich geh' mit dir!

Rosel.

Möcht' wissen, für was eins dich brauchen tät'!

Peter.

Weißt, Dirn, 's gibt kein Käferl auf der Gassen und kein Steindl auf der Straßen, das kein Anwert hätt'. — Zu was eins mich brauchen tat? — Die Mesnerei studir' ich! Du singen und beten in deiner Zellen, ich dazu den Glockenstrick reißen von Früh'smorgen bis in die spat Nacht hinein — du, wir täten was ausrichten! Spaß und Ernst, Roserl, mich bringst nimmer weg von dir! So schau, magst mich denn gar nit?

Rosel.

Wennst wegen dem meinst, grad feind will ich dir nit sein. Wennst kein dapperter Bub wärst — ein anderer statt dein tät' das recht Steigl 'leicht gar noch finden.

Peter.

Blind bin ich auch nit, Gott sei Dank, und dein Sperreden kunntst justament lassen.

Rosel.

Ein anderer tät' statt mit der armen Dirn — mit'm Vater reden.

Peter.
(jauchzend).

Das hab' ich ja gewußt, daß du mein Herzkäferl bist! Mit dem Alten komm' ich schon auf gleich!

(Rechts ab.)

Rosel
(allein).

(Ihm nachblickend.) Wenn er zu früh schreit, so fürcht' ich, wird er zu früh heiser. (Sinnend.) Sauber gewesen ist er — na, da steh' ich und hab' närrische Gedanken und vergeß' auf meine Küh'. Ich seh's schon, ich taug' nimmer auf d' Welt. — Die Schecklo wird freilich wohl dreinschauen! Will ihr's schon auseinandersetzen, sie ist a g'scheit's Vieh, wird's einsehen. Je, heut' sind meine Küh' noch all oben im Waldschlag. Soll ich 'leicht wieder 's Heimgang-Liedl singen, daß sie mir kommen? Hart ankommt's mir heut', das Singen, 's wird wohl 's letztemal sein, das Liedel.

Das Landleb'n
Hat Gott geb'n
So heiter und froh,
Darum preisen
Die Weisen
Das Landleb'n so hoch!

Auf den Bergen,
In den Tälern
Auf den Wiesen im Grün,
Da fliegen
Kleine Engel
Mit Röselein hin.

Sie kommen
Wohl her aus
Dem himmlischen Paradeis,
Sie bringen
Die Blümlein
Dem Landleb'n zum Preis.

(Links singend ab).

2. Szene.

Der Brandsteiner

(tritt von links auf. Hohe Bundschuhe, weiße, grobwollene Strümpfe, verblaßte Lederhose, braune Weste mit grünem Hosenträger, blaues Barchentjäckchen, auf dem schon halb ergrauten Haar eine buntgestreifte Zipfelmütze, deren Quaste über die Achsel herabgeht. Der ganze Anzug muß abgeschossen aussehen, weil er das Werktagskleid ist. Der Mann ist eine rauhe, derbe Gestalt, die Bewegungen sind ungelenk und sehr langsam. — Er hat ein kurzes Pfeiflein im Munde und schlägt mit Stein und Schwamm Feuer).

(Murmelnd.) Schon eine sakrische G'schicht das! Sein Lebtag zu früh soll sich eins nichts fürnehmen. Wie wenn er mir's z' Fleiß tät', der dort oben! Von morgen ist der reich' und angesehen Brandsteiner allein auf sein' Hof. — 's Weib liegt im Freithof, die Dirn ist davon. — Wennst nit brennen willst, so laß's bleiben, bitten werd' ich dich nit!

(Schleudert Stein und Schwamm von sich.)

Die Dirn sagt mir nit ja und nit na. Irr kunnt einer werd'n. — Aber er hat recht, mein Bruder, der Pfarrer, was aufg'setzt ist, ist aufg'setzt; gegen unsern Herrgott kommt einer nit auf, der geht sein' eigenen Kopf nach — alleweil sein' eigenen — und 's wird schon 's Beste sein.

(Man hört von rechts auf einer Flöte ein lieblich-melodisches Lied.)

Blast mir der Bua schon wieder das G'sangl — er kann's halt nit lassen. Weil — (bewegt) weil's mich angreift — was ich einmal nit will. Ich muß mein' Mann stellen. Aber Gott tröst' dein' Seel', mein lieb's Weib, 's ist halt dein G'sangl, hast es alleweil gar so gern g'sungen.

(Peter tritt auf.)

Hab' nichts dagegen, Bua, wannst das Stückl blast, kann nichts dagegen haben, aber in Ehren halt mir's und nit zum G'spaß und Zeitvertreib brauch mir's! Weißt, Peter, du wurd'st mir's nit glauben, aber richtig ist's: Das Stückl und Liedl hat mich und mein Weib z'sammenbracht vor fünf-

undzwanzig Jahren und wie oft, wie oft haben wir's nachher gesungen miteinand, bis der Schaufelmann den Takt dazu geschlagen hat und — (unwillig) ei, geh' mir weg, mag nit d'ran denken!

Peter
(für sich).

'S Eisen wär' warm.

Brandsteiner.

In so weit recht, daß d' da bist. (Vertraulich.) Laß was red'n mit dir, Peter! Hab' dir sagen wollen, daß du morgen um eine neue Dirn umschaust.

Peter.

Dirn? Für wen?

Brandsteiner.

Bei wem bist denn? Ich brauch' eine Dirn fürs Haus, für den Stall. Die Rosel muß fort. Frag' um, morgen auf dem Kirchplatz.

Peter
(trotzig).

Das tu' ich nit.

Brandsteiner.

Um eine handsame, fleißige, kennst dich ja aus bei dem Weibervolk. — Was schaust denn so sauer, hast ein Wespennest g'schluckt?

Peter.

Acht Jahr hab' ich Euch gedient, Bauer, und Ihr seid zufrieden mit mir gewesen. — Ich weiß recht gut, was einem Knecht ansteht, heut' aber — Brandsteinbauer, ich verlang'

meinen Feierabend, und für den Sonntag laß' ich mir nichts schaffen. Daß ich Euch um eine Dirn umschau, das tu' ich nit!

Brandsteiner.

Du Tollpatsch, was hast denn?

Peter.

Weil ich keine find' für die Rosel, weil keine gewachsen ist in der Pfarr' für die Rosel, weil auf der Welt keine mehr aufsteht für die Rosel, weil es eine Sünd' und Schand' ist, Bauer —

Brandsteiner
(heftig).

Bist mir still!

Peter.

Nein, ich red'. O, jetzt ist Feierabend, jetzt bin ich mein eigener Herr und nicht Euer Knecht und ich trau' mich wohl, daß ich Euch sag': Wenn Ihr die Rosel in das Kloster schickt, so raubt Ihr Euch selber aus, so bringt Ihr Eure Tochter ums Leben. Und ich bleib' kein' Stund' mehr in Eurem Haus und ich geh' zum Gericht und verklag' Euch, und ich geh' zum Pfarrer, daß er Euch nit losspricht bei der Beicht, das größte Unrecht ist's auf dem weiten Erdboden!

Brandsteiner
(mit den Händen seinen Kopf haltend).

Sie verfluchen mich! Und ich kann's nit ändern, bei meiner armen Seel', und wir wissen uns all miteinander nit zu helfen!

Peter
(dumpf).

's ist mir so herausbrochen, Bauer. Sagen hab' ich Euch's müssen.

Brandsteiner
(milder).

Kunntst 'leicht mein bester Freund sein, Peter, meinen tät'st es nit schlecht, aber verstehn tust es nit. Ich versteh's ja selber nit, 's ist keiner auf der Welt, der 's wenden kunnt. Schau an dieses Kreuz auf dem Eichbaum, da hab' ich's gelobt, vor fünfundzwanzig Jahren, daß die Rosel ins Kloster geht.

Peter.

So eine Lug reden! Vor fünfundzwanzig Jahren habt Ihr noch gar keine Rosel gehabt. Ich weiß ihr Alter recht gut!

Brandsteiner.

Schreist auch gleich so herrisch dazwischen, wie ein Unhold. — Weil wir schon reden, laß' dir's erzählen. Steht dir gut an, wennst ihm zuhörst, dem alten Mann, hast ja selber noch nichts erfahren. Zu derselben Zeit, wie ich im heiligen Brautstand gewesen bin, da ist unten auf der Bachwiesen, wo ihr heut' das Heu habt geschöbert, noch der Wald gestanden und die ganze Gegend herum ist eine halbe Wildnis gewesen. Rechtschaffen gern bin ich gangen zu meiner Braut ins Dörfel hinab und oft ist schon die stockfinster Nacht da, wie ich heraufsteig zu mein' Haus. Da ist einmal, kannst mir's glauben, Peter, dieselbe Stund' geht mir mein Lebtag nit aus dem Kopf — ist einmal, wie ich so daher trott, hinterrücks ein ketzermäßiges Pfnausen gewesen — saust mir ein großmächtiger Bär nach. Ich, das kannst dir denken, heb' dir an zu laufen, verlob' mich in der Geschwindigkeit auf den Luschariberg, aber das Haus mag ich nit mehr derreichen. Just, daß ich noch zu rechter Zeit den Baum dort derlang — mich hinaufstemm, ist das Schindvieh schon da. Morgen zeig' ich dir den Schuh, Peter, wo er hineingebissen hat; aber nit grad den Schuh, den Fuß hätt' er auch gern

dazubeißen mögen. Ich in der Todesangst mach' das Vornehmen: Ein geweihtes Kreuz laß ich aufrichten auf diesem Baum, daß jeder, der vorbeigeht, sein Vaterunser betet. Aber der Bär, wild wie ein höllisches Tier, hat brummt und brüllt und seine Augenräder haben gefunkelt, daß es ein Graus ist gewesen. Gewühlt hat er im Erdboden und gescharrt an der Baumrinden, daß die Fetzen sind geflogen und — Peter, wenn du das gesehen hätt'st! Zu steigen hat er ang'hebt hinauf nach dem Stamm und ich hab' sein glutheißes Schnauben schon g'spürt in allen Gliedern. Ich wohl gleich dem Wipfel zu, aber die Bestie mir nach und alle Äste haben sich bogen. Herrgott in dein' Reich! schrei ich, wenn ich dir schon das Kreuz aufstell' — was willst dann noch? Was soll ich dir geben, daß du mich errettest aus dieser Not! — Sterben, mein Peter, sterben will halt kein Mensch, und doch gar zu bitter wär's im glücklichen Brautstand! Da fallt mir's ein in der höchsten Bedrängnus: Mein Kind, meinen Erstgebornen schenk' ich dir, du himmlischer Herr! — — (Ruhiger): Und schau, wie ich das Wort so hab' ausgerufen, da hör' ich schon die Leut' vom Haus, wie sie herbeieilen und es blitzt der Schuß und das Ungeheuer kugelt zusammen. — Das ist der letzte Bär gewesen, den sie in unserer Gemein erschossen haben. — Die Kirchfahrt hab' ich verrichtet, das Kreuz hab' ich aufgestellt am Baum — jetzt hab' ich noch das Letzt' zu tun.

Peter.

Ihr seid gut an mit unserem Herrgott, Brandsteinbauer, und ich halt, es laßt sich ein vernünftig Wörtl mit ihm reden. Bin der Meinung, daß, wenn Ihr ihm sagen tät's, 's wär' Euer einzig Kind; Ihr hättet ihm den Erstgebornen versprochen und nit den Letztgebornen — so wär' ich der Meinung — —

Brandsteiner.

Ja, Peter, wenn ich's wissen tät', daß er nit etwa Unrecht verstund'. — Wenn's ein Bübel gewesen wäre, mein Erstgeborner, nu, so hätt' ich ihn in die Studie geben, wäre ein geistlicher Herr worden; das hätt' uns Ehr' bracht. Weil's aber ein Dirndl hat sein müssen, so heißt's mit ihm ins Kloster hinein. Weiß mir keinen andern Weg.

Peter.

Nu, halt ja. Weil wir denn schon so von der Rosel reden, 'leicht geht sie ungern fort von heim und von ihrem Vater — 'leicht ist sonst auch noch wer da, den sie nicht gern verlaßt — weil's in so einer G'mein allerhand Leut' gibt. 's kunnt sich wunderlich schicken, daß ich selber so einen tät' wissen.

Brandsteiner.

Bist ein herzensguter Bursch, Peter!

Peter.

Gelt! Nu, nachher kunnt ich ihn ja nennen.

Brandsteiner.

Aber zeitweis steckst du deine Nasen ein wenig weiter, als sie lang ist. Die Rosel weiß, wie's steht, ist ihr Lebtag ein frommes Kind gewesen und tut's vom Herzen gern.

Peter.

Nu ja, Bauer, hab' halt gemeint, weil ich just dabei bin, daß ich mich ausred' —

Brandsteiner.

Gar nit vonnöten, Peter. Wenn ich in der Wirtschaft deinen Rat brauch', so laß ich dich schon rufen. Was ich aber

mit mir und mein' Kind abzumachen hab', dafür weiß ich den Herrn Pfarrer. 's ist ein Glück für die Rosel, sagt er, wenn sie so der Welt Gefahr entflieht. Und Gottes Braut zu sein, da kann kein Mensch höher steigen. Freilich wohl wird's richtig sein. Unsereins hat nit studiert und kann sich die Sach' nit so auslegen.

Peter.

Und Ihr wollt Eure alten Täg in der Einschicht verleben und der große alte Brandsteinerhof soll in fremder Leut' Händ' kommen?

Brandsteiner.

Der Mensch hat alles vom Herrn. Ich opfer' das meine wieder auf zu seiner Ehr'. — Du aber, Peter, laß dir kein graues Haar wachsen, wir führen derweil die Wirtschaft fort und das Korn wird geschnitten auch ohne die Dirn. Vergiß' auf morgen nit, was ich g'sagt hab'!

(Neigt sich, aber nicht auffällig, vor dem Kreuz, rechts ab.)

Peter.
(allein).

Das Korn wird geschnitten auch ohne die Dirn. — (Sich auf die Stirne schlagend.) Warum, du dapperter Bub', hast ihm's nit gesagt, was nit sein wird, ohne die Dirn! Warum, du Blödling, hast ihm's nit g'sagt, daß du morgen vom Haus gehst und zu den Soldaten. Was kümmert's mich, ob's Korn geschnitten wird! (Auf das Kreuz hinblickend.) Das Mirakelkreuz! Weil's dahier einen Bären niederbrennt haben. Ich brauch' dich nit! — Nit nur, daß er das kindisch' Gelöbnis nit hätt' sollen annehmen, schenkt er dem Bauer nur ein einzig' Kind, und ein Dirndl dazu, damit nur alles recht zuwider hergehen soll. Ah, meinetwegen! Mag mit dem Himmelvater keine Händel anfangen; er wird's schon einmal einsehen. (Ein

(Geräusch auf dem Baum.) Aha, jetzt hat's einen! Armes Flederl, g'rad' zum Feierabend hat's dich erwischen müssen. 's mag eins auf dem Erdboden kriechen oder in den Lüften fliegen, vom Unglück ist halt kein's frei. 'leicht hast gar wollen dein' Schatz aufsuchen im Laub. Nu wart', Kleiner, für heut' schenk' ich dir's. Und ein andermal sei gescheit und geh' nimmer in die Fallen.

(Steigt auf den Baum.)

3. Szene.

(Es beginnt zu dunkeln. Im Hochgebirge des Hintergrundes dämmert nach und nach ein Alpenglühen auf. Man hört von der Ferne das Geschelle der heimziehenden Herde.)

Rosel

(tritt links auf mit einem Blumenstrauß).

(Gegen die Kulissen gewendet.) Geh', Schecklo, geh', alles mußt auch nit haben. Das Sträußl kriegst mir heut' nit, das kriegt wer anderer. (Zu sich:) Hart genug kommt's mir an, und bei meiner Treu', ich bin eine kindische Gredl! Aber probiern tu' ich's doch. Zu der ich jetzt geh', die hat einen heiligen Namen. Die Trösterin der Betrübten will ich sie heißen, 's kunnt sein, es ging doch gut aus. Für übel nehmen kann sie mir's nit. — Schecklo, 'leicht bleiben wir nachher beinand'. — (Zagend gegen das Kreuz.) Wenn ich wissen tät'! — Das Mirakelkreuz ist's freilich wohl; Herrgott ist auch keiner d'ran. Ja, wenn ich wissen tät'! — All mein Lebtag hab' ich die Red' g'hört, vor einem Kreuz ohne Herrgott tät' auch ein sündhaft Gebet was derlangen. — Beim Herrgott richt' ich nichts aus mit meiner Bitt', dem hat's mein Vater versprochen. So schleich' ich jetzt zu unserer lieben Frau. — Nein, aber — wenn ich wissen tät'! —

(Tritt ganz zum Bilde und beginnt es langsam zu zieren.)

Weil heut' die heilige Samstagnacht, so hätt' ich dir die Blümlein bracht, Nagerln sind's und Rosmarin und Herzenstrost und Immergrün und Vergißmeinnicht zur schönsten Zier, du liebe Jungfrau Maria! Nit, daß ich's sag', aber wie du bist, gibt's gar keine schönere Frau im Himmel und auf Erden. Und die Röselein stehen dir gar so gut; wer wird sie bringen und wer wird dich zieren, wenn ich nimmer bin? Ich hätt's getan mit Sorgen und Freuden, aber ich muß fort ins Kloster gehen. Ich hoff' dich wohl auch dort zu finden, aber so finster ist dasselbige Haus, daß ich mein', 's kunnt dir leicht lieber sein in der schönen guldenen Welt, unter dem grünen Baum. Wie wollt' ich dableiben bei dir und zu jeder Samstagnacht ein Kränzl winden. — Nachher, wenn ich's bedenk', daß mit der Zeit auch mein Vater alt wird und schwach — möcht' wissen, wer ihm beistünd' in seiner Mühsal! — Und deswegen, ins Kloster will ich halt nit gehen. Mein Vater getrau' ich's nit zu sagen, der hat's mit dem lieben Herrgott schon alles ausgemacht. Und weil mir so angst und bang ist, so komm' ich zu dir, Maria rein, und tät' dich bitten zu tausendmal, daß du meinetwegen redest mit deinem Sohn. Du, wenn du willst, bringst es leicht zuweg, daß der Handel wieder zurückgeht. Und das soll er bedenken, wenn er schon einmal so viel getan hat, daß er den Leuten zulieb' am Kreuz gestorben ist, so wird er sich wegen meiner Bitt' schon auch nit aufhalten. Er steht auf mich nit an. Ich bin eine einfältige Dirn, beim Beten schlaf' ich ein und bin gar sündhaft noch dazu, und ins Kloster, ich sag's rund heraus — ins Kloster taug' ich nit. Du Maria rein! Dein Sohn ist ein gutes Kind, der wird dir deine Fürbitt' gewiß nit abschlagen. (Stürzt nieder auf die Knie.) 's ist ja nit von Stein, dein Herz, und du wirst mich nit verlassen!

(In der Ferne läutet das Abendglöcklein. Alpenglühen.)

(Leise.) Ist das schon deine Stimm', dein Jawort? So bedank' ich mich viel hundertmal, und sag' vergelt's Gott bis in den Himmel hinauf! (Zutraulicher.) Und nachher, du liebe, gnadenvolle Mutter, weil wir so weit richtig und bekannt sein täten, so hätt' ich halt noch eine schöne Bitt'. 's ist nur z'weg'n dem, weil ich — wenn ich's auch meiner Tag nit will sagen — die Seitenpfeifen gar so von Herzen gern hör' — und — aber für übelnehmen mußt mir's einzig nit, schau, du unsere liebe Frau; daß ich eine kindische Gredl bin, das weißt gleichwohl schon lang' — und dein lieber Sohn auch. Und ich hätt' g'meint, weil ich schon einmal ein Dirndl bin, und weil's schon heißt, daß der Herrgott 's Büaberl z'wegen unsereins g'macht hätt', so wurd' er's nit verlangen, daß — 's ist halt just so eine Sach' und ich red' mich rechtschaffen hart! Uh mein, uh mein! (Leise zum Bilde.) Der Peter liegt mir im Sinn! — 's ist nur z'wegen dem, weil ich mich allein nit ausweiß. Treusein, dasselb' tät' ich versprechen von Herzen gern —

4. Szene.

Brandsteiner
(der gehorcht hatte, sichtlich bewegt, aber schmollend).

Immer eine andere tät' zu dieser Stund' den englischen Gruß beten! Aber versteht sich, du mußt extra was haben. Kannst ein sauberes Gebetl da, wer hat dir's denn g'lernt?

Rosel
(nach einem kurzen Kampf mit sich, dem Vater an die Brust fallend).

Mein Vater, zu tausend Gott's willen, ich weiß mir nimmer zu helfen! Die Brust möcht' mir auseinanderspringen vor lauter Angst und Weh!

Brandsteiner.

Du kindisch, du kindisch, jetzt hebst mir auf einmal so an! Was hast es nit gleich g'sagt? Wenn ich weiß, daß du nit willst fort von heim, ja so knie ich halt nieder vor diesem Kreuz und bettel dem Herrgott mein Wort wieder ab. Wenn er denn schon meint, es müßt gelöst werden, mein Leben kunnt er ja nehmen dafür. Wenn nur eins wär', daß ich im Frieden leben und sterben kunnt, wenn er nur ein Zeichen tät' geben bei diesem Kreuz, daß er einverstanden wär' mit meiner Bitt'!

(Ein kurzes Rauschen auf dem Baum).

Rosel
(lebhaft).

Vater, ein Vogel ist geflogen!

Brandsteiner.

Sei still', es ist schon dämmerig, 's kunnt eine Fledermaus sein g'west.

Rosel
(gegen das Alpenglühen).

Was das für Zeichen sind, Vater, meiner Tag' hab' ich den Steinkogel nit so brennen gesehen.

Brandsteiner
(für sich).

's ist grad, wie wenn sich das Felsengebirg' für mich schämen tät', daß ich dem dort oben mein Wort nit will halten. O, wenn zu dieser Stund' nur eins von allen, die heimgegangen sind vor mir, zurückkommen tät' auf ein Wörtl, nur auf ein Sterbenswörtl, mit der Botschaft, wie ich d'ran bin!

(Von dem Baume hört man leise das lieblich-melodische Lied auf der Flöte.)

Brandsteiner
(jauchzend).

Jessas, Jessas, mein G'spiel und mein Brautliedl! Mein Weib gibt mir's Zeichen! Hast mich denn doch noch verstanden und gibst mir mein Wort wieder z'ruck, du gütiger Herrgott im Himmel. (Lachend, eine Träne im Auge.) Hab' dich schon g'seh'n, der Peter ist oben! Ist ja allseins, meiner Seel', 's ist ja allseins — wie der Bot' heißt! Geh', geh', so steig' aba, bist schon sicher, heut' ist kein Bär nimmer da!

Peter
(hüpft vom Baum herab).

Hätt's auch nimmer ausgehalten länger da oben; ist gar ein verzauberter Baum, jed's Astl fangt zu plaudern an, schier g'freuliche G'schichten. Das ist a Baum!

Rosel
(schämt sich, zu sich).

Mein Eid, jetzt hat er alles g'hört. Alles hat er g'hört!

Peter.

Und weil das schon so ein b'sunderer Baum ist, auf dem allerhand Gelöbnisse wachsen, so hab' ich mir selber gleich auch lustig ein's ababeutelt. Wenn ich die Rosel zum Weib krieg', hab' ich g'sagt, bei meiner Seel', so zünd' ich alle Samstag zur Feierabendzeit ein Amperl an, da beim Mirakelkreuz. Ja, ein g'weicht's Lichtel muß unsere liebe Frau dennoch wohl haben. Und das werd's einsehen, Brandsteinbauer, mit der lieben Frau kann ein's kein' Feindschaft anheben und das Nachtlichtl könnt's ihr nit nehmen!

Brandsteiner
(für sich).

Bin selber so gewesen; im Liedl von ihr steht's aufgeschrieben.

Rosel
(verlegen).

Dasselb' wär' völlig auch mein Gedanken, 's wär' eine Schand' und ein Spott und 'leicht auch eine großmächtige Sünd', und ich denk', das Nachtlichtl muß man ihr freilich wohl zukommen lassen.

Brandsteiner
(lustig).

Nachher ging's aus, nachher wär' ich nimmer allein und — — ich kenn' mich selber nit vor lauter Freud'! — Jetzt muß der Jung' schon gescheiter sein wie der Alt'; ich will kein' Schuld haben und du magst selber schau'n, Peter, wie du mit dem dort oben auf gleich kommst!

Peter.

Ich komm' auf gleich, dasselb' fürcht' ich mich nit. (Gegen Rosel.) Der Erstgeborne taugt für die Leut'; aber ich denk', die Rosel ist nicht der letzt' Erstgeborne auf dem Brandsteinerhof; 'leicht ist später einmal einer dabei, der sich besser schickt.

Rosel
(ihm den Mund verhaltend).

Ich bitt' dich gar schön, tu' nichts versprechen; 's kunnt auch keiner dabei sein — ging die z'widere G'schicht' von vorn wieder an.

Brandsteiner.

Sie geben nimmer nach. In Gott'snam', weil's denn schon ist! Nachher hätt' all's seinen Teil; — aber der Pfarrer —?

Peter.

Der kommt auf den Ehrenplatz bei der Hochzeitstafel!
(Vorhang fällt.)

Dämon Weib.

Abend im Walde.

Rula.

Nein, niemals das, mein lieber, schöner Rabenbart, meinen Mann betrüge ich nicht!

Rabenbart.

Und immer wieder dieser schielend' Spion, der mich eines halbverreckten Auerhahns wegen in den Kotter gebracht hat. Daß du dich an den hast verwerfen können, du Herzmädel! Ja! Ja! Für mich bist du noch ein Mädel, und wenn du zehnmal getraut worden wärest mit diesem Giftmaul! Mein Mädel wirst du sein!

Rula.

Bleib' mir vom Leibe! Hältst du mich für eine solche? da irrst du, mein Lieber. Es bleibt dabei, meinem Mann will ich treu sein, so lang' er lebt.

Rabenbart.

Und dann? Ließest du dich dann von mir gern haben?

Rula.

Du bist ja ein herziger Kerl.

Rabenbart
(leidenschaftlich).

Und ich soll warten, bis dieses Unkraut verdirbt? Mach' mich nicht rasend, Rula!

Rula.

Wenn ich dir schon am Tag nach seinem Tod erlaubte zu kommen?

Rabenbart
(lauernd).

Wann soll denn das sein, Mädel? Wohl bis die Katz' ihre ersten Eier legt.

Rula.

Geh' jetzt hübsch heim zu deinem Weib und denke darüber nach, daß auch für den schönen Großbauern nicht jeder Apfel vom Baume fällt, sobald er dran rüttelt.

Rabenbart
(zärtlich).

Geh', Kindel, wenn das dein Ernst wär', müßtest du ein bissel anders dreinschauen! Deine schwarzen Augen sind aufrichtiger als deine Zung'. Komm!

Rula.

Kannst du denn nicht eine Minute ruhig bleiben? (Leise:) Höre einmal, ich will dir eine Geschichte erzählen. Vielleicht kommst du dabei auf andere Gedanken. Aber sie ist ja gar nicht lang. Du kannst derweil deinen Kopf auf meinen Arm legen, so. Und jetzt merke hübsch auf. — Da war einmal eine junge Häuslerin und ein sauberer Großbauer. Und die hatten sich lieb. Aber sie konnten nicht zusammenkommen, weil der Ehemann der Häuslerin, ein argwöhnischer Alter, sie bewachte, wie der Drache den Schatz. Was geschah? In einer Nacht sieht sie in der Kornkammer, die just gegenüber ihrem Fenster steht, Licht. Sie weckt ihren Mann, daß er hinausgehe, um nachzusehen und den Dieb zu verscheuchen. Als er vor die Türe tritt, fällt von der Kornkammer ein

Schuß, der Alte stürzt zu Boden und ist tot. Der Dieb ist entflohen und niemals ist aufgekommen, wer es getan hat.

Rabenbart
(schweigt ein Weilchen und sagt dann gedehnt):

Rula, ich verstehe. Aber solche Gedanken solltest du nicht haben.

Rula.

Habe ich denn Gedanken? Heb' dich weg jetzt, ich will heim.

Rabenbart.

Ist das dein letztes Wort?

Rula.

Mein erstes und mein letztes. Ein braves Weib bleibt ihrem Mann treu, so lang' er lebt.

Rabenbart.

Gut.

Nacht in der Hütte.

Rula.

Johannsel! — — Johannsel!

Johannsel
(schlaftrunken).

Was ist denn? Was hast denn?

Rula.

Hörst du nichts? Draußen in der Kornkammer war vorhin ein Gepolter. Du hast doch den Schlüssel abgezogen?

Johannsel.

Geträumt wird dir haben. Laß mich schlafen.

Rula
(sich im Bette aufrichtend).

Aber um Gottes willen, es ist ein Licht in der Scheune! Schau doch ins Fenster. Es ist jemand draußen. Diebe sind in der Kornkammer. Johannsel, steh' auf.

Johannsel
(sich langsam erhebend).

Was Teuxel sind denn das für Geschichten bei der Nacht?

Rula.

So nimm es doch wahr! Ein Dieb ist beim Korn. Du mußt ihn verjagen gehen.

Johannsel.

Wieviel Uhr mag's denn sein?

Rula.

Lieber Mann, das ist jetzt alles eins. Häng' geschwind den Rock um, zünd' die Latern' an, nimm den Stecken und geh' hinaus.

Johannsel.

Aber ich sehe und höre ja nichts. Laß mich doch in Ruh', ich will schlafen.

Rula.

Du wirst dir doch nicht das Korn in Säcken davontragen lassen. Schlafen kannst nachher.

Johannsel.

Glaubst, daß ihrer mehrere sind?

Rula.

Gott nein, 's ist gewiß nur so ein alter Haderer. Neben deiner auf dem Kasten liegen die Streichhölzer. Mach', mach'!

Johannsel.

Sollt' man nicht lieber den Nachbar rufen?

Rula.

Die Latern' steht auf dem Kasten. Mach' doch, daß du hinauskommst. Nimm den Stecken.

Johannsel
(während er sich sehr langsam anzieht).

Verdammter Schelm, den Kornkasten ausrauben! Na wart, Lump, die heutige Nacht sollst du dir merken.

(Während er säumig die Laterne anzündet, blickt sie ihn an, mit großen schönen Augen. Ein absonderlicher Blick.)

Rula.

Geh' ihn nur scharf an. Er lauft davon, wirst sehen.

Johannsel.

Den will ich lehren, Korn stehlen! (Endlich trottet er zur Tür hinaus in die Nacht, da knallt ein Schuß.) Jesus Maria! — Weib! Hilf mir! Hilf mir! (Er bricht zusammen, sein Haupt schlägt hart an die Wand der Hütte.)

Rula
(springt vom Bette auf, reibt die Fäuste ineinander und zischt vor sich hin).

Aus ist's! Endlich! (Einige Minuten später geht sie auf die Gasse und schreit kläglich:) Nachbarn! Nachbarn! Kommt zu Hilfe! Diebe! Räuber! Mörder! Meinen Mann haben sie mir erschossen!

Morgen im Großhof.

Rabenbart
(ihr entgegenkommend).

Wer kommt denn da? Die Nachbarin! Ist es wahr? ist es möglich? Von einem Unglück hört man bei dir?

Rula.

Hören, sagst? Du mußt ja mehr wissen davon.

Rabenbart.

Wieso soll ich mehr wissen? Erst hat mir's der Knecht gesagt.

Rula
(bläst ihm zu).

Willst du's etwa leugnen? Hab' durchs Fenster dein Gesicht genau erkannt, beim Schußfeuer.

Rabenbart
(flüsternd).

Ich bitte dich! Man könnte es hören.

Rula
(schreiend).

Und man wird es hören!

Rabenbart.

Die Geschichte von der Häuslerin. Weißt du?

Rula.

Meinen Kopf, wenn ich was gesagt habe! (Sie blickt ihn verächtlich an.) Armer Schelm! Ich kann dich jetzt hängen lassen!

Rabenbart.

Rula! Dann — hängst du mit!

Rula.

Oho, Bürschl! Das war jetzt nicht fein von dir. Das Gericht möcht' ich sehen, das wegen Geschichtenerzählen Leute hängt.

Rabenbart.

Mach' doch jetzt keine dummen Späße, Mädel. Wir wollen Anstalten treffen, den Raubmörder zu verfolgen.

Rula.

Hast denn du Angst vor dem Raubmörder? Wieso denn das? Er ist ja nicht so schlimm, er tut dir nichts. Du kannst dich leicht erlösen. Weißt, ich muß ja nichts gesehen haben, wenn — wenn ich Großbäuerin werde, und — dein eheliches Weib!

Rabenbart.

Mein eheliches Weib?

Rula.

Billiger ist die Witwe nicht zu haben, mein Schönster! Und dein Leben auch nicht — verstehst?

Rabenbart.

Mein eheliches Weib? Hat dir das Unglück den Verstand geraubt? Mein Haus ist zwar groß, aber zwei Eheweiber haben doch nicht Platz darin.

Rula.

So muß die eine weg.

Rabenbart.

Was? Was sagst du?

Rula.

Schöner Rabenbart, warum bist du denn so blaß? Schande über einen Mann, der andere umbringt und dem selber die Hosen blädern vor dem Sterben.

Rabenbart.

Rula, Herzmädel! Hi, hi, du bist spaßig, hi, hi!

Rula.

Ich hab' den Meinigen hergeben müssen und du wolltest die deinige behalten! Das wär' ein ungleiches Spiel. Nein, mein Lieber, weil wir schon so weit sind, so will ich jetzt Großbäuerin sein. Bist denn nicht einverstanden? Wenn man dir glauben darf, habe ich dir doch besser gefallen, als die andere.

Rabenbart
(in plötzlicher Verzweiflung losbrechend):

Bestie, laß mir mein Weib in Frieden!

Rula.

Dann gehst du. Wohin, das weißt du.

Rabenbart.

Törichte Reden sind's, törichte Reden. Sei gescheit, Rula. Leicht begreiflich, die Aufregung, jetzt. Werden uns schon verstehen. Soll dein Schaden nicht sein.

Rula.

Du kannst ihr einen Trunk richten.

Rabenbart.

Was sagst du?

Rula.

Ich weiß ein Salz dazu.

Rabenbart
(noch einmal).

Was sagst? (Starr, kalt, verändert:) Ein Salz? — Dann — — dann will ich doch lieber sehen, ob noch Pulver da ist.
(Er geht rasch ins Haus. In der nächsten Sekunde kracht der Schuß.)

Das Gesinde
(läuft aus dem Hause verwirrt umher).

Der Bauer! Der Bauer! Er liegt auf Erden!

Die Heimfahrt.

Ein Aufzug aus dem Drama des Lebens.

Personen:

Simon. Kranzbauer.
Kathrin. Sein Weib.
Konstant. Schullehrer. Sein Bruder.
Ein Schaffner.
Ein Arbeiter.
Ein Handwerksbursche.

Zeit: Gegenwart. — Ort: Ein Eisenbahnwagen.

Coupé dritter Klasse. Mehrere Abteile, in welchen ärmlich gekleidete Reisende lehnen und liegen, teils schlafend. Nacht. Coupé in gewohnter Weise matt beleuchtet. Der Zug ist in Bewegung, an den Fenstern fliegt manchmal ein Licht vorüber. Man hört beständig ein dumpfes Rollen, das aber nicht störend ist. — In dem Abteil links, zwischen einer großen, vollgepackten Ledertasche, einem Handkorb, roten Regenschirm, Lodenmantel und anderem Gepäck liegt der Kranzbauer, ein stattlicher, noch jugendlicher Mann mit rotem, rasierten Rundgesicht, halb älplerisch, halb flachländlerisch gekleidet. Er schnarcht, bewegt sich, murmelt halbverständlich den Namen „Kathrin" und schnarcht weiter.

Der Schaffner.
(zum offenen Fenster herein).

Meine Herren! Die nächste Station ist München!

Kranzbauer.
(erregt, fährt sich an den Kopf).

Was? Schon München? Na, das heißt geschlafen. (Reckt die Glieder. Gähnt.) Da muß man jetzt seine sieben Sachen zusammensuchen.

Ein Handwerksbursche
(erhebt sich träge, sieht zum Fenster hinaus).

Mir scheint, das Nest ist nimmer weit weg. Es stinkt schon die Luft. Auch den Lichtschein sieht man schon.

Ein Arbeiter
(aus dem Kleinbürgerstand, blickt auch hinaus).

Meiner Seel, der ganze Himmel ist rot; man glaubt, es kunnt a Feuersbrunst sein.

Handwerksbursch.

Ja, wie gestern bei der Nacht. Muß was gebrannt haben, gestern bei der Nacht. Da oben, dem Gebirg' zu. Ist eine abscheuliche Röten gewesen. Bei Pasing sind die Leut' auf-g'standen und haben g'schaut. Kann eine größere Ortschaft sein gewesen.

Arbeiter.

Gehört hat man nix.

Kranzbauer.

Steigen die Herren auch aus, in München?

Handwerksbursch.

Ich denk' schon.

Kranzbauer.

Mit Verlaub, sind Sie bekannt in München?

Handwerksbursch.

Wär' nit schlecht! Wenn man ein geborner Münchner ist.

Kranzbauer.

Dann könnten Sie mir vielleicht einen guten Gasthof anraten. Ich bin unbekannt und möchte mich gerne ein paar Tage in München aufhalten.

Handwerksbursch.

Gasthof? Beim weißen Hund!

Arbeiter
(brummig).

Eh, beim weißen Hund! Ist a Spelunken. — Beim Stern in der Schlossergasse. Haben's nur drei Minuten hin.

Kranzbauer.

Vom Bahnhof?

Arbeiter.

Vom Bahnhof hab'n 's a Viertelstund'. Zum Hofbräuhaus hab'n 's nur drei Minuten, vom Stern aus.

Kranzbauer
(seine Sachen zusammenstellend).

Bin schon so neugierig auf das München. Die landwirtschaftliche Ausstellung soll so schön sein, sagen's. Nachher will ich auch in die Bildergalerie, weil sie gar so viel reden davon.

Handwerksbursch.

Bildergalerie? Gibt's in München a Bildergalerie?

Arbeiter.

Er meint die Pinakothek.

Handwerksbursch.

Ah ja so, die. Gleich vom Spatenbräu hinüber, weiß schon. — Woher kommen's denn?

Kranzbauer.

Sein tu' ich von Brachstein und kommen tu' ich von Wörishofen.

Handwerksbursch.

Sein's krank?

Kranzbauer.

Jetzt nimmer, Gott sei Dank. Aber gewesen. Verdammt die Gicht hab' ich g'habt, schon seit drei Jahren. Unser Doktor daheim hat nix mehr z'machen g'wußt. Wäre schon bald fürs Herz gefährlich, hat er g'sagt, wissen's weil ich a bissel ein Herzfehler hab' — und hat mich zum Vater Kneipp geschickt.

Handwerksbursch.

Und der hat Ihnen den Teuxel ausgetrieben.

Kranzbauer.

Den sollt' man in Gold einfassen, den Vater Kneipp. Man glaubt's nit. Ich hätt's nie geglaubt. Wie neu geboren ist man. Glauben's, ich hätt' einmal so schlafen können? Seit Jahren hab' ich in kein' Federbett nimmer so gut geschlafen wie jetzt da auf der Holzbank.

Arbeiter.

Ja, ja, die Gesundheit ist das beste.

Kranzbauer.

Also beim Stern, haben Sie gesagt.

Arbeiter.

Werden zufrieden sein. Richten's einen Gruß aus von mir. Vom Schertl-Franz, sagen's. Und er soll Ihnen ein gutes und billiges Zimmer geben.

Kranzbauer
(sich aufrichtend).

Wissen's, auf ein paar Groschen mehr kommt's mir nicht an. Man muß sich auch einmal ein paar gute Tage antun.

Handwerksbursch
(geschmeidig und über die Sitzlehne gebeugt).

Wenn der Herr einen Führer sollt' brauchen in München. Ich rekommandiere mich. Bin ein geborner Münchner —

Arbeiter.

Ja, der nicht einmal von den Bildergalerien was weiß.

Handwerksbursch
(roh).

So viel, wie so ein Kesselflicker, ein lumpiger, weiß ich auch noch, Gott sei Dank!

Kranzbauer
(aus dessen Handkorb einige Äpfel fallen, während er ihn hebt).

Oha! Wir steigen aus, meine lieben Äpfel. Wörishofner Äpfel. Für meine Kinder. So was gibt's nit in Brachstein. Wie Butter. Freuen sich ja allemal, die Knörpeln, die kleinen, wenn der Vater was mitbringt.

Arbeiter.

Wieviel haben's ihrer denn?

Kranzbauer.

Nach'm Kilo.

Arbeiter.

Kinder, meine ich.

Kranzbauer.

Ah, wieviel Kinder, meinen's. Zwei, derweil. A Bübel und a Mädel. Man freut sich eh' schon auf die Fratzen,

wenn man sie sechs Wochen lang nicht gesehen hat. Gesund, so weit, ist alles, schreibt meine Alte. — Ah, mir scheint —
(Der Zug geht langsamer, an den Fenstern gleiten zahlreiche Lichter vorbei. Der Kranzbauer packt seine Sachen zusammen.)

Handwerksbursch.

Darf ich helfen? Will's nachher hinausgeben.

Kranzbauer.

Dank' schön. Dank' schön. Hab' meinen eigenen Diener bei mir. (Bedient sich selbst. Der Zug steht, man schickt sich an auszusteigen.)

Schaffner
(von draußen).

München! Fünf Minuten. Nach Freising, Plattling, Regensburg, Passau umsteigen!

Kranzbauer.

Herr Kondukteur, ich bitt' schön, ich steig' hier aus. Bitt' schön, aufmachen!

Arbeiter.

Rufen's nur nach dem Omnibus vom Stern.

Handwerksbursch
(macht sich an den Kranzbauer, der immer mit Umständlichkeit seine Sachen aufpackt).

Gengen's doch, ich hilf Ihnen ja. Überhaupt, was hat sich dieser g'schwollene Herr dreinzumischen — mit seinem Stern! Ich kenn' das Beisel. Nicht einmal von der Polizei ist man dort sicher. Gehn's lieber zum Hund, da sind Sie gut aufgehoben. Kommen's gleich mit mir.

Kranzbauer
(rüttelt am Fenster).

Aufmachen, Kondukteur! Aufmachen!

Handwerksbursch.

Warten's, das werden wir gleich haben. Da muß man sich zu helfen wissen. (Macht auf.) So. Steigen's nur aus.

Draußen Bahnhof. Gepäckträger usw. gehen hin und her. — Wie der Kranzbauer aussteigen will, erscheint an der Tür Konstant, der auf das Trittbrett gestiegen ist. — Konstant, der Schullehrer aus Brachstein, dunkel, halb städtisch gekleidet. Das etwas blasse Gesicht mit der Brille von einem grauenden Vollbart umrahmt. Hohe Stirn, die von einem breitkrämpigen Hut bedeckt ist. Rückwärts geht das dünne, graue Haar bis über die Achseln hinab. Er trägt auf der einen Achsel ein Plaid und in der Hand ein Ledertäschchen.)

Konstant
(ruhig und ernst).

Da bist du ja, Bruder!

Kranzbauer
(noch im Koupé, in höchster, freudiger Überraschung, breitet die Arme aus).

Wa— Waas?! Der Konstantl! Der Konstantl! (Lachend.) Ja, Schulmeister, wie kommst denn du her? (Will aussteigen.)

Konstant.

Bleib' drinnen. Ich steig' auch ein. Wir fahren miteinander heim, Simon. (Steigt ein, nimmt dem Kranzbauer Sachen ab und legt sie auf die Wandstelle.)

Kranzbauer
(wehrt sich lustig dagegen).

Na, das gibt's nit. Du bleibst bei mir in München, die paar Tag. Bist mein Gast. — Nicht wahr, wie ich ausschau! Pumperlg'sund, sag' ich dir. Erst wollen wir jetzt ins Kaffeehaus, es wird wohl eins offen sein. Aber sag' mir doch, Konstantl, wie kommst du denn nach München?

Konstant.

Dir entgegen, Bruder.

Kranzbauer
(gerührt).

Guter Kerl!

Handwerksbursch
(im andern Abteil für sich).

Da ist nichts zu machen. (Steigt aus.)

Konstant.

Wie ich nach München komm'? Es gibt manchmal Umstände. — Sag' mir, Simon, das Zeug hast du also aus den Beinen.

Kranzbauer.

Hab' euch's ja geschrieben. Wunder wirken tut dieses Wörishofen. In Gold fassen muß man den Kneipp, ich kann's nicht anders sagen.

Konstant.

Und — dein Herz?

Kranzbauer.

Ich muß sagen, ich fühl' mich gesund.

Konstant.

Bist also nicht erschrocken, wie ich so auf einmal vor dir stehe?

Kranzbauer.

Aber Kindlein, dummes! Erschrocken! Ich glaub', wenn meine Kathrin jetzt so dagestanden wär', eine größere Freud' hätt' ich nicht haben können. Die hätt'st halt noch mitbringen sollen.

Konstant
(stets ernst).

Es ist immer gut, wenn man Überraschungen gewachsen ist. Es kann allerdings Zufälligkeiten geben auf der Welt. Das beste ist halt die Gesundheit, und die hast jetzt.

Schaffner
(von außen, schlägt die Tür zu).

Fertig!

Kranzbauer.

Ich glaub' gar — er fährt schon. Aber mein Gott, wir steigen ja aus. Aufmachen! Wir steigen ja aus. (Der Zug rollt. Die Lichter draußen fangen an zu gleiten.)

Konstant
(zieht ihn zurück).

Nein, mein lieber Bruder, wir steigen nicht aus. Wir fahren nach Hause.

Kranzbauer
(hoch erregt).

Ich habe ja gar keine Karte.

Konstant.

Das macht nichts. Bin froh, dich getroffen zu haben. Bist du denn aufgeregt? Man soll sich nie aufregen, weißt du. Es kann ja jeden Augenblick was passieren. Der Mensch muß immer gefaßt sein.

Kranzbauer.

Aber mein Gott. Du hast mir doch selber geraten, auf der Rückfahrt München anzusehen.

Schaffner
(zur Tür herein).

Ist hier jemand eingestiegen?

Konstant.

Jawohl! (Weist seine Fahrkarte.)

Schaffner
(markiert sie, gibt sie zurück).

Nach Brachstein.

Konstant.

Auch dieser Herr fährt nach Brachstein. Bitte ihm eine Karte zu besorgen. Und wenn es möglich ist, uns allein zu lassen. (Er macht ein Zeichen des Gebens.)

Schaffner.

Wollen sehen, was sich tun läßt. (Verschwindet.)

Konstant.

Wie willst du sitzen?

Kranzbauer
(unmutig).

Nach vorn. Aber das Fenster schließen.

Konstant.

Wollen wir's nicht lieber offen lassen? Frische Luft.

Kranzbauer.

Wenn du sie nötig hast. Weiß gar nicht, was du willst. Eine wahre Gewalttat, das. Wo ich der Kathrin gestern geschrieben, daß sie mich erst Samstag erwarten soll. Es ist doch wohl nichts los, zu Hause?

Konstant
(vorsichtig).

Das, mit dem Kettenhund weißt du ja.

Kranzbauer.

Mit dem Kettenhund? Wieso?

Konstant.

Deinem Kettenhund ist das Bein ab. Ganz ab, das hintere Bein. Wie am Strickel zieht er's nach.

Kranzbauer.

Mein Sultan? Geh', was du sagst! Wie wär' denn das zugegangen?

Konstant.

Der Wasserwagen ist drübergegangen. Putz ab.

Kranzbauer.

Der Wasserwagen? Was für ein Wasserwagen?

Konstant.

Nau, wie die Feuerspritze angefahren ist.

Kranzbauer

(wird aufmerksam. Sein Gesicht verändert sich in Spannung).

Ich weiß nit, Bruder. Ich weiß nit. Mich deucht du redest — von mir daheim. Was ist denn das? Von einer Feuerspritze hast was gesagt.

Konstant.

Es ist nämlich — kein Mensch weiß, wie's hat sein können — gestern bei der Nacht dein Heustadl abgebrannt.

Kranzbauer.

Aber doch nit! Es wird doch nit der Stadl, der bei den Kirschbäumen steht —

Konstant.

Knapp hinter den Stallgebäuden. Natürlich, derselbe. Und ist der Wind stark gegangen.

Kranzbauer.

Herrgott! Was müssen da die Leut' gearbeitet haben, daß es nicht weitergegriffen hat. Gelt du! Gelt du!

Konstant
(erhebt sich, legt dem Kranzbauer die Hand auf den Arm).

Mein lieber Bruder. Du kannst dir's wohl denken, weswegen ich dir entgegengereist bin. Hab' dir leider die Nachricht zu überbringen, daß gestern dein Wirtschaftsgebäude ein Raub der Flammen geworden ist. Mitsamt den Vorratskammern.

Kranzbauer
(kreischt auf).

Jess' Maria und Josef! Wird doch das nit sein. Aber ich bitte dich gar schön!

Konstant.

's wär' ja vielleicht anders ausgefallen, wenn der abscheuliche Sturm nicht gewesen wär'. Innerhalb zehn Minuten, sagen die Leut', wär' alles in Feuer gewesen. Das Wohnhaus hat an drei Stellen zugleich angefangen.

Kranzbauer
(furchtbar erregt, hält sich mit beiden Händen den Kopf, fährt im Gelaß hin und her).

Das Wohnhaus! Das auch! Der Stadl, die Stallungen, die Vorratskammern. Und das Wohnhaus. Niedergebrannt! Der ganze große Hof! Das ist nicht wahr! Das ist ganz dumm erlogen! Das ist erlogen!

Konstant
(ihn zu besänftigen suchend).

Bruder, sei ein Mann!

Kranzbauer.

Mein schöner Hof. Mein schöner, großer Kranzhof. (Seltsam giftig.) Was schaust mich denn so an? Weißt etwa noch was? Weißt noch was?

Konstant.

Ein Toter ist nicht zu beklagen.

Kranzbauer.

So! (Halb weinend.) Sollen am End' meine Leut' auch hin sein, all miteinander! Nit wahr, das wär' dir halt recht, daß du mir solches auch noch könntest ins Gesicht schleudern.

Konstant.

Man muß dir's verzeihen. Du denkst nur an dein Unglück. Ist natürlich. Daß ich mein Lebtag keinen so harten Tag gehabt habe, als den heutigen, wo ich dir die Nachricht habe überbringen müssen, bevor du's selber siehst und der Schreck dir schaden tut — wer denkt dran. Verlang's auch nicht. Aber eine solche Red'!

Kranzbauer.

So. Soll ich mich vielleicht gar schön bedanken bei dir, daß du mir die Freudenbotschaft überbracht hast? Nit einmal den Tag in München hast mir gegönnt, auf den ich mich schon so lang' gefreut hab'. Hast schon nit mehr derwarten mögen, hast mir mein Unglück ins Gesicht geworfen wie einen Gluthaufen. Wie einen Gluthaufen, ich kann's nit anders sagen.

Konstant
(auffahrend).

Bruder! (Resigniert.) Nein doch. Will nit vergessen, daß Unglück ungerecht macht.

Kranzbauer
(jammernd).

Mein Gott, dieser schöne Hof. Zehntausend Taler hätte ich dafür haben können, noch vor drei Monaten. Das Doppelte ist er wert gewesen. Und jetzt eine Brandstatt! Aber na, Schulmeister, du machst ja doch nur Spaß — gelt?

Konstant.

Du bist ja doch gut versichert gewesen.

Kranzbauer.

Nit der halbe Teil tät' vergütet werden. Die Hunde geben nix. Stecken nur ihre Prämien ein und geben nix. Betteln gehen kann man.

Konstant.

Betteln? Sind dir denn auch deine Felder und Wiesen, deine Waldungen verbrannt?

Kranzbauer.

Red' nit so dumm. Als ob ein Mensch im Wald hausen, auf den Wiesen grasen kunnt! Du vielleicht. Ich nit.

Konstant
(resigniert).

Du hast recht.

(Draußen tagt es. Bisweilen fliegt ein Baum, Haus usw. an den Fenstern vorüber. Allmählich zeigen sich durch die Fenster Gebirge, die langsamer vorbeiziehen als die nahen Gegenstände. — Der Kranzbauer brütet zeitweise vor sich hin. Konstant sitzt ihm beklommen gegenüber.)

Kranzbauer
(in sich hineinwimmernd).

Mein Hof! Mein Hof! — — Bruder! Bruder Konstant! Bist du da? Bist du nicht bei mir da? Sag' mir einmal, kann's denn wahr sein? Wenn man sein Lebtag

so fleißig gearbeitet hat. Und kein unrecht Gut. Und ein Herrgott im Himmel, wie kann denn das sein? — So sag' doch was, du gescheiter Schulmeister!

Konstant.

Laß es sein, so zu reden, Bruder. Was niedergebrannt ist, das kann man wieder aufbauen.

Kranzbauer.
(mit Verachtung).

Dir merkt man's an, daß dir kein Hof niedergebrannt ist.

Konstant.

Da hast du recht. Mir kann kein Hof niederbrennen. Es lebt sich allemal vergnügter, mein Lieber, wenn man nichts hat, wo das Unglück anfassen kann.

Kranzbauer.

Natürlich. Die Faulpelze und Habenichtse, die nichts schaffen mögen, reden alle so. Weil sie sich's nit können vorstellen, wie es ist, wenn einer was aufbringt, was vorher nit gewesen ist. Wie einer zusammenwachst mit seinem Besitz. Dreißig Jahr' an Müh' und Sorgen gelangen bei mir nit. — (Im Jammerton.) Und alles hin. Auf einmal alles hin. — Es ist nit zu ertragen.

Konstant.

Man kann sich auch verständigen, mein lieber Simon. Du weißt recht gut, was dir noch geblieben ist. Du bist doch all Sonntag in die Kirche gegangen. Man hat gemeint, du wärst ein Christ. Hast nicht selber nach dem Gottesdienst gesagt, noch heuer zu Pfingsten, wie schön doch unser Pfarrer tät' predigen. Und was hat er damals gepredigt, als daß der

Christ dankbar sein soll, nicht g'rad' für den Gottessegen und die guten Zeiten. Auch für das Unglück. Weil mit dem Unglück der Mensch oft näher gegen Himmel kommt als mit lauter Gedeihen und Gelingen. — Dazumal in guten Tagen hat dir das gefallen. Oder hast gemeint, dich ginge das nicht an und er tät' nur für die Armen predigen, damit sie mit ihrem Nichtshaben lieber zufrieden sein sollen?

Kranzbauer.

Geh, geh', spar' dir das Evangeli für deine Schulbuben. Probier' du's einmal und verlier' das Liebste, was du hast und versuch', ob dir eine Predigt das Loch ausfüllen kann. (Zum Fenster hinaus, weinerlich.) Schau, wie sie dastehen, die schönen Wirtschaften rechts und links, und wie lustig die Leut' das Tagwerk anheben, daß der Besitz alle Tag größer wird. Und mich soll daheim eine Brandstatt erwarten! Und ich soll nicht mucksen dürfen, geduldig und blöd wie ein Tier anfangen neuerdings zu arbeiten, wenn ein Wicht den Ameishaufen zertreten hat.

Konstant.

Aber mein Gott, Bruder, ich begreife es ja.

Kranzbauer
(herb).

Nix begreifst du! Nur ein Schauspiel ist's für dich und deinesgleichen, wenn den Wohlhabenden auf einmal so ein Schlag trifft. Und wie ergötzlich das ist, wenn er sich vor Jammer die Haar' ausreißt! Oder wie rührend, wenn er geduldig leidet und in seinen alten Tagen wieder anfangt zu arbeiten. Nachher kommt er in euer Schulbuch. Als gutes Beispiel. Kann er leben davon?

Konstant.

Aber ich bitte dich, Simon. Du hast ja vollständig recht. Du wirst nicht doch erst von mir, deinem leiblichen Bruder, hören wollen, wie sehr ich dein großes Unglück bedaure! Wie du überzeugt sein möchtest von meiner aufrichtigen Teilnahme! — Es wäre zu lächerlich.

Kranzbauer.

Gewiß wär's lächerlich. Weil's nit wahr ist, nit wahr sein kann, daß der, dem nix geschehen ist, g'rad' so mitleidet wie der, den 's Unglück getroffen hat. Derowegen ist's mir lieber, wenn ich nix davon hör', von so einem Mitleid.

Konstant
(achselzuckend. Nach einer Pause).

Ich denke, Simon, du legst dich noch ein wenig hin und versuchst zu schlafen. Es würde dir guttun. Gelt, du erlaubst, daß ich dir mein Schaltuch auf die Bank breite.

Kranzbauer
(ist aufgestanden, starrt zum Fenster hinaus. Konstant beobachtet ihn gespannt. Kranzbauer ist in einer eigentümlichen Bewegung. Leise, doch merkbar, bebt sein ganzer Körper. Plötzlich ein Schwung auf das Fenster).

Konstant
(reißt ihn zurück).

Simon!

Kranzbauer
(gedämpft, schmeichelnd).

Laß mich machen. Schau! — Schau. Ich hab' dich ja lieb, Schulmeister. Aber die Pein, die du mir gebracht hast — laß sie löschen. Ich kann sie nit tragen.

(Er sucht sich sachte loszureißen. Beide ringen miteinander, während das Dröhnen und das rasche Vorbeifliegen der Gegenstände draußen das schnelle Gehen des Zuges anzeigt. Der Kranzbauer will immer ans offene Fenster, Konstant zerrt ihn immer wieder zurück. Es ist ein krampfhaftes Ringen. Der Kranzbauer stöhnt.)

Konstant
(laut rufend).

Hilfe! — Nirgends ein Notsignal. Hilfe! (Mit aller Kraftanstrengung schleudert er den Kranzbauer auf die Bank, wo dieser regungslos und erschöpft liegen bleibt. Konstant knurrend für sich.) Bestie du! — Armer Mensch! — Eine solche Verzweiflung — das hätte ich nicht geglaubt. Sonst so gescheit und so gutmütig. Nein, das hätte ich nicht geglaubt, daß der so arg von seinem Besitz besessen ist. — Was soll man denn machen? (Plötzlich erhebt er sich rasch, greift mit der Hand an die Stirn und setzt sich wieder hin. Für sich:) Gut. Gut. Das tu' ich. Es geschieht ihm recht. — Wenn ihm das Unglück zu groß ist, so soll's noch größer werden. Vielleicht erträgt sich's dann leichter. (Der Zug pfeift und geht langsamer.) Mir scheint, eine Station. Vielleicht doch, daß Leute einsteigen. Für alle Fäll' wär's mir lieb. Er ist ja von Sinnen. — Schlummere, Simon. Vielleicht strahlt dir im Traum ein besserer Stern. Vielleicht erwachest du gefaßter. Wenn nicht, dann —. Wenn du ohnehin nicht die beste Meinung von dem Schulmeister hast! Was dich bisher getroffen, dafür kann ich nichts. Was dir jedoch die nächste Stunde bringt, das liegt in meiner Hand. Oder sollte es am Ende nicht wirken? Daß er nicht mit einem Wort nach Weib und Kind gefragt hat! — Dafür sollst du exemplarisch gestraft werden, kleinherziger Großbauer! — Dann wird er mir aber erst recht ans Fenster wollen. Einen Haken muß man schon anbringen, der ihn zurückhält. (Der Zug steht.)

Schaffner.

Holzkirchen! — Station Holzkirchen!

Ein Weib und ein Mann
(wollen einsteigen).

Das Weib
(öffnet die Tür zu Kranzbauers Gelaß. Kreischt).

Uh Joses und Anna! Da liegt einer nach allerlängs!

Der Mann.

Pardon! Ein Krankencoupé!

Konstant.

Bitte, es ist Platz!

(Jene machen die Tür von außen zu. Der Zug beginnt neuerdings zu rollen. Es ist ganz Licht geworden. Bisweilen fliegt Rauch an den Fenstern vorüber, bisweilen Berglehnen, Wald, manchmal von der Sonne beschienen, die, um Biegungen anzuzeigen, schräge an der Wand hinläuft, wieder verschwindet und wieder erscheint.)

Konstant
(stets für sich).

Am Tage ist alles anders. Die Morgensonne gibt immer Mut.

Kranzbauer.
(regt sich, streckt sich, macht die Augen auf, sieht Konstant, erhebt sich halb).

Du, Konstantl? Wie denn das?

Konstant.

Du hast gut geschlafen, Simon.

Kranzbauer.

Und abscheulich geträumt. — Willst dich nit fortmachen, Unglücksmensch?! Sonst träume ich wieder. Daß mir mein Hof —? Hast du das gesagt?

Konstant.

Schau, Simon, es ist wieder lichter Gottestag. Fasse Vertrauen. Zu dem da oben. Und zu uns Menschen.

Kranzbauer
(in Verzweiflung).

Sei still und halt's! Wahr oder nit, ich will's nimmer hören! Soll alles hin sein, meintweg.

Konstant
(für sich).

Also in Gottesnamen. — (Zum Kranzbauer, unsicher.) Alles hin, sagst du? So weißt du auch schon das Letzte, das Schlimmste, was ich dir niemals zu sagen gewagt hätte?

Kranzbauer
(wird anders. Er beugt sich langsam vor. Sein Gesicht wird kantig, rissig, fahl, feucht wie Lehm. Die Augen treten hervor, die Lippen werden dünn, schnappen nach Luft. Tonlos stammelt er).

Nit — nit zu sagen gewagt? Das Schlimmste? Was denn?

Konstant.

Du weißt vom Unglück daheim und fragst nicht nach Weib und Kind. Das wundert mich.

Kranzbauer.

Zugrundgegangen, hast du gesagt, ist — niemand —!

Konstant.

Das soll ich gesagt haben? Eher meine ich auf dieser Welt, daß ein Toter nicht zu beklagen ist.

Kranzbauer.

Das hast du gesagt, ja, das hast du gesagt. Kein Toter zu beklagen.

Konstant.

Zu beklagen sind nur die Lebenden.

Kranzbauer
(faßt Konstant an beiden Armen).

Bruder! Was bedeutet das? Was bedeutet dein Reden? — — Ist mein Weib auch verbrannt? Sind meine Kinder auch verbrannt?

Konstant.

Simon. Du kannst nicht einmal den Verlust des Hofes ertragen, der in einem Jahre wieder aufgebaut sein wird. Wie sollst du erst eine solche Botschaft ertragen!

Kranzbauer
(wild schreiend).

Also sind sie verbrannt?

Konstant.

Die kleine Elise, meine ich, wird noch leben. (Für sich.) Das ist der Haken.

Kranzbauer
(verloren stöhnend).

Lebt noch? — Lebt noch? — Und die andern tot? —

(Lange Pause. Der Zug rollt. An den Fenstern zieht eine Kirche vorbei, ein Friedhof mit weißen Denkmälern, auf denen Sonnenschein liegt.)

Kranzbauer
(im Vordergrunde auf die Bank niedergebrochen, gleichmäßig, wie sich einlullend).

Meine Kathrin tot. — Mein Hans tot. — — Kathrin tot. — Hans tot — tot. Geld — Gut. Not — tot. — (Vergeistert.) Jetzt ist's gut.

Konstant
(für sich).

Ist das zu verantworten? Mit einem Wort könnte ich sie wieder auferstehen machen. Wer bürgt, ob mir nicht ein Herzschlag zuvorkommt?

Kranzbauer.
(gleitet zu Boden, auf die Knie, nimmt wie zufällig eine betende Stellung an).

Vater unser . . .

Konstant.

Er betet. Gottlob, er betet. — Simon, wie klein und zahm bist du jetzt geworden! Das Fegefeuer tut weh, aber warte noch ein wenig, vielleicht erleben wir Freuden.

Kranzbauer
(aus der Betäubung, hell, fast feierlich).

Bete mit mir, Bruder Konstant, daß mir der Herrgott verzeiht! Daß ich so gelästert hab'! — Ich bin fertig.

Konstant.

Soll ich noch was reden, Bruder?

Kranzbauer
(wirr, in Verzweiflung lachend).

Jetzt, wenn mir einer tät' kommen und sagen: dein ganzer Besitz ist hin, der Hof verbrannt, die Wiesen verschwemmt, der Wald vom Sturm gebrochen, aber Weib und Kind gesund — keinen glücklicheren Menschen tät's geben auf der ganzen Welt.

Konstant
(für sich).

Jetzt sind die Schlacken weg. Der reine Mensch ist da. — Simon! — Simon! — Hörst du? Ich glaube, er verzeiht dir. — Tu' dich jetzt zusammen, binde dein Halstuch und suche deinen Mantel. Wir sind bald in Brachstein.

(Der Zug rollt langsamer. Draußen sonnige Waldgegend.)

Kranzbauer
(verdeckt sein Gesicht mit den Händen).

Laß mich, ich will vorüberfahren.

Konstant.

Du mußt dir auch das Haar ein wenig glätten. Ich glaube, es sind Leute am Bahnhof. (Er blickt vorgebeugt zum Fenster hinaus.) Wenn ich recht sehe, auch gut Bekannte.

Kranzbauer
(guckt unsicher, schreckig unter der Achsel Konstants durch's Fenster. Der Zug steht still. Von draußen Kinderstimmen, frisch und hell).

Der Oheim Konstant! Hast du den Vater mit?

Konstant.

Ja, Kinder, den hab' ich mit.
(Am Fenster erscheint Kathrin, noch jugendlich, in bäuerlichem Sonntagsstaate, ruhig, aufrecht.)

Kranzbauer.
(schleudert mit hellem Schrei die Arme empor).

Kathrin
(am Fenster).

Gott willkommen, Simon. Also dir geht's gut, du bist gesund!

Kranzbauer.

Und ihr? Und ihr?

Kathrin.

Alle frisch und gesund, Gott Lob und Dank! Und 's andere, was geschehen ist, verwind' es. Ich hab's auch verwunden. Die Arbeiter räumen schon den Platz für den Neubau. Na aber — so gib mir doch meinen Kuß, Alter!

Kranzbauer.

O glückseliger Tag!
(Springt zur Tür hinaus in die Arme der Seinen.)

Konstant
(die Sachen zusammenraffend).

Na, das glaub' ich. So glückselig wird der wohl nie ausgestiegen sein auf dem Brachsteiner Bahnhof als heut'. Aber morgen, Bauer, kriegst du's. Kinder, Äpfel gibt's!

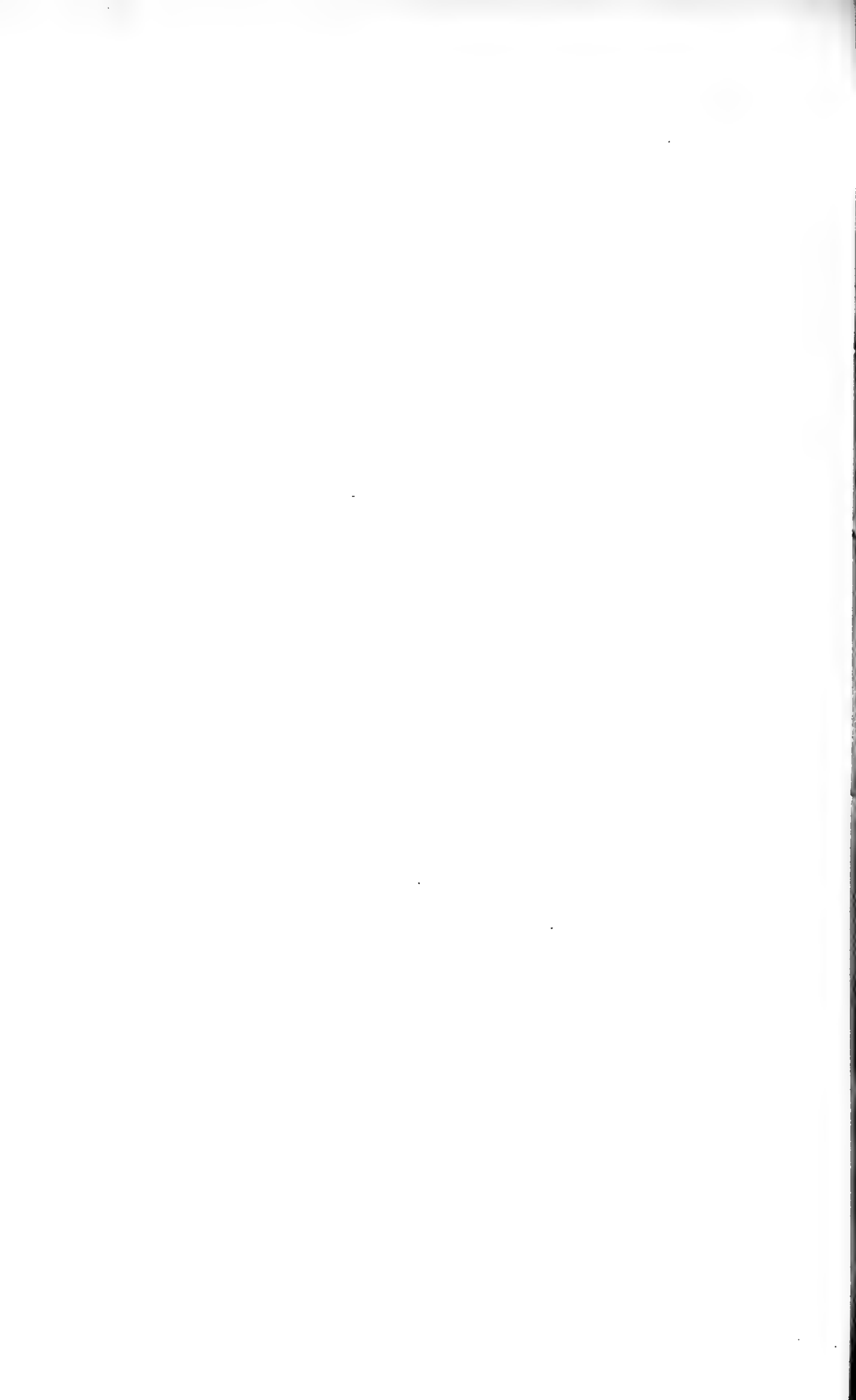
(Springt hinaus.)

Schaffner.

Fertig!

(Vorhang fällt).

Mein Lied



Mir ist es all meiner Tage aufgesetzt, daß aus meinen Stimmungen, Anliegen, Freuden, Sorgen und Schalkheiten — Gedichte werden, was normal gearteten Leuten eigentlich nicht passieren soll. Man schaut, man träumt, man spielt, man fühlt — und auf einmal ist ein Liedel da. Mein erstes Gedicht ist vor ungefähr fünfzig Jahren entstanden, mein letztes vor wenigen Tagen. Wohl dreitausend an Zahl; mein Verdienst daran, daß ich sie nicht drucken ließ. Etliche wollten aber doch allen Ernstes zu Menschen. Da dachte ich, wenn heutzutage schon so viele Nichtdichter ihre Gedichte drucken lassen, warum soll das in geringem Maße nicht einmal auch der Poet tun. Die Sammlung ist nur für Freunde, die es wissen, daß ich damit nicht etwa „Literatur" habe machen wollen. Die Dichtung soll ja weniger Buch als Person sein.

„Mein Lied" ist wohl nicht das Tagebuch über wirklich Selbsterlebtes, mit Ausnahme vielleicht der Heimats- und der religiösen Gedichte. Ich würde es kaum leugnen und recht gerne einmal zum Beispiel als interessanter Sünder in der schönen Welt eine Rundreise tun, maßen gute Sünden lieber verziehen werden, als schlechte Gedichte. Aber die Geschicke, die ich gestalte, die Seligkeiten, die ich singe, die Sünden, die ich bekenne, sind nicht alle mein. Was für ein Monstrum von Menschenleben, wenn alles, was ein Dichter aus sich heraussingt, Selbsterlebtes, Selbstgetanes, Selbstgelittenes wäre! Nebst eigenen Herzensangelegenheiten

sind es solche der Mitmenschen, die er nicht loskriegt, bis er sie wie Selbsterlebtes, Miterlebtes aussingt. Dann gibt er den Menschen zurück, was er von ihnen hatte, verzinst mit seiner eigenen Seele, und er ist mit den unheimlichen Mächten nicht mehr allein. In dieser Befreiung liegen die Wonnen der Lyrik, und zwar auch dann, wenn das Lied still in der Mappe bleibt. Schon das sich Gegenständlichmachen einer lebhaften Empfindung in Wort und Form ist oft Erlösung.

Der Kurswert des Liedes aber liegt darin, daß es solchen die eigenen Herzen öffnet, die keinen Schlüssel dazu haben. Andere hätten wohl den Schlüssel, aber die Truhe ist leer; sie können schöne Verse machen, haben jedoch wenig hineinzulegen und wenig herauszunehmen. Solche Liebhaber glatter Formen werden es nur schwer entschuldigen, daß ich mich bei meiner Auswahl für dieses Bändchen weniger von Grundsätzen der metrischen Schönheit, als von ernsteren Forderungen der Echtheit leiten ließ.

Es kann freilich auch das Echte unbedeutend sein, oft nur ein flüchtiges, schalkhaftes Singen des Tages, doch darf der Sänger nichts singen wollen, was nicht in ihm schon vorbereitet ist. Ebensowenig kann der Leser vom Lyriker etwas empfangen, das nicht schon verborgen keimend in seiner eigenen Natur ruht. — Dich, lieber Freund, grüße ich zu guter Stunde, vermutend, daß mein Lied auch dein Lied ist.

Sommer 1913. Der Verfasser.

Vorstellung.

Mein Name ist Mensch, meine Losung ist Fried',
Doch zeigen sich Feinde, so findet sich Rat,
Meine Lust ist das Sein, meine Tat ist das Lied,
Und singt man sich selbst, ist das Lied eine Tat.

Und schrillet bisweilen ein falscher Ton
Aus heiterer Kehle, das Lied ist doch echt.
So singet der sündige Adamssohn
Im Streiten und Siegen gleich schlecht und recht.

Ich bin ein Geselle, der lacht und trutzt,
Der weder nach Titel noch Knittel hascht,
Der nicht Magnaten die Stiefel putzt
Und nicht Proleten die Hemden wascht.

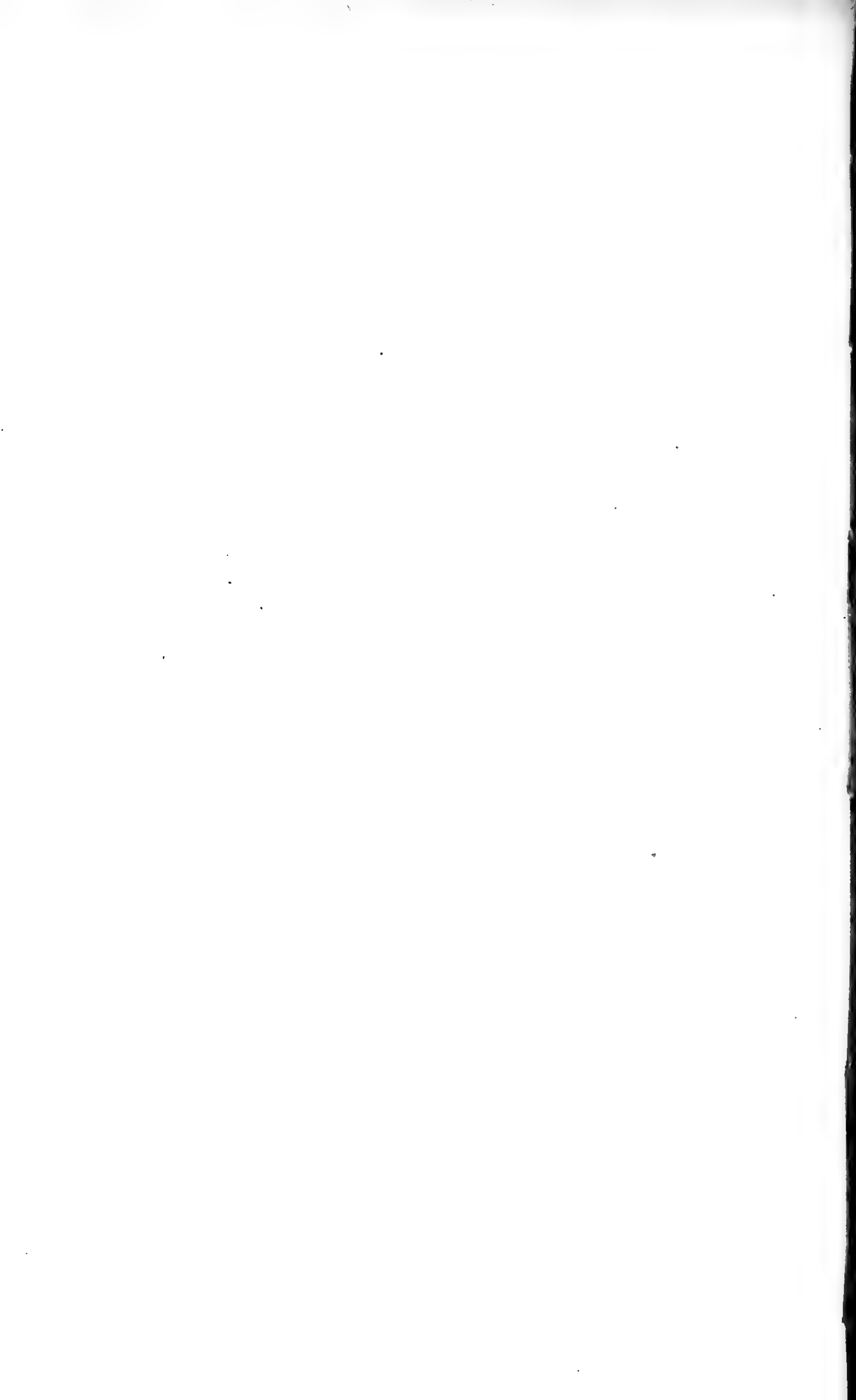
Der nicht vor Launen der Großen bebt
Und nicht um Beifall der Menge wirbt,
Der nicht für die Götzen des Tages lebt
Und nicht für die Schatten der Götzen stirbt.

Der Menschheit Herzschlag ist mein Motor,
Der Menschheit Seheraug' mein Fanal;
Ich seh' das Geheimnis durch jeden Flor,
Und kenne die Sünde mit ihrer Qual.

Umhüll dich mit Seiden, mit Kutten dicht,
Stehst doch als nackter Adam vor mir.
O Menschenbruder, verbirg dich nicht,
Ich weiß es: du bist halb Gott, halb Tier!

Ich kränze dein Elend mit Blumen des Hags,
Und taumelst du nieder zu Nacht und Gericht,
So heb' ich dich jauchzend zur Höhe des Tags,
Zur Freiheit, zur Liebe, zum seligen Licht.

Heimat



Das Mutterherz.

*

Willst du auf die Erde,
Sprach der Herr zu mir,
Brauchst du Liebe,
Die dich schützet,
Brauchst du Treue,
Die dich nicht verläßt.

Doch du wirst auf Erden
Finden nicht so bald
Lieb' und Treue
Echt und heilig;
Darum geb' ich dir
Von meiner mit.

Und ich will sie legen
Liebes Menschenkind,
Daß du findest
In der Trübsal,
Diese Gaben
In das Mutterherz!

Die mit * bezeichneten Gedichte stammen zumeist aus früher Jugendzeit des Verfassers.

Mein Vaterhaus.

*

Mein Vaterhaus ist alt und arm,
Mein Vaterhaus ist klein,
Und schließt doch meine ganze Welt
Und meinen Himmel ein.

Mir brennt ins Herz die Zähre, die
Vom Mutterauge rinnt,
Denn fort von heim, weit in die Welt
Zieht hin ihr liebes Kind.

Der Platz ist leer am kleinen Tisch,
Der Sohn ist in der Fern',
Ihr Tischgebet gilt sein, und sie
Empfiehlt ihn Gott dem Herrn.

Dort draußen, wo die Sünde lockt,
Und viel Gefahren drohn!
Sie kann nichts tun als weinen still
Und beten für den Sohn.

O nein, ich will mich nicht der Welt
Und ihren Lüsten weihn;
Das Vaterhaus, das Mutterherz
Soll mir der Himmel sein.

Ich bin ein armer Hirtenknab'!

*

Ich bin ein armer Hirtenknab',
Der Wald, das grüne Feld,
Mein Brotsack und mein Birkenstab
Ist meine ganze Welt.

Und zieht mein Schäflein grasend hin
Auf grüner, frischer Au,
So gras' auch ich für meinen Sinn
Im hohen Himmelsblau.

Und bricht die dunkle Nacht herein,
So schau ich dort hinauf:
Es blühet in der Sterne Schein
Die Liebe Gottes auf! —

Kindesgebet.

Da hat mir einmal ein Vöglein erzählt,
Wenn fromm ein Kind im Abendgebet
Voll Liebe für Vater und Mutter fleht,
Da klinge ein Lied durch die ganze Welt,
Da säusle ein Mai'n durch die Lüft hin,
Da strahlten die Felsen im Alpenglühn,
Da steige der Ewige niederwärts
Und schließe Eltern und Kind ans Herz!

Ich bin daheim auf waldiger Flur.

Ich bin daheim auf waldiger Flur,
Mein Hütchen ist ein grüner Baum,
Mein Ruhebett der Wiesensaum
Am Herzen der Natur.

Ein Rehlein kommt durch Zweige dicht,
Mir dringt ans Ohr sein weicher Laut,
Es sieht mich an, es spricht so traut,
Und ich versteh' es nicht.

Nun kommt ein blühend Mädchen noch,
Und sinnend steht es auf der Flur;
Es sieht mir stumm ins Auge nur,
Und ich versteh' es doch.

Das Kind in seiner jungen Zeit.

Das Grünen ist ein Auferstehn,
Das Reifen ist ein Sinken.
Drum laß das Kind zu seiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

Das Kind in seiner jungen Zeit
Ist Brennpunkt aller Sonnen,
Des Daseins hold begrenztes Ziel,
Des heiligen Glückes Bronnen.

Wächst es heran, ist nichts mehr sein,
Muß um die Wette laufen,
Mit jedem Tag, mit jeder Plag'
Sein Leben neu erkaufen.

Der erste Drang der Lieb' ist schon
Des Todes erstes Fodern,
Ein Korn, das junge Keime treibt,
Fängt selbst schon an zu modern.

Das Grünen ist ein Auferstehn,
Das Reifen ist ein Sinken,
Drum laß das Kind zu seiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

Mein süßes Kind, du weißt noch nicht . . .

Da hüpft mein liebes, lockiges Kind
Im grünen, sonnigen Rosenhag,
Umblüht von Knösplein schwellend hold,
Umschallt von hellem Lerchenschlag.
Sein Äuglein strahlt, sein Mündchen jauchzt
In unbewußter Lebenslust.
Mein süßes Kind, du weißt noch nicht,
Wie bald du wieder sterben mußt.
Wie sieht sich doch im Wahn des ewigen
Lebenstags ein Frühling an?
Du fühlst, was aufblüht — doch was welkt?
Zu Grabe sinkt? Du denkst nicht dran.
Ein junger Gott bist heute noch;
Wie wirst du dich entsetzen, Kind,
Wenn dir die erste Botschaft kommt,
Daß alle Wesen sterblich sind.
Ach, ich verschweig' dir, was ich weiß,
Nur blick' mir nicht ins Aug' hinein,
Es könnt' sich spiegeln drinnen noch,
Was ich gesehn im schwarzen Schrein. —
O, leb' in Glück, mein Kind! Und erst
Wenn du von allem, allem satt,
Erst dann vernimm, was Gott für dich
In seiner Lieb' bereitet hat.

Zum Weinachtsbaum.

Ein Herzenswunsch allen kindlichen Gemütern.

*

Friede war im Wald und jeder Baum beglückt
Durch schöne, reife Frucht, womit der Herbst geschmückt
Die Äste all, daß jeder Zweig sich bieget,
Bis hoch hinauf, wo leis' die Krone wieget.
Doch höret: wo's zum Segen will gedeihn,
Da findet sich auch gern der Hochmut ein
Und selbst der Neid. Und jeder wollt' sich prahlen,
Daß seine Frucht die schönste sei von allen;
Und jeder hing an seine längsten Äste
Als stolzes Aushängschild der Früchte beste.
Es war ein köstlich Wogen bis zur Spitze,
Ein Wetten, wer das Feinste wohl besitze. —
Nur eines litt im Wald viel Weh und Gram
Und barg sich ins Gesträuch voll tiefer Scham.
Ein Tannenbäumchen war's, gar schmächtig, schlank,
Wohl aller Früchte, auch der ärmsten, blank;
Und während andere stolz im vollen Prangen,
Hatt' es an seinem Stamm nur Nadeln hangen,
Nur dunkelgrüne Nadeln, zart und spitz;
Sie stachen leicht, doch schärfer stach der Witz
Der andern, und ihr Höhnen, schal und widrig,
Dieweil das Bäumchen, ach, so arm und niedrig.
Es flüsterte der Wald sich in die Ohren
Vom Taugenichts, der da umsonst geboren,
Und warf ihm boshaft gar zu Spott und Schmach
Die ersten gelben, dürren Blätter nach.
Das schnitt dem Bäumchen tief ins junge Herz,
Es wollte schier vergehn in Leid und Schmerz
Und weinte, tiefbedrängt vom Weh, dem schweren,

Das Harz heraus, die bittersten der Zähren. —
So duldete das Bäumchen still und fromm;
Da zog hernieder durch den nächtigen Dom
Ein Engel aus des Himmels heiligen Hainen,
Der sah den armen Dulder schmerzlich weinen.
Er ließ sich erdenwärts vom weiten Raum
Zur armen Tanne, sprechend: „Liebster Baum!
Du warst bisher verachtet und verflucht,
Doch tragen wirst du noch die schönste Frucht,
Die je ein Baum getragen hier auf Erden,
Du sollst der Baum der höchsten Freude werden!" —
Wie wurde jetzt der Himmel trüb' und grau.
Es blies ein kalter Wind auf Heid' und Au
Er heulte durch den Wald voll herber Hast
Und rüttelte die letzte Frucht vom Ast.
Wie bald war jeder Baum, der einst geprahlt,
Der Frucht und Blätter bar — wie kahl und alt!
Es fielen Flocken, und es krächzten Raben,
Und sieh, der stolze Wald war wie begraben.
Nur jenes Bäumchen steht noch frisch und frei
Und grünt und flüstert sanft, wie einst im Mai. —
Und als die heilige Stund' gekommen war,
Da schwebte durch den Wald die Engelsschar
Zum Bäumchen zart und trug es durch die Nacht
In festlich aufgegangener Strahlenpracht.
— Wie Flammen sich zu Sternenkränzen reihn!
Und Früchte, die im Himmel nur gedeihn,
Die reifen auf dem Baum, und Gottes Herz
Sinkt liebevoll erlösend erdenwärts. —
So trägt der Baum, dereinst verschmäht, verflucht
Wie unser Heiland selbst, die schönste Frucht.
Und wo er kommt, da kommt er nicht allein,

Da bringt er Gaben mit für groß und klein,
Er führt den Jubel ein ins stille Haus
Und streckt die hundert vollen Arme aus.
— O, hört ihr säuseln es in seinen Zweigen,
O, hört ihr klingen sie, die Himmelslieder?
O, seht die Engelsschar in lichten Reigen,
Sie steigt zum lieben Kindesherzen nieder.
Dann grünt und blüht sie auf, die Lieb', im reinen
Allseligen, alleinzigen Erdentraum.
O sei mir hoch gegrüßt, du Freund der Kleinen,
Du Himmelsbote, heiliger Weihnachtsbaum!

Einst wirst du die Träne fliehen.

O weine, liebe Jugend, weine,
Solang' die Träne dir noch süß ist,
Ein Bote milder Herzensreine,
Und nicht der herben Kümmernis ist.

Denn einst wirst du die Träne fliehen,
Und lachend laut, trotz innrer Peinen sein,
Doch bittrer wird dein schrilles Lachen,
Als heut dein stilles Weinen sein.



Die Erweckung.

Die Mutter schläft in der Friedhofsruh'.
Da kommt ihr ältester Sohn auf Besuch
Und ruft mit freudiger Stimme aus:
„Liebe Mutter, komm in mein schönes Haus,

Ich habe ein holdes, ein fröhliches Weib
Und Kinder so frisch wie die Rosen im Mai,
O Mutter, Mutter, ich lade dich ein,
Komm, und hilf uns glücklich sein.“
Die Zypressen schweigen — die Mutter schläft.

Dann kommt der zweite Sohn geritten,
Mit stolzer Würde und feinen Sitten.
„O Mutter, könntest du auferstehn,
Um selbst zu sehen, was mir ist geschehn.
Der König hat mich zum Minister erwählt,
Es jubelt mir zu die halbe Welt.
Mutter, o komm, nimm teil an der Ehr',
Die deinem Sohn so reich widerfährt.“
Die Zypressen schweigen — die Mutter schläft.

Da kommt der jüngste Sohn gegangen,
Hat rote Augen, fahle Wangen.
Sein Ton ist heiser, sein Wort ist müd,
Er weiß von Glück und Ehren kein Lied.
„O Mutter, ich bin so ganz allein,
So seelenverlassen und ganz allein,
Und Hunger —“
Am Hügel rieselt der Sand — die Mutter wacht auf.

Es kann einem wunderlich träumen!

Nun wollt' ich schlafen.
Das Tagwerk ist recht hart gewesen.
Bin ich erschaffen
Für Bauernbrot und Bauernnot?

Das ist meine Frag' gewesen.
Da seh' ich ein Häuslein wohl schön gebaut,
Eine Maid in Huld zum Fenster ausschaut;
Sie lud mich ein,
Bei ihr zu sein.
Ich trat ins Haus und tat mich heimen.
— Es kann einem wunderlich träumen!

Dann ging ich dichten.
Und die Leute taten mir Kränze winden.
Und muß berichten:
Mein Lieb sagt: Du bist mein allein,
Ich will dir Sträußlein im Lenze binden;
Doch ganz geheim, nur so ist's fein.
Ich sag': Was soll mir dein Blumengruß,
Wenn ich schon morgen wandern muß.
Drauf tat sie mit Küssen nit säumen.
— Es kann einem wunderlich träumen!

Jetzt kamen Freunde
Und taten mich in die Ferne führen.
Mein Lieb, das weinte.
Ich steig' zum Glück, sie bleibt zurück
Und möcht' ins Heim mich gerne führen!" —
Ich finde Freude, Gut und Geld
Und alle Ehr' der schönen Welt.
Endlich die Lieb' mich zur Heimat ruft,
Da find' ich die Maid in der Totengruft. —
Drum sollst du dein Herz nicht versäumen.
— Es kann einem wunderlich träumen!

Ich bin ein großer Herre!

Ich gebe mir die Ehre
Und sing' ein Liedel fein:
Ich bin ein großer Herre,
Die ganze Welt ist mein.

Der Landmann, der mag säen
Und ernten Korn und Lein;
Doch Feldesblühn und -wehen
Zur Maienzeit ist mein.

Die Karner mögen tauschen
Und nutzen Baum und Stein,
Doch Waldesgrün und -rauschen
Und Waldesruh ist mein.

Wie arm sind doch die Reichen,
Vom Herzensfrieden fern,
Oft Knechte sondergleichen
Sind diese hohen Herr'n.

Sie streiten sonder Labe
Mit Schwert um Land und Meer;
Ich zieh' mit meinem Stabe
Erobernd hinterher.

Wie lustig ist das Wandern,
Die Sorgen sind ja klein;
Die schwere Welt ist andern,
Die schöne Welt ist mein.

Habt Dank, ihr guten Leute!

Habt Dank, ihr guten Leute,
Für dieses reiche Mahl,
Das ihr mir aufgetragen
In buntbekränzten Schüsseln
Und Goldpokal.

Mein Herze dürstet nimmer
Nach Weltgenuß und Ehr',
Im stillen Dorf zu leben
Als Mensch bei schlichten Menschen,
Was soll ich mehr?

Daß ich im Frieden atme
Und dankbar, angesichts
Der heiligen Wunder Gottes
Mich meines Lebens freue,
Sonst will ich nichts.

Ich werde nimmer müde,
Des Himmels Glanz zu schaun,
Auf seiner Wolken Spiele,
Auf seiner Flocken Reigen
Mein' Lust zu baun.

Der Lüfte sanftes Wiegen
Und wild gewaltige Macht,
Der Wässer Wogen, Streiten
Hat stets mir Seligkeiten
Ins Herz gebracht.

Und sink' ich einst zu Grabe
Von heitrem Tageslicht,
Die Erde, ewig Rosen
Aus ihrem Schoße sendend —
Ich fürcht' sie nicht.

Ich will nichts von dir.

Ich hab' mir erbaut
Ein Häuschen allhier,
O Leben so laut,
Was willst du von mir?
O führ' mich nicht hin
Ins friedlose Feld,
Ich bleib', was ich bin,
Mir selber die Welt.
Mein Glück ist in mir,
Behalte du dich;
Ich will nichts von dir,
Nur lasse mir — mich!

In deiner Wiegen.

O Natur!
In deiner Wiegen
Laß mich liegen!
Erinnyen und Medusen
Laß mich vergessen an deinem Busen
Alle Wehen
Laß vergehen,

All Entzücken
Und Beglücken,
Das aus deinem reichen Bronnen
Je gequollen und verronnen,
Laß mich trinken
Und versinken,
Du in mich
Und ich in dich,
Daß ich aller Zeit vergesse,
Alle Ewigkeiten messe
Mit der einen Spanne Glück,
Mit dem süßen Augenblick.

— — — — — — — — — — —

In deiner Wiegen
Laß mich liegen,
O Natur!



Urwaldstimmung.

O ruhsamer Wald, wie bist du fein!
Wie bist du in Ewigkeit jung und rein!
Vom blutigen Kreuzweg der Menschensöhne
Entweiht keine Spur deine heilige Schöne.
Wohl heut wie zur Urzeit die Stürme tosen,
Und wühlen im See und brechen den Baum.
Wohl heut wie zur Urzeit blühen die Rosen
Und funkelt der Tau am Blütensaum. —
In dir ist Ruh'.
Mein Leib will liegen
In blumiger Wiegen.

Meine Seele kam her aus unendlichen Zeiten,
Und wie der wandernde Vogel den Ast,
So wählt diesen Leib sie zur kurzen Rast,
Ehe weiter sie fliegt in die Ewigkeiten.

Wenn alle Wälder schlafen.

Wenn alle Wälder schlafen
Und alle Quellen schweigen,
Die Nebel stille steigen,
Die Sterne leis' sich neigen,
Da ist das einsam Leben
Ein selig, selig Sein.

Wenn alle Wipfel flüstern
Und alle Vögel singen,
Wenn alle Geigen fiedeln
Und alle Kehlen klingen,
Da ist das einsam Leben
Wohl eine harte Pein.

Ob träumen still, ob jubeln
Im lauten Kreis der Freuden,
Das beste ist vom Leben
Ohn' allen Abschied scheiden.
Drum sei das einsam Sterben
Gesegnet nur allein.

Ruh' im Walde.

In der Berge Falten tief geschmiegt
Und gewickelt in den weichen Wald,
Wie das Kindlein in der Wiege liegt,
Ist mein liebster Aufenthalt.

Wie die Mutter sang, so singt der Bach,
Und in Wipfeln muntre Vögelein
Rufen mir der Jugend Märchen wach,
Singen mich zum Schlummer ein.

Von den Kronen wehen Blütenreigen,
Decken mich im kühlen Schatten zu,
Und ein Engel flüstert's allen Zweigen:
Leise rauschet seiner Ruh!

Laß mich einstens, Götterlieblingssohn,
Finden in der Waldesruh mein Ziel,
Kränz' mir dort die Stirn, anstatt mit Mohn,
Mit dem heiligen Asphodil.

Wollte heim in meine Berge.

Wollte heim in meine Berge,
Um den Frieden zu umfassen,
Den ich weltlusttrunken einst im
Grünen Wald zurückgelassen.

Gab ihn damals einem Vöglein
In Verwahrung, bis ich käme,
Und den süßen Jugendfrieden
Wieder an den Busen nähme.

Hab' mit meinem heißen Herzen
Ruhlos nun den Wald durchzogen.
Doch das liebe muntre Vöglein
Ist derweil davongeflogen.

Alpenrose — Edelweiß.

Edelweiß und Alpenrose,
Sinnbild ihr der Menschenlose,
Sinnbild unsres höchsten Glücks.
Blutige Rose! Liebe, Leben,
Nimmermüdes Lustanstreben,
Flammenleuchte des Geschicks.

Doch wie bald ist es geschehen,
Daß die Rose muß vergehen,
Bald sind Erdenfreuden fern.
Dann empor zu höchsten Zinken,
Dort wird noch dem Wandrer winken
Der Entsagung blasser Stern.

Ach, an seinen heißen Gluten
Muß zu früh das Herz verbluten,
Und zurück, als letzter Preis,
Bleibt ein wunschlos kühles Träumen
In dem Haupt mit Silbersäumen
— Süßes, seliges Edelweiß!

Meine Lust ist Leben.

Gute Nacht, ihr Freunde,
Ach, wie lebt' ich gern!
Daß die Welt so schön ist,
Dankt' ich Gott dem Herrn.
Daß die Welt so schön ist,
Tut mir bitter weh,
Wenn ich schlafen geh!

Ach, wie möcht' ich einmal
Noch von Bergeshöhn
Meine süße Heimat
Sonnbeleuchtet sehn!
Und den Herrn umarmen
In des Himmels Näh',
Eh' ich schlafen geh.

Wie man abends Kinder
Ernst zu Bette ruft,
Führt der Herr mich schweigend
In die dunkle Gruft.
Meine Lust ist leben,
Doch sein Will' gescheh,
Daß ich schlafen geh!

Gruß aus Italien an die Heimat.

*

Du treues Haus auf stiller Bergeshöh',
Von weichem Mondessilber mild umgossen,
Wie grüß' ich dich aus fernem welschem Land,
Wo nirgends deine Tannenwälder sprossen.

Wo nie ein Wort der heiligen Sprache klingt,
Die du zum deutschen Erbe mir gegeben,
Und wo man leicht im tollen Fastnachtstanz
Verschachert und verjohlt sein heißes Leben.
Ein Land, so schön und reich und hochberühmt,
Bewohnt von frohem Volk in Bettlerlappen,
Das auf den Trümmern seiner großen Zeit
Sich kindisch freut an bunten Narrenkappen.
Ein Land, ein Märchengarten auf dem Meer,
Ein Eden, das sonst nichts mit dir gemein,
Du Heimatsmatte auf der Bergeshöh',
Als Gotteshimmel mit dem Sonnenschein.

Vergib mir, o Süden!

Vergib mir, o Süden!
Ich kann dich nicht lieben,
Ich muß dich meiden,
Meine Wünsche, meine Freuden
Stehn auf dunkelm Grund geschrieben.
Meine blassen Taten
Leuchten nur in nordischem Schatten.
In Sturmessausen
Und Wälderbrausen,
In Schnee und Eiseskern,
In düsteren Nebeln
Glänzt mein Stern.
Du, o Süden,
Mit deines Lichtes Grelle,
Versengst mir die Seele.
Deine kahlen Berge und Schluchten,
Deine schattenlosen Buchten,

Deine heißen Terrassen
Und staubigen Straßen,
Deine gekochten Lüfte,
Deine einschläfernden Düfte
Und übelriechenden Dünste,
Deiner schmutzigen Gassen
Lautes Sichgehenlassen,
Deiner Wirte Kniffe und Künste —
All das zusammen
Macht mich erlahmen.
Wie soll im weltfremden Wesen
Der Sohn des stillen Waldes genesen?
Dazu des Meeres unendliche Weite,
Die Länder der Erde all bespülend,
Die Sehnsucht weckend und nicht erfüllend.
So muß man am fremden Eiland kleben
Wie ein Verbannter, und tatlos leben.
O sonniger Süden
Mit deinen Rosen, mit deinen Maien!
Weltumworbenes Paradies,
Ich soll dich benedeien.
Wärst du meiner Kindheit
Trautsame Heimat,
Wie wollt' ich in Treuen
Selig mich freuen.
Doch bin ich Germane,
Die sonnige Glut,
Der süße, südliche Seim
Zersetzt mir das Blut.
Meines Glückes Kern und Keim
Ist deutscher Wald,
Und mein Paradies heißt Nebelheim.

Ein Freund ging nach Amerika.

Ein Freund ging nach Amerika
Und schrieb mir vor einigen Lenzen:
Schicke mir Rosen aus Steiermark,
Ich hab' eine Braut zu bekränzen!

Und als vergangen war ein Jahr,
Da kam ein Brieflein gelaufen:
Schicke mir Wasser aus Steiermark,
Ich habe ein Kindlein zu taufen!

Und wieder ein Jahr, da wollte der Freund,
Ach, noch was anderes haben:
Schicke mir Erde aus Steiermark,
Muß Weib und Kind begraben!

Und so ersehnte der arme Mann
Auf fernsten, fremden Wegen
Für höchste Freud', für tiefstes Leid
Des Heimatlandes Segen.



Daheim!

Was dies Leben mir beschieden,
Es war gut, ich bin's zufrieden.
Könnt' ich eines noch erwerben:
Nur daheim, daheim zu sterben.
Nicht auf fernen Wanderswegen
Möcht' ich mich zur Ruhe legen,
Nirgends auf der ganzen Erde,
Als daheim am eignen Herde.

Vor des Todes dunkeln Schrecken
Wollt' ich nimmer mich verstecken
Wenn aus Augen schmerzbefeuchtet
Liebe mir zu Bette leuchtet,
Wenn die Meinen mich umgeben,
Atmend mein entschwindend Leben,
Und aus gottergebnem Sterben
Meines Herzens Frieden erben.



Wir grüßen dich!

Wir grüßen dich, Bergland, du teure Heimat!
Wir jauchzen dir zu, wie sehr wir dich lieben.
Wir lieben die blühende Flur — den Brautkranz der Jugend.
Wir lieben des Kornes wogenden Feldplan — den nährenden Vater.
Wir lieben der Weinhügel sonnigen Busen — die säugende Mutter.
Wir lieben den Wald, den dämmernden Garten der blauen Blumen.
Wir lieben der stillen Heide traumvoll sinnende Muse.
Wir lieben den friedlich gebetteten Alpsee,
Wo müde gehetzt das Weltkind rastet
Weich in des Kahnes schaukelnder Wiege.
Wir singen ihm leise ein süßes Schlaflied. —
Vor allem doch euch, ihr stillen Felsen,
Ihr schneegekrönten Wächter der Heimat,
Mit Ehrfurcht grüßen wir euch.
Behütet mit ehernem Wall der Vorfahren heilige Stätte.
Behütet, ihr ewigen Berge, den deutschen Enkeln
Das Land der Treue und Freude!

Steiermark.

*

Gottbegnadet Land! Zur Maienzeit
Sei dir, Styria, ein Strauß geweiht.
Du bist göttlich schön. — Die Felsenstirn
Stolz gekrönet mit diamantnem Firn!
Leuchtend als dein Aug' die klaren Seen,
Wo als Braun die heiligen Tannen stehn.
Hier die goldnen Ähren, dort die Reben
Froh um deinen Busen Kränze weben,
Und allda, wo anderwärts der Spaten
Nichts zu finden weiß, als ewigen Schatten,
Tief in deiner Berge treuem Herzen
Bist du reich an unschätzbaren Erzen,
Deren Kraft der Erde Frucht erneut,
Deren Klang das reine Herz erfreut,
Deren Droh'n die Feinde macht erbeben. —
Schön bist du und herrlich, mild und stark,
Noch im Grabe weltaufbauend Leben
Birgst du, hochgeliebte Steiermark.

Echte Tracht.

Mein Steirer, tracht',
Daß echte Tracht
Wird angewandt
Im Heimatland.
Nicht kostümiert,
Nicht falsch geziert;
Im Stoffe echt,
Dem Zweck gerecht,

Die Form gewahrt
Nach Väterart
Und mit Bedacht
Zu Haus gemacht. —
Ob alt, ob neu:
Stets wahr und treu.
So wie der Mann,
So sein Gewand,
Das ist der Brauch
Im Steirerland.

Singet, jauchzet eure Lieder!

Singet, jauchzet eure Lieder,
Hochgemute Steirerkehlen!
In der Steirer Herzen wider
Hallt der Jubel eurer Seelen.
Deutscher Heimat süße Sänge
Klingen in den lauen Lüften,
Schlagen an die Felsenhänge,
Wehen über Seen und Triften.
Auf der weiten Gotteserden
Wird kein schöneres Land gefunden;
Durch weißgrüne Bande werden
Mit dem Himmel wir verbunden.
Auf die Scholle sinkt der Sänger,
Daß er fromm das Erdreich küsset:
O geliebtes, heiliges Waldland
Steiermark, sei uns gegrüßet! —

Heimatfreude ist getragen
Von des Liedes Ätherschwingen,
Unsre Lust ist nicht zu sagen,
Darum müssen wir sie singen.

Dem Heimatlande.

Hörst du das Läuten, Freund?
Her aus den Weiten, Freund?
Weckt es nicht wonnig des
Wanderes Drang? —
Glaub diesen Glocken nicht,
Laß dich verlocken nicht,
Von der Sirene
Weltpreisendem Sang!

Und mußt du dennoch fort,
Jagend von Ort zu Ort,
Suchend die Ziele, die
Nirgendwo sind:
Kehre fein balde um,
Freund, in dein Heiligtum,
Wo du bist Gatte und
Vater und Kind.

Reiße vom Strande dich,
Eh' fremde Bande dich
Festgewebt; nimmer ihr
Sklave sollst sein.
Denn deine größte Kraft
Und deine Meisterschaft
Sproßt aus der heimischen
Erde allein. —

Panzre mit Steirererz,
Land, deines Sohnes Herz,
Heb auf den Schild ihn
Des leuchtenden Firn.
Kränze mit Lärchenreis
Und mit dem Edelweiß
Würdig des Älplers
Teutonische Stirn. —

Östlicher Rosenhauch,
Südlicher Lorbeerstrauch
Gleicht nicht des Tannenbaums
Duftendem Reis.
Was auch in weiter Welt
Herrliches aufgestellt,
Heiliges Heimatland,
Dir sei der Preis!

Ein Lied, ein Schwert und einen Gott!

Vom Ortler bis zum Kahlenberg
Am frohen Donaustrand
Ist unsrer deutschen Ahnen Haus,
Ihr freies Heimatland —
Im Reich der Tannen.
Ob's Bayern oder Steiern heißt:
Die Drau, die Traun, die Donau fleußt
Durchs Hochland der Germanen.

Die wildgewaltige Felsenburg
Stellt Ost und Westen gleich.
Es pocht ein einig Volksherz
Durchs ganze Alpenreich.

Erhebt die Fahnen!
Es hab' in Fried' und Streit und Not
Ein Lied, ein Schwert und einen Gott
Das Hochland der Germanen.

Heimatsegen.

Gott grüß dich, teures Heimatland,
Du Hort von hoher Alpenwand
Bis an die nordischen Meere.
Vom Murgestad' bis an den Rhein,
O heilige Erde, bist du mein.
Behüt dich Gott der Herre!

Er weck in dir die alte Treu,
Die alte Kindlichkeit aufs neu
Und milderer Tage Sitten,
Für die der Ahnen Heldenherz
Im frommen Schauen himmelwärts
Gelitten und gestritten.

Und bräch' ein böser Feind herein,
Ich könnte nimmer fröhlich sein,
Ich müßt' vor Wehe sterben.
Ach, laß der Väter Lehr und Ehr,
Der Brüder Freudigkeit und Wehr,
Mein Herrgott, nicht verderben!

Gebet.

Behüte Gott das deutsche Volk
In seiner Ehr' und stolzen Kraft.
Behüt es Gott in seiner weisen
Treuen Völkerführerschaft!

Auf seiner Wacht, daß allerwärts
Der Menschen Freiheit sich erneue:
Das große Volk, das deutsche Volk,
Behüt es Gott in seiner Treue!

Behüte Gott das deutsche Volk
In seines Hauses frohem Rat,
In seiner Herzensinnigkeit,
In seines Fleißes reicher Tat!
Behüte Gott, daß nie der Zwietracht
Grauser Dämon es berücke!
Das freie Volk, das deutsche Volk,
Behüt es Gott in seinem Glücke!

Behüte du das deutsche Volk,
O Gott, in deiner Liebe Huld
Vor zagem Zweifel an sein Heil,
Behüt es, Herr, vor aller Schuld!
Verleih ihm kindliche Zuversicht,
Wie reinen Herzen sie beschieden.
Das edle Volk, das deutsche Volk,
Behüt es Gott in seinem Frieden!

Das deutsche Volk, behüt es Gott!
Bis es in der Vollendung Licht
Den Ölzweig wahrer Menschlichkeit
Erlösend um den Erdball flicht.
In wilder Zeiten Sturm und Not,
In Streit und Sieges Morgenrot,
Das schwergeprüfte, hehre Volk,
Mein deutsches Volk, behüt es Gott!

Liebe



Amors Arsenal.

*

Ich ging im Frühling aus,
Da stachen die Gräser hervor,
Da schlugen die Bäume aus,
Da schossen die Halme empor.
Ihr Herr'n, ich lachte nicht,
Ich kam verwundert zurück.
Das ist — ich wette! — vom Wicht,
Dem Amor, ein Schelmenstück!

Und sie gefielen mir beide.

Zur Morgenfrüh' hab' ich erlebt
Wohl eine liebe Freude,
Zwei Mägdlein standen am Gartenzaun,
Das eine war blond, das andere braun;
Und sie gefielen mir beide.

Die eine war ernst gegürtet und blaß,
Gehüllt in dunkle Seide,
Die andre leicht geschürzt und bunt,
Mit Veilchenaug' und Rosenmund;
Und sie gefielen mir beide.

Da scholl von der Kirche Glockenklang
Zum Jubel oder zum Leide,
Die eine erglüht und betet leis,
Die andere trillert muntere Weis';
Und sie gefielen mir beide.

Da scherzten zu Paaren in Liebeslust
Die Schäflein auf grüner Weide,
Die eine senkt das Auge mild,
Die andre hüpft und jauchzet wild;
Und sie gefielen mir beide.

Da kam ein Vöglein geflogen herbei,
Sich bergend im nahen Getreide,
Die eine horcht dem fröhlichen Sang,
Die andre hebt den Arm zum Fang;
Und sie gefielen mir beide.

Da neigte ich, bettelnd um einen Kuß,
Mich über des Zaunes Scheide;
Die eine blickte mit strafendem Stolz,
Die andere blinzelte gegen das Holz;
Und sie gefielen mir beide.

Eine Jungfrau wollt' er suchen.

*

Ein Knab' ging hinaus
Von Vaters Haus,
Eine Jungfrau wollt' er suchen.
Er schritt fürbaß
Die Heeresstraß',
Auf der Straßen lagen die Steine.

Er nahm den Pfad
Wohl in die Stadt,
Eine Jungfrau wollt' er suchen.
Er sah mit Gier
Viel goldene Zier,
Viel hohe Türme ragen.

Drauf zog er bald
Zum grünen Wald,
Eine Jungfrau wollt' er suchen.
Im Schattenland
Manch Blümlein stand,
Auf den Bäumen die Vögel sangen.

Zu Berg und Tal,
Auf Burg und Wall
Eine Jungfrau wollt' er suchen.
Sein Wanderstab,
Der schliff sich ab,
Neun Paar Schuh hat er zertreten.

Mit bloßem Fuß
Und müdem Gruß
Er ging in eine Hütten.
Er sah in der Wiegen
Ein Mägdlein liegen,
Die Jungfrau hat er gefunden.

Das bestohlene Hannchen.

*

O Herr, des Nachbars Valentin
Der stahl mir gestern meinen Hafer,
Er stahl ihn mir — er stahl mir ihn,
Es war gemeines Korn nur — aber —

Am Hafer hing mein kleines Huhn,
Es hat so gern von ihm geklaubt;
So hat er mir den Hafer nun
Und auch mein kleines Huhn geraubt.

Mein ganzes Herz hing an dem Tier,
Es war so fett und schwarz wie Kohlen:
Jetzt hat er Korn und Hühnchen mir,
Und auch mein ganzes Herz gestohlen.

Die Einfältigen.

*

Du fragst, warum ich gewinkt dir hab',
Du fragst, warum ich das Röslein dir gab?
— Ei, das solltest du wissen!

Du fragst, warum man jung sein muß,
Du fragst, wozu so verstohlen der Kuß?
— Ei, das solltest du wissen!

„Mein Knab', daß Mägdlein fragen gern
Und tun, als läg' ihnen alles fern —
Ei, das solltest du wissen!“

Er will mich nicht verstehen.

*

Er will mich nicht verstehen.
  Und wenn ich ihm nicke
  Mit glühendem Blicke
  Den Morgengruß zu;
  Und wenn ich ihm pflücke
  Ein Blümlein, und schicke
  Ein Bändchen dazu;
So fragt er noch: Warum?
Und will mich nicht verstehen!

Er will mich nicht verstehen.
  Und wenn ich die lose
  Und blühende Rose
  Gar minniglich küß';
  Und ich ihm dann sage,
  Halb klage, halb frage:
  Ist küssen nicht süß?
So fragt er kalt: Warum?
Und will mich nicht verstehen!

Er will mich nicht verstehen!
  Und sag' ich auch innig:
  Ich habe so sinnig
  Geträumt von dir;
  Als hätte' ich am Raine
  Das Häuschen, das kleine,
  Bewohnt mit dir!
So fragt er leis': Warum?
Und will mich nicht verstehen!

Er mag mich nicht verstehen.
Und wenn ich die Arme
Ihm breit', Gott erbarme!
Er ist viel zu blöd'! —
— Ei! wäre ich Mädchen
Des Nachbars jung' Gretchen,
Er tät nicht so spröd';
Er fragte nicht: Warum?
Er würde mich verstehen!

Der Stern im See.

*

Ein schöner Stern
Ganz lockend licht
Erglänzt im See so wunderlich.
— Ein Mädchen lacht
So süß und spricht:
Ich liebe dich!

Gib acht, gib acht,
Der See ist kalt,
Er spiegelt nur
Das Himmelslicht —
Ein falscher Stern,
Ein falsches Herz;
Vertrau ihm nicht!

Vertrau ihm nicht,
Wenn es zu bunt
In fremder Pracht will blühen voll.
Ein echtes Herz
Darf funkeln nicht,
Muß tief und still erglühen wohl.

Deine schönen Augen.

Oh nichts gibt es auf Erden,
Was mich so sehr entzückt,
Als deine schönen Augen,
Seit sie mich angeblickt.
Sie sind meine Himmelssterne,
Die ich so selig schau;
Sie sind mein Sonnenschein;
Sie sind mein Morgentau;
Sie sind meine Frühlingsblumen;
Sie sind mein Alpensee,
Wo mein Schifflein schaukelt,
Und wo ich untergeh'.

Zur Rosenblühzeit.

Noch nie ein so wüster April, wie dies Jahr.
Und nie ein so holder Mai.
Und nie im Wandern so stolz ich war,
So königlich fessellos frei.

Wie weit bleibt alles zurück, wie weit,
Was sonst mich bekümmert, beschwert.
Zur Rosenblühzeit, zur Rosenblühzeit
Ist es nicht des Umschauens wert.
Das Haupt blüht weiß, die Wange blüht rot,
Das Herz aller Freuden voll!
Ich frag' mit dem Dichter fast bang, o Gott,
„Was da noch werden soll!“

Wenn ich der Himmel wär'.

*

Wenn ich der Himmel wär',
Blieb' ich dir klar,
Legt' dir die Sonne ins
Goldige Haar.
Käme der Abend dann,
Tät' ich zu Ehr'n,
Mädchen, dir leuchten den
Glänzendsten Stern.

Wenn ich die Erde wär',
Tät' ich schön blühn;
Gäb' ich die holde Blum',
Mädchen, dir hin!
Hätt' ich dann Früchte, recht
Süß und recht groß,
Legt' ich die schönsten wohl
Dir in den Schoß!

Wenn ich die Hölle trüg'
Feurig in mir,
Tät ich nur brennen aus
Liebe zu dir:
Müßte dich holen der
Teufel herein;
Würde die Hölle ein
Himmelreich sein!

Weißt du, Mädchen, daß ich sterbe?

*

Weißt du, Mädchen, daß ich sterbe,
Sterben muß an deinem Blicke,
Wenn er weg von mir sich wendet?
Weißt du, Mädchen, daß ich sterbe,
Daß dein Mündchen mich vergiftet,
Wenn es keinen Hauch mir sendet?
Weißt du, Mädchen, daß ich sterbe,
Und an deinen Armen sterbe,
Wenn mich diese nicht umschlingen?
Mädchen, schenke mir mein Leben,
Daß ich dir es wieder schenke,
Soll das deine ich erringen!

Wenn ich durch den Winter geh'.

Wenn ich durch den Winter geh',
Denk' ich mir, es gibt auf Erden
Doch nichts Schöneres, als den Schnee,
Und er muß zu Wasser werden.

Ruht im Hag die Jungfrau mild,
Denk' ich mir, es gibt auf Erden
Doch nichts Schöneres, als dies Bild!
— Und sie muß zum Weibe werden.

Tau ich auf dem Röslein seh',
Tau an ihrem Augenstern.
Tauf' mit Wasser Freud' und Weh,
So gewillt es Gott dem Herrn.

Frage.

*

Mädchen, wenn ich sehnend flehe,
Hörst du nichts?
Mädchen, wenn das Aug' du senkest,
Siehst du nichts?
Mädchen, wenn ich schlafen gehe,
Willst du nichts?
Mädchen, wenn du mein gedenkest,
Fühlst du nichts?

Was du dir denkst . . .

Was du dir denkst, ist längst gedacht,
Was ich dich frag', ist längst gefragt,
Wenn Wange glüht und Auge lacht,
Ist alles, was uns blüht, gesagt.

Oh, sag nicht nein und sag nicht ja,
Wenn ich an deinem Busen ruh',
Zum Plaudern sind wir uns zu nah,
Drum schweig mir deine Liebe zu.

Waldabenteuer.

*

Ich geh' durchs Tal am Waldessaum,
Tief unten rauscht der Fluß,
Oh, wie ist doch das Wandern, traun,
Im Wald ein Hochgenuß!
Dort seh' ich stehn ein Mädel fein,
Ich wink' ihm meinen Gruß
Und ruf' es an: „Feins Liebchen mein,
Komm, gib mir einen Kuß!
Du hast ein braunes Röckel an,
Es deckt kaum deinen Fuß,
Das zarte, runde Wädchen kaum,
Geh', gib mir einen Kuß.
Du hast ein blaues Augenpaar
Und Haare wie von Ruß,
Dein rosenroter Mund — ich merk's —
Hat Durst nach einem Kuß.

Nur scheint die Sonne viel zu heiß,
Mir fällt was ein, ich tu's,
Ich führ' dich ins Gehege hin
Und geb' dir — —" fällt ein Schuß.
„Juchhe!" schreit jetzt das Mädchen auf,
„Das ist Hieronymus!"
Ihr Liebster war's, der Jägersmann,
Und damit Schluß.

Der Verlassenen Fluch.

Vor des Ewigen Angesichte
Klag' ich ihn, o Himmel, richte!
Ach, wie hab' ich ihn geliebt,
Während er den Tod mir gibt!
Möge ihm in dunkeln Tagen
Auch die grause Stunde schlagen!
Möge er in Qual sich winden,
Und kein Herz, kein treues finden!
Mög' der Mensch zum Teufel werden,
Dem er hoffend sich auf Erden
Voll Vertraun zu eigen gibt!
Ach, wie hab' ich ihn geliebt!
Ein Verworfner mög' er lungern
Auf der Heide und verhungern.
Welche Lust mir, wenn er schmachtet,
Glückverlassen, notumnachtet!
Und ich dürfte ihm begegnen,
Wie wollt' ich die Stunde segnen!

Ihn an meinem Herzen haben,
Ihn mit meinem Blute laben!
— Wärst du meiner Qual versunken,
Hättest mein Leid du getrunken,
Wüßtest du, was Hölle ist.
Wollte dich so lange küssen,
Bis du wieder selig bist.

Amor, dieser Wicht.

Ich mach' in meinem Leben kein Gedicht mehr an ein Mädchen,
Das ich nicht darf lieben.
Es ist zu gefährlich, um das Licht zu schwärmen,
Das bestimmt ist, andere zu wärmen.
Wer hatte mich dazu getrieben? —
Wo Auserwählter war mein liebster Freund,
Und sie des liebsten Freundes Auserwählte.
Und ich? Ich war nebstbei so da, und wie es scheint
Ein wenig lecker auch. Und sieh, da stellte
Der Knirps von einem Amor mir die Falle.
Dem Freund zulieb und seiner Maid zu Ehre
Gedacht ich ein Gedichtchen ihr zu weihn.
Aus Eigennutz war's nicht, denn ich begehre,
So dachte ich, dafür das bißchen Heiligenschein
Des Ruhmes nur. War noch erklecklich eitel
Und meint', mit einem Vers müßt ich beglücken
Ein Mädel von der Zehe bis zum Scheitel,
Und mindestens dem Erdball es entrücken.
Gedacht, getan, ich schrieb ihr ein Gedicht
In leichten Jamben. Für eines andern Liebe

Sind Jamben gut genug. Schweres tauget nicht.
Was anders, wenn ich eine Ode schriebe
Im tiefen Seufzertakte eines Romeo!
Dann allerdings schwerschreitende Trochäen.
Doch, was wollt' ich nur sagen? — Ei ja so!
Ich schrieb der Liebsten meines Freunds,
Um mich verbindlich bei ihr einzustellen.
Sie war zu herzig, traun, sie war's wohl wert,
Der holden Muse warm sie zu empfehlen.
Begann zu dichten, wie's ein Herz begehrt,
Beschrieb die zarten Reize, sagte ihr auf Ehre,
Wie ich an ihrem Glücke Anteil nähme,
Und daß als Freund ich gar imstande wäre,
Dergleichen selber — wenn die Stunde käme —
Zu gönnen mir. Doch müßte auch mein Püppchen
So lieblich sein wie sie. Es stünde immer
Mein Sinn nach solchen Wänglein, solchen Grübchen
Und solchen Äuglein auch, wie man sonst nimmer
Sie gesehn auf dieser Welt, als — im Vertrauen
Nur sei's gesagt — an ihr, der Treuen
Meines lieben, einzigen Freundes, sind zu schauen.
Unmöglich, sang ich, wäre zu bereuen
Eine Wahl, wie diese. Ließ es ihr auch merken,
Daß sie, nur sie allein, die Schönste sei der Schönen.
Und es gelang mir, solches zu bestärken,
So gründlich, daß — bevor ich es konnt' wähnen —
Diese kunstvoll hübsch gedrehten Liebesphrasen
Ich selber treulich glaubte. Und bevor
Das Liedchen fertig noch, begann ich schon zu rasen,
Aus purer Leidenschaft, die bis ans Ohr
Mir tückisch heiß tat steigen — —
Was dann geschah! — Ach, laßt mich schweigen. —

Und hast du einen Freund, das lehret die Moral,
So schicke seinem Liebchen nie ein Liedel,
Auch wenn er's selbst erlaubt, wie's hier der Fall,
Sonst gibt es einen Tanz nach seiner Fiedel.
Und hast du weidlich Pfeile zu verschießen,
Ich gratulier' dazu, doch mußt du wissen,
Auf welche Scheibe du mit Recht darfst zielen,
Denn Amor, dieser Wicht, er läßt mit sich nicht spielen.

Diese Mädels!

*

Als ich dem Liebel im Stübel gestand,
Ich würd' es küssen müssen,
Da gab's ein Bildchen mir in die Hand,
Daß ich was hätt' zum Küssen.

Es war der heilige Antonius,
Der Findpatron zum Glücke;
Hätt' ich verloren des Liebchens Herz,
So brächt' er mir's zurücke.

Dann, als sie sah, wie glühend ich
Das Amulett tat küssen,
Da hat sie's heftig, zornig, wild
Mir aus der Hand gerissen.

Nun hab' ich gewußt, was zu geschehn,
Die Eifersucht zu kühlen.
Die Mädels, die mögen das Küssen nicht sehn,
Aber fühlen, fühlen, fühlen.

Belehrung für einen Dichter.

Du beklagst dich, daß dein Weibchen
Nicht will deine Lieder lesen.
Schreib in Küssen, statt in Versen,
Wird sie s' immer wieder lesen.
Bist du ferne, wird sie gerne
Lieder unterm Flieder lesen.
Doch, wenn selber singt der Vogel,
Wozu im Gefieder lesen?
Wisse, sie hat nicht die Richtung
Literarisch weiser Richter;
Lieber, als die größte Dichtung,
Ist dem Weib der junge Dichter.
Deshalb ist, seid ihr beisammen,
Nicht die Zeit zum Liederlesen.



Amors Rat.

Wenn du, mein Freund, zur wonnigen Mundlust
Den kühlen Schnabel des Krugs an den Mund tust,
So halte zur lieblichen, süßen Geleitschaft
Den glühenden Schnabel der Maid in Bereitschaft.



Gewohnheit.

Der Hüttenrauch*), das Küssen auch,
Das sind zwei schlimme Dinge.
Wer's einmal tut genießen auch,
Der kann es nicht mehr missen auch,
Selbst wenn er am gewissen Brauch
Zuletzt zugrunde ginge.

*) Arsenik.

Schon dreißig Jahre bin ich alt!

Schon dreißig Jahre bin ich alt,
Und noch allein geblieben.
Und seh' die Knaben mannigfalt
Wohl ihre Schätzlein lieben.

Ich seh', wie sie sich froh einand
Die Hochzeitskränze winden;
Ich wandre durch das weite Land
Und kann meinen Schatz nicht finden.

Ich such' ihn, wo bei Herdesglanz
Die holden Mädlein blühen,
Ich such' ihn, wo bei Kirmestanz
Die Dirnen alle glühen.

Ich seh' die Jahre rascher ziehn
Und fühl' die Jugend schwinden,
Und suche ihn und rufe ihn,
Und kann meinen Schatz nicht finden.

Und sie, die mir bestimmt muß sein
Für meine Lebensfahrten,
Wird irgendwo allein, allein
Mit Bangen auf mich warten.

Der Alte hier, die Alte dort
Wird einsam einst begraben,
Zwei, die sich treu und heiß geliebt
Und nie gesehen haben.

Ein Rosenblatt.

*

Was das Rosenblatt bedeutet,
Das in sich zusammenkauernd
Vor dem Hauch des Mundes schauernd
Auf der Hand mir liegt gebreitet?

Kann ich nicht dem toten, süßen
Rosenblatt mit Sehnsuchtsbeben
Noch einmal ein junges Leben
Minnend in die Adern gießen?

Oh, vor meinem heißen Kusse
Wird es nimmer frischen können,
Wird es, ach, nur still verbrennen,
Asche, Asche sein zum Schlusse.

Rosenblatt, warum alleine
Kommst du mir von ihr geflogen,
Ach, daß du nicht mitgezogen
Sie, die Holde, die ich meine!

Jene Süße, von den Musen
Ahnend mir so lang verheißen.
Nächtig, wenn die Sterne gleißen,
Möcht' ich ruhn an ihrem Busen.

Möcht' ins scheue Aug' ihr sehen,
Ihr ins tiefe Herz mich graben,
Möcht' in heißer Glut mich laben
Und in Liebeslust vergehen.

Soll ich warten, bis die Tage
Wachsen und die Nächte schwinden,
Die so lockend, Lieb' zu finden?
Rosenblatt, flieg hin und frage.

Soll ich warten auf die Tage,
Wo zur Form wird, was heut Kuß ist,
Und zur Pflicht, was heut Genuß ist?
Rosenblatt, flieg hin und frage.

Denk an deine Maientage,
Rosenblatt, kennst du das Leben?
Kennst der Gierde Pein und Beben? —
Nun, so flieg zu ihr und frage.

Was in deiner Seele spinnt . . .?

Wie nah, mein schönes, süßes Kind,
Ist mir dein holdes Angesicht,
Ich trinke deinen Atemhauch
Und deines Auges lächelnd Licht;
Doch was in deiner Stirne sinnt,
Und was in deiner Seele spinnt,
Ich weiß es nicht.

Ich weiß von den Jahrtausenden
Emporgebauten Erdengrund,
Ich kenne das mit Sternenwelten
Reich geschmückte Himmelsrund;
Doch was in deiner Stirne sinnt,
Und was in deiner Seele spinnt,
Ist mir nicht kund.

Entzückt von deiner Zunge Klang,
Und doch in tiefster Einsamkeit,
Mein Lippenpaar an deins gepreßt:
Und dennoch mir unendlich weit
Ist, was in deiner Stirne sinnt,
Und was in deiner Seele spinnt,
Für alle Zeit.

Denn das, worauf ich wollte baun,
Hat mich getäuscht, die Träne dein. —
Es müßte denn dein Herzblut, traun,
Der opferfrohe Bote sein,
Daß Lieb' mir deine Seele spinnt
Und Treu mir deine Stirne sinnt,
Dann bin ich dein.

Sie liebt dich von Herzen!

*

Einst tat ich im Walde spazieren gehn,
Da sah ich im Wald ein Maßlieb stehn.
O Herzlieb, du bist mein Entzücken!
Doch Maßliebchen, die kann man pflücken.
Ich tat's und fragt' es inniglich:
Verrat's, mein Schätzel, liebt es mich?
Da log es mir frech ins Angesicht:
Dein feines Schätzel, das liebt dich nicht. —
Ich grub mit dem Messer ein tiefes Grab
Und warf das böse Blümlein hinab,
Und wälzte darauf einen schweren Stein,
Sollst ewig und vergessen sein.

Dann tat ich sinnend weitergehn
Und sah ein Schlüsselblümlein stehn.
O Mädel, du bist mein Entzücken!
Und Blumen die kann man zerpflücken.
Ich tat's und fragte inniglich:
Verrat's, meine Traute, liebt sie mich?
Die Blume in Sterbensschmerzen:
Sie liebt dich, sie liebt dich von Herzen! —
Ich grub mit der Hand ein Beetlein auf
Und tat die zerrissene Blume darauf.

Doch als sie lag auf der Totenbahr,
Da ward sie lebendig, erhob sich gar;
Das Blümchen, es jauchzte aufs neu:
Sie liebt dich von Herzen, sie liebt dich treu! —
Dann wuchsen der Blume in Kranzesflor
Die Blätter all von neuem hervor,
Schneeblendend weiß, die Spitzen rot,
Wie Unschuld und Liebesmärtyrertod.
Und jegliches blinkte mir traulich zu:
Sie liebt dich von Herzen! O Glücklicher, du! —

Nun kam ein Sturm und knickte die Bäume,
Und Blitze durchzuckten die himmlischen Räume;
Die Blume wiegte ihr Haupt und rief mich:
Sie liebt dich von Herzen! Sie liebt dich, sie liebt dich! —
Dann nahte der Winter und senkte im Schnee
Auf alle Gefilde ein eisiges Weh.
Doch siehe, die Blume hold und weiß,
Sie blühte hervor aus Schnee und Eis,
Und nickte mir zu in Ernsten und Scherzen:
Sie liebt dich von Herzen! Sie liebt dich von Herzen! —

Und als von neuem der Frühling kam,
Da führte zum Wald mich ein tödlicher Gram,
Ein tödlicher Gram, eine höllische Pein,
O selig, glückselig, gestorben zu sein! —
Auf grünendem Beete die Blume stand,
In üppiger Blüte mir zugewandt,
Und winkte und flüsterte süß und innig:
Sie liebt dich von Herzen! Sie liebt dich unsinnig! —

Ich hob meinen Fuß und trat sie tot,
Die gleißnerisch Blume, so weiß und rot.
Und ging noch tiefer in den Wald hinein,
Und suchte das Grab mit dem schweren Stein,
Und habe geweint und habe geklagt:
Du hast es gesagt! Du hast es gesagt!

Rosen pflanzt man nicht auf Herzen.

Ach, du klagst, daß deine Schöne
Nicht dein Herz auf Rosen bette,
Sondern statt mit Blumenkette
Es mit spitzen Dornen kröne.

Nur Geduld, einst wird sie kosen
Deinen Strauß bei Grabeskerzen,
Rosen pflanzt man nicht auf Herzen,
Nur auf Erde pflanzt man Rosen.

Heb dich weg und küß mich nicht!

*

Heb dich weg und küß mich nicht!
Du nicht, ich bitte dich,
Ein Kuß von dir — o küß mich nicht!
Ein Kuß, er wär' mein Tod.
Kleine Schelmin, lächle nicht!
Du nicht; — blick mich nicht an!
Das traute Du, o nenn es nicht!
Sprich nichts, kein Wort zu mir!
O laß mich gehn, berühr mich nicht!
Ich weiß, mein Kind, du liebst mich nicht.
Und ist nicht auch die Seele mein,
Den Leib allein, den mag ich nicht.

In alten grauen Tagen.

In alten grauen Tagen,
Da hat sich's zugetragen,
Da tat ein Knab' das Maidlein schaun,
Das Maidlein tat dem Knaben traun,
In alten grauen Tagen.

Der Knab' tat nit lang bitten,
Nahm 's Mädl um die Mitten
Und hub mit ihr ein Tänzlein an,
Der Atem tat ihr stille stahn
In alten grauen Tagen.

Und als er satt am Tanzen,
Da nahm er seinen Ranzen,
Und ließ die Maid zu zwein — allein. —
Das Märchen soll geschehen sein
In alten grauen Tagen.

Weib.

Schicksal im langen Haar,
Herrin, mir graut vor dir!
Reiß von der Heimat mich,
Raube die Freunde mir.
Brich meinen Tatenmut,
Höhne, verrate mich,
Schände die Ehre mir,
Hass' und verkaufe mich.
Foltere die Seele mir,
Hetz in die häßlichsten
Laster des Lebens mich,
Stürz in die ewigen
Peinen der Hölle mich:
Anbeten! Anbeten!
Anbeten muß ich dich,
Wonniger, göttlicher
Dämon — ich liebe dich!

Die Schrift im Sande.

Als man dem Herrn
Die Sünderin verklagt,
Da hat er bloß gesagt:
Wer selber sich weiß rein,
Der werfe seinen Stein!
Dann schrieb er etwas in den Sand . . .
Sie gingen hin und guckten, was da stand.
— — — — — — — — — — — — —

Verstanden hat's wohl jeder,
Der's geschaut.
Doch keiner hat sich's
Zu sagen getraut.
— — — — — — — — — — — — —

Mit erbarmendem Lieben
Hat er auf Sand geschrieben,
Wo es der Wind verweht.

Huldigung.

Die Frauen,
Sie bauen
An unserm Vertrauen
Im Spinnen
Und Sinnen
Am schneeweißen Linnen.

Die Süßen,
Wir müssen
Sie ehren und küssen.
Die Feinen
Und Reinen
Sind es, die wir meinen.

Bei mir stimmt's einzig nicht.

„Bei mir stimmt's einzig nicht, was steht geschrieben,
Daß Lieb' und Lust sich füglich decken müssen;
Ich küßte manches Weib, ohne es zu lieben,
Und liebte manche Frau, ohne sie zu küssen."



Seelisch Liebe.

Ich lieb' an einem Weib
Nicht bloß den feinen Leib,
Noch mehr die reine Seele.
Ist ihre Seel' nicht mein,
Auf ihren Leib allein
Verzicht' ich leicht und schnelle.

Als ich um sie gefreit
War's für die Ewigkeit
Und nicht für kurze Blüte;
Die wahre Liebe keusch
Plangt nicht so sehr nach Fleisch,
Vielmehr nach Geist und Güte.

Wer für Gestalt nur Sinn,
Für den sind bald dahin
Des süßen Glückes Triebe.
Doch auf der Jahre Höh'n
Wird erst die Seele schön
In Ahnung ewiger Liebe.

Schon fleißig, lieber Goldschmied?

*

Schon fleißig, lieber Goldschmied? Guten Morgen!
Ein bißchen, Herr Nachbar, guten Morgen!
— Klopf, klopf!
Was wird denn geschmiedet so laut?
Ich schmiede ein Ringlein meiner Braut.
Das Ringlein wird glänzend und klar,
Ich führe sie bald zum Altar,
— Klopf, klopf, klopf!

Noch fleißig, lieber Goldschmied, guten Abend!
Ich bin nicht mehr Goldschmied, guten Abend!
— Klopf, klopf!
Was wird den geschmiedet so laut?
Ich schmiede ein Kreuzlein meiner Braut,
Ein eisernes Kreuzlein fürs Grab,
Wir senken sie morgen hinab.
Klopf, klopf, klopf!

Wenn du gehst von mir . . .

Wenn du gehst, wenn du gehst von mir, mein Lieb,
So ist es aus mit mir,
Ich wandre dir nach durch die halbe Welt,
Und such' und ruf' nach dir.
Ich frage den Jäger im grünen Wald,
Den Schäfer auf blumiger Au:
Hast du nicht gesehn eine schöne Maid
Mit hellen Äuglein blau?

Ich frage den Vogel im Tannenhag,
Den Fisch im Meeresgrund:
Hast du nicht gesehn eine schöne Maid
Mit rosenrotem Mund?
Ich frage den Gräber am Kirchhoftor,
Den Priester am hohen Altar:
Hast du nicht getraut eine schöne Braut
Mit krausem, güldnem Haar?

Und weiß ich dich schlafen im tiefen See,
Dann jauchz' ich mit hellem Mut,
Und tauche, mein Lieb, zu dir hinab
In die weiche, kühlende Flut.
Und weiß ich dich eines andern Braut
Mit runden Wängelein rot,
Dann leg' ich mich auf die Erden hin
Und weine, und weine mich tot.

Und wenn ich an Lieb' gestorben bin,
So graben sie ein tiefes Grab,
Und legen ein Kreuz mir auf die Brust,
Und senken mich still hinab.

So hast du dich, Kind, von mir gewend't,
Und ich bin blieben dein.
Gott mit dir, Gott mit dir, du hartes Lieb!
— — — — — —.

Halbverklungene Heldenkunde.

Halbverklungene Heldenkunde
Weiß zu sagen von dem Paare,
Das nach grausen Hunnenschlachten
Auf dem Roß, dem kampfesmüden,
Vor den grimmen Türken fliehet.

Unterwegen rast der Flüchtling
Ob des Vaterlandes Jammer.
Angstvoll hütet er sein Weib noch
Vor der wilden Gier der Feinde.
Sieh, da stürzt das treue Rößlein.

„O verdammt!" so ruft der Reiter,
„Daß sie höhnend mich ermorden,
Ist beim Himmel nicht das Schlimmste,
Doch in ihre Hände fallend
Du, mein Weib, du Heißgeliebte . . ."

„Das wird nimmermehr geschehen,
Ich bin dein und will's verbleiben!"
So das Weib, die Brust entblößend.
„Zieh den Dolch und rette, Liebster,
Freudig mich vor den Barbaren."

Nächtige Brände fester Burgen
Glühn am schwerbewölkten Himmel.
Schnaubend nahn die wüsten Horden,
Sehn zwei purpurrote Brünnlein
Springen auf der dürren Heide.

Des Landmanns Saat.

Der Landmann säet das Weizenkorn.
„O Maid, ich bin dir gut!“
Er mäht das reife Weizenkorn
Und küßt sie bis aufs Blut.
Der Stein zermalmt das Weizenkorn,
Die Maid liegt auf der Bahr'.
Als Hostie thront das Weizenkorn
Auf heiligem Altar.
Wie stiegst du hoch, mein Weizenkorn!
Und wer und wo blieb ich!
O Brot, der ewigen Liebe Born,
Erbarme dich!

O sei mir gegrüßet, du grünender Baum!

O sei mir gegrüßet, du grünender Baum,
Wo ich mein Liebchen sah,
Die Myrt' in den Locken, auf blumigem Saum,
So nah! So nah! So nah!

Wie küßte ich heiß ihren rosigen Mund!
Am Baum ein Vöglein sang.
O Wonne des Herzens, glückselige Stund'!
Wie lang, wie lang — wie lang!

Sie fällten den Baum, und sie bauten den Sarg,
Im Mai, im holden Mai.
Sie schlossen den Schrein, der mein Himmelreich barg.
Vorbei, vorbei, vorbei!

Gedenken.

Aller Sonnenschein auf Erden
Ist ein traurig Ding,
Wenn nicht schwebt der Einzigen Schatten
Auf dem Wiesenring.

Könnt' ich einmal noch vernehmen
Ihrer Stimme Klang,
Wollt' ich gerne stumm und taub sein
Auf mein Leben lang.

Alle Rosendüfte, welche
Da den Mai durchziehn,
Gäbe ich für einen Hauch
Ihres Mundes hin.

Alles, was ich noch genieße,
Was ich bin und hab',
Ist nicht wert des blassen Staubs
Auf ihrem Grab.

O, Herrgott, wieviel an Liebe!

Es sinken vom Baum die Blätter,
Der Sommer ist vorbei.
Mein Mund ist noch rot und will küssen
Wie einst im Mai.

Es fallen vom Haupt die Locken,
Mich schrecket der Eule Schrei,
Ich flüchte bange zum Mädel,
Wie einst im Mai.

Schon schickt mir die Pomp funebre
Den lang bestellten Schrein,
Den verkauf' ich wohlfeil dem Trödler
Und gehe frei'n.

Welt

Mein Ideal.

*

Ein schöneres Ideal hat noch niemand geträumt,
Als meine sehnende Seele es hegt,
Ich seh' ein Paradies auf Erden erstehn,
Das wieder die Freude, die Liebe trägt.

Ich sehe die Völker des Erdenballs
Im Glanze der glorreichen Einheit stehn,
Ich seh' auf den Zinnen der Treue, des Rechts,
Der Bildung, die Fahne des Friedens wehn.

Ich seh' nur die Waffe des Geistes gezückt
Zum Trotze dem Mordblei, zum Trotze dem Schwert;
Ich sehe das Eisen dem Baue des Felds,
Der sausenden Werkstatt zugekehrt.

Ich sehe die Frau am häuslichen Herd,
Keine Sklavin der Willkür, der Mode mehr.
Eine Priesterin, traun, der wärmenden Glut,
An der Liebe Altar, des Hauses Ehr'.

Ich sehe den Mann, besiegend das Tier,
Das lauernd in seinem Busen steht,
Ich seh' ihn aufrecht, gütig und stolz
Bewußt sich der göttlichen Majestät.

Ich ahne — ich sehe die herrliche Zeit,
Ich sehe zur Wahrheit die Schönheit sich reihn,
Die Völker in Liebe verschlungen und frei,
Ich sehe die Menschen — Menschen sein!

Wir weichen nicht von unsren Idealen!

Wir weichen nicht von unsren Idealen,
Sie schmücken, adeln dieses Erdenwallen,
Sie ehren uns,
Der Niederträchtigen Hohn wird uns zum Ruhm.
Ums welterlösende geweihte Heiligtum
Wir wehren uns!

Der Völker, Rassen, Religionen Streit
Vergeht im warmen Glanz der Menschlichkeit.
Wir kehren uns
Zum treuen, ewigen Geist, der alle zählt,
Und wehe dem, der Haß statt Liebe wählt!
Wir wehren uns!

Doch nicht mit Schwert und Feuer, wie Barbaren;
Denn unsrer Philosophen heilige Scharen,
Sie lehren uns,
Trotz Korybantenlärms von Schelm und Wicht,
Mit heiterer Ruh und lächelndem Gesicht
Zu kehren uns.

Mein Erz.

Mein deutscher Sang ist euch zu zahm,
Anstatt mein geliebtes Volk zu segnen,
Soll fluchen ich der Feinde stramm,
Dem Nachbar stets mit Trutz begegnen.

Mein Herz ist froh, mein Erz ist rein,
Es dient dem Tod nicht, nur dem Leben;
Wie? Muß denn alles Kanone sein?
Mag's nicht auch klingende Glocken geben?

Mein Ehrgeiz.

Die Ehr' ist jenes Gut,
Das mir am höchsten frommt,
Doch nicht die flüchtige Ehr',
Die nur von außen kommt.

Ein großer Dichter, traun,
Das hört sich süß und fein;
Doch höher stünd' mein Stolz:
Ein großer Mensch zu sein.

Die Ehre, flach geweht
Hin über Länder weit,
Ist nichts gleich eines Menschen
Tiefer Dankbarkeit.

Wer nur um Ehre schafft,
Der ist zwar wert der Ehr',
Der äußeren bunten Zier,
— Doch sonst auch nicht viel mehr.

Wenn einst ich sterben muß,
Soll keine Trauerschar
Von Gleisnern folgen mir
Zu meiner stillen Bahr'.

Nicht Nekrolog, nicht Stein,
O Gott, man kennt die Weis';
Sie ehren Tote bloß
Zu ihrem eigenen Preis. —

Nur eines wollt' ich, daß
Ein Braver sagen kann
An meinem schlichten Grab:
Er war ein braver Mann.

Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein . . .

Ein Vater lag im Sterben,
Drei Söhne sollten erben.
Der eine war ein Bauersmann,
Der pflügen, säen, und ernten kann,
Der erbte die Höfe, die Felder,
Die Gärten, die Wiesen, die Wälder.
Der andre war ein Hammerschmied,
Dem gab der Vater, als er schied,
Die Hämmer und all die Geräte,
Auf daß er Werkzeug hätte.
Der dritte war ein munterer Knab'
Mit Sängerkehl' und Wanderstab,
Nach Vaterswill' dem verbliebe
Sein Menschenherz voll Liebe. —

Und als vorbei der Jahre zehn,
Da hat man schon das Ziel gesehn.
Der eine sorgte Tag und Nacht,
Bis endlich er's zu Geld gebracht;

Der andre sorgte Stund' um Stund',
Daß nur sein Haufen Geld nicht schwund;
Der dritte zog von Sorgen frei
Mit Sang an Gold und Not vorbei,
Und schöpft' mit Wonne, teilt mit Lust
Die Lieb' aus seiner Dichterbrust,
Und streut' ohn End' von Haus zu Haus
Die Gab' an Arm' und Reiche aus. —
Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein,
Wird ewig unerschöpflich sein.

Ewiges Lied.

Im tiefen, dunkeln Felsental,
Da rauscht ein ewiger Wasserfall.
Ein Wandrer horcht der Melodei,
Es wird ihm wohl und weh dabei,
Und kann doch nichts verstehen.

Er macht ein feines Sinngedicht,
Das klar die schönsten Worte spricht.
Doch sieh, ob dieser Poesei
Wird keinem wohl und weh dabei,
Und kann es doch verstehen.

Und — eh das Jahr von hinnen zieht
Ist schon verstummt des Sängers Lied.
Was man verstand und nicht empfand,
Das klingt nur einmal durch das Land.
— Ewig rauschen die Wasser.

Die Harfe.

*

Unser Herz ist eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten.
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.
Und des Schicksals Finger spielen
Kundig drauf die ewigen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge.

Die Hand an meiner Rechten.

*

Die Hand an meiner rechten Seiten
Ist lobenswert zu jeder Stunde,
Sie holt das Brot aus allen Weiten
Und führt es zärtlich mir zum Munde.

Und ballt die Linke, Unerzogne,
Sich hinterm Rock, wenn Gäste nahen,
So weiß die Rechte, Wohlgepflogne,
Mit edelm Anstand zu empfahen.

Und nahen schlechtgesinnte Mächte,
So greift sie rührig zu den Waffen,
Und weiß mit ritterlichem Rechte
Mir Schutz und Frieden zu verschaffen.

Und weil sie gütig von dem Hehren
Als treue Freundin mir gesendet,
So ist sie auch in allen Ehren
Der Küsse wert, die man ihr spendet.

Und trotzdem leider ist sie heute
Der Linken weit zurückgeblieben,
Denn dreist hat sie, und nicht gescheute,
Ihr eigenes schales Lob geschrieben.

Meine Taschenuhr.

Wie fühl' ich dich an meinem Herzen schlagen,
Du starkes, reges, goldnes Herz der Zeit!
So wandern wir selbander sonder Zagen
Den dunkeln Stundenweg der Ewigkeit.

Der Zeiger kreiset stetig in der Runde,
Ein Sinnbild, wie das Weltenuhrwerk kreist;
Dein Herz, o Mensch, ist endlich wie die Stunde,
Unendlich wie die Runde ist dein Geist.

Ungeduld.

*

O lieber Gott, wo werden jene Stunden sein,
In welchen mir der Lorbeer wird gewunden sein!
„Ha, suche dir die Zweige!" spricht die kluge Welt,
„Denn jedes Glück will mühevoll gefunden sein."
Ich darf es nicht, die strenge Pflicht hält mich zurück.
Warum muß ich durch Sorg' und Not gebunden sein?
Vielleicht, daß man mir einst die schweren Bande löst,
Doch wird bishin schon Kraft und Will' verschwunden sein.

Und bis man mir zu Lab den milden Balsam beut,
Ha, können wohl vernarbt die heißen Wunden sein.
Und wenn man jauchzend einst den vollen Becher reicht,
Kann der Verschmachtete schon längst tief unten sein.
Der späte Tropfen, der sein einsam Grab benetzt,
Wird, traun, vom Schläfer nimmermehr empfunden sein.

Wilder Waldespsalm.

Ihr Häupter in goldiger Morgenglut,
O blicket aus Himmelshöh' nieder
Zum Sänger, der sinnend im Moose ruht,
Euch feiernd durch harmlose Lieder.
Wie lodert dort oben der Gletscherschein,
Wie flüstert im Schatten die Quelle:
O schenkt mir von eurer Herrlichkeit ein,
Bis trunken die sehnende Seele.

Als einst ich verloren die ganze Welt,
Den Glauben, die Hoffnung, die Liebe,
Und als mir die friedlichen Freuden vergällt
Im wüsten Weltgetriebe;
Und als ich mein junges Leben verpraßt,
Weil es ohne Reiz mir und Wert war,
Und als ich den Mann auf der Straße gehaßt,
Weil er wie ich auf der Erd' war.

Da zog ich hinaus wie ein dachloser Hund,
Mich selbst und das Dasein verfluchend,
Da schritt ich verloren, im Waldesgrund
Einen luftigen Baumast mir suchend.

Doch siehe, da war kein Ast mir recht,
Der war mir zu hoch, der zu nieder,
Ein dritter zu gut, ein vierter zu schlecht,
Ein fünfter mir anders zuwider.

Und ein jeder tat so geheimnisvoll
Und flüsterte leis mit dem Nachbar;
Sie machten sich über mich lustig wohl,
Daß ich so elend und schwach war? —
O nein, nur die Welt verspotteten sie
Und schmiedeten eine Verschwörung;
Der Wald und die Welt, die vertragen sich nie,
Ob letzterer tiefen Betörung.

Drum sagten die Bäume: 's wär alles wohl recht,
Die Vorzeit, die Zukunft, das Heute,
Selbst der Himmel ist gut und die Erde nicht schlecht,
Doch die Leute — die argen Leute!
Die Leute, die liegen sich alle im Haar
Und raufen, daß es ein Skandal ist,
Und spielen in Übermut mit der Gefahr
Solange, bis jeder am Fall ist.

Und wenn sie zu Füßen den Abgrund sehn,
Dann schwindeln sie fluchend und taumeln,
Ja, dann erst will mancher zum Walde gehn,
Und — daß er nicht fallen kann — baumeln.
Oh, kämet ihr früher zu uns in den Wald
Mit jugendlich heiteren Sinnen,
Ihr wäret mit „Siebzig" noch immer nicht alt,
Und wüßtet gar zärtlich zu minnen! —

So sagten die Bäume und flüsterten fort,
Erzählten sich sondre Geschichten;
Ich habe verstanden ein jegliches Wort
Und weiß mich danach nun zu richten.
Und kriegt mir die Fröhlichkeit jäh einen Sprung,
So kratze ich Waldharz und leime,
Und sprudle und jauchze und bin wieder jung,
Und schmied' ein paar hinkende Reime.

Das Geheimnis.

Im Walde Frieden. Zwei Hummeln läuten.
Der Tag ist schon neigend.
Da nahen Gestalten aus fernen Zeiten,
Sie grüßen mich schweigend, die alten Bekannten,
Sie winken mir stumm ein Geheimnis zu
Und schwanken vorbei.
. . . Ich hab' nichts verstanden.

Allseliges Leid.

Was glänzen doch dem die Augen so hell?
Er birgt in der Brust eine dämmernde Seel',
Und hüllet in staubige Spinnenweben
Geheimnisvoll sein glosendes Leben.
— Weiß es einer, wie wohl sie tut,
Die einsame Glut?

Was brennen doch dem die Wangen so rot?
Er ist ja kalt, er ist ja tot!
Er scherzt nicht mit Freunden, er kost nicht mit Frauen,
Er kann keine lustigen Leute schauen.
— Weiß es einer, wie weh kann sein
Die einsame Pein?

Und weiß es einer, wie wohl es tut,
Wenn glühend das Herz in sich selber ruht,
Und weiß es einer, wie süß es kann sein —
Der schleiche vorüber und laß ihn allein,
Den Mann in seinem allseligen Leid
Der Einsamkeit.

Erprobter Rat.

Magst du wissen, wann du sollst gesellig
Und wann einsam sein?
Willst du Freude, suche Menschen,
Willst du Glück, so bleib mit dir allein.
Wisse, wann dein Werk am schönsten
Und am reinsten mag gedeihn:
In der Arbeit suche Menschen,
Doch im Schaffen bleib mit dir allein.
Wie's auch jeder hält nach seiner Weise,
Lasse eins gesagt dir sein:
Wenn du hassest, meide Menschen,
Wenn du liebst, bleib nicht mit dir allein.

Dichters Wunsch.

Ach, wie gerne möcht' ich wissen
Oft, zu wem mein Sprüchlein spricht!
Hunderttausend Leser hab' ich,
Aber einen hab' ich nicht.

Hunderttausend Leser heißen
Publikum und ihre Zahl
Wird willkommen der Verleger
Heißen hunderttausendmal.

Einen möcht' ich, einen haben,
Den ich kenn', von dem ich weiß,
Daß er jede meiner Zeilen
Liest mit Liebe und mit Fleiß.

Einen einzigen ganzen Menschen,
Einen ruft der Dichter an,
Dem er all sein Denken, Dichten,
Frohes Schaffen weihen kann.

Einmal hatt' ich einen solchen,
Habe nur an ihn gedacht,
Habe nur für ihn gedichtet
Und mein Herz ihm aufgemacht.

Also sprach der Mensch zum Menschen
Traut mit leiser, warmer Stimm',
Und die hunderttausend Leser
Fanden sich in mir und ihm.

Als ich redete für einen,
Standen alle rings herum,
Red' ich allen, hab ich keinen
Menschen — lauter Publikum.

Welch ein Los!

Welch ein Los! Im bunten Lebensgarten
Fröhlicher Genossen bin ich einsam.
Hab' mit ihnen Ziel, Geschick und Leiden,
Sprach' und Lied und Vaterland gemeinsam.
Streuen scherzend Rosen unsren Pfaden,
Lieben uns einander — und bin einsam.
Einsam, wenn das Blau der Fern' uns trennet,
Mitten unter ihnen bin ich einsam.
Einsam, wie der Schiffbrüchig' im Meere,
Einsam, wie der Aar im Himmelskreise,
Einsam, wie der Mann, den sie begruben
Unter Nordlichtschein im öden Eise.
Brücken schuf Natur von Aug' zu Auge,
Hängend auf des Lichtes goldnen Stäben;
Schiffe auf dem Wellenmeer des Klanges
Zwischen Mund und Ohren heiter schweben.
Und des Blutes ewig eherne Bande
Flechten aneinander unsre Sinne;
Aber von der Seelen freier Zinne,
Auseinander fern sich ungemessen,
Hat Natur zu baun den Weg vergessen.
Nicht so einsam ist das Alpenröslein
An des starren Eises kalter Schwelle;

Nicht so einsam ist der Stern am Himmel,
Als in ihrem Leib die sehnende Seele.
Einsam, wenn dem Schönen sie und Reinen,
Mai im Herzen, grüne Kränze webet;
Einsam, wenn sie selige Pfade suchet
Nach dem Gottesreich, und ihnen lebet. —
Als in Tiefen mit Genossen kriechen
Ist es besser, hoch zu schweben einsam.
Größer, göttlicher gewiß — doch glücklich?
Glücklich ist der Erdsohn nur gemeinsam.

Wie bin ich so reich an Ehr und Ruhm!

1878.

Wie bin ich so reich an Ehr' und Ruhm!
Wie bin ich so arm an Lieb' und Lust!
Ich fühle den Lorbeer ums Haupt herum,
Und keine Rose an meiner Brust!

Wie bin ich so reich an Ehr' und Ruhm!
Aus Erde, die andern nur Dornen beut,
Entsproßten mir Lorbeern und flechten, traun,
Ein Haus, wo kaum ich zu wohnen weiß.
Mit Lorbeern umrankt ist mein schlichter Tisch,
Mit Lorbeern das einsame Lager bekränzt,
Zu kühlen die heiße, pochende Stirn,
Und Lorbeern, zu stillen das sehnende Herz.
Ich rief dich nicht, du prangender Zweig,
Du hast dich ums Herz mir schmeichelnd gerankt,
Und wirst du bald treulos verwelken mir,
Dann steh' ich, Unseliger, grau vor Gram
Auf schauerlich ödem Lebensplan.

Wie bin ich so arm an Lieb' und Lust!
Ihr, die den Poeten beneidet scheel
Um Früchte der Liebe, o hört mich an:
Den grünen, duftenden Lorbeerhain,
Ich gäb' ihn für eine Rose hin.
Der rosenbekränzte Becher des Glücks,
Er mied die durstige Lippe mein;
Den heißen Schweiß auf der blassen Stirn,
Ihn trocknet ermunternde Liebe nicht.
Und Liebe nicht küßt auf dem Katafalk
Die letzte Träne vom Antlitz mir.

Nimmer will ich weinen!

*

Ist das Glas des Fensterleins nicht helle,
Ist das Aug' umflort von einer Träne,
Schaut die Welt zu düster in die Seele.

Nimmer will ich weinen, nimmer klagen,
Niemand wischt vom Auge mir die Zähren.
Einsam will ich tragen und entsagen.

Nur dem Retter, wenn er wird erscheinen,
Leis' mir winkend mit der Friedenspalme,
Will ich eine Freudenträne weinen.

Ein Eselslied.

Willst du, Freundchen, doch einmal das hochgelobte Land erlangen,
Wo es unserm alten Vater Adam einst so wohlergangen,
Darfst du nicht gen Westen ziehn, wo aller Tage Sonnen fallen,
Mußt du, wo sie auferstehen, hin ins Land des Ostens wallen.
Darfst du nicht das Dampfroß, nicht das stolze Pferd des Ritters reiten,
Selbst des Dichters Flügelhengste könnten leicht dich irreleiten.
Nur das Eselein, das arme, das beharrlich voll Geduld
Trägt auf seinem breiten Rücken eignes Kreuz und fremde Schuld,
Nur das Eselein, das arme, kann ins Paradies dich tragen,
Weißt du, Freund, wie ich das meine, brauch' ich weiter nichts zu sagen.

Einkehr.

Tausend Formen hast du, Menschheit,
Durchgeprobt in deinem Leben.
Hier in Freiheit, dort in Knechtschaft,
Hier in Trägheit, dort im Streben.

Hier in stolzen Waffengängen,
Dort mit weichen, frommen Sitten
Bist du kühn zugleich und zagend
Durch die Nacht der Zeit geschritten.

Doch, die Sterne, die da leuchten,
Und die Blumen, die da sprossen,
Und die Trauben, die da reifen,
Hast du einst wie heut genossen.

Ganz wie Adam seine Eva
Sich gemacht zur Herzensbeute,
Ganz wie Kain erschlug den Bruder,
Ganz so liebt und haßt man heute.

Eins ist ewig; was du tun magst,
Menschheit, streiten oder zagen,
Lust und Leid, soviel in deinem
Busen Platz hat, mußt du tragen.

Auch der Mächtige und Freie
Ist die Beute eines Drachen.
Und den Sklaven an der Kette
Kann nur Liebe selig machen.

Das, was dich auf deiner Wander
Manchmal will zu Boden drücken:
Nicht der Weg ist's, der dich schwächet,
Nur die Last auf deinem Rücken.

Ob der König, ob der Priester,
Ob der Volksgewählte führet,
Ob der Glaube, ob das Wissen,
Ob die Kunst das Leben zieret,

Es ist eins. Aus andern Tiefen
Keimen, Mensch, dir Heil und Schmerzen,
Dein Geschick steigt groß und ehern
Einzig nur aus deinem Herzen.

Mißratener Fluch.

Vor zwei Jahren, zu Sankt Marten,
Habe ich in Nachbars Garten
Einen schweren Fluch gesäet.
Rachedürstend wollt' ich warten,
Bis er in die Halme geht
Und im sonnenfrohen Lenze
Den verhaßten Hof umkränze
Strüppedicht mit Dornenranken.
Sieh, und als am Maienbronnen
Alle Lebewesen tranken,
Haben Blüten sich gesponnen
Um das Haus des Nachbars Jocken,
Der mir tat die Braut entlocken.
Linde weiße, rote Blüten,
An der Stirn des Hauses glühten;
Rankten hold sich um die Dächer,
Stiegen leis in die Gemächer,
Alles zart in Blumen hüllend
Und mit süßem Hauch erfüllend —
Graunerregend wonnesam! —
Als die Zeit der Reife kam,
Welch ein seltsam Früchteprangen!
An den grünberankten Zweigen,
Die sich um die Fenster neigen,
Schwere goldne Äpfel hangen . . .
Doch, was seh' ich auf der Erden
Schlangenähnlich sich gebärden!
Unheildeutend grause Zeichen!
Wüste Dorngestrüppe schleichen
Meinem, meinem Hause zu! —

Sachte wird es eingewoben
Von dem Erdgeschoß bis oben,
Wo der Fahne stolzer Prang
Glück verkündet jahrelang.
Wüst umstrickt das Haus zum Hohne
Mit der kahlen Dornenkrone. —
Als sich so das Los gewendet,
Klopft es leise an der Tür,
Kommt der Nachbar Jock und spendet
Tröstend eine Rose mir.
Eine jener süßen großen
Rosen, die dem Fluch entsprossen.
— Ach, wie mir der Rose Gluten
Meine arme Seele sengten!
Und wie mir die milden, guten
Worte weh das Herz bedrängten! —
Was dir, Mensch, auch mag begegnen,
Nimmer sollst du Rache suchen.
Bist ein Stümper doch im Segnen
Und ein größerer noch im Fluchen.

Der Büßer.

Rosen hasch' ich, Dornen faß ich, kniend dieser Welt zu Füßen,
Alle Sünden, die ich tue, muß ich auf der Stelle büßen.

Lüg' ich heute, daß nur kleine, enge Stiefelchen mir taugen,
Kommt schon morgen so ein Wichtling, tritt mir auf die Hühneraugen.

Will ich heute träge träumend unter kühlem Flieder sitzen,
Muß ich morgen voll von Sorgen unter Doppellasten
schwitzen.

Schlürf' ich heute seliges Leben andachtsvoll aus goldnem
Becher,
Teil' ich morgen, ach, den Jammer wilder ausgelass'ner
Zecher.

Tu' ich heute einer Schönen froh mein hüpfend Herzlein
leihen,
Kommt sie morgen schon, mich mahnend an die Pflichten,
sie zu freien.

Klingen heute Hochzeitsglocken, schallt schon morgen Grab-
gebimmel,
Doch ich hoffe, meine Seele kommt vom Mund auf in
den Himmel.

Erbschaft.

Der Winter, der starre,
Er liegt auf der Sterbe.
O lächelnder Erbe,
Wie üppig du erbst!
Den blühenden Frühling,
Den leuchtenden Sommer,
Den Kastenfüller,
Den goldenen Herbst.

Erwartung.

Nun wandle übers Morgensonnenfeld.
In Ehrfurcht tritt zurück von deinem Weg
Die Alltagswelt.
Auf allen Auen heilige Ruh.
Über deinem Haupte hoch
Ein Falter fliegt im Kreise,
Die Perlen auf den Halmen zittern leise,
Und Blumen neigen ihren Kelch dir zu. —
O bebe, junge Brust,
O bete, banges Herz, in ahnungsvoller Lust,
Und laß dich weihen, laß dich segnen.
— Heute wird dein Schicksal dir begegnen.



Gedenken.

Auf Bergeshöh' im Sonnenschein,
Wo Alpenrosen, rot und rein,
An Lust und Liebe mahnen;
Auf Bergeshöh' im Sonnenschein
Bin ich mit meinem Leid allein
Bei Rosen und Gentianen.

Die Erde, die mir das Liebste nahm,
Sie schaut mich, ach, so kindlich an
Mit ihren Blumenaugen:
„Und hab' ich dir gleich weh getan,
So denk, wie muß nach Qual und Wahn,
Die kühle Erde taugen!"

❧

Stimmungen.

1.

Freier Hand seit Tausenden von Jahren
Hat Natur an diesem Knochenkarren
Menschenleib voll Fleiß und Kraft gebaut.
Mit der Schöpfung Künsten wohl vertraut
Standen alle Stoffe ihr zur Wahl
Und ein Riesenarsenal.
Nimmermüde schuf sie durch Äonen,
Probte alle Formen, alle Zonen,
Brach entzwei, was etwa doch mißlungen,
Bis das Werk vollbracht, der Sieg errungen.
Und in dieser herrlichen Gestalt
Nahm die Menschenseele Aufenthalt.
Jauchzend brachte sie das Werk in Gang,
Und das heiße Herz in Wonne sprang!
— — Ach, wie balde hörte man im feinen
Blutdurchwogten Tempel — leise weinen ....

2.

Der teure Kranke
Ruht auf weichen Kissen,
Und seine Lieben
Hegen und pflegen
Die müden Glieder
In nimmer rastender,
Zarter Sorgfalt,
Und scheuchen bangend
Trübe Schatten
Emsig davon,

Und haben milde,
Schmeichelnde Worte
Und frohen Trost
Für sich und ihn.

Und plötzlich rollt
Zwischen Kirchhofskreuzen
Von kundigen Armen
Stummer Männer
Rasch gesenkt
Der Sarg zur Tiefe.
Und hüllenlos
In furchtbarer Wahrheit,
Die Herzen erdrückend,
Wie Steine den Toten,
Steht die kalte, unerbittliche,
Dämonische Herrlichkeit
Natur.

3.

Das Leben ist ein böser Traum,
Doch willst du baß erschrecken,
Wenn jener mit der Hippe kommt,
Dich plötzlich aufzuwecken.

Und wenn der mit der Hippe kommt,
Und mäht die Nesseln nieder,
Gleich bittest ihn um soviel Frist,
Um sie zu säen wieder.

Und wenn der mit der Sanduhr kommt,
Dich mahnend, nicht zu säumen,
So flehst du: Ach, ein böser Traum,
Doch laß mich weiter träumen.

4.

Wie wird unser Himmel sich gestalten?
Was wird unsre Seligkeit enthalten?
Nichts von allem, was wir heute lieben,
Das ist endlos weit zurückgeblieben.
Heiße Lust bringt immer heißes Leid.
— Schmerzlos Sein allein ist Seligkeit.

Der Verbitterte.

Ach, wie ist mir wüst und weh
Auf der dummen Welt!
Dort, wo ich am liebsten geh',
Das, was ich am liebsten seh',
Ist mir längst vergällt.

Nicht vom Feinde stammt mein Leid,
Der macht mich nur stark.
Solche, denen war geweiht
Treu mein Herz zu aller Zeit,
Trafen mich ins Mark.

Was sie falsch mir angetan,
Stumm sei's wie das Grab.
Und des Grams geheimer Bann,
Den mir niemand lösen kann,
Drückt mich bald hinab.

Sonst ein Jauchzen — jetzt ein Schrei:
O du dumme Welt!
Wär' ich dieses Wahnes frei,
Hätt' ich nie auf Menschentreu'
Herz und Glück gestellt!

Hätt' ich nie auf Weibessinn
Nest und Not gebaut,
Flög' ich vogelfröhlich hin,
Freiheit wäre mein Gewinn,
Freude meine Braut.

Lieb' und Treue, blöder Wicht,
Hast du dir gewählt.
Liebe stirbt, Vertrauen bricht,
Was du meinst, das gibt es nicht
Auf der dummen Welt.

Einst war ich so froh und rein,
Wie ein Maientag,
Jetzt, o Nebel, hüll mich ein,
Weil ich Lust und Sonnenschein
Nimmer sehen mag.

Wie ein blätterloser Baum
Steh' ich auf der Heid',
Dürres Laub vom Waldessaum,
Starres Eis und Flockenflaum
Ist mein Hochzeitskleid.

Sterben ist ein' harte Buß',
Wem es nicht gefällt.
Mir ist's redlich zum Verdruß,
Daß ich heut noch leben muß
Auf der dummen Welt.

Der Glückliche.

Seit vielen Jahren genieß' ich die Welt,
Teils geistig und teils leiblich.
Daß soviel Glück ins Herz mir fliegt,
Ich kann's und kann's nicht finden, wo's liegt,
Es ist ganz unbeschreiblich.

Wir lieben die Lieb', wir nennen die Lieb',
Ob männlich oder weiblich.
Wir fühlen die Seligkeit, fühlen die Pein,
Und wissen nicht ja, und wissen nicht nein,
Es ist ganz unbeschreiblich.

Seit vierzig Jahren sann ich und schrieb —
Es war ganz unausbleiblich.
Und als ich geschrieben der vierzig Jahr',
Da stockt' mir das Herz, da seh' ich es klar —
's ist alles unbeschreiblich.

Wo wird es sein?

Was hab' ich dich gesucht, du Unbekanntes,
Auf Erden dich gesucht und nicht gefunden,
Du mir Unfaßbares und doch Verwandtes.
Ich habe dich gesucht.

Im Gartenzelt und in der Felsenkrone,
Im engen Wald und auf den Meeresrunden,
In dunkeln Nächten, in des Himmels Sonne,
Wie hab' ich dich gesucht!

In Einsamkeit, im prunkenden Gemenge,
Bei Freunden und bei Frauen tat ich fragen,
In stiller Lust, in rauschendem Gedränge
Wie hab' ich dich gesucht!

Wie grünte, blühte es in vielen Zweigen,
Doch keiner hat die heilige Frucht getragen.
Hier mußt' ich sinken, dort zur Höhe steigen,
Ich hab' es nicht erreicht!

Was war's, das ich gesucht? Ich kann's nicht sagen.
Für solche Größe ist das Wort zu klein,
Das Allergrößte kann die Welt nicht tragen.
Wo wird es sein!

Ich find' es doch, denn nichts ist halb gegeben.
Wenn Sehnsucht ist, ist auch der Sehnsucht Stillung,
Der demutsvollen Ahnung wird Erfüllung.
Und lebe ich, so muß auch jenes leben.
Ich find' es doch.

Der unbegreifliche Muskel.

*

In Gluten und Fiebern lag ich dahin,
Der Doktor kam jeden Tag,
Befühlte den Puls und verschrieb mir Chinin,
Behorchte im Busen den Schlag.

Er horchte durchs Röhrchen, er legte das Ohr
Zur Stelle, wo's seltsamlich schlug,
Es zitterte leis, und es wogte so heiß,
Er wurde durchaus nicht klug.

Der Muskel, er hämmert mit bräutlicher Kraft,
Und doch ist's ein Todesringen!
Wie läßt sich nur mit der Wissenschaft
Das Ding in Einklang bringen?

— Und wenn ich dich soll belehren, Freund,
Ich sag' es nicht zum Scherze,
Was dir nur als ein Muskel erscheint:
Das ist — ein Dichterherze!

Es mahnt.

Der Wind vom Kirschbaum Blütenblätter streut,
Der Frühling macht's dem Winter nach, es schneit,
So mahnt in Wonnetagen leis das Leid. —
Der Buchenwald in roten Feuern glüht,
Der Spätherbst tut's dem Frühling nach, er blüht,
So weht der Traum von Glück in herber Zeit.

Herbst.

Jugendsonne kehrt nicht wieder.
Legst dich abends müde nieder,
Stehst du morgens trübe auf.
Teilnahmslos für all dein Walten
Nimmt die Sonne durch den kalten
Himmel ihren trägen Lauf.

Der Tag, der wird schon spat.

Der Tag, der wird schon spat,
Mein Aug', das wird schon matt,
All Menschentreiben ist ein Traum,
Die Herrlichkeit, ich seh' sie kaum.
Mein Aug', das wird schon matt.

Mein Haar, das wird schon grau,
Und welche Zier ich schau,
Ob Lorbeerkranz, ob Dornenkron',
's ist beides wohlverdienter Lohn.
Mein Haar, das wird schon grau.

Mein Herz, das wird schon alt,
Es wird schon hart und kalt,
Es fühlt nicht Nadel, fühlt nicht Speer,
Fühlt eure Bosheit nimmermehr.
Mein Herz, das wird schon kalt.



Wandlung.

Ich bin ein sündiger Adam,
Und habe vom Apfel gegessen,
Und über den üppigen Apfelbaum
Des Kreuzes fast vergessen.

Doch als die Früchte fielen,
Die Blätter sacht verschwanden,
Da sind die Äste des Apfelbaums
Als kahles Kreuz gestanden.

Ich bereue nichts.

„Ich bereue nicht die Sünden, die ich je begangen,
Ich bereue nur die Sünden, die nicht begangen."
  Wohl, der Weltmann spricht's.

Ich bereue nicht die Sünden, die ich je begangen,
Ich bereue nicht die Sünden, die ich nicht begangen.
  Ich bereue nichts.

Nur das Muß ist Herr, doch lahme Reue kündet,
Daß man aus freiem Willen hat gesündet.
  Ich bereue nichts.

Erwägung.

Mein Herz wollt' sein ein Edelstein
Und sich im Feuer härten.
Der Edelstein kann schneiden ein,
Doch nie geschnitten werden.

Ins harte Bett wird trotzdem sich
Der schlimmste Teufel legen,
Ins harte Herz wird niemals sich
Der Gottheit Bildnis prägen.

Ich bin Mensch geworden . . .

Ich bin ein Mensch geworden in der weiten Welt,
Keiner steht von allen, die da leben,
Keiner über mir, keiner unter mir,
Ich bin jedem beigegeben.

Ich bin frei geworden in der weiten Welt.
Fesseln, die mich an das Leiden banden
Oder an der Freude, an der Hoffnung Trug,
Alle schlug ich sie zuschanden.

Ich bin klug geworden in der weiten Welt,
Legte meine Kräfte und Gebresten
Zu der Menschheit ewigem Kapital — und schwieg,
So fährt sich's am allerbesten.

Des Weltkindes Besinnen.

Ein Traum? — Vielleicht. Was wär' sonst das?
Da träume ich nun schon seit sechzig Jahren
Von Torheit, Bosheit, Lug und Haß,
So lebhaft schauend grell und kraß,
Als hätt' ich's am eigenen Leib erfahren. —

Ach, bist du wirklich, du wahnvolle Welt,
Dann hast du mir das Leben scheußlich vergällt. —
Wie kam ich zu dir voll Lust und Vertrauen,
Wollte nur Schönes und Braves bauen.
Da heucheltest du: desselben beflissen,
Und hast mir all Freud' beschmutzt und zerrissen.
Nun hab' ich mich reichlich matt geritten,
Satt gestritten, satt gelitten. —
Müde bin ich ....

Vor kurzem war ich bei Göttern zu Tische.
Dort läßt man schweigend von allem decken;
Das Faule schiebt man beiseit', das Frische
Läßt man sich schmecken.

Man kann dabei viel profitieren,
Wie man mit feinen, seichten Manieren
Sich schicklich mag zu Ende führen.
Kein schrilles Schreien mehr, kein grelles Lachen.
Ich will es von jetzt ab besser machen,
Ein Leben führen, wie es genehmer ist.
Will sogar die Verse ohne Normen,
Ganz nach eignen Launen formen,
Weil es mir so bequemer ist.

Doch was andres will ich wagen
Mit Verstattung noch zu sagen.
Trotz des Sportes, aufzuklären,
Ist es finster, bleibt es finster,
Gute Lehren, Leut' bekehren,
Das sind blaue Hirngespinster.
Selbst Erfahrung wirkt bedingt
Nur solange, als sie zwingt.
Wir sind hartgesottne Sünder,
Und ihr Frommen seid's nicht minder.

Doch, es wird spät.
Ich trinke den garstigen Trank zur Neige,
Und schweige.
Wie schön zu schauen auch der Götter Leben,
Es ist verzweifelt schwer, ihm nachzustreben.
Ich betracht' und beklag' als betrogener Zecher
Noch einmal die Welt,
Und schleudere den schillernden Becher
An der Ewigkeit eherne Wand,
Daß er zerschellt. —

Wie bin ich noch wirr, obschon aufgewacht.
Ich merke wohl, der giftige Trank
Hat mich betäubt gemacht,
Todesbetrübt und krank.
Und sollte doch jauchzen, daß er endlich leer ist,
Der vertrackte Humpen, und nicht mehr schwer ist.
Sollte ihn mit sanft laugendem Lethe ausspülen,
Ihn mit meiner eigenen Seele ausfüllen,
Mit der guten und schönen,
Wie sie im törichten Wähnen
Sich selber so gerne tat nennen;
Und sollt' mit solch köstlichem Inhalt
Den Becher stolz himmelwärts tragen! —
Wer ist verwegen? Wer darf das wagen?
Ich bin es nicht und möcht' es doch sein.
Meine Seele hat von Welt getrunken
Und ist nicht mehr rein.
Auch hat sie Liebe mit Undank betrogen,
Hat Haß mit erkünstelter Sanftmut belogen,
Torheit mit Torheit aufgewogen. —

O meine Seele, der Abend naht.
Willst du nicht das Scheiden verschönen
Mit herzfroher, tapferer Tat?
Willst du dich nicht mit der Welt versöhnen?
Wenn es ihr recht ist
Und du ihr nicht zu schlecht bist.
Im Grunde seid ihr doch einander würdig
Und ebenbürtig.
Gott Vater war schalkhaft, als er euch schuf,
Nun ist Irrtum und Torheit euer Beruf.

Doch, ihr Toren,
Ist denn alles verloren?
Ihr krochet hervor aus Sumpf und Schlamm,
Woher auch die Lotosblume kam,
Und ist doch der Sonne liebstes Kind.
Laßt euch nur den Spaß nicht gereuen:
Verzeihen, erneuen, sich freuen!
Dann seid ihr, wie die Götter sind.
Nehmt nur nichts schwer und auch nichts krumm;
Seid nicht zu klug und nicht zu dumm,
Und bildet euch doch ja nicht ein,
Das rechte so mit Klugheit zu erfragen.
Ist schon die Weisheit zu erjagen,
Kann's eher noch mit einer Torheit sein.

Jeder suche, was ihm tauge,
Vor jeder Wahrheit, die dich quält,
Verschließe ruhig Ohr und Auge,
Und dichte dir die Welt
Wie sie dir gefällt.
Und träume weiter . . .

Es kommt dereinst ein dunkler Tag.

O freue dich, mein Brüderlein,
An deines Lebens Sonnenschein,
Doch trau ihm nicht.
Es kommt dereinst ein dunkler Tag,
Noch eh in unnennbarer Klag'
Dein Auge bricht.

Die Werke dein so stolz erstehn,
Du wirst sie einst zerfallen sehn
Und sein ein Mann;
Doch schläft ein treues Herz im Schrein,
Dem du sein kurzes Erdensein
Hast weh getan:

Dann wirst du fröhlich nimmermehr,
Wirst um des Toten Wiederkehr
Vergeblich flehn.
Am Grabe werden Röslein blühn,
Dein armes Herz wird welken hin
Und still vergehn.

Grab ein!

*

Grab ein, grab ein
In unsrer Mutter reichen Schrein,
Für alle Sorge und Beschwerde
Erliegt dein Lohn in treuer Erde.
Grab ein, grab ein.

Grab einen Schuh
Mit starker Hand, so findest du
Dein Stücklein Brot aus Halmen sprießen,
Oh, mögest fröhlich es genießen!
Grab einen Schuh!

Grab zwei Schuh ein,
So wird dich einst ein Baum erfreun,
Der hier so tief die Wurzel breitet,
Und dessen Dach dir Schutz bereitet,
Grab zwei Schuh ein!

Grab drei Schuh ein,
So sammelt sich darinnen rein
Vielleicht die Quelle frisch und helle,
Zur guten Lab' für Leib und Seele,
Grab drei Schuh ein!

Grab vier Schuh ein,
So ist's der Grund zum ersten Stein,
Wenn emsig du ein Haus dir bauest
Und hoffend in die Zukunft schauest,
Grab vier Schuh ein!

Grab fünf Schuh ein,
So blitzt wohl gar Metalles Schein,
Und tausend goldne Fäden weben
Sich herrlich durch dein ganzes Leben,
Grab fünf Schuh ein!

Grab sechs Schuh ein,
Wie leer mag da die Grube sein;
Oh, nimmermehr, da findest du
Das Beste, eine sanfte Ruh',
Grab sechs Schuh ein!

Volkslied.

Es springt ein guldener Bronnen
Aus heißem Herzen auf,
Und spiegelt in der Sonnen
Des Menschen Lebenslauf.

Es steigt ein ewiges Klingen
Zu Gottes Himmel an,
Das Höchste muß man singen,
Weil man's nicht sagen kann.

Kein Adler mag sich heben
So hoch zum Himmelszelt,
Als deine Lust am Leben
Im Jauchzen aufwärts gellt.

So tief legt sich der Müde
Zur letzten kühlen Rast,
Als du dein Leid im Liede
Zur Ruh' gebettet hast.



Lorbeer und Palme.

*

Strebst du nach Ruhm, o Sänger, so reize die Mitwelt nicht.
Siehe, im Fluch des Volkes welket der Lorbeerkranz.
Gibst du den Lorbeer doch für des Märtyrers Palme hin,
Dann erst grüß' ich dich jauchzend, Sohn der Unsterblichkeit.

Davongeflogene Seelen.

Ich komme just vom Leichensaal,
Dem schattengrauen, dem kalten.
Dort liegen die Kadaver all,
Die blassen Lehmgestalten,
Die Freund und Bruder ich genannt
Auf langen, fröhlichen Fahrten,
Die sind mir jetzt ganz unbekannt,
Wie Erde aus fremdem Garten.
So wird's im dunkeln Leichenhaus
Ein erstes Mal uns helle:
Die Seele macht den Menschen aus,
Die ewige, heilige Seele. —
Die Nester leer, die Seelen fort
Auf unbekannten Straßen —
Wohin, wohin? Kein Sterbenswort
Sie haben sagen lassen.
Ich starre in der Blumen Glut,
Ich horche der Vöglein Lieder,
Da wehet leis durch Lebensflut
Ein Hauch der Toten wieder.
Und während die Seelen ohne Rast
Ich such' mit bangem Mute
— Sitzen im Herzen sie mir zu Gast
Und trinken von meinem Blute.

Klingende Funken.

Immer glühen edle Herzen,
Leidversunken, freudetrunken,
Und selbst schnöde Alltagskerzen
Sprühen manchen Sternenfunken.

Lasset uns mit Äthersträngen
Glocken an die Sterne hängen,
Damit sie die stillen Feuer
Weitersenden in Gesängen.

Für das, was uns am höchsten steht,
Für das, was uns am nächsten geht,
Ward uns kein Lied zu eigen.
Da hat man nur ein fromm Gebet
Und — Schweigen.

Dem wahren Spaziergänger schlägt keine Uhr,
Ein Glücklicher ist er im Reich der Natur.
Er denkt nicht an Zeit, und er frägt nicht nach Ziel,
Seine Lust ist der Weg — führ' er hin, wo der will.

Ich bin ein Kind
Und bleib' ein Kind,
Weil ich nur so
Den Himmel find'.

Durchs Kornfeld streicht der Städter,
Er kann sein Aug' nicht wenden
Vom purpurroten Mohne.
Die violette Rade,
Die deutsche blaue Blume,
Und all die bunten Blüten
Entzücken seine Seele. —
Der Bauer aber wettert:
Der Teufel soll es holen,
Das gottverdammte Unkraut!

Ich hol' mir die Ehren vom Felde!
Sagt der Soldat;
Da gibt es Mord und Brand,
Ich hol' mir die Ähren vom Felde!
Sagt der Bauer;
Da gibt es Lust im Land.

Der Pflug und das Schwert sind feindliche Brüder,
Die Wag' ihrer Siege geht auf und nieder.
Sie hungern nach Brot, sie dürsten nach Ruhm
Und tasten irrend im Kreis herum.
Was ist doch des Feldes Ehrenzeichen?
Sind's goldige Garben? Sind's blutige Leichen?
O möchte die Menschheit sich wählen ganz
Zum Ehrenkranz — den Ährenkranz!

Tut dein Herz dir Gottes kund,
Nimm ihn nicht aus fremdem Mund,
Bau sein Haus auf deinem Grund.

Was ich aus Trutz vollbracht,
Wuchs voll Pracht über Nacht
Und ward — verregnet.
Was ich aus Lieb' gesäet,
Keimte stät, reifte spät
Und ist gesegnet.

Der opferfrohen Güte
Gelingt auch kaum viel mehr,
Als daß sie das Gemüt
Nicht öde läßt und leer.
Genießer deiner Labe
Sind selten doch entzückt,
Nur daß gegebne Gabe
Dein eigenes Herz beglückt.

Auf alle Wiegen sollt' man's schreiben,
In alle Särge sollt' man's schneiden:
Also, wie's die Menschen treiben,
Just so müssen sie's auch leiden.

Wähnen ist nichtig.
Wünschen ist wenig.
Wollen ist wichtig.
Können ist König!

Wie wenig an Ungewöhnlichkeit
Verherrlicht die weite Erde!
Das Genie nur ist Persönlichkeit,
Alles andere ist Herde.

Geh kühl vorüber an des Reichtums Stätte.
Der die Welt hat, ist ärmer,
Als der sie — gern hätte.
Traue nicht den trügenden Gaben,
Das Hoffen ist köstlicher als das Haben.

In jedem Haus
Vor allem wert
Drei Dinge sind:
Eine starke Faust,
Ein warmer Herd,
Ein kleines Kind.

Bleibe, o Musensohn, eigen, wie die Natur dich gemacht hat,
Ziehe nicht fort mit dem Weltstrom des täglichen Lebens;
Sonst geht es dir, wie dem starken, dem mächtigen Bergfluß:
Sobald er dem Strom sich ergießt, verliert er den Namen!

---

*

Nach innen leben,
Nach außen weben,
Nach unten schauen,
Nach oben streben.

Ich sag' dir, armes Vögelein:
Der Liebling dieser Menschen sein
Ist schwerer Fehl, und wird bestraft
Mit lebenslanger Kerkerhaft.

O laßt das Denkmalsetzen gehen,
Bis letztes Wort gesprochen ist.
Ein Bild aus Erz kann erst entstehen,
Wenn das aus Ton zerbrochen ist.

Ich würde mich mit Leuten nie versöhnen,
Die nicht dienen wollen und nicht herrschen können.

Wie Enten zum Teich, also streben die Völker zum Meere,
Und schwimmen getragenen Halses nach fernstem Geländ'.
Und während sie schnatternd und stolz ihren Mist exportieren,
Zerstören zu Hause die Füchse ihr trauliches Nest.

Wer noch die Menge nicht als Bestie kennt,
Der seh' einmal die blutigen Bahnen,
Die unsere Weltgeschichte trauernd nennt,
Und ihre treuvergess'nen Fahnen;
Den Volksbefreier preist sie jubelnd heut,
Und morgen den Tyrannen.

Zur Bändigung des Pöbels, laßt mal sehen,
Ist höllisch schwer des Teufels zu entraten.
Der Teufel kam auch billiger zu stehen
Als jetzt — die Million Soldaten.

Sei nie bloß Parlamentarier,
Sei schaffender Autokrat.
Worte sind Proletarier,
Und Fürstin ist die Tat.

In wichtigen Dingen indifferent,
Um nichtige schweifen und keifen,
Ein solches Geschlecht soll man — mordselement! —
Statt salben und täufen — ersäufen.

Zur Gründung von Vereinen
Sind die Deutschen stets bereit.
Nur für eines gründen sie keinen,
Für — deutsche Einigkeit.

Feste feiern, Lieder singen,
Reden halten, Gläser klingen,
Spielen, sporten und flanieren,
Tanzen, flirten und charmieren —
Ist mit solchen guten netten
Dingen unser Volk zu retten?
— Arbeit, Arbeit ohne Ruh',
Taschen auf und Fäuste zu!
Trotzig dem Geschicke stehen,
Oder — feig zugrunde gehen!

Hüte, starkes Volk der Ehre,
Manneswort und Weibesreinheit,
Kindeslust und Greiseslehre,
Kraft und Huld in steter Einheit.
Stolz und fest und treu bewache
Vaterland und Muttersprache.

O nein, mein Freund, das will ich nicht,
Auf Menschenherzen ziel' ich nicht.
Mit Lust und Leiden spiel ich nicht.
Viel lieber mit dem eiteln Tropf,
Dem aufgeblasenen hohlen Kopf,
Den nehm' ich manchmal gern beim Schopf.

In Fieberdurst lechz' ich nach kühler Labe,
Nach einem Tropfen edler Rebengabe,
Ein Freund erhebt den Becher schäumend voll
Und — trinkt auf mein Wohl!

Wenn du den Leuten übles tust,
So hängen sie dich,
Oder im großen Gutes tust,
So kreuzigen sie dich;
Und wenn du ihnen gar nichts tust,
Verdrießen sie dich.

Wenn dich die Leut' verdrießen
Und Unmut dein Herz beschleicht,
So tu ihnen rasch was Gutes,
Dann ist dir wieder leicht.
Wenn du dich selber verdrießest,
Dein Herz ist lahm und wirr,
So wart' auf ein großes Leiden,
Das bringt dich wieder zu dir.

Wer heute Herr, ist morgen Knecht.
Wie Armut stärkt, so Reichtum schwächt.

Armut ist kein Unglück,
Reichtum kein Glück;
Armut strebt vorwärts,
Reichtum zurück.

---

*

Feinde zu verderben
Ist ein froher Ritt;
Um das Bräutchen werben
Ist ein banger Schritt;
Sterben, sterben, sterben
Ist ein' bittre Freud';
Erben, erben, erben
Ist ein süßes Leid.
Süßes Leid, ich mag dich nicht,
Bittre Freud', ich klag' dich nicht,
Banger Schritt, ich wag' dich nicht,
Mit Menschenbrüdern schlag dich nicht.

Wen stets die Güte und die Freude flieht,
Der wird sich bald gealtert sehen.
Wer seine Stirne oft in Falten zieht,
Dem bleiben sie beizeiten stehen.

Ist dir dein Bett nicht recht,
So kannst du dir's besser richten,
Ist dir die Welt zu schlecht,
So magst du dir eine bessere dichten.

Spiele nicht mit deinem Blute,
Denn es kann die heiße Rute
Blutig rächen sich an dir.
Liebe hat nur eine Straßen,
Die dich sonder Nebengassen
In die bessre Zukunft führt.

Steht einer für alle, stehn alle für einen,
So kann nicht der eine, das Ganze nicht fallen.
Die selbst sich nur lieben, das sind die Gemeinen,
Die Edeln, sie leben und leiden mit allen.

O Wahrheitsucher, frage nicht:
Wo ist sie?
Du hast sie nicht, du kriegst sie nicht,
Du bist sie.

Vergiß, was du hast,
Gedenke, was du bist,
Nimm den Himmel, wie du magst,
Und die Erde, wie sie ist.

„Poeten übertreiben und plauschen,"
So rügen nüchterne Richter.
Doch — zaunmarterdürre Wahrheit zu sagen,
Dazu brauch' ich keine Dichter.

Weisheit macht die Welt erträglich,
Klugheit macht sie uns gefällig,
Dummheit macht sie kläglich,
Einfalt macht sie selig.

Idealismus allein
Ist weder gut noch klug.
Vom Realen das beste
Ist ideal genug.

Der siegfrohe Herr, der rüde Gesell,
Sie herrschen nach ihrer Weise;
Der Feldwebel, traun, der schreit den Befehl,
Der König — der sagt ihn leise.

Ach, die Lyriker sind eigen,
Wenn sie nichts zu sagen finden,
Müssen sie es laut verkünden,
Daß sie — schweigen.

Im Leben es bunt zu treiben
Ist Brauch bei der Jugend;
Das Streben, gesund zu bleiben,
Ist auch eine Tugend.

Alles Leben ist ein Wunder,
Alles Totsein ein Geheimnis.
Lebst du ewig, ist ein Weilchen
Grabesschlummer kein Versäumnis.

Auf Höhen, wo die Sonne quillt
Aus Gottes Angesichte,
Hab' ich mein Herz mit Glut gefüllt
Und mein Aug' mit Lichte.
Nun find' ich mich talaus, talein
Zurecht auf dunkeln Straßen
Und hoffe wieder stark zu sein
Zum Lieben und zum Hassen.

Wer dieser Erde Pracht und Macht,
Befreit und rein, verachten mag,
Dem wird zur Weihnacht jede Nacht
Und jeder Tag zum Ostertag.

Vater unser! diesen Ruf senden wir den Sternen zu.
Mutter unser! damit sinken müde wir zur Erdenruh'.
Mutter unser! laß uns schlafen süß an deiner warmen Brust,
Vater unser! weck uns wieder auf zu Licht und Himmelslust.
Eines in des andern Arme legt die Kindlein treu und weich.
Vater unser! Mutter unser! Zu uns komme euer Reich!

Wie jagt der Mann nach fernsten Dingen
Und strebt und jagt ohn' Unterlaß,
Doch nimmer wird das Ringen bringen,
Was einst er ohne Müh' besaß.

Als Kind hab' ich gespielt mit Scherben
Und bunte Steinchen froh geschichtet.
Als Mann hab' ich den Bau, den derben,
Des Lebensziels aufgerichtet.

Und wenn nach Kämpfen und nach Kümmern
Der stolze Bau zugrunde fiele?
Dann werd' ich wieder Kind und spiele
Gar fröhlich mit des Glückes Trümmern.

Ihr spaltet Haare,
Ich kitte Steine,
Wer tut das Wahre
Für die Gemeine?

Geistig Verfeinern
Lähmt alle Stärke,
Trennen, Zerkleinern
Gibt keine Werke.

Jedoch, das meine
Steht tausend Jahre,
Ich kitte Steine,
Ihr spaltet Haare.

Ihr meßt mich mit den Kleinen,
Da besteh' ich.
Ich meß mich mit den Großen,
Da vergeh' ich.
Aus der Tiefe aufgeschwungen,
Doch die Höhe nicht errungen,
Soviel seh' ich.

Soll die jüngste Literatur man lesen?
Trinken jungen Wein, eh er verjesen?
Wartet, bis es zehnmal sich gejährt hat,
Was dann übrigbleibt und sich geklärt hat.

Seit auf dem Sarg ich des redlichen Schusters
Den Lorbeer gesehen,
Flüstert jeglicher Lorbeerkranz,
Den sie mir spenden:
Freund, du hast — Stiefel geschrieben!

Vor deiner Nasen
Soll ich Nesseln grasen;
Hinter deinem Rücken
Will ich Trauben pflücken,
Solltest um dich wenden,
Will ich's rasch vollenden:
Und vor deiner Nasen
Wieder Nesseln grasen.

Schwarz-rot-gold immerdar!
Schwarz ist ihr Augenpaar,
Rot ist ihr süßer Mund,
Gold ist ihr Haar!

Ich bat das schöne Weib um einen Kuß,
Es hat versagt.
Ich zielt' nach meiner armen Brust den Schuß,
Er hat versagt.
Ich dachte, was das erstemal nicht wird,
Ist bloß vertagt.
Und war, als daß ich's noch einmal probiert,
Viel zu verzagt.

Das Weib ist eine Nuß,
Die man aufbeißen muß,
Dem Mann Gott genad,
Der keine Zähne mehr hat!

Das Schwert will nicht geschossen,
Es will geschliffen sein.
Das Lied will nicht verschlossen,
Es will gepfiffen sein.

Der Pfeil will nicht geschliffen,
Vielmehr geschossen sein.
Die Welt will nicht begriffen,
Sie will genossen sein.

Zu Straßburg trinkt man Schlechtesten und Besten,
Zu Danzig bin ich nüchtern nie geworden.
Getrunken wird im Osten und im Westen,
Gesoffen wird im Süden und im Norden.
Der Deutsche schwingt sich nicht mehr in die Sphäre
Der hohen Musen Thalia, Urania;
Ein goldner Becher kreist vom Fels zum Meere,
Und drin im Becher badet Frau Germania.

Wohlan, wer einstens dräute
Und nur den Waffen traute,
Sich selbst als Mensch nicht scheute,
Mit Trotz auf jeden schaute,
Und seiner Ehre Beute
Auf Säbelschneiden baute.

Doch Gassenbub', wer heute
Aus Vorwitz um sich haute.
— Ich schlage nicht die Leute,
Ich schlage nur die Laute.

---

*

Heute pocht sein Herze metrisch,
Heute klingelt seine Zungen,
Heute tanzen alle Musen
Um den ruhmensdurstigen Jungen.
Heute steigt er zum Parnasse,
Heute, glaubt er, glückt es sicher.
Sieh, da drehn sie ihm die Nase
Und entfliehen mit Gekicher.

Manches Genie
Ist vernünftig nie,
Immer Genie.
In Arbeitsbeschwerden
Ruft's ach und weh aus,
Fühlt sich fremd auf Erden
Und daheim — im Kaffeehaus.

In einem Eisenbahngelaß
Ein altes, stilles Männlein saß.
Und neben ihm zwei schwarze Herren,
Die wollten fleißig ihn bekehren,
Mit feinem Witz, mit leisem Hohn,
Und dann mit dringlichem Sermon;

Gestanden es auch endlich ein,
Daß sie — schon um den Heiligenschein —
Von der Gesellschaft Jesu sei'n.
„Von der Gesellschaft Jesu," fragt
Der Alte, dem das nicht behagt,
„Doch von der ersten, ihr Geschätzten,
Oder etwa von der letzten?"
„Wieso?" darauf die klugen Herrn.
Der Alte, der erklärt sich gern:
„Nun Ochs und Esel oder Schächern,
Den welchen mögt nach Art und Fächern
Ihr gern euch füglich zugesellen?"
— Und was geschah? Sich zu empfehlen
Beeilten sich die beiden schnelle,
Schon bei der nächsten Haltestelle.

Kecklich mit dem Schelm zu spaßen
Sollten Schelme bleiben lassen.

---

*

Siehe, Siziliens südliche Sonne
Scheint schön!
So strahlt sie, Schnee schmelzend, seit Sommern.
Sentimentale Seelen sind selig,
Sehen sie solcher Sonne schweren Schaden?
Segenlos sengt sie sämtliche Saaten,
Schadet schmächtigen Setzlingen sehr,
Selbst starken, strotzenden Stämmen.
Schmachtende Sänger — sonst singend —
Siechen, sinken, schreien sterbend:
Schreckliche Sonne!

Wieder ist ein Jahr verflossen
In das Meer der Ewigkeit!"
Also dichten Dichterlinge
Jedes Jahr zur selben Zeit.

Doch dem Geist im Setzerkasten
Ward das Späßchen endlich fade,
Heimlich tat er in der Lade
Nach den falschen Staben tasten.

„Wieder ist ein Meer verflossen
In das Jahr der Ewigkeit." —
Ob des niederträchtigen Wichts
Hat der Dichter sich erschossen,
Doch die Leser — merkten nichts.

Wie die Welt verschieden richtet,
Habt ihr's schon einmal erwogen?
Lügen wir, so heißt's gedichtet,
Dichtet ihr, so heißt's gelogen.





Hölle



Eines Sünders Reuelieder.

*

I.

Die süßeste von allen meinen Sünden,
Die hab' ich, schönes Kind, mit dir begangen;
Die härteste von allen harten Strafen,
Die hab' ich, böse Maid, um dich empfangen.

Geblendet von der Schönheit deines Leibes,
Und dann verzehrt von deiner Liebe Gluten,
So starb ich hin und ließ den Geist verlöschen,
Und ließ in Seligkeit das Herz verbluten.

Der Jüngling starb, das Weib gebar den Mann
Zu neuer Sehnsucht und zu neuer Lust,
Doch fand er keine mehr, so süßen Wehs,
Als jenes Sterben war an deiner Brust.

Und heiß durchwühl' ich alle Lebenstiefen,
Den Funken Glücks noch einmal zu ergründen,
Und büß' mit ewig unerfüllter Sehnsucht
Die süßeste von allen meinen Sünden.

II.

Ach, daß ich den ersten reinen
Engelfrommen Kuß im Leben
Einem Mädchen hab' gegeben,
Schuldbefleckt, und nicht dem meinen!

Was soll ich dem Bräutchen sagen,
Wenn es schuldlos, reingesittet
Um den ersten Kuß mich bittet,
Den ich schon zu Grab' getragen!

Ja, ich will mit meinen Lippen
Nun den scharfen Dornstrauch küssen,
Um das giftige Blut zu büßen,
— Dann erst an den ihren nippen.

III.

Ich fand in dieser Nacht dein Bette leer.
— „Beim kranken Kinde hättest du gewacht.“
Ich hab' gelobt dir Liebe bis zum Tod;
Mein Herz, das starb in dieser Nacht.

Die Stunden, da das Kind allein verschmacht,
Hat sie bei einem fremden Mann verbracht.
Ich hab' gelobt ihr Liebe bis zum Tod;
Mein Herz, das starb in dieser Nacht.

Ein Särglein für mein Herz und für mein Kind.
Und in der Jasminlaub' ein glücklich Paar!
Als Gott, der liebe Herr, das Weib erschuf,
Ob er wohl auch bei Troste war?

Neuer Sang mit altem Klang.

Ich weiß ein Lied zu singen
Von einer schönen Maid,
Die hat ein weißes Hemde
Und güldenes Geschmeid.

Das güldene Geschmeide,
Das tut mir nichts zuleide.
Das Hemde ist so lind.

Ich such' am linden Hemde
Daß ich den Herzschlag find',
Dann stoß' ich in den Busen
Das Messer ihr geschwind.
Der harte Stahl tut klingen,
Das heiße Blut tut springen
Mir in das Angesicht.

Dann beicht' ich meine Sünden
Und gehe zum Gericht,
Um meinen Lohn zu finden
Auf hohem Blutgerüst.
Vom Leben will ich scheiden,
Statt Liebespein zu leiden
Ob einer falschen Maid.

Herr Graf, du hast mich lieb gehabt.

Herr Graf, du hast mich lieb gehabt,
Das arme Bauernkind,
Und dort, wo junge Dirnen auch
Von altem Adel sind.

Ich war dein lieber süßer Schatz,
Und du mein trauter Franz,
Jetzt trägst du deine goldne Kron'
Und ich den Dornenkranz.

Herr Graf, du hast mich lieb gehabt,
Wir hatten zwei ein Bett.
Wenn ich von deinen Hunden jetzt
Den Bretterkobel hätt'!

Du hast der Köche zwei und drei,
Der Kellermeister vier;
Wer reicht die harte Krume Brot,
Den Wassertropfen mir?

O Herr, du hast mich lieb gehabt,
Und unser Kind verschmacht,
Der Vater fährt ins hohe Schloß,
Die Mutter in den Schacht.

Wenn einst sich auf die Gräber tun,
Die Schlösser stürzen ein,
Dann wird, du stolzer Bräutigam,
Wohl unsre Hochzeit sein?

Ein Streitgesang.

Die größte Schmach, die je mir werden kann,
Vermaledeit sei sie, tut der mir an,
Der von mir sagt, ich hätte keinen Feind.
So kläglich arm, zu haben keinen Feind!
Hat je gelebt so arm ein braver Mann?

Ich hasse keine Seele. Denn mir weiht
Den Erdensohn das allgemeine Leid.
Doch, alles Schlechte, Falsche, was da baut
An diesem Leid, ich hass' es tief und laut.

Um eitel Liebe buhl' ich nicht, ist sie
Durch fremden Schwächen huldigende List
Zu wohlfeil mir auf jedem Markt zu haben.
An heißem Haß der Schlechten mich zu laben
Ist meine Lust. Es müssen alle, alle
Die Schurken, Schleicher mich mit bittrer Galle,
Die Wichte mich mit giftigem Hohn begeifern,
Die Finsterlinge meiner fluchend eifern,
Die Knechte fliehen mich, die frevlen Herren,
Die hochmutswütigen, mir Krieg erklären.
Denn was ich will: die Menschheit neu
Verjüngt zu sehn, und sich getreu.
Dem Menschen nicht, dem Laster künd' ich Krieg,
Und sollt es selbst im eigenen Busen sein:
Der ewige Herr im Himmel, der ist mein.
Mein auch der Streit — und sein der Sieg.

Wenn Gott mich fragt am Tage des Gerichts:
Wo sind sie, die dich lieben? — sag' ich nichts.
Doch zeig' ich zum Ersatz ihm, die mich hassen.
Und bitt' ihn um die Prüfung des Gewichts.
Ich hoff', er wird es gelten lassen.

Gott und Volk gehört zusammen.

Eurer Flüche Blitzesstrahlen
Schleudre ich zurück auf euch,
Foder' Rechenschaft von allen,
Die gefährden Gottes Reich.

Pfaffen, die sich drängen zwischen
Gott und Menschheit, sie zu trennen,
Die hier fälschen und dort fischen,
Ihnen will ich Wahrheit nennen:
Gott und Volk gehört zusammen,
Heut und alle Tage, Amen.

Und auch jene Pharisäer,
Die mit ihrem flachen Wissen
Spielen sich auf große Seher
Und den Himmel wollen schließen,
Die dem Volke frech vernichten
Seinen Gott und seine Seele —
Weltgeschichte wird sie richten
Und es zeigen grausig helle:
Gott und Volk gehört zusammen,
Heut und alle Tage, Amen.

An die Naturalisten.

Geister dieser Zeit, wer soll verstehen
Euch nach menschlicher Vernunft Gesetzen?
Pessimistisch haßt ihr dieses Leben,
Will jedoch die Kunst ein schönres schaffen,
Hei, wie ihr sie geifernd gleich verlästert!
Das, was aus dem Leben ihr verwünscht,
Möchtet in der Kunst ihr wiederfinden,
Nur nichts Froheres, um Gottes willen,
Nichts, was unsre Seele könnt erfreuen,
Denn die Freude ist nicht mehr modern.

Nichts, was Lieb' und Hoffnung könnte wecken
Zu der Menschheit. Und erst Ideale!
Ideale hat nur der Philister. —
Sonst ist Kunst auf lichten Höh'n geschritten,
Heiter reigend um die ernstre Schwester
Religion. Sonst hat sie in Erz und Marmor
Mit des Lieds erhabnen Weiheklängen
Unsere Helden zur Unsterblichkeit geleitet,
Unseren ungezogenen Leidenschaften
Maßvoll edlere Gestalt gegeben,
Und im Spiel ein Gottesreich gestiftet,
Munter Schnippchen schlagend der Materie.
Und dies lichte Reich wollt ihr vernichten?
Just den göttlichsten der Sinne ihr verlöschen?

Phantasie! Wozu denn ward sie euch?
Wollt ihr schon verstümmeln euer Wesen:
Raubt das Aug', das Ohr, die Sprache euch,
Nicht jedoch die Kraft, die aus dem Staub uns hebt.
— Frei nach allen Keimen soll entwickeln
Sich der kleine Mensch. Schildert, Realisten,
Genial den Kot, die feuchte Fäulnis,
Wühlt und schwelgt darin, Naturalisten,
Nach Belieben; wohl bekomm's, wem es
Vergnügen macht; auch nach dieser Seite muß
Ausleben sich die Menschheit.
Wohlan, so düngt den Baum, auf daß er wachse,
Warum ihn verspotten, wenn er blüht?

Menschenbaum braucht Erdreich nicht allein,
Auch Sonnenschein. Und ohne üppig Blühen
Keine Frucht. Die Jugend sei gepriesen
Mit ihrem heitern, hoffnungsfrischen Herzen! —

Gern sei euch auf euren schmutzigen Straßen,
Traun, der ekLen Würmer Reich gelassen,
Achtet, wie sie kriechen, bohren, pissen,
Schildert, bitten wir, nur recht dramatisch
Und genau, man will ja alles wissen.
Uns doch sei gegönnt, als Schmetterlinge
Hoch die sonnigen Blüten zu umgaukeln,
Dieses Sein mit Phantasie zu schmücken,
Und mit freier Seel' die Totengräber,
Die aus Knochen Kunstgebilde machen,
Manchesmal ein wenig auszulachen.

Leute gibt es allerlei.

Leute gibt es allerlei
Auf der weiten Gotteswelt.
Wem die Sache nicht gefällt,
Wer da ausmarschiert, um jeden,
So nicht sein ist, zu befehden,
Der wird nimmermehr auf Erden
Mit der Fehde fertig werden.
Juden, Slaven, Atheisten,
Welsche, Philosophen, Christen,
Japanesen, Deutsche, Heiden,
Und wie noch die Massen scheiden,
Kasten, Sekten, Nationen,
Die in Gottes Licht sich sonnen,
Alles rollet hin und her,
Wie der Wellenschwall im Meer.
Wie die Wässer und die Winde,
Stürmisch hier, und da gelinde,

Ewig um den Erdball kreisen,
So in den Naturgeleisen
Wogt die Menschheit hin und wieder;
Schranken, die du heute aufstellst,
Brechen morgen krachend nieder.
Güter, die durch Krieg errungen,
Frieden, so durch Krieg erzwungen,
Reifen neuerdings die Saaten
Aus zu neuen Schreckenstaten.
Nicht einander jagen, schlagen,
Sondern mit Geduld ertragen
Nach dem Rate der Natur,
Ist das Omega und Alpha
Aller Bildung und Kultur.
Wer da ausmarschiert, um jeden
Fremdgesinnten zu befehden,
Der wird nimmermehr auf Erden
Mit der Fehde fertig werden.
Wär' der letzte Feind zertreten,
Müßte er sich selber töten
Als den Rest auf dem Planeten.

Der Schwindel an das Publikum.

Von allen Rädern unserer Zeit,
In Werkstatt und auf Eisenbahn,
Steht als Regiererin der Welt
Das Glücksrad obenan.

Das braucht man nicht zu treten erst
Das dreht sich selber um,
Ich kann es dir empfehlen sehr,
Verehrtes Publikum.

Pack an, pack an, ist morgen leicht
Die halbe Welt schon dein,
Und bist du klug, mein guter Freund,
So kann's die ganze sein.

Ei, komm doch, ich verspreche dir
Die stolzesten Paläste,
Mit Viergespann, Lakaien dran,
Und königliche Feste.

Der Bacchus wird als Portier
Die Gäste nicht verscheuchen,
Die Venus macht im Haus Honneurs,
Ist huldvoll ohnegleichen.

Mit Aktien und Lotterie
Mußt du dein Glück beginnen;
Verdienen ist philisterhaft,
Doch vornehm ist gewinnen.

Da ruht man auf dem Sofa aus
Und schmaucht die feinsten Zigarren,
Und läßt für sich den „Pöbel", traun,
Hübsch arbeiten und sparen.

Ei, was Gewissen, Ideal!
Das Leben ist ein Spielchen,
Und hochperzentige Wertcoupons
Sind unser höchstes Zielchen.

Was Arbeit, Narr, das Glücksrad her,
Das dreht sich selber um,
Ich kann es dir empfehlen sehr,
Verehrtes Publikum!

Der Besessene.

Mir graut, ich bin besessen,
Besessen von dem Gelde hier,
Mein Schaffen, selbst mein Sinnen,
Mein Träumen wird zu Gelde mir.
Was meine Hand berühret,
Wird märchenhaft zu Gelde mir,
Die Sehnsucht meines Herzens
Wird eingelöst mit Gelde mir.
Ich dürst' nach Lieb und Freundschaft,
Nach Mut, nach Frohsinn, Ehr' und Ruhm,
Mein heißer Drang nach Tugend,
Er setzt sich schnöd in Gelde um,
Vor meiner Türe wimmern, ach,
Die Hungernden und Armen,
Und ich bin nicht imstande, ach,
Mich ihrer zu erbarmen.
O Brüder, liebe Brüder,
Wie teil' ich euch von Überfluß,
Da ich doch selber mitten
Im schnöden Gelde darben muß.
Das Geld als Segen Gottes,
Das habe nie besessen ich,
Doch bin von schlechtem Mammon
Seit Jahr und Tag besessen ich.
Und weil vor dem Verlieren
In Angst und Sorg' ich beben muß,
So hab' ich Not und Elend
Vom Geld, solang ich leben muß.
Und wenn ich's einst verlassen soll,
Wird doppelt hart das Sterben,

Und schmähen einen Geizhals mich
Die tief verhaßten Erben. —
O grauenhaftes Schicksal, du,
Den Mammon zu verfluchen,
Und ihn mit Hungers Hast und Gier
Doch immer müssen suchen.
Dem Armen das Verschmachten
Für seine Seele frommen muß,
Dieweil die meine jämmerlich
Im goldnen Bann verkommen muß.
O Gott, wie wird das enden noch,
Was soll mich Ärmsten laben,
Wenn ich den goldnen Becher leer
In lahmer Hand werd' haben!
Noch einmal möcht' für Göttliches
Auf Erden ich erwarmen.
Erlöse von den Banden mich,
Erbarmen, Herr, Erbarmen!

Der Reiche.

Ach, wir armen Reichen werden
Oft der Lästerzungen Beute!
Und wir sind, bei Licht betrachtet,
Doch die allerbesten Leute.

Was! ich nicht getreu der Pflicht?
Hab' geschworen, reich zu werden;
Schuft, der seinen Eidschwur bricht
Und verachtet Gott auf Erden!

Was! ich hätt' nicht Religion?
Gott ist auf die Welt gekommen,
Glaub' ich fromm, und hat im Gold
Irdisch Wesen angenommen.

Was! ich hielt' auf Ehre nicht?
Darum brauch' ich Geld in Haufen,
Daß ich, wo die Ware feil,
Auf dem Markt kann Ehre kaufen.

Also ist es lustig leben!
Meine Schäden zu verhüllen
Eilt der eine, und der andre
Meine Wünsche zu erfüllen.

Hei, wie ist's doch schön auf Erden!
Wo man alles kann erwerben. —
Einer nur läßt lang sich suchen,
Einer, der für mich will sterben.

Der Übermensch.

Da sitzt ein armer Sünder
Auf einer harten Bank,
Wie Rosen blühn die Wangen
Des Jünglings, stark und schlank.

Ein freies Leben führte
Der junge Nimmersatt,
Er tat zwar nichts aus Liebe,
Doch liebte er die Tat.

Er hat geraubt, gemordet,
Sonst Unheil viel getan,
Ein Berg von Missetaten
Begräbt den jungen Mann.

Ein Meer von heißen Tränen
Ist über ihn geflossen,
Und wo sein Fuß gewandelt,
Kann keine Blume sprossen.

Nun steht er vor den Richtern
In aller Ruhe da.
Man fragt: „Hast du's begangen?"
Er sagt gelassen: „Ja."

Er weint nicht und er lacht nicht.
Und einer, der noch glaubt,
Fragt: Ob er nicht bereue?
Er schüttelt kühl das Haupt.

Man führt herein die Mutter,
Der er den Sohn erschlagen,
Sie stummt und starrt ins Leere,
Kann nimmer weinen, klagen.

Man führt herbei die Schwestern,
Die nach dem Bruder schrein;
Man trägt den zarten Säugling,
Den mutterlosen, herein.

Der Jüngling, kalten Auges
Blickt er die Opfer an,
Als fragte er: Was weiter?
Ihr seht, ich hab's getan.

Nur einmal strahlt sein Auge,
Das kalte Auge, licht,
Als die Gerichtsverhandlung
Der Abend unterbricht.

Wohlan, jetzt kommt das Süpplein
Und dann der gute Schlummer,
Er schläft die sieben Stunden
Ohn allen Gram und Kummer.

Die Qualen unsrer Seele,
Dir sind sie nicht bewußt,
Beneidenswertes Untier
Mit deiner hohlen Brust.

Der Erde heiße Herzglut,
Sie kann dich nicht erreichen,
Des Lebens wilde Schmerzflut
Dich nimmermehr erweichen.

Das wilde G'jaid der Not,
Das um den Erdball hetzet,
An dem sich jedes Herz
Langsam zum Tod verletzet,

Du bist davor gefeit.
Das Stöhnen in der Brust
Des Nächsten ist dir, traun,
Ergötzlichkeit und Lust.

Dich bindet keine Sitte
Und keine Menschlichkeit.
Immun bist gegen Liebe,
Immun auch gegen Leid.

Dein Sittensprüchlein lautet:
's gibt weder Gut noch Schlecht.
Wer siegt, das ist der Herrscher,
Wer stark ist, der hat recht. —

Des andern Tags die Richter
Erörtern das Gesetz;
Dich langweilt „dieses öde
Und müßige Geschwätz“.

Von Gut und Böse jenseits
Bist du durch nichts beenget,
Kein Mitleid, kein Gewissen
Je dein Gemüt bedränget.

Die Macht war deine Gottheit. —
Nun hat sie sich gewandt,
Der Stärkre hat den Schwächern
Vor das Gericht gebannt.

Wirst du es auch nicht spüren,
Du eisenharter Mann,
Wenn sie an dir vollführen,
Was andern du getan?

Vielleicht kommt doch zum Vorschein
Bei dir ein bißchen Herz.
Wenn du dich hebst das erstemal
Im Leben — himmelwärts.

Im Saale auf die Richter
Das Volk mit Bangen harrt.
Der Knab' schaut in die Runde
Und streicht den jungen Bart.

Es will ihn fast befremden,
Daß jetzt die Frauen weinen
Und bangen, als die Richter
Zum Urteilsspruch erscheinen.

Nun wird es dumpf und schwül
Als wie in einem Grab.
Der Richter hebt sich hoch —
Tritt vor — und bricht den Stab.

„Zum Tod!" haucht es, „zum Tode!"
Dann alles stumpf und stumm. —
Der Mörder blickt mit Staunen:
„Zum Tode? — Wen? — Warum?

Zum Tode mich?!" er ruft's,
„Zum Tode durch das Strängen?
Der einzige starke Mensch
— Und wollen ihn jetzt hängen!"

Der Dichter und die Leute.

Wir säen Samen,
Es wachst nix.
Wir schreiben Dramen,
Es wirkt nix.
Wir erzählen Geschichten,
Es tut nix.

Wir dichten Gedichten,
Es hilft nix.
Wir sprechen Sprüche,
Es nutzt nix.
Wir fluchen Flüche,
Es schad't nix.

Unterricht für moderne Poeten.

Dichter, wenn du für die Leute
Dichten willst, so sei gescheute,
Baue, sollst du etwas gelten,
Ihnen pappendeckne Welten,
Helden, die mit Spagatschnüren
Hübsch sind durch den Plan zu führen.
Dichte Gärten, wo die Grillen
Statt zu zirpen Flöten spielen.
Und zur schönen Augenweide
Dichte Rosen fein aus Seide,
Daß sie duften, Herr Verfasser,
Dichte Tau aus Kölnerwasser.
Mit Magie und Zauberstücken
Magst du ihren Kopf berücken.
Eins nur, laß die Leute schauen
Nie in deines Herzens Auen.
Deines Gartens schönste Blüte,
Holde Rosen im Gemüte
Würden sie auf Graswert messen
Und mit plumpen Schnauzen fressen.

Des Sängers Verzweiflung.

Während eines blutigen Krieges.

*

Am erstbesten Eichbaum zerschlag' ich die Leier! —
Zerberste, zerschelle in schnöde Scherben,
Stöhne, schrille im Sterben zum letztenmal falschen Gesang! —
Da sangen die Saiten
Von grünender Erde! —
Rot muß sie sein, von Menschenblut rot sein!
Schießt und stecht und schlaget sie nieder
Die Menschen, die elenden, wo ihr sie findet!
Auf furchigen Feldern,
Bei goldenen Garben,
Heiteren Herzens im Schäferhaine;
In brausender Werkstatt voll regen Fleißes,
Auf rollenden Rädern,
Auf wogenden Wellen in Handel und Wandel;
Auch zwischen den Wänden der Schule, des Wissens,
Im Tempel der göttlichen Kunst, erglühend
Im Schönen und Wahren.
Wo ihr sie findet, harmlos sich freuend, die Menschen,
Schießt und stecht und schlaget sie nieder!

Was soll sie, die flackernde Flamme
Am häuslichen Herde?
Befreit sie und pflanzt die lebendigen Fahnen
Auf Türme und Dächer,
Auf prangende Zinnen stolzer Paläste!
Was lohet und leuchtet entfachet zu Lunten,
Gebilde der Menschen schmelzt ein in den Gluttopf.

Da sangen die Saiten
Von blauem Himmel voll Sonnen und Sterne! —

Tauchet die Pinsel in brennende Städte
Malet mit lohen Gluten den Himmel;
Wölbet mit Wolken des wogenden Rauches
Den Flammenofen über der Erde,
Daß keine der sengenden Sonnen, der stechenden Sterne
Keiner uns trübe das Schauspiel!

Da sangen die Saiten
Von rosigem Antlitz der Jugend.
Sie sangen von Liebe im Herzen, von Lust in der Brust auch,
Von trautester Treue, bis einstmals der Tod trennt. —
Fehde den lugvollen, trugvollen, gleißenden Saiten!
Im Herzen ist Haß.
In der Brust brausen Brände!
O reißt auseinander die liebeträumenden Leben.

Das Weib mag weinen und welken,
Der Mann muß erbleichen — und brechen die Liebe.
Reißet den Sohn vom sehnenden Herzen der Mutter,
Einsam sollen sie sterben und starrenden Auges verwesen!

Haß dem Guten, dem göttlich Gerechten,
Haß dem Hohen und Holden!
Im Herzen ist Haß,
Entfachet zur flammenden Tat ihn:
Die Lebenden tötet, die Toten rächet,
Daß ewige Rache die Menschheit richte! —

Da sangen die Saiten
Von Leben und Liebe,
Von Friede und Freude,
Von wahrer, erhabener Menschenvollendung!
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am erstbesten Eichbaum zerschlag' ich die Leier!

Eine Stimme in der Wüste.

Es mußt' ein wildes Schlachten kommen,
Du, Welt, verträgst den Frieden nicht,
Du schreist nach ihm, und naht er schüchtern,
So schlägst du ihm ins Angesicht.

Ich sah noch keinen Tag erstehen,
Der nicht entfacht vom Reinen war,
Und keine Sonne sah ich sinken,
Die trüb nicht vom Gemeinen war.

O dummes, bettelhaftes Prahlen
Mit deines Fortschritts großen Siegen,
Wenn unter den brutalen Füßen
Zermalmt der Seele Schätze liegen.

Zermalmt ist mit den Götzenbildern
Auch Jovis hehre Lichtgestalt,
Und deine neuen Lichter leuchten,
So wie der Fäulnis Phosphor strahlt.

Du weißt soviel und bist nicht weise,
O sage, Welt, ob dir denn wohl ist
Bei deiner krausen Hochkultur, die
Außen bunt und innen hohl ist?

Den Hexentanz des Lebens tanzt
Die Kunst getreulich mit; die Taube
Entsank den reinen Himmelshöhn
Und flattert halbbetäubt im Staube.

Die Güte und die Menschenwürde,
In heißen Kämpfen dir errungen,
Ist fremd geworden deinem Herzen,
Ein Schmuck nur wortelustiger Zungen.

O, nichts vom vorigen Jahrhundert
Hast du dir, Welt, gemacht zu Nutzen,
Als bloß die Kunst, mit frechem Flunker
All deine Torheit aufzuputzen.

Die graugelockte Weisheit schweiget,
Die unerfahrne Jugend spricht;
Besiegt, ruft sie, sind Elemente!
— Die Leidenschaften sind es nicht.

Von Hohn und Geifer der Parteien
Seh' ich mein Vaterland beflecket,
Die Führer blind und taumelnd, bis sie
Ein grauses Menetekel wecket.

Dann mitten in der wilden Drangsal
Wird männiglich die Welt verfluchen,
Doch ringend mit den Nachtdämonen
Den Flug in lichtere Höhn versuchen.

Das stete Glück macht Sünder, Toren,
Und kleines Unheil Weltverhöhner.
Die maßlos schwere Not allein ist
Der große Sühner und Versöhner.

Ständchen.

1885.

In einer Winternacht
Hab' ich dies Lied erdacht,
Es sei als Minnesang
Der Mitwelt dargebracht. —

Ihr Menschen seid nicht wert,
Daß man euch liebt und ehrt,
Daß man sein Herzblut gibt
Für das, was ihr begehrt,
Denn euer Wunsch ist Wahn,
Und schief ist eure Bahn,
Und jeden steinigt ihr,
Der euch ein Gut gewann.
Der euch ein Gut gewann,
Und euch ein Heil ersann;
Und es geschieht ihm recht,
Denn er hat schlecht getan.
Wer eure Laster schürt
Und euch zum Abgrund führt,
Dem euer schändendes
Und falsches Lob gebührt.
Für dies Geschlecht des Kain
Kann Abscheu nur allein,
Statt Lieb' und Opferlust,
Die rechte Gabe sein.

Noch die Asche muß sich schämen . . .

Als die Tiere einst entartet,
Sind die Menschen draus entstanden.
Einer, der auf Gott gewartet
Sank mit dem Geschlecht zuschanden.
Tät' sich dann das Leben nehmen
Und zu rotem Staub verwesen.
. . . Noch die Asche muß sich schämen,
Daß sie einmal Mensch gewesen.

Kräftigung.

Was ich suchte, konnt' ich lang' nicht finden,
Was ich liebte, tat zu schnell entschwinden,
Was ich haßte, wollt' mich überwinden.

Doch, was linde Lieb' nicht mochte wagen,
Das hat droher Trotz zurückgeschlagen,
Und der Kampf hat mich zur Kraft getragen.

Gen Himmel hinauf.

Die Menschen bauen, die Menschen zerstören,
Sie lieben, umarmen und schlagen sich tot;
Sie schwärmen von Schönheit, Tugend und Ehren,
Sie klimmen hinan mit großer Not.
Doch sind sie oben nahe dem Ziele,
So stirbt der Drang, es kehrt sich der Wille —
Sie stürzen sich wieder hinab in den Kot.
Das ist der Geschichte ewiger Lauf,
Wir können's nicht wenden,
Nicht ändern und enden,
Unsre Bestimmung ist ewiges Ringen
Gen Himmel hinauf.

Fürsprache.

Was auf Erden keimt,
O laß es reifen,
Und was im Menschen ruht,
Das laß erstehn.

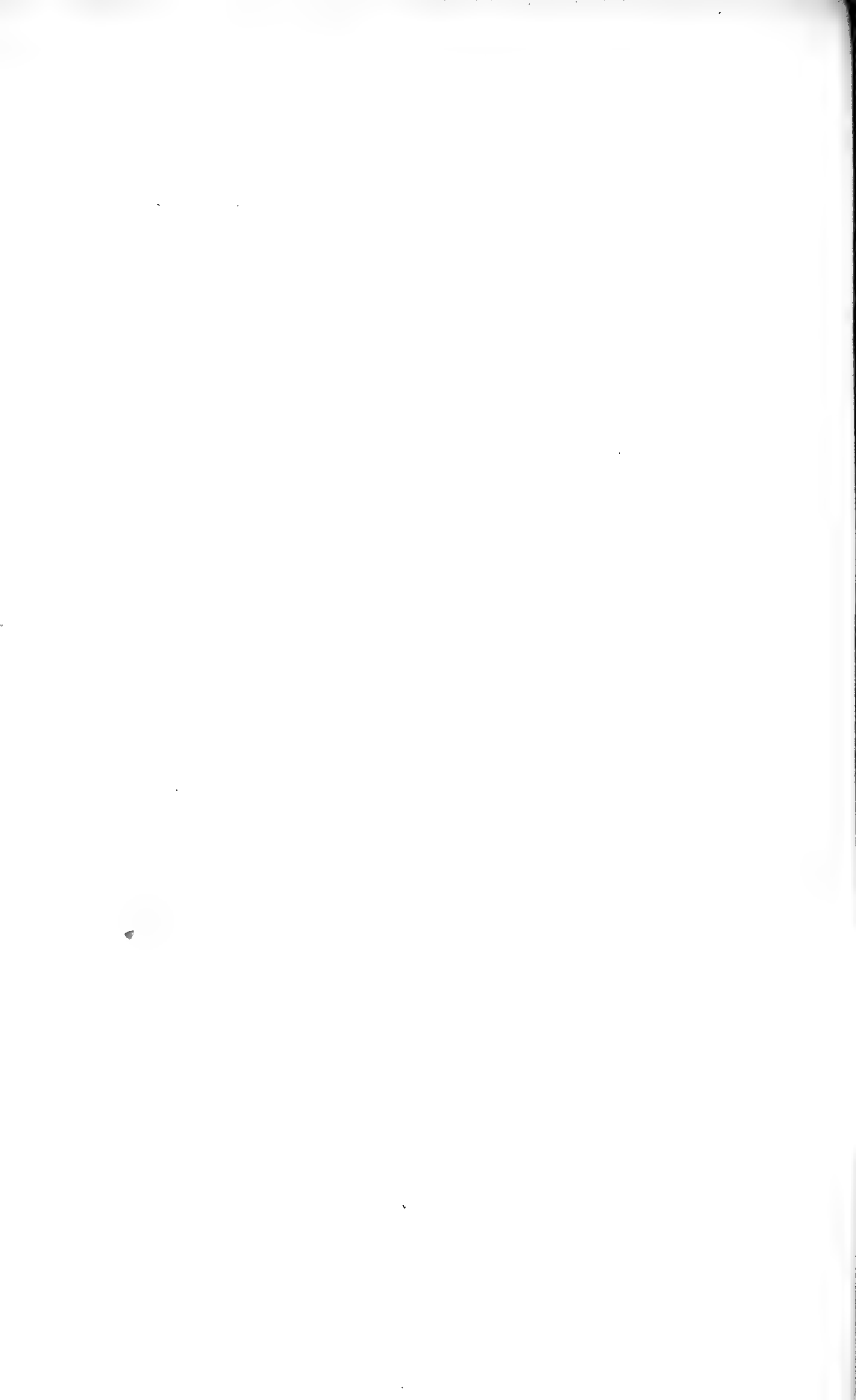
O Gott, laß dieses irrende,
Nach deinen Höhen ringende,
Dies arme, herrliche Geschlecht
Nicht untergehn!

Dem Dichter.

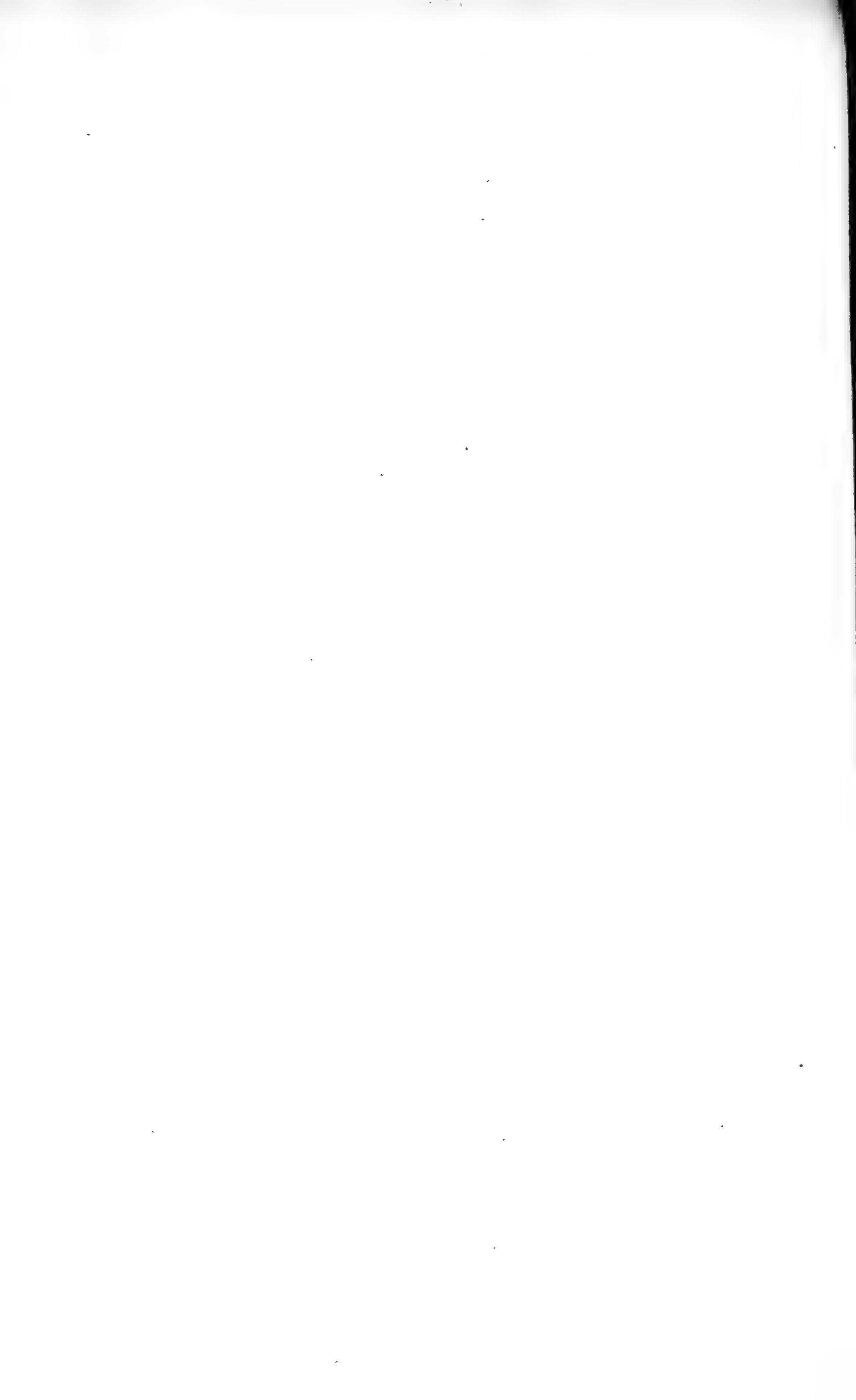
Mein Sänger, laß den Widerpart
Und sing' ein lustig Liedel,
Und lade sie zur Himmelfahrt
Mit einer hellen Fiedel.

Es ruft den einen zwar der Herr
Mit dumpfem Donnerkrachen,
Den andern lockt er noch vielmehr
Mit heiterem Sonnenlachen.

Der eine folgt den Elegie'n,
Der andre frohen Stanzen;
Man kann wohl in den Himmel knien,
Man kann auch hinein tanzen.



Himmel



Die Gottsucher.

Unendlich der Raum,
Unendlich die Zeit,
Kein Ziel und Halt
In Ewigkeit.
Die Kinder des Leides, sie sehnen und rufen,
Sie irren und zweifeln in Nacht und Not
Und suchen nach Gott.

Sie suchen im Buchstaben,
Sie suchen im Bild,
Sie beten und bluten,
Sie streiten wild,
Entzünden die Scheiter zur lodernden Fackel,
Sie suchen im Kelch und suchen im Brot:
„Wo bist du, Gott?"

Sie suchen im Leben,
Sie suchen in Kunst,
Sie suchen in Grübeln
Und Liebesbrunst,
Sie suchen im düsteren Schatten der Tempel,
Sie rufen in der Freiheit Morgenrot:
„Wo bist du, Gott?"

Die Müden, sie wandern
Am Pilgerstab,
Die Weisen, sie suchen
Die Himmel ab,

Sie suchen im schuldlosen Kindesherzen,
Und fragen mit Grauen den starren Tod:
„Wo bist du, Gott?"

Und sieh, im Suchen
Und heißen Streit
Steht immer der Herr
An ihrer Seit',
Und klopft ihnen lächelnd wohl auf die Achsel:
„Ihr Kinder, schaut euch doch einmal um!
Seid nicht so dumm."

Willst du jene Höh' erreichen . . .

Willst du jene Höh' erreichen,
Wo im Schatten kühler Eichen
Sündenlos die Helden stehn:
Laß dich nicht von Lust berücken,
Laß dich nicht vom Weib umstricken,
Oder du mußt untergehn.
Wähne nicht, das Blut zu dämmen,
Blut entströmt gleich andern Strömen
Von der Höhe in die Tiefe.
Willst du aufwärts, mußt dich klammen
An des Geistes reine Flammen,
So, als ob der Herr dich riefe.

Wie keimt dein Geschick.

Wie keimt dein Geschick
Dir, Mensch, in der Brust?
Aus dem Lichte das Glück,
Aus dem Dunkel die Lust.

Wenn plötzlich ein Blitz
Das Dunkel erhellt,
Bist du in Besitz
Von Gott und Welt.

Stimmung.

*

Das Schönste, was im Innern ich empfunden,
Das ist so rein und zart, läßt sich kaum denken,
Und will ich mich im Sinnen, traun, versenken,
So ist mir das Gefühlte schnöd verschwunden.

Und was es ist, das mir so zart entsprossen?
Ich weiß es nicht und kann es nicht enthüllen;
Der Seele reinster Teil nur kann es fühlen,
Und tief in meinem Herzen liegt's verschlossen.

Ist der Mensch nicht wie die Schwalbe?

*

Ist der Mensch nicht wie die Schwalbe? —
Mit dem Lenze fliegt er an
Und verjubelt einen Frühling;
— Heißer Sommer stählt den Mann.

Wie die Schwalbe an dem Neste,
Baut er flink an seinem Glück,
Muß um seine Reiser, Blätter
Ringen mit dem Mißgeschick. —
Leise kommt der Herbst geschlichen;
Von des Lebens reifem Baum
Reißt der Sturm die Frucht des Schaffens,
Und der Mensch erwacht vom Traum.
Sieh, am Scheitel seines Hauptes
Wird es weiß — der erste Schnee;
Matt und düster blickt das Auge,
Ach, es friert der klare See. —
Und er fühlt ein eigen Heimweh,
Fremd wird ihm die Bruderhand; —
Wie im Herbst die Schwalbe, zieht er
Heim ins ewige Frühlingsland.

Mir graut vor dem Gemeinen.

Ach, mir graut vor dem Gemeinen,
Das mich stets durch neue Peinen
Und durch alte Sünden schleift.
Heimweh, Heimweh nach dem Reinen,
Nach den kühlen Friedenshainen,
Wo die Seele göttlich reift.

Ach, wo soll sie göttlich reifen!
Nur im Schwalle wüster Träufen
Lernst du das Gemeine fliehn.
Nur mit Kämpfen kannst du siegen,
Und im Fallen lernst du fliegen
Zu den seligen Göttern hin.

Die Sehnsucht.

Die Berge je höher,
Dem Himmel je näher,
Dem Herzen je weher,
Weil's nicht kann hinein;
Weil es an die schwere,
Die träge Matere
Wie an die Galeere
Geschmiedet muß sein.
Was löst unter Peinen
Uns los vom Gemeinen?
Die Sehnsucht nach Reinen,
Die Sehnsucht allein.

Steigende Bahn.

Um aus der Wirrnis die Völker zu retten
Hellet oft plötzlich der Blitz des Propheten
Künftigen Helden die steigende Bahn.
Was noch die Väter säumig beraten,
Steigt in der Söhne mutigen Taten
Fröhlich und siegreich zur Höhe hinan.
Rufe den Menschen, Prophetenwort, rufe
Ihn aus der Tierheit von Stufe zu Stufe,
Bis er erwacht vor des Heiligsten Thron,
Schauend die Wahrheit im Kranze der Sonnen,
Trinkend die Liebe aus feurigen Bronnen —
Ewig des Ewigen seliger Sohn.

Zu Gastein am Wasserfall.

Wie du, o Mensch, mußt fallen
Zu Schuld und Gram und Grab,
So fallen wirbelnd und weinend
Die heiligen Wasser hinab. —
Doch sieh, aus dunkelm Abgrund
Steigen in stiller Ruh'
Die lichten Nebel kreisend
Den hohen Weg dir weisend
Dem Himmel zu.

Es war einmal ein Bettelmann.

Es war einmal ein Bettelmann,
Der hatt' einen goldenen Ring,
Mit dem das Glück man leiten kann;
Sein einzig Eigen war dies Ding
Noch von der Mutter her.
Das Eigentum war ihm zu schwer.
Er wankte fort zur Morgenstund',
Zu schleudern in den tiefen Grund
Sein Kleinod, daß in Glück und Mai
Die Gottheit ihm nicht neidisch sei.
Ein Weiser siehet voll Erbarmen
Den alten Mann, den siechen, armen,
Und fragt: „Du guter Bruder mein,
Um was soll sie dir neidisch sein,
Die Gottheit? Sprich!"
„Um was? Um was denn sonst?
Um mich.
Sonst hab' ich nichts, weil ich nichts brauch';
Was Glut ihr nennt, das ist bloß Rauch.

Was Gut ihr nennt, erstickt die Lust;
Doch unermeßlich ist der Reichtum
Meiner Brust."
Der Weise blickt den Bettelmann
Mit gut gespieltem Mitleid an.
Der Bettler merkt's und lächelt so,
Als wär' er seiner Armut froh:
„Ich dauere euch, ihr dauert mich!
Ihr sagt auch, ich sei lahm und siech.
Ich weiß es nicht. Mein froher Sinn
Fliegt selig durch die Himmel hin."
Der Weise spricht: „Dein Reichtum groß
Kam nicht dir aus der Erde Schoß.
Und was die Götter dir geschenkt,
Das nehmen sie nicht mehr zurück,
Und neidlos bleibt zu eigen dir
Dein erdenfreies Glück. —
Nur wer, der rohen Triebe Knecht,
Aus irdischer Hand sein Heil empfing,
Der opfere bang und demutsvoll
Den Göttern seinen Ring."

Der Blinde.

Als Gott der Herr die Welt erschuf,
Da war sein erster, heiliger Ruf:
Es werde Licht!
Das Gnadenmeer vom Himmel floß
Und sich in alle Herzen goß,
— In meines nicht.

Und auf zum ewigen Sternenzelt
Blickt jedes Aug', dem Herrn der Welt
Ins Angesicht.
Und jedes Blümlein auf dem Plan
Lacht eure Augen freundlich an,
— Das meine nicht.

Der Mutterblick, der holde Stern,
Er blieb mir unermeßlich fern.
Dem Ärmsten flicht
Der Herr aus goldnem Sonnenglanz
Ums Haupt den bunten Farbenkranz,
— Um meines nicht.

Du treuer Engel Gottes, sag,
Was hab' an diesem Erdentag
Ich denn vollbracht,
Daß mitten unter Strahl und Schein
Verstoßen ich bin ganz allein
In ewige Nacht?

Der Engel sprach: Der Strahl, das Licht
Von außen ist das Höchste nicht
Zur Menschen Lust.
Statt Glanz die Glut, ein warm Gemüt,
Das wie ein sonniger Frühling blüht
In deiner Brust.

Wohl muß in deinem Aug' ich sehn
Als einzigen Glanz die Träne stehn.
Doch weine nicht!
Noch leben treue Menschen hier,
Und Gottes Ruf erschallt auch dir:
Es werde Licht!

Den Armen.

Um Mitternacht, als alles schlief,
Nur meine Zweifel wachten,
Und Weltverdruß mir drohte tief
Die Seele zu umnachten,
Da schlug ich auf ein altes Buch,
Zu spähn nach einem Labespruch,
Um ganz nicht zu verschmachten.

Und sieh, da hat mich sanft ein Wort
Befreit von bangen Banden:
„O suche die Erlösung dort,
Wo sie schon viele fanden;
Nicht was du haschest, wird dein Teil,
Aus Opferfreude kommt dein Heil.“ —
Doch hab' ich's falsch verstanden.

Ich stieg in Sehnsucht himmelwärts,
Den Heiland zu verehren.
Der winkte mir, ich sollt' mein Herz
Zurück zur Erde kehren:
„Was du den Armen Gutes tust,
Das dringt zu meiner Vaterbrust.
Kannst du es mir verwehren?“

Die Botschaft war's. Und seitdem mag
Es sonnen oder regnen,
So kann mir doch an jedem Tag
Der liebe Gott begegnen.
Aus jedem Kind und armen Mann
Blickt mich ein treuer Heiland an,
Bereit, mein Werk zu segnen.

Wenn keines Kindes Aug' einst schwimmt
In Dankesfreudenzähren,
Wenn keines Bruders Hand mehr nimmt,
Was du ihm willst bescheren,
O, dann erst hat sich Gott vom Land
Des Sündenfluches abgewandt,
Und wird auch nimmer kehren.

Drum laßt, solang' noch Arme flehn, —
Uns lindern ihre Leiden,
Die Hungernden bei Tische sehn,
Die Frierenden bekleiden!
Dann wird für reich und arm zumal
Dies grabdurchfurchte Jammertal
Zur Quelle reiner Freuden.

Drei himmlische Schreine.

Drei heilige Räume
Unter himmlischen Sonnen
Stehen hienieden:
Eine Wiege voll Träume,
Ein Bett voll Wonnen,
Ein Sarg voll Frieden.

Letzter Wunsch.

Was wäre wohl mein letzter Wunsch,
Wenn ich dereinst zur Grube fahr'?
Auf lichter, kühler Bergeshöh'
Eine traute, einsam stille Bahr'.

Auf jener Höh', wo ich als Kind
Gehört den ersten Lerchenschlag,
Gesehn den reinen Sonnenstern
An einem süßen Maientag.
Doch jenes Kreuz, das ewig klagt
Die Menschheit ihres Frevels an,
Mir pflanzt es nicht, weil ich am Pfahl,
An dem er litt, nicht rasten kann!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Der frisch und frei gen Himmel steigt,
Und der, wenn einst die Menschheit reif,
Zu ihr sein Haupt in Freude neigt.
Vielleicht kommt noch ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege schlägt,
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ihr Kindlein in die Wiege legt.
Ihr Kind, das als des Menschen Sohn
Die Welt erlöst ein zweites Mal,
Und nicht dafür in Haß und Hohn
Erhöhet wird zum Marterpfahl.
Denn nicht, daß mein Erlöser starb,
Ist meines dunkeln Grabes Licht,
Doch daß er lebt und ewig lebt,
Ist meiner Seele Zuversicht.

Ruhendes Sein.

Die Lust wie das Leiden,
Sie quälen die Seele;
Sie sind wie die Unrast
Auf stürmischer Welle;

Sie sind eine Botschaft
Vom nahen Vergehen.
Ein Eilen zum Ende
Ist alles Geschehen.
Nach Rast strebt der Pendel
Und jegliche Regung.
Und Sehnsucht nach Ruhe
Ist alle Bewegung.
Die Seele der Gottheit
Ist ruhendes Sein,
Ist wunschlos und streitlos,
Ist raumlos und zeitlos,
Ist Frieden allein.



Unfaßbar.

*

Nahe ist Werden und Leben und Sterben beisammen,
Früher die endlose Zeit — später die endlose Zeit.
Kurz vor den Tagen, in welchen ich fühle und denke,
War ich ein formloses Nichts, war es von Ewigkeit her.
Kurz nach den Tagen, in welchen ich walte und webe,
Bin ich ein formloses Nichts, werd' es in Ewigkeit sein.
Wie er doch sein kann, der winzige Punkt, wo ich stehe,
Wie es nur möglich, denselben zu fühlen just jetzt?
War es nicht immer der gleiche, weltenumgaukelte Schwer-
punkt?
Wußt' ich's nicht ewig, fühl' ich's nicht ewig: Ich bin?

Ewiges Sein.

„Wer soll sich nicht heute
Noch freuen des Lichts?
Wir sinken schon morgen
Ins ewige Nichts.“

Hat je sich der Galgenfrist
Einer gefreut,
Der unwendbar morgen
Dem Henker geweiht?

Die Freude an heute
Hat nur einen Wert,
Wenn ewig und ewig
Sie uns wiederkehrt.

Im Hasten des Tags
Wird das Herze bald matt,
Des inneren Glücks
Wirst du nimmermehr satt.

Der Nichtige freut sich
Am flüchtigen Schein,
Das Echte an dir
Verlangt ewiges Sein.

Auch der andre, der bist du.

Was die Erde mir geliehen,
Fordert sie schon jetzt zurück.
Naht sich, mir vom Leib zu ziehen
Sanft entwindend Stück für Stück.

Um so mehr, als ich gelitten,
Um so schöner ward die Welt.
Seltsam, daß, was ich erstritten,
Sachte aus der Hand mir fällt. —
Um so leichter, als ich werde,
Um so schwerer trag' ich mich.
Kannst du mich, du feuchte Erde,
Nicht entbehren? frag' ich dich. —
„Nein, ich kann dich nicht entbehren,
Muß aus dir ein' andern bauen,
Muß mit dir ein' andern nähren,
Soll sich auch die Welt anschauen.
Doch getröste dich in Ruh'.
Auch der andre, der bist du.“

An Gottes Herz.

Wir Eintagsfliegen spielen heut
Gern mit dem Wörtlein: Ewigkeit.
Man frägt: warum? wozu? was dann?
Und manchen geht das Grausen an. —

O Menschenseele, leg dich du
An Gottes Herz zur trauten Ruh'
Und laß nicht kümmern deinen Sinn,
Daß du nicht weißt, woher, wohin.

Wanderlied.

Mein Leib ist schon dem Tod geweiht,
Die Seele noch voll Lebensfreud'.
Mein Sterben ist ein Wandern
Eine Reis' im Kreis, von Stern zu Stern,
Von euch zu euch, vom Herrn zum Herrn,
Von einem Himmel zum andern.

Sei gegrüßt, du himmlischer Knabe!

Eine Weihnachtsandacht.

Christkind, bist da; bist endlich nach langen traurigen Tagen wiedergekommen zu uns herab.

Ich hab' dich ersehnt als wie ein Kind; denn ich bin ein Kind mit bleichen Haaren.

Nun hör' ich dich rauschen in diesen Zweigen; vor deinem süßen, warmen Odem flackern die Lichter des heiligen Weihnachtsbaums.

O, sei gegrüßt, du himmlischer Knabe, der du mit den sonnigen Äuglein die schweren Nebel durchleuchtest, die hier im Tale des Tränentaues nimmermehr wollen schwinden.

Ich möchte dich wärmen an meinem Herzen, und muß mich fürchten, der menschlichen Leidenschaft stürmische Gluten könnten versengen dein lockiges Haar. Denn du bist gewohnt des ewigen Frühlings milden Hauch; o Gotteskind, bei dir daheim muß es schön sein!

Oft hör' ich es leis in den Lüften klingen, als wie ein Läuten und Grüßen von oben.

Dann faßt mich das Heimweh, und wie ein verirrtes Kind in der Nacht ruf' ich und such' ich den Weg zu den Wohnungen Gottes.

Erzähl' nun, erzähle, du holder Bote des Himmels, was waltet dein Vater, der ewige Herr?

Fast fürcht' ich, der Vater hätt' unser vergessen, denn wie den Sonnenstrahl vor Wetterstürmen, seh' ich auf Erden das Göttliche schwinden.

Gerechtigkeitsfreude ging uns verloren und reiner fröhlicher Sinn.

Die Kunst wühlt im Staube, die kindlichen Herzen verkümmern.

Wenn du, o mein süßer, heiliger Christ, von Zeit zu Zeit nicht kämest gesandt, es müßte der Pfad zwischen Himmel und Erden doch gänzlich verwildern.

Und mich verlangt es so heiß nach Kunde von oben, was all die Teueren, die uns verließen, denn machen im Lande der ewigen Liebe.

Mein Mütterlein treu; sie muß schon vor Zeiten angelangt sein auf mühevollen Krücken.

Zwar war sie fast blind, doch hat sie — das weiß ich — den Weg nicht verfehlt.

Wie geht's ihr? Singt sie noch immer die lustigen Lieder? Was werden die Engelein horchen und lachen! Was war das ein Spaß, wenn sie hat erzählt und gesungen! Und ernsthaft blieb sie dabei, denn taub war sie völlig und hat — wie ich meine — ihr fröhliches Singen und Sagen selbst nicht vernommen.

Und daß ich noch frage: Habt ihr ein Krankes im Himmel?

Wenn sie nicht Kranke kann warten, die Mutter, wachen die Nächte und sorgen und sich von dem Munde die Bissen abkargen, so ist sie nicht glücklich.

Sie wird es schon sein.

Denn sag' ihr, sie hätte auf Erden jetzt Enkelein süß;

dieselben, die heute, o Christkind, dein strahlendes Bäumchen umjauchzen. Und sag' es der Mutter: wir lassen sie grüßen!

Dann wirst du, mein himmlischer Knabe, auch einem Frauenbild noch sein begegnet, jung wie der Mai, hold wie ein Engel; wirst es kaum glauben, daß sie auf Erden geboren.

Im Reigen der Reinsten und Seligsten, der treuen, opferfreudigen Seelen ist sie zu finden.

Du lächelst, mein Christkind, sahest sie schweben im weißen, myrtendurchwirkten Kleide.

Ein Antlitz, so zart, wie Kirschbaumblüh' — sie ist's! — und Augen, so sanft und seelentief — es muß sich darin ja Gatte und Kind noch spiegeln?

So bist ihr begegnet im himmlischen Land, wie einsam vielleicht sie gewandelt in stillen Hainen, und wartend.

Denn dann erst, wenn Gatte und Kinder bei ihr sind, will freudig sie eingehn zur Seligkeit.

Diese Frau, mein göttliches Kind, wenn du heimkehrst, wird fragen dich mit weinendem Lächeln, wie es doch war, als du den Weihnachtsbaum stelltest in das verwaiste Haus den jubelnden Kindern?

O, sag' ihr, wie frisch in den jungen Gemütern die früh uns verwelkte Lust dieser Welt wieder aufblüht.

Und sage, wie selig ich bin in den Kleinen, wie heiß ich ihr danke!

Und das, wie ich immer noch weinen muß — Bote der Liebe — das sag' ihr nicht.

In einer Waldkapelle.

„Aus Todesbanden
Ist der Sohn erstanden,
Und sie, das heiligste Weib der Schmerzen,
In der ewigen Jugend Strahl,
Stieg empor auf Rosenwolken
Zum himmlischen Königssaal.“ —
O, Dank den Zungen,
Die dies Lied gesungen
Das erstemal in Glauben und Hoffen.
Unser Leib sinkt der Erde zu,
Doch dir, o Herz, steht im Lichte
Heiliger Schauung der Himmel offen!
In Lebensstürmen verlischt der Schimmer,
Der kindliche Glaube vergeht wie Tau.
Und kommt wie Tau. Denn eins laß ich nimmer:
Das glorreiche Anbild der göttlichen Frau.

Maria, Maria,
Mit deinen Schmerzen,
Mit deinen Freuden!
In meinem Herzen
Bist von allen
Den Idealen,
Den herrlichen, süßen, lieben,
Mir du noch geblieben.
Deines Gedächtnisses Segen
Möge uns retten
Aus der Verzweiflung finsteren Wegen,
Aus der Leidenschaft ehernen Ketten.

— O, ewigen Preis
Der Gebenedeiten,
Der Gnadenreichen!
Erd' und Himmel zu allen Zeiten
Haben nichts, dir zu vergleichen.
Die Könige ruhen zu deinen Füßen,
Die Scharen der heiligen Engel küssen
Den Saum deines leuchtenden Kleides;
Und in den Kammern
Des Elendes jammern
Die lichtlosen Kinder des Leides;
Die Gefallenen weinen
Zu dir, der Reinen,
Die gebrochenen Herzen,
Die verlornen Seelen
Dürsten nach deinen labenden Quellen.
Auf Schutt und Trümmern
Irdischer Freuden,
Auf teuren Gräbern,
Unter Trauerweiden
Blicken Augen tränenumhüllt,
Suchen, Maria,
Du Mutter der Liebe,
Dein himmlisches Bild. —

O, laß uns Kinder der Erde nimmer
Verlieren ganz deiner Minne Schimmer.
Maria, Maria, dies bitten wir!
Und wenn Felsen stürzen
Und die Himmel beben,
Huldreiche Frau,

Laß bestehen, laß leben
Im Menschenherzen
Das süße Bild von dir!

Ora pro nobis.

Gedanken in der Kirche zu Zell.

Bei Maria zu Zell an der heiligen Stätte, da kannst du Wunder schauen, christliche Seele. Da kommen gezogen Völker aus vielen Ländern und lasten ab auf den Marmorstufen ihr schweres Herz, ihr vielfaches Leiden, und rufen in fremden Zungen des Heilands selige Mutter, und klagen und schreien mit wilden Gebärden, und führen zerrissen in Wehmut die Sprache, so alle Menschen verstehen: sie weinen.

Sie weinen, daß Trän' um Träne perlet über die Wangen — der Perlenschnüre schönste, die sie der himmlischen Frau mögen weihen. Sie weinen und beten mit hochgefalteten Händen, wie so brünstig auf keiner Stätte im irdischen Tale sie sonst können beten. Eherner Bildsäule gleich knien sie da, oder wandeln, das flackernde Licht in der Hand, wohl leichenblaß in langen Reigen den Kreuzgang dahin, oder wallen kniend im Bußgewand um den Altar, oder liegen auf kaltem Stein hingestreckt wie leblos, die Arme zum Kreuze gebreitet. Unter solchen Gebärden bangend und hoffend, schreit das zitternde Herz: „Maria! Zuflucht der Sünder, Heil der Kranken, Trost der Betrübten, Licht der Sterbenden, bitte für uns: Ora pro nobis!“

Und siehe! Vom stillen, uralten Bildnis nieder träufelt die Gnade, der Beter Gemüt ist erleichtert, wie Berghauch frisch weht Hoffnung und Zuversicht durch das schwüle Herz. Aufrecht wieder steht der irdische Leib, im Aug' die Träne der Freude: Erhört! Erhört zu Zell von Maria!

Im Schatten des Pfeilers dort steht finster und blaß ein Fremdling. Seine Zunge ist kundig der Sprachen des Erdballs — Maria hört ihn in keiner. Der Bitterkeit voll ist sein Herz, und schweres Weh schleppt er mit sich seit vielen Tagen; es fällt nicht ab an den Stufen der Gnade, es klammert sich würgend an seinen wogenden Busen, er flucht dem dunkeln Geschick, er dürstet nach Freude und Trost, verzehrt sich in lahmem Neid, daß sie dort, die Beter, vor einem geschnitzten Stück Holz erlangen, was ihm in der weiten lebendigen Welt versagt ist.

Mit starkem Mute gehen die Pilger dem Heim zu, sei es zu ferneren Widerwärtigkeiten des Lebens, sei es zur Bahre — sie gehen getrost, Maria geht ihnen zur Seite und führt sie durch Jammer und Grab als treue Mutter zum ewigen Leben.

Auch dort dem Fremdling pocht schon der Tod ans liebehaschende Weltherz. Sein Wesen schauert im Anblick der Grauen des ewigen Grabes. Einen Ruf nach Rettung erpreßt der Verzweiflung Gewalt ihm, der Schrei gellt hohl in den Hallen des Tempels, daß flattert erschreckt aus dem Nest die Schwalbe. Das uralte Holz in der Zelle ist taub.

O armes, geliebtes, von allen Himmeln verlassenes Weltkind! Das uralte Holz in der Zelle hilft niemand. Maria, des Heilands süße, barmherzige Mutter, die jene wallenden Beter **lebendig im Herzen** tragen, des Glaubens innere Wirklichkeit — sie wirket Wunder. Es ist keine Mär, Maria wirkt jeden Tag Wunder im Menschengemüte und übt eine göttliche Kraft, die irdischer Macht nicht vergleichbar.

O Fremdling im Schatten des Pfeilers! Wenn dir ein ernstes Geschick den kindlichen Glauben genommen und nicht mehr zurückgibt — es ist des Weltkindes Märtyrtum, trage

es männlich. Doch wehe dir, wenn du ans Heiligtum tastest, das andere hegen im blutenden Herzen! Laß brennen im Menschengemüte die Ampel, die ihnen erleuchtet des Erdenlebens finstere Pfade, des Grabes Schatten mit Morgenrot hellet, und schweig in Ehrfurcht, wenn auf wildem Meere weint und schreit und betet der Menschen gläubiges: Ora pro nobis!

Ans Menschenherz.

Lebensgenosse, verbirg mir dein Herz nicht. Ich weiß es, ich kenn' es, ich seh's an dem meinen.

Du hast dich gefürchtet. Dir graute vor Schatten; an Körpern, die sie geworfen, gingst du sorglos vorüber. Der Kindheit süßes Blut haben gesogen Vampyre der Angst in stillen Nächten. Schaudernd vor Geistern nahmst du den stärksten nicht wahr — den im eigenen Haupte. Nun ruhn die Gespenster, doch inne bist du des Weltalls Mächte, die dich im Augenblick können vernichten. Solange du nur für dich wolltest sein, war Angst dein Teil; seit du willig der Schöpfung lebst in gemeinsamer Sache, stehst du in Demut, doch furchtlos den Mächten, mit offener Stirn.

Du hast gehofft. Das Hoffen ist das beste Haben des Sterblichen. Doch der tröstenden Mutter Hoffnung boshaftes Kind heißt: Enttäuschung. Wohl dir, wenn die Hoffnung dich treu zum Grab trägt; wehe dir, wenn unterwegs sie dich fallen läßt auf sandigen Boden, wo unter Disteln und Dornen Verzweiflung wächst! Ich spotte der Hoffnung nicht, sie ist das Gedicht meiner Seele, des kindischen Herzens liebliches Spielzeug.

Du hast gehascht. Von Sinnen gestachelt wie toll gejagt nach Genüssen — nach Geld, nach Ruhm und anderen

Dingen, die das Leben zieren, aber nicht erfüllen. Wie leicht ist dir manches geworden, zur Wirklichkeit wuchs der Gedanke, bevor er noch Wunsch war. Mit Schmerz und Entbehrung verglichen nur waren es Güter, nur mit dem Maßstab des Leides gemessene Freuden. Von andern beneidet, fragst du befremdet das Schicksal: Ist denn das alles?? Mehr als erwartet und doch nicht befriedigt! Es muß in den prunkenden, allumworbenen Gütern der Welt etwas faul sein.

Du hast gehaßt. O nichts vergiftet das Herz mehr, als leidiges Hassen. Die Gier, sich zu rächen, verzehrt das eigene Leben. Nie geht der Herzschlag so wild, als wenn er Waffen schmiedet gegen den Feind; die lohende Esse der Brust versengt den heiteren Frieden. Ich habe die Lust zu hassen dem Teufel zurückgegeben, sie mag der Verdammten Seligkeit sein. Der Erdsohn wandelt auf Gräbern, sein Haupt reifet hehrer Vollendung entgegen im Lichte des Himmels.

Du hast dich, Lebensgenosse, der Liebe ergeben. Die Lieb' zu dir selbst, mit der fing es an, und bald kam die Liebe zu zweien; diese gebar dir schmerzlich und vielfach die Lieb' zu den Kindern. Die selige, zitternde Liebe voll Glück und voll Bangen. Armes gepeinigtes Herz! Heute trotzend in Panzern von Eis, morgen fiebernd in Gluten, an solcher Liebe Glück sachte verblutend. Und das nennt man Leben! Wie du, so wir alle — lächeln nach außen und schluchzen im Innern. — Nun kommt das Erbarmen. Die selbstlose Liebe, die am Kreuz ihre Hände noch ausstreckt, die Welt zu umarmen. Liebreich und gut sein mit jedem. Gibt man dir Liebe, gib Liebe zurück. Fügt man dir Leid zu, so gib dafür Liebe. Lähme die Feinde mit Liebe, größer, gewaltiger rächt sich auch Gott nicht.

O milde Liebe! Wer anderen wohlwill und wohltut, erlöset sich selber. Der Unfried in dir geht zur Ruh, wenn du Fried' hast mit anderen. Die tiefste Wunde des eigenen Herzens vernarbt, wenn du sie anderen heilest. In deines Gemütes üppigem Garten, tief unter Unkraut keimet ein Pflänzlein; heute noch zart mit tauender Blüte, kann es bei treuer Pflege morgen ein herrlicher Baum sein. Ein Baum der lichten Erkenntnis, an welchem die Früchte reifen, nach denen wir lechzen. O haltloser Mensch, von Furcht und von Hoffnung betört, von Gier und von Haß gehetzt, müßtest du stürzen, vergehn, wie der Hirsch, das Blei in der Brust, verblutet im Moorgrund. Zur Urkraft steh! Gesell dich im Streite der göttlichen Siegerin zu. Dich rettet die Liebe.

Hymne eines Glücklichen.

Heiliger Gott, ich möchte beten, preisen dich in göttlicher Sprache, und jauchzen, singen, wie Engel jubeln im Schauen deiner Schönheit.

Ich möchte weinen, wie Selige schluchzen, die du aus der finsteren Drangsal der Erde in deine ewigen Himmel aufnimmst.

Nur das ist mein Schmerz, mein wonnig Verzagen, daß ich nicht kann sagen, wie glücklich ich bin. —

Ich hab' dich gefühlt am Busen der Mutter, im Auge des Freundes dein Lächeln gesehn; und als ich die einzige fand, die Geliebte, da warst du es ganz, der niederstieg und mich, den Schwachen, in Wonneschauer Bebenden, mit heißem Kuß an seine Brust gedrückt hat.

Und als ich mein Ebenbild, nein, das deine, in meinem Arm hielt, das süße Kind, da warst es du, der mit erneuter Huld im jungen Auge mich angeblickt. —

Die heißen Freuden haben mein Herz erschüttert; der Frost der Gräber hat mein Haar gebleicht.

Einsam nennen sie mich und wollen mich trösten mit ihren kleinen Gaben, die Guten, die Armen, die nicht wissen, wie reich, nicht ahnen, wie glücklich ich bin.

Denn seit die heiligen Bilder deiner persönlichen Gottheit mir entschwunden, stehst du aufgedeckt vor mir in Alleinheit deiner unendlichen Schöpfung.

O, daß ich so vergebens in deinem Reich den Namen suche, dich zu nennen, du nimmerruhender Auf- und Niedergang, im Sturm und Sonnenlächeln ewige Harmonie, aus der mir die Stimme der Mutter, der Gattin Hauch und des Kindes Lächeln treu wieder entgegengrüßt.

Was einst mich beglückt in einzelnen Wesen, in einzelnen Wünschen und Hoffen beseelt, das find' ich nun, vereint mit dir, mit mir vereinigt zum ewigen Sein.

Die Leidenschaft schweigt — gestillt ist die Sehnsucht; erlöst an dein Herz, o Natur, sink' ich hin.

Die Blumen der Erde, die Sterne des Himmels, sie mögen verkünden, wie glücklich ich bin.

Am Grabe eines Idealisten.

Ein glücklicher Mensch steigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Gestalten zieht er durchs All,
Wie selige Geister wandern.

Er hat ein reicheres Dasein geführt,
Als all ihr Schlemmer und Prasser,
Er hat ein edleres Feuer genährt,
Als alle die Hetzer und Hasser.

Er hat das Elend in Liebe geweiht,
Der Jämmerlichkeit sich verschlossen,
Er hat mit dem Blut von eurem Blut
Ein höheres Leben genossen.

Er hat genossen in fröhlicher Ruh',
Was ihr selbst im Kampf nicht erjagtet!
Er hat gebetet, gehofft und gejauchzt,
Dieweilen ihr klagtet und zagtet.

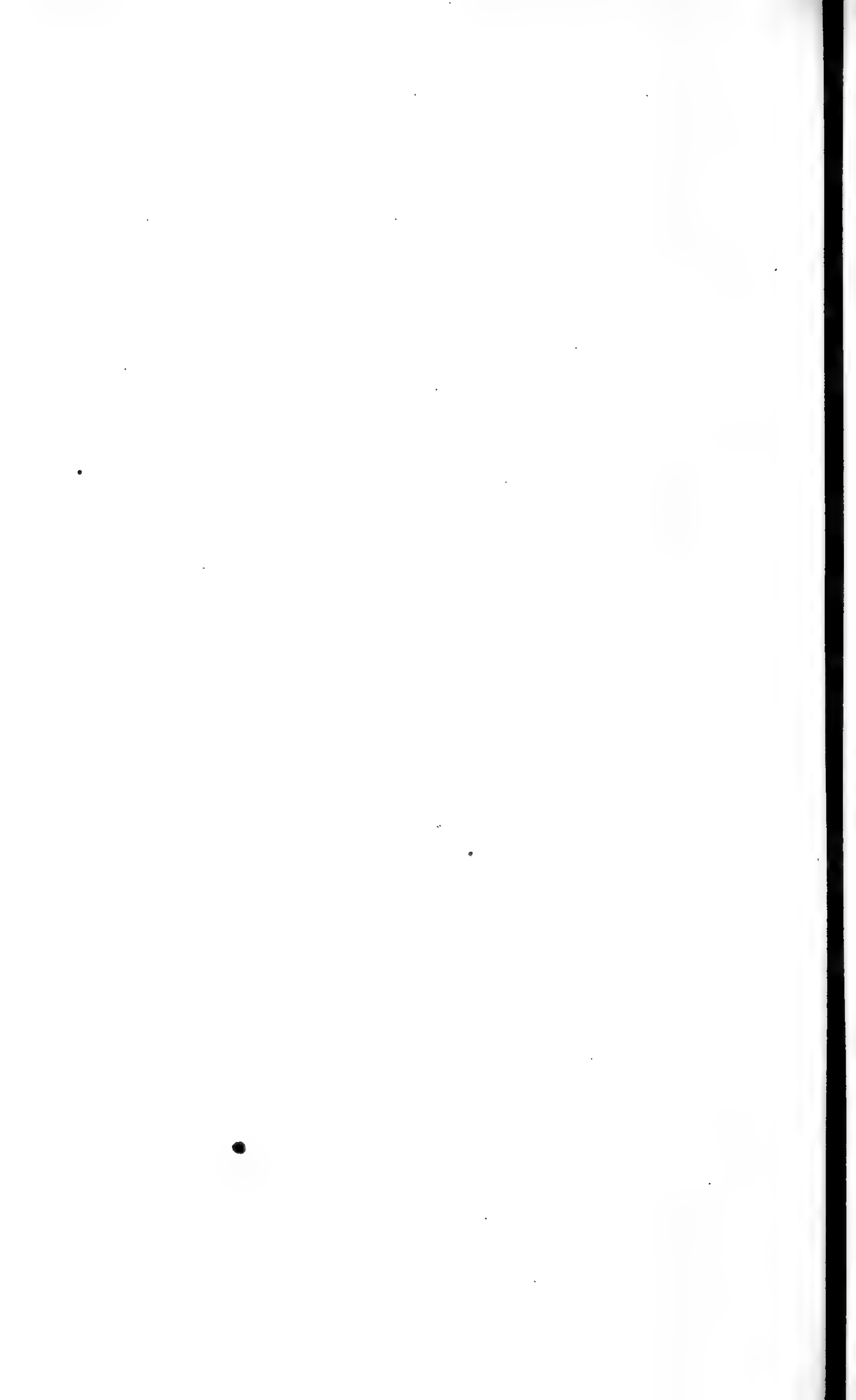
Dieweilen ihr geifernd das Leben verflucht
Und geifernd danach habt gehastet,
Hat er sich im Lichte des Himmels gesonnt,
Im Schatten des Waldes gerastet.

Ihm war ein heiterer Traum dieses Sein,
Das euch ein drückender Alp ist;
Das kommt, weil euch der Magen beschwert
Vom Fraße am goldenen Kalb ist.

Dieweil ihr auf allen Vieren kriecht,
Er fuhr auf dem Sternenwagen,
Ihn hat die göttliche Phantasie
Durch Ewigkeiten getragen.

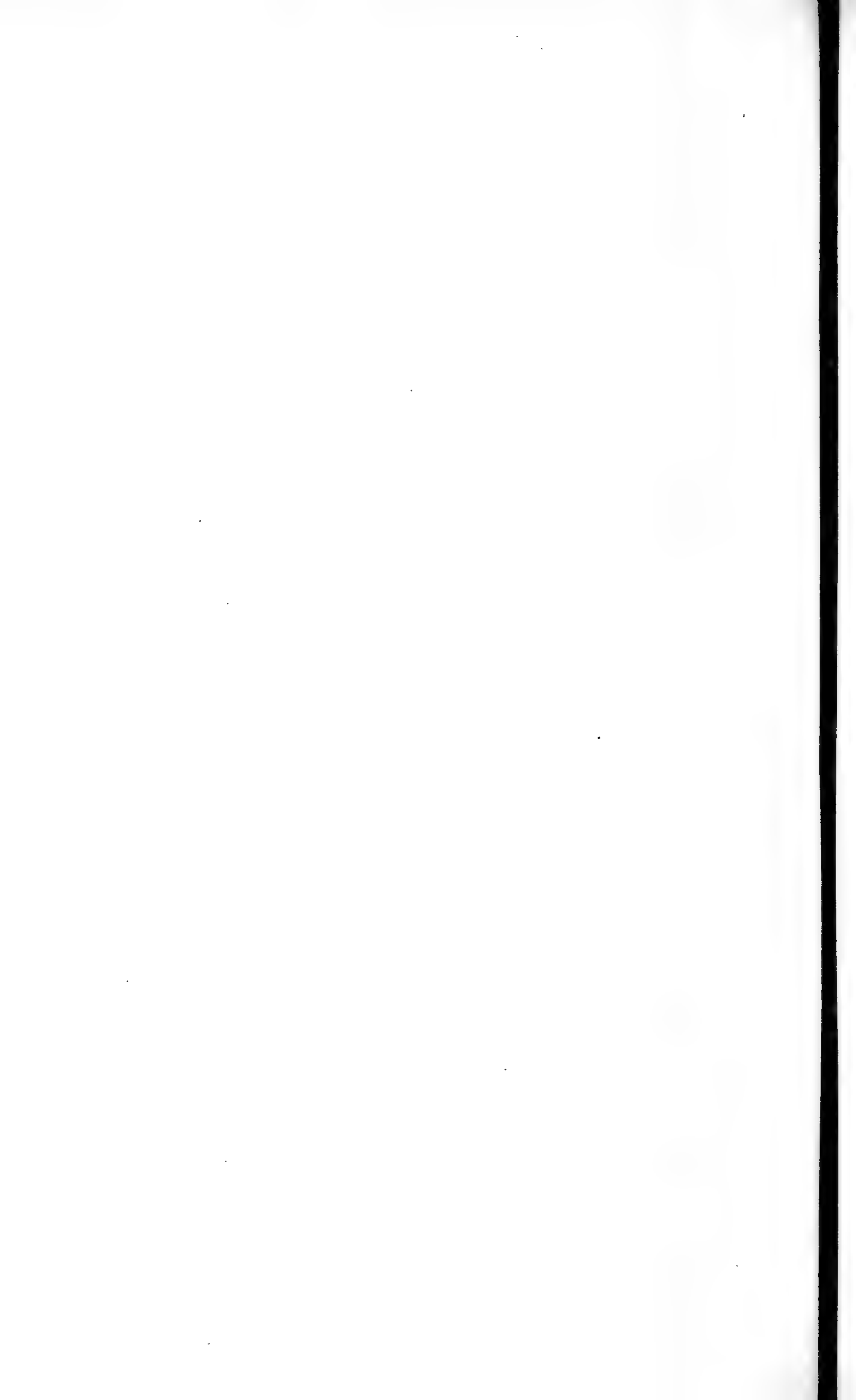
Ihr sinket als Aas ins finstere Grab,
Als Samenkorn fällt er zur Erde. —
Hab' einst ich im neuen Sein die Wahl,
Mit wem ich's wohl halten werde?

Ein glücklicher Mensch steigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Gestalten zieht er durchs All
Wie selige Geister wandern.



Anhang

Das Singen des Tages



An Tirol.

Zur Eröffnung der Arlbergbahn.
(1884.)

Tirol, du schönes, stolzes Land,
Du hüllest dich in Festgewand
Und jauchzest laut.
Durch Berg und Tal der Posthornschall,
Er tönet heut das letztemal
So weh und traut.

Das Posthorn klingt, wie es seit lang
Vertraulich an das Herz dir klang
In Sommernacht,
Als es — ein sehnend Walter-Lied —
Vom Liebsten, der in Treuen schied,
Den Gruß gebracht.

Es blies in schwer bedrängter Zeit
Das Notsignal zum Freiheitsstreit
Von Tal zu Tal;
Und auf dem blutigen Felde klang's
Erschütternd, wie des Grabgesangs
Posaunenschall.

Dem Spielmanns-, Senn- und Jägerhorn
Entstammt, ward es zum heiligen Born
Für Lust und Schmerz.
War's Willkomm', war es Scheidens Muß,
Das Horn, es hatte milden Gruß
Für unser Herz.

Das Lerchenlied — es ist vorbei.
Doch hörst du nicht des Geiers Schrei
Und schrillen Pfiff?
Ein schwarzer Drache schnaubt heran,
Und Feuer speit auf eherner Bahn
Das Lokomotiv.

Der Täler Frieden ist dahin,
Und bald der Welt Parol': Gewinn!
Wird herrschend sein.
Doch nimmer klagt und nimmer bangt;
Was eine große Zeit verlangt,
Wird sie auch weihn.

Solang noch Schwert und Kugel droht,
Der Völkerhaß gen Himmel loht,
Solang, solang
Die weite Welt nicht ist befreit,
Gibt's keine Rast in Einsamkeit,
Trotz Lerchensang.

Die neue Bahn, der weder Sprung
Noch hoher Berge Überschwung
Jemals gefiel:
Durch Nacht und Graus, auf kühnem Steg,
Geradeaus den Mittelweg,
Kommt sie ans Ziel.

Ans große Ziel, dem ich und du
Mit heißer Sehnsucht streben zu,
Und weher Not:
Dem Bruderbund von Hand zu Hand,
Von Herz zu Herz, von Land zu Land,
Das walte Gott!

Das Erdbeben zu Steiermark.

In der Nacht zum 1. Mai 1885.

Der sanfte Mai! So herb an unsere Mauern
Hat er noch nie gepocht, als diese Nacht.
Aus tiefem Winterschlafe jäh erwacht,
Erbebt die Erde in Empfängnisschauern?

Wir fuhren auf in mitternächtigem Schrecken,
An mondbestrahltem Fenster stand der Mai
Und lächelte herein: Ich war so frei,
Ein wenig eure Herzen aufzuwecken,

Daß hören sie, was schallt in allen Lüften,
Daß sehen sie, was ich mit Blumen schrieb:
Wie kurz die Lebenszeit! O habt euch lieb,
Die Toten pochen laut in ihren Grüften.



An den Lehrer.

(Zum Lehrertag in Graz 1888.)

Als Sparta einst ein großes Fest beging,
Da kam ein Bote aus Athen gezogen,
Man hieß ihn treten in der Krieger Ring
Und fragte grüßend ihn mit Pfeil und Bogen:
„Was ist dein Zeichen, Freund, wir wollen's sehn!"
„Gesittung, Friede!" sprach der von Athen.

Und so wie damals der Athener trat,
Der edle Geist, ins Land der rohen Sitten,
So bist auch du, mein Freund, nun in den Rat
Der rauhen, kampfeslustigen Zeit geschritten.
Es kocht der Haß der Völker und Partein
Und lädt zum blutigen Mahl der Rache ein.

Doch du erziehst mit Mut ein neu Geschlecht,
Und daß aus Wissen sein Gewissen tage,
Zu messen gut und böse, Pflicht und Recht,
Gibst du ihm in die Hand die heilige Wage.
Gesittung, Friede seh' ich neu erstehn.
O sei willkommen, Bürger von Athen!

Ahasver an seinen verklärten Dichter.

(Zum Tode Robert Hamerlings 1889.)

Bist es du, der mich entsühnet als den Brudermörder Kain,
Welcher, weil des Todes Vater, nimmer dessen Kind kann sein?
Weh, das war ein banges Wandern durch die wilde, finstere Zeit,
Wähnend, hastend, niemals rastend, um den Ring der Ewigkeit.

Seit jedoch der göttergleichen Schönheit leuchtend Gloriol
Aufgestellt zur Straßentafel, wo ich rasten darf und soll,
Seitdem will ich leben, leben, maienfroh zur Lust erwacht.
Liebe hat die Welt erlöset, Schönheit selig sie gemacht.
Du, mein Wanderbruder, standest einsam auf des Lebens Firn,
Als der Schönheit Hochpropheten einer, mit der Jovisstirn;
Nun sind beide wir unsterblich, wandern durch das bunte Nichts,
Ich im Schattenreich der Erde, du im Äther ew'gen Lichts.

Festgruß

zur zwanzigjährigen Gründungsfeier des Lesevereins in Krieglach am 23. Juli 1893.

Es pflegen die Menschen im irdischen Tal,
Die Streitenden, Hoffenden, Stillen zumal
Sich leuchtende Tempel zu bauen,
Auf daß im alltäglichen Drang ein Asyl
Uns winke und weise das höhere Ziel
Zum inneren Leben und Schauen.

Denn nicht in des Körpers gebrechlichen Schrein
Sind uns hinterlegt die Schätze allein,
Und auch nicht in eisernen Truhen;
Die größten, beständigsten Güter der Welt,
Sie sind wohl auf Geist und Gemüt gestellt,
Wo mächtig die Götter ruhen.

Zu stärken die Kräfte, die schaffenden,
Zu wecken die Götter, die schlafenden,
Das war unser redliches Streben,
Als einstens, vor zweien Dezennien,
Beseelt und geleitet von Genien,
Dies Bündnis wir riefen ins Leben.

Wir gründeten mutig den frohen Verein
Und luden die Geister des Erdkreises ein
Ins bescheidene Dorf an der Fresen.
In Büchern und Blättern sie kamen heran,
Und mancher verdienst- und ruhmreiche Mann
Ist selbst unser Gast gewesen.

Wir hielten zusammen in treuer Pflicht,
Wir zankten nicht viel und wankten auch nicht
In guten und schlimmen Jahren.
Und hier in diesem gastlichen Haus
Hat unser Verein jahrein und jahraus
All Schutz und Schirm erfahren.

Wie mancher Gesang der Weihestund',
Wie manches Lustjauchzen der Tafelrund'
Hat hier gebraust und geklungen.
Wie mancher Funke und Bildungskeim
Ist siegreich aus diesem Geistesheim
Ins weite Tal gedrungen.

So wird man dem immer noch frischen Verein
Das Fest der Erinnerung gerne verzeihn,
Der treuen Verharrung zum Lohne.
Die Einigkeit war unser Grund und Fach,
Die Einigkeit war unser Turm und Dach,
Die Einigkeit sei unsre Krone.

Wiens Genius.

Am Grabe Anzengrubers.
(Zur Enthüllungsfeier seines Denkmals 1895.)

Ich singe hell an seiner Gruft
Und spiele froh die Leier;
Am Grabe des Unsterblichen
Gibt's keine Totenfeier.
Ihr in der Ferne seht des Meisters
Herrliches Vollbringen;
Ich weiß von seinem Menschentum
Ein rührend Lied zu singen.

Sein Haupt ist schön, auch wenn ich es
Des Lorbeerzweigs entblöße,
Wohl, Dichterkönnen preis' ich hoch,
Noch höher Menschengröße.
Wir Freunde sein, wir denken still
Zu dieser Stund' aufs neue
An seines Wesens schlichte Art,
An seine Mannestreue.
Die Wahrheit, die er in der Kunst
Gefeiert und gespiegelt,
Im Leben durch Wahrhaftigkeit
Hat er sie, traun, besiegelt.
Sein Leben war ein harter Kampf,
Sein plötzliches Erliegen
Erst hat die Welt ihm aufgeschreckt;
Sein Fallen war sein Siegen.
Sein Erdentag war wolkentrüb,
Das lichte Ziel zu ferne,
Nun leuchten, seit die Sonne sank,
Die Werke hell wie Sterne,
Sie leuchten über die weite Welt,
Doch jetzt will ich erinnern:
Sein Wiegenhaus, sein Schaffensheim,
Sein Grab gehört den Wienern.
An solchen Stätten blicket auf
Sein Volk in Stolz und Schauern;
Ein Jauchzen hat es, daß er kam,
Und daß er ging, ein Trauern. —
O späte Liebe, die wir anders
Nimmer stillen können,
Als daß wir dankend, sühnend
Seine Lebensstätten krönen.

Wir graben ein in Marmelstein
Den Namen, den wir lieben.
Er selbst hat sich mit Loderbrand
Dem Volk ins Herz geschrieben.

Heimgartens silberne Hochzeit.

1900.

Seit sich der Gärtner müht
Und dieser Garten blüht,
Nie Gold und Silber das Leitmotiv war.
Doch als die Zeit verstrich,
Sachte das Haupthaar blich,
Nahet dem Werke das silberne Jahr.

Silberne Hochzeit hält
Mit seiner Lesewelt
Heimgarten jetzt, zum Jahrhundertbeginn.
Altern nicht wehe tut;
War nur die Ehe gut,
Wird selbst dem Silberhaar goldner Gewinn.

Seit einst im Steirerland
Schlicht dieses Blatt entstand,
Liegen, wie immer, die Geister in Streit.
Und dieser Garten hier
War teils ein Kampfrevier,
Teils ein Idyll auch in stürmischer Zeit.

Oft fiel das Samenkorn
Freilich auf Sand und Dorn,
Oft hat gesäter Wind Sturm auch gebracht.
Ist es auf Bergeshöhn
Nicht der befreite Föhn,
Der aus dem Eise den Frühling entfacht?

Doch nicht der Lenz allein
Soll ewig Herrscher sein;
Fruchtbarer Herbst, wie erwart' ich dich gern!
Was wir im Lenz gesät,
Ahnend schon aufersteht:
Freude den Menschen und Ehre dem Herrn!

Dann — wird im Abendfried'
Einst auch der Gärtner müd,
Reichend den Spaten dem andern zur Hand,
Wird das Vermächtnis sein:
Treuet den Garten mein,
Heimgarten ewig dem steirischen Land!

Sonnengruß.

Den Deutschen in Amerika.
1904.

Aus deutschem Morgenlande
Der Sonnenball
Flicht täglich Bruderbande,
Und grüßt euch all!

Was uns die dunkle Welle
Des Westens nahm,
Das euch in Lichteshelle
Von Osten kam.

Des Ostens heiliges Feuer,
Des Westens Mut
Führt euch mit Kraft das Steuer
Durch hohe Flut.

Die Sonne ist's, die gleiche,
Die uns bescheint;
Die Liebe ist's, die reiche,
Die uns vereint.

Die Sterne fliegen munter
Von uns zu euch;
Die Sonne geht nicht unter
Im Deutschen Reich.

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus.

Zum Schillertag 1905.

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus;
Es klingt in den Lüften und klingt nie aus,
Es rauscht in den tiefen Gewässern.
Es ruht in der Erde und keimt empor,
Es blüht aus den holden Maien hervor
Und glüht in den Herzen der Bessern.

Es leuchtet und tost ein gewaltiger Strom
Dahin durch des Himmels ewigen Dom,
Daß der Erde Urgrund erbebet.
Es tönet ein zarter, süßer Gesang
Wie Saitenzittern, wie Nachtigallklang,
Der alles weckt und belebet.

Wir fühlen im Herzen der Liebe Hauch,
Das Sehnen nach Großem, die Hoffnung auch
Zu schauen einst glückliche Zonen.
Ein heiliger, glühender Geist durchzieht
Wie Sonnenleuchten das dunkle Gemüt,
Die höchste der Religionen. —

Sein Sterben doch, es mach' uns nicht zag,
Hie Todestag — hie Ostertag,
Der Geist wird freigegeben.
Wenn große Menschen schlafen gehn,
So ist's ein neues Auferstehn
Zu wahrem, höherem Leben.

Und wie die Glocke auf dem Turm
Durch dieses Lebens Fried' und Sturm
In Freud' und Leid uns läutet,
So Friedrich Schillers hehrer Sang
Dem Menschensohn auf lebelang
Viel Trost und Heil bedeutet.

Sein Lied ist es, sein Dichterwort —
Schon tönt's ins zweite Jahrhundert fort
Und hallet im dritten wieder.
Der Hirt in der Alpen Himmelsnäh',
Der Schiffer auf ferner, wildwogender See
Empfindet und singt seine Lieder.

Sein Lied ist es, der schmetternde Ruf,
Der Sklaven den Drang zur Freiheit schuf
Und sie zu Menschen erkoren.
O kennt ihr des Sängers wildweckenden Schrei:
Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren!

Sein Lied ist es, das weist uns die Bahn:
Ans Vaterland, Bürger, schließ dich an,
Bleib treu deinem Lande und Blute!
Dann deutet er mahnend himmelwärts:
Nicht an die Güter hänge dein Herz!
Häng es allein an das Gute!

Sein Lied ist es, der wonnige Hall:
Die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben! —
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht
In ihrem heiligen Streben. —

O Dichterkönig! Du ließest zurück
Ein Gut, der Deutschen Stolz und Glück,
Ein flammendes Gotteszeichen;
Das Erbe der Nibelungen und
Die Schätze all in Kyffhäusers Grund
Sind nicht damit zu vergleichen.

So schließen wir heute zur Weihestund'
Des Dichtererbes den treuen Bund
Auf allen unseren Wegen:
In Güte treu, in Frieden frei,
Ein einzig Volk von Brüdern sei
Des deutschen Dichters Segen!

Mahnruf

für ein Wohltätigkeitsfest nach einer Elementarkatastrophe in Steiermark.

Hört ihr den Ruf erschallen?
Der Charitas Gesang.
Seht ihr die Menschen wallen
Die Straßen froh entlang?
Sie ziehen, traun, dem Rufe nach,
Durch Täler, über Berg und Bach,
Dem Weihesang zu lauschen.

Die Tannenwälder rauschen —
Es wogt der blaue See,
Und Minnelaute tauschen
Das Böcklein und das Reh.
Es schwillt und knospet Trieb um Trieb,
Es blüht die heilige Bruderlieb'
Im schönen Lande Steier.

Wie ernst ist unsere Feier! —
Des Schicksals dunkle Hand
Senkt nieder grause Schleier
Mit Sturm und Blitzesbrand.
Des Landmanns Haus und Feldeshab'
Verwandelt sich zum Wüstengrab. —
Gehört das auch zum Feste?

Ihr hochgeschätzten Gäste,
Ein wohlerwogner Rat:
Der Heimatsehren beste
Ist eine gute Tat.
Hißt auf die Fahnen weiß und grün,
Und laßt das Alphorn schallen hin,
Die Brüder all zu rufen.

Und zu des Altars Stufen,
Die wir der Styria
In heißer Liebe schufen,
Kommt her aus Fern und Nah.
Der Mund für Sang und Bechersrand,
Das Aug' dem Licht, die offne Hand
Den armen Landsgenossen.

Aus Zeiten, längst verflossen,
Ist uns der Väter Art
Ins warme Herz gegossen,
Daß sie die Scholle wart'.
So danken wir in Tat und Spiel,
Daß dieses Land vom Himmel fiel
Und unser Heim geworden.

Und daß nicht durch die Pforten
Zieh' fremder Geist herein,
Der Ahnen Kraft zu morden,
Die Brüder zu entzwein —
Des laßt in Einigkeit uns stark
Der heißgeliebten Steiermark,
Der teuren Heimat walten.

Und damit nicht erkalten
Die Heimatliebe mag,
Soll nunmehr sich gestalten
Ein froher Steirertag,
Zu zeigen, daß in Glück und Not,
Und wenn den Brüdern Unheil droht,
Wir treu zusammenhalten.

Festgruß.

Geweiht dem Wiener Sängerbunde zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum.

Ein Herold im freien Alpenland
Naht brüderlich deutschen Söhnen,
Zu grüßen als Sänger mit schlichtem Wort
Die Sänger mit klingenden Tönen.
Grüß Gott! Grüß Gott! erschall aufs neu
Des Vaterlandes Ehr' und Treu!

Es grüßt euch, Sänger, die blühende Stadt
Mit frohem Festesrauschen,
Bereit, der Menschheit hohem Lied
Von eurem Mund zu lauschen.
In ernster Zeit aus Mannesbrust
Ein froher Sang ist Trost und Lust.

Das Jauchzen des Glücks, das Drohen des Zorns,
Das Gelöbnis zum Bruderbunde,
Es klinge hinaus im dreifachen Lied
Der hehren Weihestunde;
Es wecke Freude, Mut und Kraft
Und dämpfe rohe Leidenschaft.

Den ersten Sang, o singet ihn froh
Im seligen Ahnen und Sehnen,
Er gilt dem Geiste der Ewigkeit,
Er gilt dem Guten und Schönen.
Die Guten und Schönen auch unserer Wahl,
Begrüßet sie minnig im Liedesschall!

Den zweiten Sang, o singet ihn laut,
Er braus' von Geschlecht zu Geschlechte,
Das Schwert in der Hand, so weihet ihn, traun,
Für heilige Menschenrechte.
Der Unschuld Schutz, der Freiheit Wehr,
Der Falschheit Trutz, der Wahrheit Ehr'!

Den dritten Sang, Walkürenruf,
Die Schilder kühn geschwungen!
Des Vaterlandes Hochgesang
Erschall von allen Zungen.
Dem deutschen Volk in Fried' und Streit
Mit Herz und Hand in Ewigkeit.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Erschuf auch klingende Kehlen,
Und manches, was das Schwert zerriß,
Das Lied kann's wieder vermählen.
Der Schönheit Band, der Freude Gruß
Die Menschen brüderlich einen muß.

Zum Kongreß der Schwachsinnigenfürsorge in Graz.

1908.

Auf dem Wege zum Licht lasset keinen zurück.
Führt jeden mit euch, der vergessen vom Glück.
Dem die Ampel verlosch, dem die Glut nie gebrannt,
Das Kind, das den leitenden Stern nie gekannt,
Sie taumeln in Nacht und Verlassenheit. —
Ihr begnadeten Pilger der Ewigkeit,
Führt alle mit euch in Liebe und Pflicht.
Lasset keinen zurück auf dem Wege zum Licht!

Gruß den Touristen.

Den schönsten Blick in das Weltenrund
Hat man — ich ward es inne —
Vom tiefen, kühlen Kellersgrund
Und von der Alpenzinne.

Das Leben kann vertieft, erhöht
Den Erdenpilger beseelen,
Gott schütz uns gnädig vor flacher Öd'
Und flachen Alltagsgesellen!

Des Menschen Geist gleich der Blume sprießt
Aus dunkler Tiefe nach oben,
Und unsere Jakobsleiter ist
Aus Fels und Gletschern gewoben.

Die Bergesspitze, sie sei jedoch
Als Endziel nicht unser Eigen,
Wohl ungeahnte Höhen noch
Die Menschheit hat zu ersteigen.

Ihr wandert gehobenen Herzens zu Fuß
Auf himmelansteigenden Wegen,
Ich reite auf hinkendem Pegasus
Dem leuchtenden Ziele entgegen.

Und dort auf der Höhe, wo herrschen zumal
Der Menschlichkeit Taten und Lieder
Im reinen göttlichen Sonnenstrahl,
Dort oben sehn wir uns wieder.



Dichter der Heimat.

Gottfried Ritter von Leitner.

(Zum 90. Geburtstag.)

Der teueren Steiermark hast du dein reiches Leben
In Rat und Tat, in Sag' und Sang gegeben,
Darum der Landesfarbenschmuck in hohen Jahren,
Der grüne Lorbeer auf den weißen Haaren.

Robert Hamerling.

Das höchste Ideal, die glühend heiße Phantasie,
Die größte Lust, den tiefsten, unbegrenzten Schmerz,
Schon eins zu schwer für schwache Erdenpilger,
Gott' legt sie alle in dies Dichterherz.

Ludwig Anzengruber.

(Redakteur des „Figaro".)

Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muß ein Witzblatt machen,
Ein tragischer Witz, bei meiner Seel',
Man möchte Tränen lachen!

Karl Morre.

Ungezählt und ungewogen
Gab dir Gott mit voller Hand,
Ungezählt und ungewogen
Streust du Schätze in den Sand,
Doch gezählt und wohlgewogen
Wird dein Name sein im Land.

Dichtergassen.

Bauet ihr den Dichtern Gassen,
Baut sie nicht an Häusermassen,
Nicht in staubdurchqualmter Enge,
Wo nach Mammon hetzt die Menge.
Bauet sie durch grüne Auen,
Wo die kühlen Wälder tauen,
Bauet sie nach Bergesspitzen,
Wo beim Mahl die Götter sitzen.

Und wenn euch in Niederungen
Fast ersticken Herz und Lungen,
Laßt den Plunder liegen, stehen,
Folgt den Dichtern zu den Höhen! —
Wer dies Märchen nicht kann fassen,
Der soll alles Dichtergassen-,
Dichterstraßentaufen lassen.

Musiksegen.

(An meinen Sohn.)

Die Musik, sie ist dein Heiland,
Sie ist ein Heiland auch mir,
Wenn sie als treuer Engel
Dich führend bleibt bei dir.
Wenn sie, mein Kind, dich behütet
Vor Wünschen, den gemeinen,
Wenn sie dich hebt und leitet
Zu Freuden, zu den reinen.
Zieh unterm Lorbeerzweige
Auf klingendem, seligen Eiland,
Voll Dornen zwar sind die Steige,
Und ein Kreuz trägt jeder Heiland.

Dem Tiere zu Schutz und dem Menschen zu Nutz.

*

Ich hör eine alte Satzung lehren:
O Mensch, du sollst deine Eltern ehren!
Und ein neues Gesetz die Weisung gab:
O Mensch, du stammst vom Tiere ab!

Robert Hamerling.

Das höchste Ideal, die glühend heiße Phantasie,
Die größte Lust, den tiefsten, unbegrenzten Schmerz,
Schon eins zu schwer für schwache Erdenpilger,
Gott' legt sie alle in dies Dichterherz.

Ludwig Anzengruber.

(Redakteur des „Figaro".)

Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muß ein Witzblatt machen,
Ein tragischer Witz, bei meiner Seel',
Man möchte Tränen lachen!

Karl Morre.

Ungezählt und ungewogen
Gab dir Gott mit voller Hand,
Ungezählt und ungewogen
Streust du Schätze in den Sand,
Doch gezählt und wohlgewogen
Wird dein Name sein im Land.

Dichtergassen.

Bauet ihr den Dichtern Gassen,
Baut sie nicht an Häusermassen,
Nicht in staubdurchqualmter Enge,
Wo nach Mammon hetzt die Menge.
Bauet sie durch grüne Auen,
Wo die kühlen Wälder tauen,
Bauet sie nach Bergesspitzen,
Wo beim Mahl die Götter sitzen.

Und wenn euch in Niederungen
Fast ersticken Herz und Lungen,
Laßt den Plunder liegen, stehen,
Folgt den Dichtern zu den Höhen! —
Wer dies Märchen nicht kann fassen,
Der soll alles Dichtergassen=,
Dichterstraßentaufen lassen.

Musiksegen.

(An meinen Sohn.)

Die Musik, sie ist dein Heiland,
Sie ist ein Heiland auch mir,
Wenn sie als treuer Engel
Dich führend bleibt bei dir.
Wenn sie, mein Kind, dich behütet
Vor Wünschen, den gemeinen,
Wenn sie dich hebt und leitet
Zu Freuden, zu den reinen.
Zieh unterm Lorbeerzweige
Auf klingendem, seligen Eiland,
Voll Dornen zwar sind die Steige,
Und ein Kreuz trägt jeder Heiland.

Dem Tiere zu Schutz und dem Menschen zu Nutz.

*

Ich hör eine alte Satzung lehren:
O Mensch, du sollst deine Eltern ehren!
Und ein neues Gesetz die Weisung gab:
O Mensch, du stammst vom Tiere ab!

Die Moral davon, die liegt nicht weit,
Du sollst achten die Tiere zu aller Zeit.
Und erkennst du sie schon als Stammeltern nicht,
So ist es als Mensch deine ernste Pflicht,
Den Tieren, die dir ihr Dasein weihn,
Ein gütiger, milder Schutzherr zu sein.
Das Tier hat ein fühlendes Herz wie du,
Das Tier hat Freude und Schmerz wie du,
Das Tier hat einen Hang zum Streben wie du,
Das Tier hat ein Recht zum Leben wie du.
Nicht viel sind dir, Mensch, der Tage gegeben,
Doch kürzer noch ist des Tieres Leben.
Und muß es dein armer Sklave schon sein,
In dunkler Nacht wie im Sonnenschein,
Und opfert es dir seine Kraft und Ruh'
Und wendet dir all seine Neigung zu,
Oder flieht es dich angstvoll, weil es ihm scheint
Du seiest sein allergrößter Feind:
O sei sein Schutzherr! Es kann nicht klagen
Den Schmerz, kann dir seinen Dank nicht sagen.
O sieh sein flehendes Auge an,
Es blickt dich eine verwunschene Seele an.
Schon vor vieltausend Jahren die Alten
Haben deutsam an dem Glauben gehalten:
Die Menschenseele müsse wandern,
Von Tier zu Tier, von einem zum andern.
's ist Wahres dran; der Mensch ist geschaffen
Aus ähnlichem Stoff wie Vögel und Affen.
Die Tierexistenz und das Menschenleben
Ist einem und demselben Geschick untergeben;
Wir haben mit jedem Wurm gemein
Das Kämpfen und Ringen ums irdische Sein,

Und wenn wir auch manches Hohe erwerben,
Wir haben mit jedem Tiere gemein:
Das Leiden und Sterben! Das Leiden und Sterben!
O glaubt mir doch, es nimmt besseren Lauf,
Der Mensch hebt das Tier zu sich hinauf,
Als, er stiege durch Roheit und unreine Taten
Zum niedrigsten Tiere hinab in den Schatten.

Zwei Millionen!

(Gelegentlich der Nationalsammlung*.)

2000 Kronen = zwei Millionen!
Die Rechnung ergrimmt Sie?
Wenn in deutschen Landen auch Deutsche wohnen,
Dann stimmt sie.

2000 Kronen = zwei Millionen!
Darf man das sagen?
Die Deutschen haben das Spiel gewonnen,
Wenn sie es wagen.

2000 Kronen = zwei Millionen!
Ja, so muß man steigern.
Ich kann auch die Reichen nicht ganz verschonen,
So sehr sie sich weigern!

Zwei Millionen! Öffnet die Börsen
Mutig und heiter!
Sonst dichte ich in diesen erhabenen Versen
Erschrecklich weiter.

*) Aufforderung, vermögende Deutsche möchten sich verpflichten, dem deutschen Schulverein in Österreich zur Gründung deutscher Schulen an den bedrängten Sprachgrenzen je 2000 Kronen zu spenden, für den Fall als 1000 solcher Spender sich melden. — Innerhalb weniger Jahre waren 3 Millionen Kronen gezeichnet.

Danksagung für den Waldschulmeisterbrunnen.*)

Zu Kapfenberg, der Waldschulmeister,
Der sitzt auf einem hohen Stein,
Aufs zahmgewordne Rehlein weist er,
Doch mag ihm auch behaglich sein? —
Für Lieb' aus nah, für Ehr' aus ferne
Der Arme möchte danken gerne.
Doch er ist stumm. Er ist aus Erz.
Darumben ist ihm hart ums Herz.
Hat eine Schwester, auch wie er
Aus Erz geformt, die spricht schon mehr;
Die singt zu jeder Tageszeit
Von Dank und Freud' und Frömmigkeit.
Er schreibt der Glocke: „Schwester mein,
Dein' Stimm ist hell, du kannst es fein.
Sei gut und dank' in meinem Namen,
Den Menschen, die zusammenkamen,
Um mich auf diesen Stein zu heben!"
Die Glocke spricht: „Das kann's nicht geben.
Ein Glockenklang ist zart, mein Bester,
Der dringt nicht in die weite Welt.
Ach, schreibe deiner andern Schwester,
Die schmettert, das es dröhnt und gellt,
Den Bruderdank von Haus zu Haus
Ins schöne, weite Land hinaus."
Der Waldschulmeister heiser spricht:
„Kanonen, nein, die lieb' ich nicht,
Mein Winkelsteg, das Dörflein traut,
Ist mit dergleichen nicht erbaut.

*) Zu Kapfenberg in Steiermark 1908 zu Ehren Roseggers errichtet. Die Gestalt des Waldschulmeisters aus Erz geformt.

Kanonen haben die Kultur
In jene Wälder nicht getragen.
Womit ich baute? Einzig nur
Die Glocke kann's in Liebe sagen."
Die Glocke spricht: „In solchen Dingen
Darf ich, der Kirche Magd, nicht singen.
Willst du dich an die dritte Schwester wenden?
Die wird den Dank aufs Schicklichste vollenden.
Sie ist aus Erz wie wir und stumm wie du,
Doch klingen durch die Länder ihre Lieder.
Und was sie spricht in Stunden stiller Ruh',
Das hallt durch ein Jahrhundert wider.
Du hast mit dieser kleinen Eisenzungen
Ja selbst das Lied von Winkelsteg gesungen,
Und was der zarten Feder leis' entsprang,
Es war von Treu' und Fried' ein schlichter Sang.
So sing auch deinen Dank mit dieser Zunge,
Ersparest mir den Klang und dir die Lunge.
Die Leute werden sagen: Nun wohlan,
Es danke jeder, wie er eben kann." —
Der Rat war klug. Doch was das Herz diktiert,
Hat selten ganz die Feder ausgeführt.
— Ansonsten geht's mit dem Befinden gut.
Wie wohl das tut, ihr Leut', wie wohl das tut!
Seit langem durft' ich nicht im Freien sitzen,
Bei Winden nicht und nicht bei Sonnenschein.
Hier darf ich trotz Erkälten und Erhitzen
Mich einer eisernen Gesundheit freu'n.
Denn die Gesundheit und ein bißchen Leben
Ist wohl recht nötig zum „unsterblich" sein.

Ein Nachklang.

(Zum letzten Band der Erzählungen. 1910.)

Noch einmal reden von der großen Liebe,
Wie einst im Mai,
Von Seelenweh und wildem Sinnentriebe
Gar mancherlei.

Mit Lieb und Lust begann ich einst zu dichten
Im jungen Jahr.
In Lieb' und Fried' beschließ' ich die Geschichten
Mit grauem Haar.

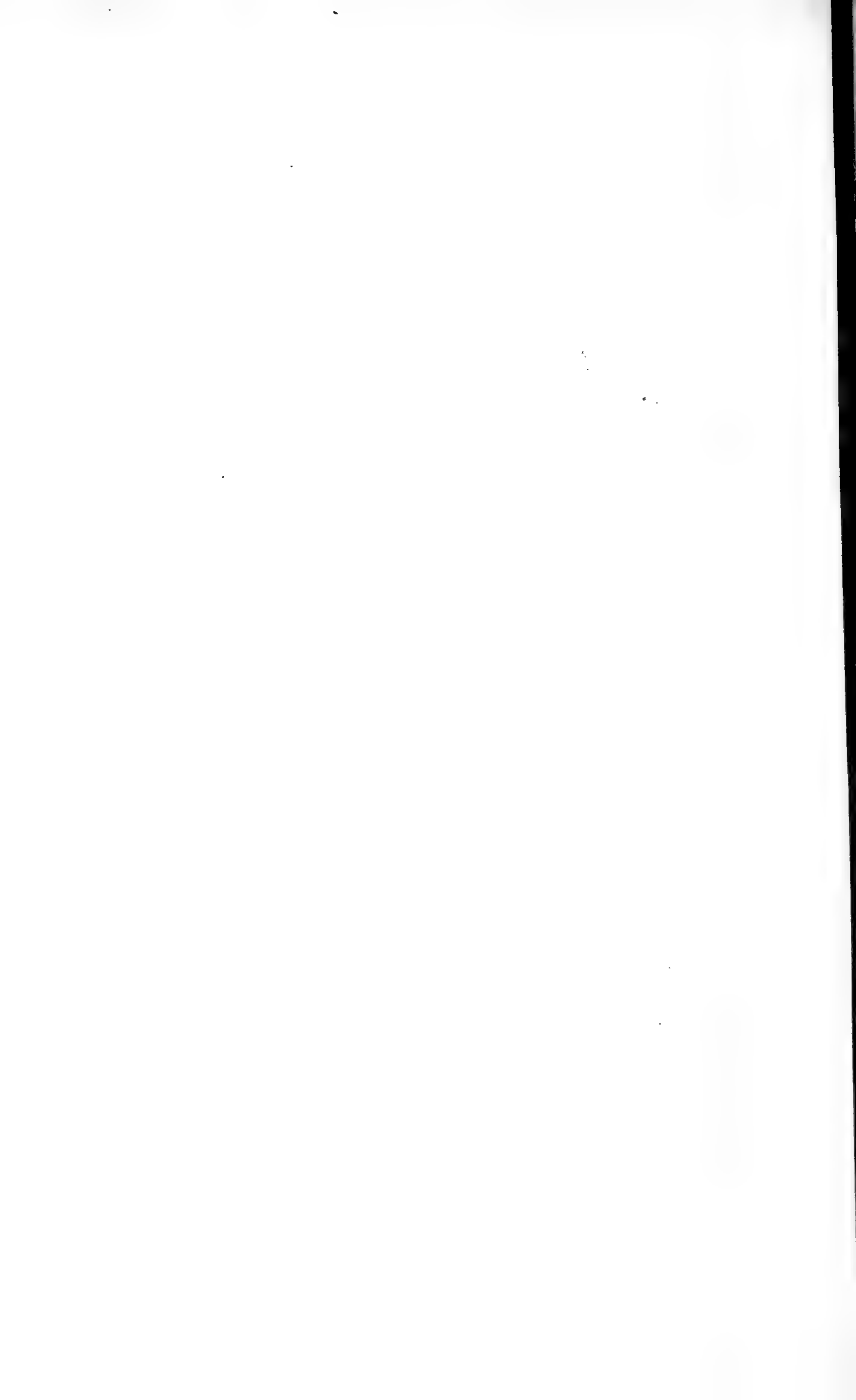
Was ich mein Tag geschrieben und getrieben,
Muß einmal enden.
Es war — deucht mich — ein fünfzigjährig Lieben
In fünfzig Bänden.

Mein Herz ist ruhig jetzt, doch wer kann's wissen,
Ob es gefeit.
Und sollt' ich dennoch wieder dichten müssen,
Nun so verzeiht.

Noch klingt Erlebtes nach aus alten Tagen,
Und manch Gedicht;
Ob sie das Blitzlicht künftiger Zeit vertragen,
Ich weiß es nicht.

Ich rate schier, sie keimen, träumen, ruhen
In trauter Gruft,
Und stehn nur auf aus nicht verschloßnen Truhen,
Wenn man sie ruft.

Inhaltsverzeichnis.



Von **Peter Rosegger** erschien im gleichen Verlage:

Heimgärtners Tagebuch

11.—13. Tausend

Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—, Halbfranz M. 6.—

„ . . Roseggers Gedanken, Meinungen und Einfälle. . . Viele prachtvolle Anekdoten sind darunter und Novellenstoffe, kurz eine unerschöpfliche Fülle von allerlei Klugem und Gemütvollem." Neue Freie Presse.

„Weisheitsschwer! Ein Lebensbuch." Tagespost Graz.

„Da ist vieles weise und weltentief, wie von Plato und Sokrates, und dabei doch einfach und schlicht, roseggerisch. Ich stelle dieses Buch mit Stolz und Ehrfurcht neben Goethes Tagebuch." Berliner Neueste Nachrichten.

„Was uns diesen Tagebuch-Schreiber noch besonders zum Freunde macht, das ist sein Humor, der in allen Schattierungen lacht und lächelt." Frankfurter Zeitung.

„Ein praktischer Weiser spricht zu uns, der mit klugen, verständnisinnigen und gütigen Augen das bunte Lebensspiel betrachtet." Neues Wiener Tagblatt.

„Heimgärtners Tagebuch, in dem ein größerer Reichtum aufgestapelt ist, als ihn andere Menschen, und wenn sie so alt wie Methusalem werden sollten, erringen können, soll ein Geschenk für unblasierte, lebensstarke Deutsche werden." Berliner Tageblatt.

„Neben den großen Fragen widmet er den kleinen und kleinsten Dingen des Alltages bedachtsames Interesse. Und sie hören auf, unwesentlich zu sein. Dem Dichter geht es wie weiland König Midas: Was seine Hand berührt, wird zu Gold." Der Tag.



Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Zehnter Band

Die Abelsberger Chronik

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Die Abelsberger Chronik

Von

Peter Rosegger

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

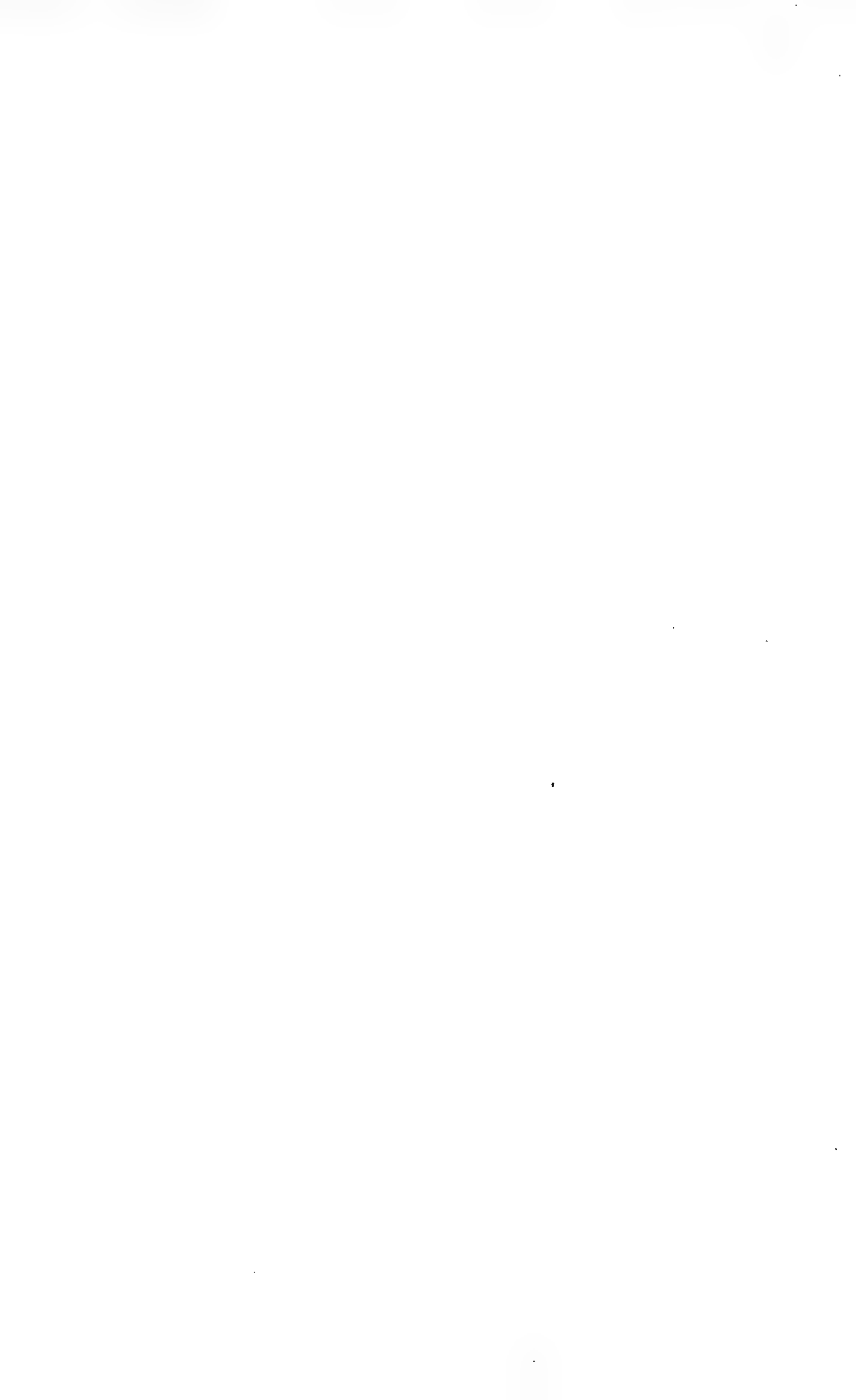
Vorwort.

Die kleine, aber berühmte Landstadt Abelsberg feiert demnächst das Jubiläum ihres fünfhundertjährigen Bestehens. Zu dieser Sache bin ich vom vorbereitenden Komitee — das löbl. Magistrat an der Spitze — angegangen worden, die Festschrift zu verfassen.

Der ehrenden Aufgabe nachkommend, habe ich mich entschlossen, in Rücksicht auf die bekannte Bescheidenheit der Abelsberger, von den bei solchen Anlässen sonst gebräuchlichen Lobeshymnen abzusehen, sondern zur Bearbeitung einen mehr sachlichen Gegenstand zu wählen. Demnach wurde aus der Geschichte und dem Leben der Stadt Abelsberg und deren Umgebung der Stoff zu dieser Festschrift gezogen. In liebevoller Hingabe an diese Arbeit staunte ich selbst über die Fülle der Ereignisse, Großtaten und hervorragenden Eigenschaften des auserlesenen Völkleins, und besonders auch einzelner aus ihm, deren Weltanschauung und Lebensführung und Taten schlicht und anmutig hier erzählt worden sind.

Also ist die „Abelsberger Chronik" entstanden, die ich der Feststadt hiermit devotest gewidmet haben will.

Der Verfasser.



Ein Gerichtstag zu Alt-Abelsberg.

Wir sind für den 28. Oktober Anno 1628 nach Alt-Abelsberg auf den Amtstag vorgeladen. Da werden wir wohl einen Vorfahren schicken müssen, uns entschuldigend, daß wir selber nicht erscheinen könnten, weil wir noch gar nicht auf der Welt wären.

Was es denn geben mag? Die Abelsberger Vogtei hat einen tiefen Turm und draußen auf dem Hügel, wo man weit ins Land sieht, ein hohes Gerüste, an dem eine Leiter lehnt — eine Aussichtswarte der alten Zeit — mit dem Blick ins Jenseits. Man tut verdammt schwer mit dem Vogt von Alt-Abelsberg. Da sitzt er am breiten Tisch und ist mit Aktenstößen vermauert, daß nur der Kahlkopf daraus hervorschaut. Zwischen den Papierwuchten steht ein Kruzifix, der Schrecken aller Bösewichter, vor dem sich mancher im Meineide wohl den lichten Galgen ab-, hingegen die „ewige Höllen" angeschworen hat. Unter dem Tisch aber ist ein Querbrett und auf dem steht ein stattlicher Krug, aus welchem der Vogt bisweilen einen Schluck Weisheit zu sich nimmt, oder einen scharfen Trunk Strenge, oder einen Tropfen Milde, je nach Bedarf. Denn „dieweilen der allmächtige

Gott dieses Jahr einen ziemlichen Herbst beschert, zudem der Wein gut, so sind der Vogtei die großen Fässer zu füllen".

So ist's amtlich bekannt gegeben worden.

Weiter unten sitzt ein Ratsherr von Abelsberg, der nur ausnahmsweise fungiert, daher eines besonders richterlichen Ansehens beflissen ist. Noch weiter unten hockt der Schreiberknecht, der die Gerichtsverhandlungen jenes Tages sorgfältig aufs Papier tut oder vielleicht gar aufs Pergament, auf daß es nach Jahrhunderten „zur Warnung christlicher Personen" gelesen werden kann. Die Gerichtsstube hat schwere Fenstergitter, was der heute vorgerufene Jörg Metze für überflüssig hält. „Wird's wohl sicherlich keinem einfallen, daß er da beim Fenster hereinsteigt!"

Aber hinaus, mein Jörg Metze!

Wir, oder vielmehr die Unsern, sitzen am äußersten Rande der Anklagebank — ganz am Ende — und müssen warten, bis alle anderen fertig sind. Das wird vielleicht gar etwas mit Ausschluß der Öffentlichkeit.

„Die Barbara Obrechtin hie?"

Die Genannte meldet sich, sie wäre hie.

„Sie soll aufstehen und hergehen und dem Gericht ihre Reverenz erweisen. — Die Barbara Obrechtin hat ein böses Maul, ist des greulichen Fluchens verklagt, hat auch die Schüttnerin eine Hundsflug geheißen!"

„Und hat mich," fährt die Klägerin Schüttnerin auf, „ein Schreibermensch und Pfaffenroß geheißen."

„Ist's wahr?" frägt der Vogt.

„Beim heiligen Sakrament sag' ich's aus, es ist wahr!" ruft die Klägerin.

„Wenn's wahr ist, mag sie's ja sagen," entscheidet der Vogt, denn die Obrechtin hat ein fein Gesichtlein.

„Wahr ist's, daß sie mich's geheißen hat," schreit die Schüttnerin, „aber nit wahr ist's, daß ich's bin."

„Und ich sag's umgekehrt!" ruft die Obrechtin. Sie hat ein fein Gesicht, doch ist ihr nicht zu helfen, sie hat in dem letzten Wort — in dem Widerruf — die Beschimpfung wiederholt. Der Richter muß sie verdammen. Sie soll in den Turm und drei Tag beten. —

„Der Ulrich Riedling!"

„Hie!"

„Er hat sein Eheweib mit dem Axthelb auf die Brust geschlagen."

„Mit Vergunst, hoher Herr, sie ist selber dran schuld, sie hat mir nit den Rucken zugehalten."

„Schlagt Ihr sie oftmalen?" fragt der Richter.

„Mit Vergunst, hoher Herr, nur an Sonn- und Feiertagen."

„Weshalben?"

„Weil ich zu Werktags im Oberwald arbeite und nit daheim bin."

„Damit ihr euch einander attachieret, setze ich euch zusammen in den Turm. — Man soll ihnen aber nur einen Suppentopf und einen Löffel geben."

So der weise Entscheid des Vogtes. —

„Jetzo kommen die zwei!“ sagt der Büttel und deutet mit dem Zuchtstock auf ein jüngeres Paar, dem er eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken scheint.

„Der Josef Birstl und die Agatha Grießel!“

„Sein bereit!“ sagt der Bursche und steht mit dem Weibsbild von der Bank auf.

Der Richter: „Vor etlich Monaten habt ihr hierorts zugesagt, daß ihr euch ehelich verbinden werdet. Ist bis dato nicht geschehen.“

„Wir finden keinen Geistlichen, der's so gut kann, als wir's brauchen,“ entgegnet der Bursche.

„Es kommen,“ sagt der Richter, „bei jungen Eheleuten die Siebenmonatskinder in Brauch.“

„Ja, wenn das Weib über die Stiegen fällt,“ gibt der Bursche zu bedenken.

„Ist nur die Frage,“ wendet jetzt der Ratsherr ein, „warum die Weisheit Gottes das junge Geschöpf neun Monat lang der Welt vorenthält, wenn es, wie man sehen kann, mit sieben schon fertig ist! Darum ist mein Begehr: Früh genug heiraten.“

Das junge Weibsbild hebt zu weinen an; es wäre ihr das Heiraten sonst ja recht, aber Ehemänner schlügen ihre Weiber, während andere mit ihnen größtenteils zärtlich wären.

Wird verordnet, das Paar hätte so lange, bis es „ehekirchlich“ getraut, jeden Freitag eine Stunde auf der Schimpfkanzel zu stehen.

Der Rat wendet ein, ob man die zwei nicht lieber auseinanderjagen solle?

„Kann bei denen Leuten nit mehr stattfinden,“ ist der Bescheid des Vogtes und der Büttel führt die Abgetanen ihrer Wege. —

Jetzt wird der Säufer Hannes Brenn vorgeführt, man kennt ihn allerwegen. Aber er stellt sich ganz nüchtern und ist vor dem Vogt der Höflichste und Gewandteste von allen. Er ist wie daheim in dieser Gerichtsstube und weiß genauen Bescheid, wie man sich zu verhalten hat. Den Richter besticht das nicht.

„Hannes Brenn,“ sagt er, „du bist neulings wieder auf Suff betreten worden.“

Der Hannes zuckt mit Bedauern die Achseln.

„Bist demzufolge eines Meineides gegen den allmächtigen Gott überwiesen, Hannes Brenn!“

„Das ist ein Irrtum, ehrenwerter Herr Vogt,“ verteidigt sich der Hannes, „meineidig worden bin ich nit.“

„Dieser Ausspruch ist eine verdammliche Frechheit, Hannes Brenn,“ sagt der Vogt, „und will ich dir deine eigene Urfehbde in Erinnerung bringen, die du vor Jahresfrist, wie du wegen Suffs das drittmal aus dem Turm bist entlassen worden, gegeben hast.“

Und liest die Schrift:

„Ich Hannes Brenn, seßhaft zu Ober-Abelsberg, Gericht Abelsberg, bekenn: Nachdem ich mich zuwider der Römischen Kayserlichen Majestät meines allergnädigsten Herrn ausgegangenen Mandaten mit Suff und

Fluch und Stritt bisher trotz alles Verwarnens oftmals übersehen, dennoch durch Gnad und Barmherzigkeit des Herrn Landvogt milde gebüßt worden bin, schwöre ich anheute einen aufgehobenen Eid leiblich zu Gott und den Heiligen, daß ich von heut dato in der Landvogtei und gnädigen Verwaltung keine offen Herberg oder Wirtshaus besuchen will. Wo ich aber an mir selbst Untreue begehen und diese Urfehde nit halten möcht, soll alsdann mein gnädiger Herr Landvogt volle Gewalt und Macht haben, mich straks gefänglich einzuziehen auf Jahr und Tag. Diese Urkund habe ich getan zu Abelsberg am 13. Juli Tag, Anno 1628. Hannes Brenn."

So die Urfehde. Der Richter fragt: „Nun, Hannes, wie steht es jetzt? Du bist neuerlich im Wirtshaus bei Suff und Fluchen und Stritt betreten worden."

„Mag ja sein, Herr Landvogt."

„Und also meineidig!"

„Meineidig bin ich nit worden, Herr Landvogt."

„Wiederhole demnach noch einmal," liest der Richter, „schwöre ich anheute einen aufgehobenen Eid leiblich zu Gott und den Heiligen, daß ich von heut dato in der Landvogtei und gnädigen Verwaltung keine offen Herberg oder Wirtshaus besuchen will."

„Darum bin ich in die Hirschberger Vogtei hinübergegangen, wann der Durst zu groß worden ist."

„Soll ich den Kerl peinlich beraten?" fragt der entrüstete Vogt.

Der Ratsherr meint, solchen Rat könne der Hannes

leichtlich übel aufnehmen und dafür gelegentlich einen roten Hahn verehren. Er schlage vor, den Eid des Hannes Brenn auch für die Vogteien Hirschberg, Obermoos und Neumünster erweitern zu lassen.

Ist angenommen und verfügt. —

Nun kommt die saubere Gesellschaft der Sakramentsschwänzer. Das sind fünf Bauern aus Ober-Abelsberg, deretwegen der Kirchherr sich bei Gericht beschwert hat, daß sie die österliche Beichte umgangen hätten und am verwichenen Ablaßsonntag auch noch bei keinem Beichtstuhl gesehen worden wären.

Die fünf Männer stehen rostig und eckig von der Bank auf.

Sie sollten vortreten.

Sie heben sich mit vieler Not ein paar Schritte voran.

Ob sie des Teufels wären? fragt sie der Richter.

Sie schauen sich gegenseitig an: daß sie nicht wüßten!

„Michel Schmied, wesweg bist du am verwichenen Sonntag nicht zum Sakrament gegangen?"

„Ist halt so eine Sach'," antwortet der Angerufene und walkt in Verlegenheit seinen Filzhut, was die übrigen vier genau so machen, „bin desselbigen Tages schon morgens früh soviel zornig gewesen, weil's geheißen hat, meine Kühe wären in der Nacht verhext worden, was sich aber alsdann herausgestellt hat, daß es nit wahr ist gewesen. So hab' ich mir drauf gedacht: an einem

solchen Tag, wo du in der Gottesfrüh schon so höllisch gescholten hast, gehst nit zum Sakrament.“

„Und der Tubelfranz, warum ist der ausblieben?“

„Wenn ich Birnknödel freß, schier noch ehevor ich die Augen recht aufmach'!“ entschuldigt sich der Tubelfranz. „Sind just so gestanden im Bettkastel, vom vorigen Tag her, und mein Weib, das hat sie, wegräumen tut sie gar nix. Ich reck' die Füß' aus und denk': aufstehen sollst! Und reck' die Händ' aus, und auf ja und na kommt mir eine mit dem Birnknödel zurück — und schnurgerade ins Maul. Sagt mein Weib: Birnknödel ißt und willst heut' zum Sakrament? Ich schrei ihr das letzte Wort nach und spring' auf — und aus ist's für den Tag. Muß schon warten, bis ich einmal nüchternerweise aufsteh'.“

„Also, das wäre der Tubelfranz gewesen,“ meint der Vogt und klaubt in seinen Papieren; „jetzt möcht' ich aber gerne wissen, was der Anton Wolten für ein Hindernis gehabt!“

Der Anton Wolten starrt seine Genossen an, ob das ihn angehe? ob er's wohl auch wäre, der Anton Wolten? Und als hieran alle Zweifel behoben sind, stottert er, daß an jenem Tage seine Hosen so unziemlich viele Löcher gehabt hätten, daß auch die Joppe, die man wohl noch an ihm sehen könne, derart schäbig wäre, daß es einem christlichen Gewissen wohl schon die Ehrerbietung vor dem Heiligsten verbiete, in solchem Aufzuge das Sakrament zu empfangen.

Der vierte sagt aus, daß er sonstwie nicht genugsamlich vorbereitet gewesen sei, um die heilige Handlung zu begehen. Und der fünfte, der Christian Holluf, ruft, als er zur Rede gestellt wird: „Das übersteigt schon alle Gnad' und Barmherzigkeit!"

„Gnad' und Barmherzigkeit verlangst du, alter Sünder!" sagt der Richter.

„Nit für mich, Herr Vogt, nit für mich, aber für den Kirchherrn. Bedenkt's einmal! Den ganzen Tag im finsteren Winkel sitzen — mitten in der Sündenbrut, und nix hören als Lumpereien und Schurkereien und allerhand stinkende Laster. Da müßt einer kein Herz im Leib haben, wenn unsereins auch noch kommen tät mit der schmutzigen Wäsch'. Wer kann denn das aushalten? Na, na, ich komme an einem andern Tag, wo der Kirchherr ausgerastet ist."

So sagt nun der Ratsherr: „Das sind ja lauter christliche Leute! Soviel Ehrerbietung haben vor dem Sakrament und seinem Diener, das wird man nicht bald wiederfinden."

Der Vogt ist anderer Meinung und verurteilt die fünfe zur sofortigen Beicht und Kommunion. —

Jetzt wird's draußen laut, die Tür springt auf und knarrt in ihren schweren Angeln. Sechs Männer schleppen ein gebundenes Weibsbild herein. Das hatte, weil Hände und Füße gefesselt, von ihren weißen Zähnen Gebrauch gemacht, solange sie konnte und nun keine andere Gegenwehr, als die schneidende Zunge.

Der Landvogt fährt die Büttel an, was denn das für eine Art sei, die anberaumte Gerichtssitzung mit einem nicht dahergehörigen Weibsbild zu unterbrechen.

„Wir kriegen jeder drei Schinderlinge,“ entgegnet einer der Büttel. „Wir haben die Hexe abgefangen.“

„Von dato 30. Julius Tag an wird für das Hexenabfangen nit mehr als zwei Schinderlinge gezahlt, per Person,“ redet jetzt der Schreiberknecht drein und weist auf die Schrift, die solchen Beschluß enthält. „Doch soll hinfüro der Hexe Bett und dazugehörige Federn den Bütteln, als Folterknechten und Scharfrichtern, zu gleichen Teilen zugesprochen werden.“

Damit geben sich die sechs Gesellen zufrieden und es beginnt das Verhör der Hexe. Sie ist ein junges Weib mit rotem Haar und schielenden Augen. Sie ist angeklagt, ein Hagelwetter gemacht zu haben, das alles Obst in der Abelsberger Gegend zunichte schlug. Ursache: Weil man sie bei einem Apfeldiebstahl ertappt und scharf gezüchtigt habe. Beweis: Der Schlürer Jakob habe vor seinem Haus ein hühnereigroßes Hagelkorn aufgehoben und in dem ein rotes Haar gefunden, das nur von der Magdalena Heitin herrühren könne.

Die Magdalena Heitin wird losgebunden und gütlich befragt. Sie leugnet, wie alle Hexen anfangs leugnen. Äpfel habe sie gestohlen, das gesteht sie, und dafür sei sie auch geschlagen und eine Weile bei den Haaren umhergezerrt worden und könne es schon sein, daß dem Schlürer Jakob dabei eins in der Hand geblieben.

Wenn jeder Hexe, so bemerkt jetzt der Ratsherr, auf ihr erstes Aussagen geglaubt worden wäre, so hätte Abelsberg viel Geld erspart, das sonst auf Scheiterhaufen drangegangen. Aber es nütze nichts. Gegen die Heitin sei ausgesagt worden, und in so wichtigen Sachen gebe vor Gott dem Allmächtigen keiner ein falsches Zeugnis.

Nun beginnt die peinliche Frage, und dazu wird ein anderes Lokal gewählt. Wir hören durch die Wand die Magdalena Heitin schelten und wimmern, wir hören sie nach einer Weile herzbrecherisch schreien und alle Heiligen anrufen. Und wie die Qualen so groß werden, daß es nicht mehr möglich ist, dabei zu leben, und noch nicht möglich ist, dabei zu sterben, da hebt sie an, auszusagen. Wie ihr nach der Mißhandlung von wegen den Äpfeln vor Leid und Schand das Herz hätte abspringen wollen, da sei ihr im Niederschachen ein fremder Mann begegnet, der habe ihr zugeredet, daß er ihr helfen wolle, wenn sie Gott und allen Heiligen abschwören und ihm zu Willen sein möchte; sie habe es getan und dann vom Fremden eine Haselgerte bekommen, mit der sie das böse Wetter gezaubert.

„'s ist allemal dieselbe Geschichte," sagt der Ratsherr.

Freilich wohl, mein ehrenwerter Ratsherr, ist's allemal die alte Geschichte, weil einer unter den Martern der Folter nichts Neues einfällt und sie nur das nachsagt, was sie von anderen gehört hat. — Aber bei der Magdalena Heitin sind sie an eine Unrechte gekommen;

das ist eine Rachgierige, die denkt: Wenn sie mich zugrunde richten, so sollen auch andere hin sein. Und reitet die bravsten und angesehensten Weiber von Abelsberg und Ober-Abelsberg ins Verderben. Sie sagt aus, daß sie nicht allein wäre, und fragt, ob man nicht wisse, daß ein Hexenstück nur dann gelingen könne, wenn alle Zauberer und Hexen der ganzen Gegend damit einverstanden wären? Nun habe sie auf dem Besenritt viel gute Bekannte und ehrenwerte Frauen begegnet, so die Gerbermeisterin von Ober-Abelsberg und die Frau des Küsters daselbst mit ihrer Tochter, dann den Schuhmacher Okensaß zu Abelsberg und sein Weib, und die Schwägerin des Ratsherrn Bühlkamm und deren Schwester, die Schulzensfrau und die Frau des Landvogtes und viele andere. Die Schulzensfrau verlege sich aber nur auf das Umbeten der Krankheiten von einer Person auf eine andere, während sich die Traitmesserin von Abelsberg zumeist mit Verhinderung ehelicher Pflichten befasse.

Jetzt ist's Zeit für den Landvogt, zu beschwichtigen. Es würde ein boshaftes Geschwätz sein, man solle die Magdalena Heitin ein wenig peitschen und dann auf freien Fuß setzen. Dagegen wehren sich aber die übrigen anwesenden Angeklagten und Vorgeladenen. „Wenn gemein Mann und Frau auf bloße Gerüchtaussagen eingeführt werden, so begehren wir das auch bei Herrenleuten. Die Schwägerin des Ratsherrn Bühlkamm und deren Schwester und die Frau des Schulzen und des Land-

vogtes müssen so gut wie andere in den Hexenstuhl gestellt und peinlich befragt werden!"

So will nun der Vogt die gefährliche Weibsperson ein- für allemal unschädlich machen. Es wird ohnehin morgen eine Gesellschaft verbrannt; er läßt den Bütteln sagen: „Wenn wir mit der Magdalena Heitin fertig werden, so mag sie mitgehen." —

Schreiten hierauf zur Tagesordnung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Also erzählt das älteste uns vorliegende Blatt der Chronik von Abelsberg, sinnig bezeichnend die Vorfahren derer, die wir nun zu bewundern haben werden.

Die Abelsberger der Majestät.

„Geschehen muß was!“ sprach der Vorstand im hohen Rate zu Abelsberg, „denn warum muß was geschehen? Weil uns oberen Orts ist kundgemacht worden, daß sie in drei Tagen durchfährt. Sie hat's gern, wenn was ist, und von den Abelsbergern wird was erwartet.“

„Aber was! Ich hab' noch keinen blassen Nebel davon,“ rief der Hirschenwirt, „ist dir was eingefallen, Vorstand?“

„Bei einem Haar wär' mir was eingefallen,“ berichtete dieser, „just ein klein bissel ist mir die Nacht zu kurz worden. Die ganz' Nacht hab' ich mich zerstudiert, daß mein Weib schon toll ist worden, und g'rad wie mir was will in den Kopf kommen, geht der Morgenstern auf, und aus ist's, gar ist's mit dem Ausdenken.“

„Darf ich reden?“ fragte der Färbermeister.

„Soviel du willst,“ sagte der Vorstand, „ich weiß eh nichts mehr.“

So sagte der Färber: „Was werden wir denn machen? Ich denk', so ein Volksfest richten wir her; die Oberziller Musikbande, den Zitternschlagermaxl, einen Triumphbogen da oben bei der Maut, ein paar Baumkraxler, ein paar rinnende Weinbrunnen, und wenn sie

kommen, daß ein feister Ochs niedergeschlagen wird auf dem Platz!"

Die Idee war groß, er blickte in die Runde des hohen Rates. Aber der Rat Hufschmied stand auf und sagte: „Das ist nichts, das hat sie hundertmal schon gesehen und besser, als wir's zuweg bringen. Das Triumphbogenbauen ist keine Kunst, wo soviel G'reisig zu Handen ist, als wie bei uns, und das Ochsenniederschlagen auch nicht. Wir müssen in die Zeitung hineinkommen! Wir müssen was machen, was die Majestät noch nicht gesehen hat, was Kopf und Fuß hat, und was den Abelsbergern Ehr' macht. — Na ja, versteht sich, daß ich was weiß. Unser Volk im Feiertag, in seinen Lustbarkeiten vorstellen, auf das halt' ich nichts; die Herrschaften, wenn sie nie was anderes sehen, täten 'leicht glauben, hierzuland hätten wir alleweil Sonntag. Bei ihrer Arbeit muß man den Leuten zuschauen; das wird die hohen Herrschaften unterhalten, und sie lernen was dabei. Desweg sag' ich, daß wir da ober Abelsberg an beiden Seiten der Landstraße in Gruppen die Arbeiter, als den Landmann, den Handwerker, den Jäger, den Halter, den Holzhauer und wie sie halt alle sind, mit ihren Verrichtungen aufstellen — und wenn die Wägen kommen, sollen die Leut' flink arbeiten. Das ist mein Rat."

Der Mann, der die Schrift führte, wollte sofort in die Chronik schreiben, daß am 24. August des Jahres 1828 nach Christi Geburt im Rate zu Abelsberg eine gescheite Rede gehalten worden wäre. Der Vorstand nahm

nun das Wort und sagte: „Ich halte nichts darauf, daß unser Volk allemal im Feiertag und Lustbarkeit da ist. Die hohen Herrschaften lernen nichts dabei. Den Leuten muß man bei ihren Arbeiten zuschauen, und so ist meine Meinung, daß da oben an der Landstraße Arbeitsleute aufgestellt werden sollen: der Bauer, der Schlosser, der Rastelbinder und wie sie halt alle nacheinander her sind — und daß sie fleißig arbeiten, wenn die Wägen vorüberfahren. — Sein die Manner mit mir einverstanden?"

„Vorstand!" rief ihm der Rat Schneider zu, „für das wirst du Baron!"

Der Hufschmied machte ein langes Gesicht. Der Vorschlag des Vorstandes wurde angenommen. —

Nun gab's ein paar Tage lang Arbeit über Arbeit. — Den Rastelbinder brauche man eigentlich nicht dabei, bedeutete einer dem Vorstand, denn es wäre keine einheimische Figur, die käme nur so zu gelegener Zeit aus Schlovakien daher. Aber der Handel und Wandel des Landes müsse zum Ausdrucke kommen, daß die Majestät ein vollständiges Bild von dem Leben und Treiben der Bevölkerung gewinne. Es wäre nur zu verhüten, daß nichts dabei vorkäme, was auf den Landesvater einen unangenehmen Eindruck machen könne.

Und am vierten Tage sollte die Durchfahrt des Kaisers Franz stattfinden. Des alten Kaisers Franz, der noch auf keiner Eisenbahn fahren konnte, der im Gerüttel seiner Wagen, im Zeremonientaumel seines Gefolges, im plebejischen Staube der Straßen über Land

reisen mußte, wollte er die Zustände seines Reiches prüfen und von seinen treuen Völkern einmal Huldigungen entgegennehmen.

Er hatte Feste und Aufzüge, ihm zur Ehr' gebracht, nicht ungern, denn für gar manches war ihm das Bewußtsein seiner Kaiserwürde eine hohe Genugtuung.

So bewegte sich um 11 Uhr des 28. August die Wagenburg gen Abelsberg heran. Eine halbe Stunde vor dem Städtchen begannen die Wunder. Auf dem Felde ackerten Bauern und säeten Korn; gleich daneben klangen die Sicheln der Schnitter, die Sensen der Mähder, und die Arbeiter hatten ihre bunteste Sonntagstracht an.

Am Berge war ein Stollen, aus welchem flinke Knappen reines Erz schafften, und ein paar Eisenhämmer schmiedeten Sensen, Pflüge und Schwerter. Im Wäldchen jodelte der Holzhauer und hallten stürzende Bäume. Der Hirte trieb eine Herde schöner, bekränzter Rinder über die Au, die Sennin molk unter dem Schatten einer Tanne ihre Kuh und der Jäger schoß gerade im Augenblicke, als der kaiserliche Wagen herankam, einen ausgestopften Auerhahn vom Lärchbaum. Das Wunderbarste aber waren die Obstbauern, die von alten Holzbirnbäumen die feinsten Butteräpfel schüttelten, und die Winzer, welche aus Erlen- und Weidengebüsch Trauben schnitten. Es ging nicht anders, und wenn das ganze Land zusammengerückt sein sollte auf etliche Joch oberländischen Grundes, so mußte das Erz wohl einmal im eitlen Sand und der Wein auf Weidenstäben wachsen. So unerhört fruchtbar

war der Boden bei Abelsberg, und der Obersthofmeister hauchte dem Kaiser zu: „Majestät, aber das ist ja prächtig! Was Majestät für ein Land haben!“

Seine Majestät, höchst erfreut von dem fröhlichen Aufzuge, wollte den Ortsvorsteher sprechen. Noch dauerten an beiden Seiten der Straße die Vorstellungen; auch ein Hochzeitszug und ein Taufgang war dabei, und Volkslieder wurden gesungen und zum Schlusse, dort wo der bekränzte Eingang prangte — kauerten etliche Krüppel, ein Kretin und ein paar alte zerhauene und zerschossene Militärs mit Weib und Kind im Straßenstaub und wimmerten mit aufgehobenen Händen um Almosen. Denen war's Ernst.

Der Hof stutzte sehr — gar sehr stutzte er über eine solche durchaus nicht harmlose Pointe der Festlichkeit — und nach dem Ortsvorstande, der mit seinem Rate auf dem Marktplatze tief geknickt stand, wurde nicht mehr verlangt.

Vor dem Tore des Posthauses standen sechs Blumen streuende Bauernmädchen, aber die Wagen rollten vorüber und hielten nicht in Abelsberg.

Der hohe Rat war aus Rand und Band. Das Bettelgesindel verhaftete er sofort; aber der Kretin grinste und die alten Krieger mit ihren elenden Familien meinten, sie hätten gehört, daß das *ganze* Land bei dem Aufzuge vertreten sein sollte, und da hätten sie gedacht, die viele Armut, die da sei, gehöre sozusagen auch zum Lande, sie hätten des weiteren gerechnet auf etliche Silberbatzen

oder einen warmen Löffel Suppe, was freilich eine ganz verfehlte Rechnung gewesen wäre.

Der Bürgermeister wollte diese Leute, die das schöne Fest so jämmerlich verdorben hatten, in den Arrest sperren lassen.

„Tu' das, Vorstand,“ sagte der Rat Hufschmied. „Brauchst gar nicht zuzusperren. Wenn die armen Hascherln was zu essen kriegen, bleiben sie auch so.“

Ist später Vorstand geworden, der Hufschmied.

Der Turmbau zu Abelsberg.

Die Neudorfer hatten an ihrer Pfarrkirche zwei Türme, so wollten die Abelsberger an der ihren auch zwei Türme haben.

Der eine, der schon stand, war recht sauber und schlank und hatte oben eine Kuppel, um welche die Schwalben allerlei Narreteien trieben, und hatte ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Essen läuteten, und hatte eine Uhr, „die den Schlaraffen von Abelsberg zulieb' kurzen Tag und lange Nacht machte", wie Urkunde berichtet. Die Nacht ist den Abelsbergern der eigentliche Tag, da sind sie munter, da sind sie beim Zeug. Ihr „Zeug", das ist der Schoppen und das Kartenspiel und wieder der Schoppen, und um sechs Uhr abends ist zu solchem Tagwerk der Morgen, und um neun Uhr ist Mittag, und um zwölf Uhr ist Abend und jeder geht gleich am Abend nicht heim, mancher bleibt noch gern ein wenig „in die Nacht hinein".

So schöne Zeitrechnung macht der Turm mit seinen Glocken und mit seiner Uhr. Darum gibt es Leute zu Abelsberg, die sagen: „Wenn's bei einem Turme schon so schön ist, wie müßt's erst sein, wenn wir zwei Türme hätten!"

Andere freilich meinen, das wäre dummes Geschwätz, ein zweiter Turm wäre schon recht, aber von wegen Gottesehr'.

Im Rate saß ein Lästerer, der sagte: „Ich stimme nicht für zwei Türme, jeder Ochs hat zwei Hörner."

Der mußte auf der Stelle abdanken.

Alle anderen wollten einen zweiten Turm; so stand einer auf und sprach das Wort: „Die Bürger Geld zusammenschießen!"

Der Mann mußte abdanken.

Endlich hielt ein dritter eine Rede und sprach: „Wenn, meine Herren, jeder Ochse zwei Hörner hat, so wird mein erster Herr Vorredner auch zwei Hörner haben —"

Der Mann wurde mit einem „nichtendenwollenden" Applaus unterbrochen; nach einer längeren Weile erst konnte er fortfahren: „Und wenn, meine Herren, der Turm zur Gottesehr' erbaut werden soll, so kann und darf das doch wohl nicht durch profane Mittel geschehen. Meine Herren! Jeder von uns kann auf die Brust schlagen und sagen: Mein Geld ist sündig! (Bravo!) Ich bediene mich nicht des schärfsten Ausdrucks, wenn ich sage, es wäre Gotteslästerung, aus solchem Stoffe dem Herrn einen Turm zu bauen. (Sehr gut!) Mein Vorschlag ist daher folgender: Die Mittel zum Turmbaue mögen nur durch schlichte, ungebuchte Beiträge frommer Seelen, durch Almosen beschafft werden. Ich stelle den Antrag, daß in der Kirche an jener Seite, wo der zweite Turm

sich erheben soll, ein Opferstock aufgestellt werde, in welchen der wohlhabende Mann frommen Sinnes seine Silberlinge, sowie die arme Witwe ihren Pfennig legen mag. Die Verwaltung der Opferkasse darf unbedenklich unserem ehrenwerten Küster Thomas Reckenschlauch übertragen werden."

Über solche Rede hätten sie den Antragsteller am liebsten alsogleich zum Burgermeister gemacht. Leider war das dritte Jahr des alten noch nicht um.

Der Opferstock für Spenden zum Bau des zweiten Turmes wurde in der Kirche aufgerichtet; der ehrenwerte Küster Thomas Reckenschlauch wurde zum Kassenwart gemacht — und so war der Same gelegt zum Turme, der sich dereinst neben dem alten erheben sollte, oben mit einer Kuppel, um welche die Schwalben allerlei Narreteien treiben, mit ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Essen läuten, mit einer Uhr, die kurzen Tag und lange Nacht macht.

Das Ding keimte. Die arme Witwe kam mit ihrem Pfennig und der reiche Mann kam — auch mit seinem Pfennig. Silberlinge sind zu profan für einen Kirchturm.

Der Küster waltete treu seines Amtes und war — nebstbei gesagt — nicht der Mann, der den Abelsberger in sich verleugnete. Die Kirche hielt er die längste Zeit des kurzen Tages sorgsam geschlossen — stand ja doch der „goldene Hirsch" offen zu jeglicher Stunde. Jener goldene Hirsch, den der wackere Küster einmal in einer sinnigen Rede verherrlicht hatte: „Der Hirsch gemahnt

an uns selbst, die wir uns sehnen nach dem Kruge, wie der Hirsch nach der Quelle. Das Goldene an dem Hirschen versinnlicht uns, daß der Wirt zum ‚goldenen Hirschen‘ eitel Gold begehrt von seinen Hirschen, denen, während sie im Hirschen sitzen, daheim von den Weibern bisweilen die Geweihe aufgesetzt werden. Darum lebe der Hirsch! Er lebe hoch!“

Der ehrenwerte Küster Thomas Reckenschlauch trug an seinen Geweihen eben nicht schwer — ihm war das Trinken schon lieber, als das Küssen — so trank er und trank wie ein Abelsberger.

Da geschah es eines Abends, oder vielmehr eines Morgens, als es — wie er so schön sagte — „vom Zechen zum Blechen kam“, daß er sein Geldbeutelchen vermißte. Gottswahrhaftig, das lag daheim bei seinem Weibe. Bevor er aber noch den „goldenen Hirschen“ um einen Kredit angehen will bis auf morgen — eigentlich nur bis auf heute — bis er nach Hause geht, sich ausschläft und wiederum kommt — entdeckt er in seiner Hosentasche das Opfergeld für den Turmbau, das er tags zuvor erst aus dem Opferstock genommen hatte, wie er es allwöchentlich zu tun pflegt. Das reicht für die Zeche — es bleibt sogar noch etwas übrig.

Was? übrigbleiben? Nein, das läßt sich ein Abelsberger nicht nachsagen. Was nützt die Turmspitze, wenn der Turm versoffen ist! „He, Wirtshaus! Frisch eingeschenkt, wir bleiben sitzen.“

Und als es Morgen ward und der letzte Knopf ver-

trunken war — der letzte Knopf vom Turmgeld — da stand der Küster Thomas Reckenschlauch auf. Tat aber nicht gut daran, denn auf der Stelle wollte er wieder umfallen. Indes, es ging und der Weg schräg über den Kirchplatz hin war nicht zu verfehlen. Anfangs allerdings hielt sich der Küster etwas zu sehr rechts, um später ein bißchen zuviel nach links abzuschwenken. Als er mitten auf den Platz kam, blieb er stehen, so gut es ging, und starrte auf den Kirchturm hin und begann zu kichern. — „'s ist richtig," stammelte er, „das Turmgeld — er steht schon — der zweite. Ach — der Tausend, was das schön ist! Ganz wie in Neudorf! Hi, hi! Zwei Türme auf der Abelsberger Kirchen!"

Und taumelte entzückt nach Hause.

Eine angenehmere und billigere Bauart gibt's nicht. Und nachdem nun der ehrenwerte Küster Reckenschlauch die Entdeckung gemacht hat, wie man in Abelsberg Türme baut, so soll es nicht allzuselten geschehen, daß er sein Geldbeutelchen beim Weibe daheim läßt und zufällig immer nur die Wochenausbeute vom Opferstock im Sack hat — und daß er dann beim Nachhausegehen regelmäßig auf der Kirche den zweiten Turm neben dem ersten stehen sieht.

Und der Küster rät es jedem, der in Abelsberg zwei Türme haben will: „Geh' hin und tu' desgleichen!"

Der Burgermeister von Abelsberg.

Das Jagdrecht ist eine prächtige Sache; aber ich kenne viele Grundbesitzer und Gemeinden, die es nicht ausüben. Es leite die Jagdlustigen von der Berufsarbeit — ab — sagen sie — es verführe die Jugend zum Müßiggang, und die kostspielige Passion wäre nicht mehr aus dem Kopfe zu bringen; es verlocke zu Diebstählen, und es koste manchem ungeschickten Schützen seine gesunden Glieder oder die eines anderen. Und schließlich ginge bei willkürlicher Selbstbenützung der ganze Wildstand zugrunde. Sie verpachten daher das Revier und zahlen mit dem Pachtschilling ihre Steuern.

Die Abelsberger denken nicht so; sie sind viel zu gescheit. Die Abelsberger haben in ihren Wäldern gejagt, solange noch das Pulver nicht hätte knallen sollen; und sie sollten es jetzt unterlassen, da es krachen darf? Nein. Die Abelsberger üben das Jagdrecht selber aus. Es gibt kein höheres Fest, als wenn sie Jagdtag haben; da setzt's Hallodria, Räusche, Abenteuer, kurz alles mögliche, nur kein Wildbret. Das Wildbret haben die Wildschützen in Sicherheit gebracht.

Ach, die Wildschützen, die sind eine Landplage für die guten Abelsberger. Der Burgermeister also und sein Bursche mögen noch so streng sein — es hilft nichts. Und wollten sie die Wilddiebe alle einsperren, so — — wären in Abelsberg leicht die bravsten Leute die längste Zeit auf Viehhandel aus oder auf Kornkauf oder auf Wallfahrten oder auf sonst was; und so — munkelt man — könnte es sich zutragen, daß eines Tages die Kinder keine Schule hätten und daß zum Sonntag der Gottesdienst ausbliebe, weil — der Herr Pfarrer verreist ist.

's ist eine böse Sach', und der Burgermeister, ein Ehrenmann über und über, bricht in Fluchen aus, wenn eine Gesellschaftsjagd schlecht abschneidet, und der ganze Gemeinderat flucht mit, daß, von den Flüchen mehr erschreckt als von den Schüssen, allenfalls ein allerletztes Häslein noch eilig über die Grenze setzt.

Jagdaufseher war der Gemeindediener, aber der Gemeindediener war nicht mehr sehr gut zu Fuß, denn im rechten Bein hatte er die Gicht, und das linke war ihm vor Jahren in Böhmen angeschossen worden. — So war's voreh'; dann ist's anders geworden.

Es war weise vom Burgermeister, als er eines Tages im Rate folgendermaßen das Wort ergriff: „Daß ich sag', nach meinem Versteh'n: Die Jagd, verpachten tun wir's nit; denn wegen warum? Unsere Buben werden Soldaten, die müssen das Schießen lernen!" Patriotisch war er immer, der Abelsberger Vorstand; und dann fuhr er fort: „Aber das sag' ich, nach meinem Versteh'n, einen

schärferen Jagdwachter müssen wir haben. Ich rat', wir lassen einen Militärsmann kommen, einen Ausgedienten; so einer ist respektabel und kann laufen. Die Gemeindedienerei betreibt er uns auch; so einer ist pünktlich und kostet nicht viel. Ich sag', wir machen Ja darüber."

Sie machten Ja darüber.

Etliche Tage nachher trat der Soldatenschorsch das Amt an. Er war ein Veteran, kernfrisch und baumstark und feinschneidig, schleppte einen langen klirrenden Säbel — Gemeindegut — und trug einen wuchtigen Schnurrbart, der keck aufgespitzt war, wenn sich der Mann in guter Laune befand, der aber schauderlich zerzaust sich über die Backen hinaussträubte, wenn der Mann wild war; und wenn er ins Fluchen geriet, da standen selbst den Abelsbergern die Haare gegen Himmel. Das war nun der neue Gemeindediener und der „Jagdwachter".

„Daß Er's weiß, Schorsch," redete ihn der Burgermeister bald nach der Aufnahme an, „wenn Er seine Sach' in Ordnung hält, so kommen wir gut miteinander aus. Wird sich bei mir nit zu beklagen haben. Einmal hat Er die Kanzlei reinzuhalten; unter dem verwichenen Diener ist meine Stube da fortweg ein Schweinstall gewesen. Weiters hat Er die Gemeindeschriften zu vertragen. Um Mitternacht, wenn Sperrstunde ist, muß Er von Wirtshaus zu Wirtshaus gehen. Ist wo ein Raufhandel, so muß Er dabei sein. Die freie Zeit muß Er im Wald umgehen, und das mag Er sich hinter die Ohren schreiben: wenn ein Stück Wildbret fehlt, so wird Er

darum hergenommen. Wenn Er einen Wildschützen sieht, einfangen! Und ist's wer immer, hört Er, Schorsch, ohne Pardon einfangen und in den Arrest treiben. Verstanden?"

Der Schorsch legte seine Hand an das Ohr, dann schritt er kerzengerade und mit rasselndem Säbel davon.

Versah sein Amt gut, der neue Gemeindediener. Er reinigte die Kanzlei, daß sie blank wie eine Wachtstube war; er „vertrug" die Schriften, anfangs freilich einigemal ganz buchstäblich; zur Sperrstunde ging er in die Wirtshäuser, wo ihn sogar mehrmals der Burgermeister einlud, an seinem Tische Platz zu nehmen, und bei jedem „Raufen" war der Schorsch dabei. Bei solcher Pflichttreue verfehlte der leutselige Vorstand nicht, seinem braven Diener mitunter einen freien Tag zu gönnen, an welchem er sich nach Wunsch und Wahl gütlich tun konnte.

An einem solchen Tage im Herbste war es auch, daß der Schorsch, nachdem er sich vom Dienste losgemeldet hatte, mit der Kommißpfeife zwischen den Zähnen, gelassen in den Wald hinaus schlenderte. Er ließ sich gehen, und wenn er aus dem Tiegel schmauchte, so wichen ihm vor den Häusern auch die Bauern nicht aus. Wenn der Mann sonst aber im Soldatenschritt einher marschierte, die Zähne aufeinanderbiß und mit den Augen dreinstach, da hatte er gefährliche Steuerbogen in der Tasche.

Heute hatte er den Schnapsplutzer drin, und damit

strich er in den Wald hinaus. — Wenn ich einen Hirsch sehe, dachte er bei sich, so macht mir das Spaß, und sehe ich einen Wilddieb, so bin ich auch heute der Diener meines Herrn.

So stieg er immer weiter durch die Wälder hinan und in die Wildnis hinein. Und als er gegen eine Felswand kam, an der wilder Efeu emporrankte, fand der Schorsch die Wand so romantisch, daß er sich in ihrem Schatten niederließ und seinen Plutzer entkorkte. — Es wäre ein anmutiges Stündchen geworden, da hörte er plötzlich einen Schuß.

Sofort war der Soldat auf den Beinen. Den Säbel hob er empor, daß er nicht klappere im Gestein und Gewurzel, und so schlich er der Richtung zu, in welcher der Schuß gefallen war.

Nach einigem Suchen fand er was. Im Waldesdunkel kauerte ein Mann und weidete einen erschossenen Rehbock aus. — Wie? Ist denn heute Jagdtag? fragte sich der Schorsch. Kreuzbomben und Mordsstern, heute ist nicht Jagdtag. Da ist's jedem verboten, der Herr Burgermeister hat es strenge gesetzt. Halt, Kerlchen, wir zwei werden näher bekannt. — Aber was ist denn das? Das ist ja der Herr Burgermeister! — Tut nichts, mein Herr! Wer wildert, ist ein Wilddieb. Was er sonst noch ist, ist mir alles eins. Das Schießen ist jetzt nicht erlaubt. Und tät er's redlich, so brauchte er das Gewehr nicht zu zerlegen, das dort stückweis im Busche steckt. Ah, mein Herr, desweg hast du heute den Wildwächter

beurlaubt! Nun, wollen anfangen. — Wenn's aber der Burgermeister selber ist! warnte eine innere Stimme. — Halt! flüsterte der Schorsch, und stemmte seinen Zeigefinger mitten auf die Stirne hin. Hat er mir nicht selber eingeschärft, der Ertappte sei wer immer: einfangen! — Des höllischen Satans will ich sein, wenn das nicht eine Falle für mich sein soll. Er hat mich abgespäht und will versuchen, ob ich ein treuer, unbestechlicher Kerl bin. Nicht aufsitzen, Schorschl! Fein angespielt! Nur nicht aufsitzen!

Etliche Sekunden später schlug der Gemeindediener dem eifrig fleischernden Vorsteher keck die flache Hand auf die Achsel: „He da!"

Fast kollerte der Wilderer vor jähem Schreck über und über.

„Aufstehen!" kommandierte der Soldat, „wir gehen mitsammen."

„Aber Schorsch, aber Schorschl!" lachte der Ertappte, „es ist ja — es war ja —"

„Rehbock über die Achsel! Flink!" rief der Diener mit schneidiger Stimme.

„Na, so tu' Er — hi, hi — — tu' Er doch die Augen auf, Schorschl!"

„Ich mach' keinen Unterschied."

„Aber — Er sieht's ja, hi, hi —"

„Im Namen des Gesetzes arretiert!"

„Aber so mach' Er keine Dummheiten, Schorsch!"

„Marsch!"

„Hör' Er! Das verbitte ich mir!"

„Ich brauche Gewalt!" knirschte der Wildwächter und griff an den Säbel. Aus seinen Augen funkelte gemachter Zorn, unter seinem zerfetzten Schnurrbart wirbelten die haarsträubendsten Flüche hervor.

Im Kabinett, in der Kanzlei ist der Gescheitere Herr; im Walde ist's der Stärkere. Höhergestellte Personen lassen sich bisweilen erbitten, aber ein so alter Soldatenkerl ist nicht zu bestechen. Die Feder sträubt sich, es zu schreiben, daß der Herr Burgermeister von Abelsberg als eingefangener Wilddieb mit dem Gemeindediener Schorsch gehen und den Rehbock selbst auf dem Rücken mitschleppen mußte.

Der Vorstand machte mehrmals unterwegs Versuche, sich aus dem Arg zu ziehen. Mit dem Ausreißen und Fliehen war's ein für allemal nichts, denn der schwere Bock war ihm so fest auf den Buckel geschnallt, daß der solcher Strapazen ungewohnte Mann froh sein mußte, wenn ihn das Tier nicht zu Boden ritt. Mit Drohungen richtete er nichts aus; dabei blieb der Schorsch ganz gleichmütig; ist's eine Falle für mich, dachte er, so darf ich nicht eingehen, und ist der Herr Vorstand ein wahrhaftiger Dieb, so muß ich ihn stellen. Da versuchte es der Arretierte mit Versprechungen; hundert Stück feine Zigarren fürs erste; eine goldene Sackuhr fürs zweite; und endlich, da sie dem schönen Abelsberg immer näher kamen, — erzählt die Chronik — seine älteste Tochter fürs dritte. Die Folge davon war, daß der Soldat in

Wut ausbrach und mit geballter Faust dem Rehbock einen solch derben Schlag versetzte, daß der Burgermeister darunter taumelte.

Und als sie endlich zur Linde kamen, wo die ersten Häuser von Abelsberg anheben, blieb der Vorstand stehen, klopfte mit steifem Arm dem Gemeindediener auf die Achsel und lächelte: „Brav, Schorschl! Er hat die Prüfung glänzend bestanden, Er ist ein wackerer Mann; Er ist bei uns sein Lebtag lang versorgt."

„Wohl," schmunzelte der Soldat, „'s hat aber auch Müh' gekostet, und deswegen möchte ich Zeugenschaft haben, daß die Sach' pflichtgetreu ausgeführt worden ist."

„Das werde ich Ihm gern bestätigen und die Abelsberger wissen ja vom Jux; aber die Schulkinder dürfen uns so nicht sehen, des Respektes wegen, versteht Er?"

„Mit Verlaub!" sagte der Schorsch gemessen, „die Schulkinder sollen es wissen, daß in Abelsberg auch der Burgermeister eingesperrt wird, wenn er stiehlt. — Marsch!"

Mitten durch den Marktplatz trieb er den Vorstand dem Gemeindehause zu. Bald waren sie umrungen von lachendem Volke. Einige Gemeinderäte eilten herbei; vor diesen salutierte der Schorsch:

„Vermelde gehorsamst, daß ich hier einen Wilddieb eingebracht habe!"

Bei der Sitzung sahen sich die Väter der Gemeinde mit großen Augen an und murmelten: „Ei schau, der Kerl ist gefährlich!" Dann laut: „Der Soldatenschorsch

ist ein prächtiger Kerl, den müssen wir wo rekommandieren. Abelsberg ist für ihn nichts."

Und am nächsten Tage ist der Rehbock verzehrt worden im Festsaale des Gemeindehauses. Noch lange werden die Abelsberger von ihrem Burgermeister sprechen, „der sich herabgelassen, auf eigene Rechnung und Gefahr die Rechtschaffenheit eines Jagdwachters zu erproben".

Der Bürgermeister ist mit solcher Lösung zufrieden.

Der Schulmeister von Abelsberg.

War ein revolutionärer Geist, der alte Schulmeister von Abelsberg. Wie die Welt war, so gefiel sie ihm nicht, und wie sie ihm gefallen mochte, so war sie nicht. Und das tat in seinem Herzen bitterlich graben. Gegen die Schulkinder hatte er nichts, die waren ihm nur der etwas unfruchtbare Acker, aus dem sein saures Brot erwuchs. Im Schweiße seines Angesichtes bearbeitete er die spröden Furchen der Schulbankreihen mit dem Spaten seines Linealscheites und jätete Unkraut und säete Weizen — zumeist taube Körner, die keine Keimkraft hatten. Soll halt werden, was werden will.

Aber die Eltern von den Kindern. Da stak's! Schickten sie dem Schulmeister Brot, so wollte er Würste, und gaben sie Würste, so verlangte er Schinken. Und bekam er Schinken, so sagte er, es wäre eine Schande, daß man ihm nicht auch das Bier dazu ermögliche.

Der Herr Pfarrer war ihm auch nicht recht. Beim Altar war er ihm zu still, da konnte der Schulmeister nicht respondieren. Bei der Predigt war er ihm zu laut, denn der alte Herr predigte häufig von den Tugenden

der Sanftmut und Genügsamkeit, und wenn er Beispiele dieser Tugenden anführte, so deutete er nie gegen das Chor, wo der Schulmeister stand. Auf den Amtmann hatte er eine besondere Galle. Der gewann beim Kartenspielen dem Schulmeister das Geld ab und hielt sich für seine Kinder einen Hauslehrer. Aber nicht den Schulmeister. Wo bissel Geld herausschauen könnte, nie den Schulmeister. Und überhaupt diese Amtmänner! Schon gut.

Den finstersten Ingrimm aber hegte der Schulmeister gegen den Gutsherrn, der im Winter zwar in der Residenz lebte, im Sommer aber auf Hoch-Abelsberg wohnte und sich zu allerlei Gelegenheiten mit Volksaufzug und Blumensträußen und Kranzmädchen feiern ließ, als wie ein Herrgott. Was hat der hohe Herr im alten Schloß den Pfarrer und den Amtmann zu Tische zu laden, zu seinen Jagden, Scheibenschießen und anderen Festlichkeiten zu ziehen, wenn der Schulmeister daheim bleiben muß? Soll der Lehrer des Volkes denn ewig am Hungertuche nagen? Wohlan! Es kommt eine andere Zeit! Die Großen wird man von ihrer Höhe stürzen . . .! — Darum sage ich: ein revolutionärer Geist. Und so kam es, daß der Schulmeister etwas mißliebig war bei den Leuten.

Und eines Tages im Winterfasching, als der Schulmeister eben die Geige von der Wand nahm, um damit im Wirtshause bei einer Freimusik aufzuspielen und sich so ein paar Groschen für die Fastnacht zusammenzufiedeln

— ging die Türe auf. Der besäbelte Gemeindediener und der befrackte Amtmann traten herein, und letzterer bedeutete dem Schulmeister, daß heute das Geburtsfest des hochgebornen, wohledlen und gestrengen Gutsherrn wäre.

„Ist vielleicht das Musizieren für andere verpönt?" fragte der Schulmeister bissig.

„Keineswegs," antwortete der Amtmann, „doch zeigen wir Euch an, daß Ihr laut hohen Auftrags hiermit verhaftet seid!"

„Wer? Ich? Ich, der Schullehrer, verhaftet?! Mein Herr!"

Es gab eine Szene. Während sich im Städtchen alles auf das Fest rüstete, wurde der Schulmeister in den Gemeindearrest von Abelsberg getan. Dort saß er eine Woche lang, saß in der Fastnacht, saß am Aschermittwoch.

Und als die Schule wieder beginnen sollte, wußte sich der Amtmann nicht zu helfen; er schrieb an den Gutsherrn in die Residenz:

„Wohledler, gestrenger und gnädigster Herr! Unterzeichnete Behörde untersteht sich untertänigst anzufragen, was mit dem Schulmeister, an welchem der gnädigste Befehl vollzogen worden, weiters zu geschehen habe. In devotester Ehrerbietung das Amt Abelsberg."

Der Gutsherr schrieb zurück: „Was für ein Schulmeister und was für ein Befehl? Ich weiß nichts. Unterzeichnet L. L. von S."

Darauf schrieb das Amt in Abelsberg: „Hochgeborner, gnädigster Herr! In Anbetracht des Auftrages, welchen Hochdieselben zu dero feierlichem Geburtsfeste zu geben geruhten und welcher dahin lautete, den Schulmeister hiesigen Ortes einzuschließen, rapportiert ein Gefertigtes dienstschuldigst, daß besagter Auftrag respektiert und ausgeführt worden ist und Delinquent sich bis dato in Gewahrsam befindet. In ehrfurchtsvollster Erniedrigung

Amt Abelsberg."

Hierauf ein umgehendes Schreiben vom Gutsherrn:

„Amtmann, Ihr seid ein Esel. Laßt Euch Schreiben Nr. I erklären. L. L. von S."

Des war der Herr Amtmann etwas indigniert. Er besprach sich mit seinem Schreiber und beide kamen endlich darüber überein, daß das Geschätzte Nr. I vom gestrengen Herrn in Sachen des Geburtsfestes mißverstanden worden sei. Dasselbe lautete wörtlich:

„Komme diesmal nicht nach Abelsberg, wünsche aber, daß das Fest wie gewöhnlich und mit Einschluß des Schulmeisters gefeiert werde. L. L. von S."

Der Schreiber vermutete, daß der gnädige Herr etwa könne gemeint haben, mit ins Fest und zum Festessen solle man den Schulmeister, der ja sonst seiner Widerhaarigkeit wegen oftmals umgangen wurde, einschließen, und nicht in den Gemeindekotter.

„Ja!“ machte der Amtmann die Achsel zuckend, „mit mir muß man ohne Umschweife reden, ich kenne keine Zweideutigkeiten.“

Noch an demselben Tage wurde der Schulmeister auf freien Fuß gesetzt, jedoch mit dem strengen Bedeuten, in Zukunft sich besser zu betragen!

Der Schulmeister war überzeugt, daß ihn seine aufrührerische Gesinnung in das Gefängnis gebracht habe und befliß sich, fürder sanftmütiger zu sein.

Der Brückenwirt zu Abelsberg.

Der Brückenwirt zu Abelsberg war ein etwas heruntergekommener Mann; nicht sowohl weil er früher oben auf der Hirschau das große Bauergut besessen hatte und jetzt herunten an der Brücke Haus hielt, als vielmehr weil das Hirschengut voll Reichtum gewesen war, während das Brückenwirtshaus halb im Wasser und ganz in Schulden stak.

Das Wasser tut's freilich nicht, würde Martin Luther gesagt haben. Ich bin nicht so gelehrt, wie der Martin Luther, sage aber kühnlich: Der Wein tut's auch nicht immer. Der Brückenwirt hatte Wein, ja sogar sehr viel Wein getrunken, aber für ihn lag im Weine nicht die Wahrheit, sondern die Armut.

Herabgekommen, blutarm, voll von Schulden, Saufaus! das waren so die Bezeichnungen, unter denen der Brückenwirt schmachtete. Ja, schmachtete! Wie konnte er so viele Schulden haben? Seit er den Hirschenhof verkauft und das Wirtshaus gepachtet hatte, wollte ihm kein Mensch was borgen. Ihm fehlte nur eins, um ein wohlhabender Mann zu sein — der Kredit.

Der Kaufmann in Abelsberg hatte kein anderes Kapital, als den Kredit, aber er betrieb sein großes

weitverzweigtes Geschäft, das trug ihm Zinsen und er war ein reicher Mann, eine Stütze der Gemeinde, ein Förderer der Künste, ein Weltmann, der lebte und leben ließ. Der Brückenwirt wußte, daß er um keinen Heller weniger besaß, als der „reiche" Kaufmann, daß er aber trotzdem ein Bettler war. Solches legte er sich so nahe ans Herz, daß er vor Schwermut in eine harte Krankheit verfiel.

Dem Arzte vertraute er's, daß die Welt doch schön sei, und daß er nichts so ungern tue, als sterben, Der Arzt tröstete, er solle daran nicht denken, er, der Doktor, wolle ihm schon helfen.

Aber der Nachbar war da, der ließ bei dem Kranken anfragen, welche Sorge er — der Brückenwirt — getroffen hätte, daß er — der Nachbar — zu seinem letzthalbjährigen Pacht käme.

„Ich habe für alle Sorge getragen," sagte der Brückenwirt mit schwacher Stimme, „wenn ich nur nicht alles, aber gar alles auf die letzte Stunde verschoben hätt'! — Ist er denn nicht da?"

„Wer?" fragten ihn die Anwesenden.

„Der Notar. Den Notar will ich da haben. Und daß er Tinte und Feder mitbringt."

Der letzte Wille also! Der Notar läßt nicht auf sich warten, und Tinte und Feder hat der Mann immer im Sack. Zeugen lassen sich auch finden; ganz Abelsberg wollte dabei sein, um zu hören, was denn der Brückenwirt für eine Hinterlassenschaft haben werde.

„Seine Schulden verschreibt er den Gläubigern," hieß es.

„Nur seine Gurgel möchte ich haben, die ist an ihm das Beste," rief ein Spaßvogel. Dieweilen machte drinnen in der Krankenstube der Brückenwirt sein Testament.

„Hätt's lieber auch verkaufen sollen, die Liegenschaften von meinem seligen Weib," sagte er, „die Wirtschaft ist unter fremden Händen nicht besser geworden; alle Jahr' einmal hinreisen, das ist zu weit. — Nu, in Gott'snam'. Was da ist, das will ich redlich verwenden. Kinder sind keine. Sind um und um keine da. So, jetzt tu's der Herr aufschreiben."

Die Feder war bereit zum Kratzen.

„Die Neudorfer," hub der Kranke an, „die haben jetzt drei Kirchenglocken; so wollen die Abelsberger viere haben. Die vierte soll angeschafft werden. Nachher — das auch aufschreiben: Beim hintern Altar — der heiligen Magdalena tut ein frischer Anstrich not, hat schon soviel abgefärbt, letzt' Zeit her. — Das Schulhaus braucht ein neues Dach. Fürs Armeleuthaus will ich — daß tausend Gulden kommen sollen. Und extra eine Stiftung von wieder tausend Gulden für arme Waisenkinder aufschreiben. — Nix danken, Leut', nix danken. Wer's hat, der kann's ja wohl geben, und um so lieber, wenn er fort muß von dieser Welt und er sich den Himmel kann kaufen. — Aufgeschrieben ist's? Nachher wär's soweit richtig. Und — wenn sie mich auf die Bank legen, so tut suchen im Bettstroh . . ."

Er war erschöpft und schwieg. Sofort verbreitete es sich in Abelsberg, und der Ortsschneider rannte von Haus zu Haus und verkündete es frohlockend: „Der Bruckenwirt — wer hätt' sich das vorgestellt! Viertausend Gulden im Sommer (er wollte wegen Neigung zum reinen Hochdeutschen nicht sagen: in Summa) hat er zu wohltätigen Zwecken vermacht! Ja Leut', bei dem seiner Leich' müssen die Abelsberger was tun. Der große Kondukt mit Musik! Nur jammerschad', daß wir die vierte Glocke nit schon haben; aber wollen ja nichts auslassen so geizige Leut', ehvor sie kaputt sind." Er hielt inne, fast selbst erschrocken über die Wendung seines Gedankenganges. Und die Abelsberger trafen vielseitige Vorbereitungen zu einem prachtvollen Begräbnis. Windlichter! Flor! Die Weiber flochten an Kränzen; der Schulmeister zeichnete ein Grabmal mit der Aufschrift:

„Dem großen Wohltäter der Gemein'
Herrn Hans Michel Scherger
Widmen diesen Stein
Die dankbaren Abelsberger."

„Wenn er nur stirbt!" bemerkte der Schuster Ferdl bedenklich.

In demselben Augenblicke klang die Glocke auf dem Turme.

„Verschieden!" murmelte der Schneider und zog wehmutsvoll seine Haube vom Kopfe.

Es war aber nur die Elfglocke, welche die Abelsberger alltäglich um die Mittagszeit zum Essen rief.

Der Brückenwirt lebte noch; lebte sogar am Abende noch. In derselben Nacht ließ die Schusterin ihre Haustür offen; sie war die „Leichanlegerin" von Abelsberg. Aber sie wurde nicht geholt. Der Doktor war die ganze Nacht bei dem Kranken geblieben; trotzdem fühlte sich der Brückenwirt am nächsten Morgen besser.

Und nach vierzehn Tagen war er gesund.

Jetzt gaben sich die Leute die Tür in die Hand, um den Genesenen zu beglückwünschen; und jeder versicherte, es wäre ihm soviel unendlich hart gewesen, dieweilen der Herr Scherger auf dem Krankenbett gelegen, und mancher gestand, er hätte gar heimlich eine heilige Mess' gezahlt auf die gute Meinung, daß halt die Krankheit nicht übel ausgehen sollt', na, und weil ein's das nicht mitansehen kunnt, wenn der best' Mensch von der ganzen Gemein' hinaus auf den Friedhof getragen werden tät.

„Das habe ich gar nicht gewußt, daß mich die Abelsberger gleichwohl soviel gern haben," sagte der Brückenwirt. Aber jetzt erfuhr er's mit tausend Freuden, wie gut es ihm die Leute meinten, wie sie ihm beisprangen in allem mit Rat und Tat. Das Brückenwirtshaus war nun stets besucht, der Wirt geehrt. Bei der nächsten Wahl wurde er Gemeinderat. Da das Geschäft besser ging, so zahlte er allmählich seine Schulden. Die

Gläubiger wollten das Geld kaum nehmen: sie wüßten es nirgends so gut aufgehoben als beim Brückenwirt.

Einmal bei verschlossenen Türen las der Wirt sein Testament. — Na, es war ja recht: wenn die Abelsberger eine vierte Kirchenglocke haben wollen, so soll eine angeschafft werden; der Magdalena tut ein Anstrich not; es schaut schon gar überall das Holz aus ihr hervor. Das Schulhaus braucht ein neues Dach — es ist ja wahr! und wer wollte nicht, daß das Armenhaus tausend Gulden bekäme und so auch die armen Waisenkinder? Wer's hat, der kann's geben. Suchen mögen sie, wenn er auf der Bank liegt, suchen im Bettstroh . . .

Gefunden hätten sie freilich nichts.

Zu Abelsberg beim Spielchen.

Sollte es zwar nicht erzählen, denn ich hab's nicht gesehen. Sie schlossen sich dabei ein — der Herr Pfarrer von Abelsberg und sein Bruder, der Hochbergreichhofer. In der Oberstube saßen sie und ließen sich's gut geschehen und spielten Karten. Aber nicht etwa ein verbotenes Spiel! — i bewahre — beim Pfarrer! „Brandeln", „Zwicken", ein wenig „Mauscheln" mitunter, das war der Zeitvertreib.

„Na, ich dank' schön für einen solchen Zeitvertreib!" sagt zwar der Hochbergreichhofer, kommt aber nichtsdestoweniger jeden Sonntag von seinem Berg herab, läßt sich zur Jause laden, versitzt den ganzen Nachmittag bei seinem Herrn Bruder und verspielt jedesmal sein ganzes Geld.

Hingegen muß er stets auf dem Ehrenplatz sitzen, an der Wand auf weicher Lederbank, während der Pfarrer ihm gegenüber mit dem Holzstuhl fürlieb nimmt. Und hernachen — wie schon angedeutet worden — ganz abgeschlossen waren sie doch nicht von der Welt. Die Häuserin durfte in die Oberstube — und das lohnt sich im

Pfarrhof immer, denn mit leeren Händen erscheint sie selten. Sie ist ja Herrin der Küche und über alles, was dazu gehört, und an ihrem Schürzenband hängen die Kellerschlüssel. Was also den alten Wein anbelangt — er war ein Jahrgänger mit dem Hochbergreichhofer, der in dem gesegneten Vierunddreißigerjahr zu dieser Welt gekommen war — und was die gut geräucherten Schinken betrifft und den Gugelhupf und den Kaffee, und dann den wohlgetrockneten Knaster, den sie aus langen Pfeifen rauchten, so konnte der brave Hochbergreichhofer das Sonntagsspielchen bei seinem Herrn Bruder nimmer missen. Mit Speis' und Trank suchte er sich, so gut es ging, zu entschädigen für die Zwanziger, die aus seinem weltlichen, hundsledernen Geldbeutel allzu frommen Sinnes dem geistlichen Herrn zusprangen. Der Hochbergreichhofer hatte doch das Kartenspielen von Jugend auf getrieben und war nicht arg dabei zu Schaden gekommen. Aber im Pfarrhofe versagte ihm das Glück.

Trotzdem ging er jeden Sonn- und Feiertag zum Nachmittagssegen und machte nach demselben den kleinen Besuch beim Herrn Bruder, den er erst spät abends häufig mit etwas verrücktem Schwerpunkte verließ.

„Grüß' dich, grüß' dich, Bruder!" empfing ihn stets der Pfarrer, „setz' dich doch auf deinen Platz."

„Aber immer auf dem Polstersitz, nein, Bruder, das geht doch nicht; der geistlichen Weih' gehört die Ehr' zu!"

„Bitte, du bist der Gast! Nur keine solchen Umstände!"

So oftmals der edle Wettstreit, bis endlich jeder stets wieder auf dem alten Fleck saß bei der Gottesgab und beim Gebetbuch des Teufels, wie der Herr Pfarrer die Spielkartenblätter nannte. Und wenn dann das gut gebratene Schweinerne kam, so schob der Pfarrer Messer und Gabel hin und rief: „Bruder, stich die Sau!" Das tat der Hochbergreichhofer wohl hier in Natur, aber in den Karten vermochte er's selten. Oft genug kam ihm guter Trumpf in die Hand, aber der geistliche Herr spielte mit so schlauer Berechnung, daß der Bauer einmal rief: „Du, Herr Bruder, geistlich Weih' ausgenommen, du hast falsche Karten!"

„Lapp!" lachte der Pfarrer, „das kannst ja anders machen. Nimm fürs nächstemal deine Karten mit."

„Das ist eine Red'."

„Aber, was ich dir sagen wollt', Bruder. Am nächsten Sonntag geh' nicht in die Predigt, ich rat' dir's."

„Ja, hörst, weswegen denn nicht?"

„Weißt, Bruder, nächsten Sonntag ist das Evangeli von dem ungerechten Haushälter, und da muß ich einmal gegen das Kartenspielen predigen. Kunnt dir unangenehm sein."

Ging der Hochbergreichhofer also nicht in die Predigt; die Leute aber sagten nach derselben: „Scharf ist's niedergangen heut', und seinen Bruder hat er gemeint. Ist er nicht in der Kirch' gewesen, der Hochbergreichhofer?"

Der aber ging wie gewöhnlich zum Nachmittagssegen und hatte richtig sein eigenes Spielkartenbüschel bei sich. Er traute dem Herrn Bruder nicht mehr recht; der hatte beim Spiel auch immer einen so schiefen Blick, sah ihn an und sah doch wieder an ihm vorbei — ein rechter Judasblick, die geistlich' Weih' in Ehr'!

Und als er in die Stube trat, rief der Pfarrer: „Na, grüß' dich, Bruder, setz' dich wieder auf dein Platzl. Hast Karten bei dir?"

Sie spielten mit den Karten des Hochbergreichhofers; der Pfarrer hatte wieder den schielenden Blick, der dem Partner wohl über die Achsel, aber nie ins Auge sehen konnte, und der Bauer verlor, wie immer.

Da kam diesem plötzlich der Zorn: „Was schaust mir denn nicht ins Gesicht, Pfarrer? Hast ein schlechtes Gewissen?"

Zum Glück kam in diesem Augenblick die Häuserin mit dem gebratenen Huhn. Sie war ein noch recht reputierliches Frauenzimmer und allerweil woltern nett angezogen. Heute hatte sie gar eine Pfingstrose im Haar, tat einen Blick über den Hochbergreichhofer hin an die Wand und ordnete die Rose.

Was denn da ist, an der Wand? dachte der Bauer, wendete sich und sah — den Spiegel.

Die Faust mit dem Kartenfächer fest auf den Tisch gepreßt, erhob er sich langsam — starrte in den Spiegel, in welchem sein ganzes Kartenspiel offen lag — starrte dem Pfarrer ins Angesicht und murmelte: „Jetzt, Herr

Bruder, jetzt bin ich gescheit. Ja, hörst, wenn du einen Kameraden hast, der mir in die Karten schaut, nachher — nachher glaub' ich's gern!"

Der geistliche Herr tat einen schreckhaft lauten Lacher. „Endlich!" rief er, „endlich einmal! Na, Zeit ist es, daß du gescheit worden bist. Tu' dich nicht giften, Bruder, laß uns jetzt essen und trinken, heut' wird es das letztemal sein, daß du die Jause zahlst."

Ein Abelsberger Kalbskopf.

Der Dorfbarbier Tabaksimerl lehnte an seinem Tabakskasten und hatte — gestehen wir's offen, denn es läßt sich nicht leugnen — einen Rausch. Auf dem Kasten stand eine Flasche, die sich in dem Verhältnisse, als sie geleert worden war, verdoppelt hatte, so daß sie jetzt dastand — zwei in eins und eins in zwei — wie die siamesischen Brüder.

Es war zwölf Uhr mittags. Da schellte es an der Tür. Der Postbote trat ein und überreichte dem Tabaksimerl einen Brief. Der Simerl tat's mit umständlicher Mühe auseinander und las nicht ohne Umstände:

„Lieber Freund und Simerl!

Bei uns ist gemetzgert worden. Erweis' mir die Ehr' und komm' heute mittags 11 Uhr zu mir zum Kalbskopf.

Mit Grüßen Jakob K.,
Bäckermeister."

„Das ist schön von ihm," dachte oder sagte der Simerl zu sich, „daß er mich zu seinem Kalbskopf ein=

ladet. Aber um elf Uhr, und jetzt ist's schon zwölf! Du verfluchte Post! Ob er mir's nicht zu Fleiß tut, dieser sikraments Postschreiber, dieser neue, der mir jetzt auch schon den Tabak wegnehmen will, und gar anhebt die Leut' zu rasieren, mir zu Trutz ihnen das letzte Haar auskratzt mit Putz und Stingel, daß gar keins mehr wachst, und ich verdursten kann, wie ein Schwamm auf dem Ofen; zu Fleiß, daß er mir meine Briefe alle verspätet zuschickt. Keinen rostigen Pfennig verwett' ich, er unterschlagt mir auch welche. Dem tu' ich noch was an! Vorderhand soll er's jetzt erfahren, wie's taugt, wenn man gefoppt wird. Einen Narren muß er mir machen, und giften muß er sich heut', und ausgelacht muß er werden vom ganzen Dorf. Ich tu' ihm's an, ich bin nicht so dumm!"

Drauf setzte er sich hin und schrieb an den Postbeamten folgende Zeilen:

„Lieber Postschreiber!

Bei uns ist gemetzgert worden. Erweisen mir die Ehr' und kommen heut' mittags um 1 Uhr zu mir zum Kalbskopf.

Mit Grüßen Jakob K.,
Bäckermeister."

Vor dem Fenster ging gerade ein Söhnlein des Bäckermeisters vorüber, das rief er an: „Du Bübel! Du gehst ja an der Post vorbei. Gelt, du bist so gut und

gibst mir den Brief geschwind dem Postschreiber hinein. Da hast einen Kreuzer, der gehört dein."

Das Knäblein lief mit dem Brieschen zum Postbeamten. Der Tabaksimerl lachte sich in die Faust.

Und als es eins geschlagen hatte, ging er hin und schlich um das Haus des Bäckers Jakob und lugte durch das Fenster, wie dumm der Postschreiber dastehen werde, wenn er zum Kalbskopf erscheine und hören müsse, der Kalbskopf sei schon vor zwei Stunden verspeist worden, auch wäre der Postschreiber gar nicht dazu geladen gewesen.

Aber als der Simerl durchs Fenster guckte, da sah er, wie der Bäcker Jakob und der Postbeamte in heiterster Laune beim Kalbskopf und beim Weine saßen.

„'s ist einmal gedeckt für einen zweiten," lachte der Bäckermeister, „und ist's der eine nicht, so ist's der andere. Und will ich's aufrichtig sagen: Sie, Herr Postmeister, sind mir lieber als wie der alte besoffene Griesgram. Aber, wissen Sie was, machen wir Bruderschaft: sollst leben!"

Lustig stießen sie an, und der Simerl zog mit langer Nase ab. Er konnte sich das Ding nicht zurechtlegen. Noch einmal las er seine Einladung zum Kalbskopf, und nun klärte sich's auf. Da stand's ja schwarz auf weiß, genau, wie er's selbst dem Postschreiber geschrieben hatte: „Erweis' mir die Ehr' und komm' heute mittags um 1 Uhr —"

Wie der Irrtum möglich war? Der Tabaksimerl hatte in seinem Dusel den Einser doppelt gelesen.

Diesen Kalbskopf vergißt er nimmer, man könnte sagen: er liegt ihm im Magen, trotzdem, oder eben, weil ihn ein anderer speiste; oder hätte der Simerl nicht eher das Gefühl, als wie wenn ihm das Ding auf den Schultern säße?

Abelsberger Touristen.

Wie nur plötzlich die Natur so schön geworden ist! Erst seit etlichen Jahren. Es lebten wohl auch früher einzelne Leute, die einzelne Gegenden „wirklich romantisch“ fanden; heutigentags aber sind alle Wälder und Berge „so herrlich!“ Und der Sonnenaufgang!

Wer hätte das vor soviel Jahren vermeint, daß auch der Sonnenaufgang Mode werden sollte!

Mode! O du heilige Welt Gottes, vergib mir dieses Wort. Aber du weißt es ja doch selber am besten, wie wenigen, die doch deine ewig großen und lebendigen Pfade gewandelt, es einst eingefallen ist, dich seligen Herzens anzubeten. Wohl, es mögen die Bilder deiner Gärten und Auen, deiner Frühlingstage und Sommernächte zu allen Zeiten Beseligung in dem Menschengemüte wachgerufen haben; vor dem Brausen des Sturmes, vor dem Ernste der Einsamkeit, vor den Gewalten des Hochgebirges aber sind die Kinder der Welt zurückgeschaudert, wie vor einem unheimlichen Feinde.

Und heute — je wilder die Gegend, je schöner; natürlich, wenn gute Wege in derselben angelegt sind und Wirtshäuser. Zarte Frauen mit ihren Kindern steigen heute auf Berge, auf die sonst nur der Gemsjäger

und der arme Kräutersammler geklettert; es geht prächtig; und wenn eine Eisenbahn schnurstracks den Berg hinanläuft, um so besser. Oben steht gar ein Hotel, da ißt und trinkt man, schreibt sich ins Fremdenbuch und steigt wieder herab.

Weil im neunzehnten Jahrhundert die Natur halt gar so schön geworden ist!

„Touristen!" Die Sache ist so schnell gekommen, daß die deutsche Sprache gar kein Wort dafür in Bereitschaft hatte und bis heute noch keines hat. Ja, gewiß, Sommerfrischen, Gebirgspartien, Touristen — das sind Modesachen. Vorläufig noch. Wir werden die Natur einst wirklich suchen, nicht bloß an heiteren Sommertagen, sondern auch, wenn sie finster blickt und grollt, auch wenn sie in der ehernen Majestät des Winters ruht. Denn wir werden — um getragen zu sprechen — unsere große, heilige Mutter lieben und insgemein an ihren Busen fliehen aus dem Treiben der Welt.

Selbst an den Abelsbergern darf hierin nicht ganz verzweifelt werden. Und sie sind ja heute schon große Naturfreunde, die Abelsberger. Erstens liegt Abelsberg ja in einem freundlichen Gebirgstale, und zweitens hat ein Abelsberger Wirt über die Tür seines Hauses einen grünen Baum malen und seine Herberge demnach „Zum grünen Baum" benamsen lassen. Und nicht allein das, des Wirtes Sinn für Natur erstreckt sich sogar bis in den Keller, in dessen bauchigen Fässern — es ist keine Fabel! — Naturwein und bloß Naturwein lagert. Und

wer eben Sinn dafür hat — zwischen den Fässern auch das Plätschern eines Wasserbrünnleins hört sich anmutig. Allerdings, Sitzgarten ist keiner beim Haus; ist auch keine Frage danach. Ein echtes Tröpfl trinkt sich auch in der räucherigen Gaststube gut. Was Sommerabend! Die Abelsberger gehen nicht ins Wirtshaus, um Sommerabende zu genießen.

Wohl aber nehmen sie den Zeitgeist wahr, der — wie Poeten so schön sagen — heute in den Blättern säuselt — in den Zeitungsblättern nämlich. Sie sind fürs erste daher wacker liberal, die Abelsberger, denn: „Fortschritt und Freiheit!" sagt der Tischler, und hat diese Worte in sein Bierglas stechen lassen.

Da standen nun schon seit Jahren zu jeder Sommerszeit Aufsätze in der Zeitung von der schönen Schweiz. „Ja, die Schweiz!" meinte der Webermeister, „von wo der Schweizerkaffee und der Schweizerkäs herkommt!" —

Allmählich dann zogen sich — dem Blatte nach — die Naturschönheiten der Schweiz auch ins Tirol und Salzburg herein, und plötzlich in dem letzten Jahre war eine Großartigkeit aufgetaucht im eigenen Lande. Die Admonter Gegend, das Gesäuse und Eisenerz! Diese hohen, schroffen Berge, diese wilden Schluchten, diese sausende Enns! In der Schweiz wahrhaftig nicht schöner zu finden! — Und mitten hindurch die Eisenbahn und Touristen aus allen Weltgegenden, und es ist eine wahre Schande, das Gesäuse nicht gesehen, den Reichenstein

und den Buchstein nicht bestiegen, das Hochtor und den Damischbachturm nicht bewundert zu haben.

Da taten sich die Abelsberger zusammen. „Zu meiner Zeit, wie ich als Bursche durchs Ennstal gewandert bin,“ sagte der Sattler, „da ist mir nichts aufgefallen; weiß nur, daß ich in schauderlich wilde Gegenden gekommen bin und daß ich bei einer Kohlenbrennerei Wasser getrunken habe. Nu, heute mag's anders sein.“

„Leute,“ rief der Tischler, „tun wir zusammen, machen wir eine Tour ins Gesäuse!“

Das zündete. Eisenbeschlagene Schuhe, Bergstöcke, Weinflaschen, Würste, Schinken, Spielkarten — eine „Hetz“ muß es geben! — Mägdlein wollten sie auch werben zur Partie. Der Binder und der Pfleger und der Schulmeisterssohn und andere — ihrer neun Stück sind's, die mit Hall und Schall und hellem Übermut, wie's Touristen ansteht, den Eisenbahnzug besteigen.

Das Wetter ist heiter, rein, kühl — ganz gemacht für Gebirgstouren. Die daheim bleiben müssen, denken in Wehmut an die lustige Reise, und beim Wirt „Zum grünen Baum“ sitzen sie abends und folgen im Geiste ihren touristischen Mitbürgern auf die höchsten Berge und in die Winkel der Sennhütten.

Am dritten Tage kehrte die Gesellschaft zurück. Sie war etwas angegriffen, stark ermüdet, und die meisten hatten Schürfe, blaue Beulen an Gesicht und Händen und Risse in den Kleidern. Trotzdem wurden sie sofort

ins Wirtshaus gezogen, wo sie wacker aßen und tranken, denn — sagten sie — die Wirtshäuser hätten sie unterwegs nur von Hörensagen genossen. Naturgenuß sei ihre Hauptsache gewesen! — Hierauf sollten sie erzählen.

„Ja,“ sagte der Binder gedehnt, „erzählen! — Das muß einer selber gesehen haben — nicht wahr?“

Seine Genossen bestätigten es.

„Diese Berge!“ rief der Weber, „diese Hochöfen in Admont, na!“

„Ihr seid doch auch im Stift gewesen?“

„Im Eisenerzerstift, jawohl! So eine Kirche! Nix zweit's gibt's nit!“

Ob der Verwechslung schmunzelten die Zuhörer.

„Und auf dem Reichenstein?“

„Da schaut's grad' einmal her!“ rief der Schulmeisterssohn und wies seine zerschundenen Hände vor; „aufwärts, da ging's, bis wir ins Edelweiß kamen. Bis an die Knöchel, sag' ich euch, geht einem das Edelweiß, just zum Niedermäh'n! Dann, wie wir zum Eis gekommen sind, nicht wahr, zu den Gletschern?“ wendete er sich an die Genossen.

„Na, ich dank!“ stimmten diese bei, „das sind ein bißl Gletscher!“

„Und der Sonnenaufgang,“ sagte der Pfleger, „lohnend, höchst lohnend! — Und in dem Gebirg ist euch eine Sonne! — 's ist ein Gaudium gewesen. Aber halt das Herabsteigen! Sind wir euch nicht schnurgerade

niedergefahren über die Steinleuten! So gleich etliche zehntausend Fuß! Gerad' ein Sauser ist's gewesen, sind wir herunten auf dem Boden gestanden."

„Nu," fügte der Schulmeisterssohn bei, „und da haben wir uns so zerschunden."

„Und deine blauen Flecken im Gesichte?" fragte man den Sattler.

„Je, dem seine blauen Flecken," rief der Schulmeisterische; „nicht um fünfzig Gulden gibst du sie her, Sattler, gelt? — Hat euch der Sakra nicht mit einem Steinbock gerauft? Na, und ob!"

Die Leute schlugen über solch unerhörte Abenteuer die Hände zusammen.

„Aber ein Sträußel Edelweiß oder Speik hättet ihr doch mitbringen sollen!"

„Ihr schwätzet beim Ofen, wie ihr's versteht. Jeder hat seinen Hut voll Edelweiß gehabt, das versteht sich. Und wie der Kampf mit den drei Lämmergeiern nicht ist, so bringen wir die schönsten Buschen heim."

„Kampf mit den Lämmergeiern?" fragten die Leute und brachten den Mund nicht mehr zu.

„Haar' lassen hätten wir können! Sind noch froh gewesen, daß wir heil davon gekommen; die Alpenblumen und die paar Hüte sind zu ersetzen."

„Herrgott, das war eine Tour!"

— Sie waren die bewunderten Helden des Städtchens.

Einige Zeit darauf kam an den Vorstand von Abelsberg folgendes Schreiben:

„Tamern, den 30./9. 1875.

Werter Herr Bürgermeister!

Zu meinem Bedauern muß ich Sie mit einer Angelegenheit belästigen. Vor etwa acht Tagen kam eine heitere Gesellschaft von neun Personen in mein Haus, die, wie sie vorgab, aus Abelsberg sei. Die Herrschaften schienen eine Gebirgspartie vorgehabt zu haben, blieben jedoch einen und einen halben Tag und zwei Nächte bei mir und ließen sich zu meinem Vergnügen Küche und Keller wohl munden. Wie es bei solchen Gelegenheiten schon zu geschehen pflegt, wurden sie lustig, sangen, tanzten und unterhielten sich mit den Weibsleuten der Nachbarschaft, die sie zum Tanze beigezogen hatten. Auch die Burschen der Umgegend, Holzknechte zumeist, fanden sich ein; da entspann sich zwischen diesen und den werten Herren Abelsbergern ein Streit, der Weibsbilder wegen; sie wurden leider handgemein, wobei zu meinem großen Bedauern die Abelsberger sehr den kürzeren zogen. Die Herrschaften waren gezwungen, das Weite zu suchen, und dürften mit einigen diesbezüglichen Spuren nach Hause gekommen sein. — Ganz erklärlich ist es unter solchen Umständen, daß in der Eile vergessen wurde, die kleine Gasthausrechnung zu begleichen, die Euer Wohlgeboren zu unterbreiten ich hiermit die Ehre habe:

Zwei Abendessen für 9 Personen . . .	23 fl.	70 kr.
Ein Mittagsessen detto . . .	15 „	98 „
Zwei Frühstück detto . . .	8 „	10 „
Wein für 9 Personen	26 „	48 „
Dem Stubenmädchen für Depurgationen	— „	80 „
Für eine Weinflasche à 40 kr., und drei Fensterscheiben à 30 kr., zusammen .	1 „	30 „
Summa	76 fl.	36 kr.

Um gefällige Notiznahme bittet

achtungsvoll ergebenst

Peter Streicher,

Gasthausbesitzer in Tamern."

Der Burgermeister veranstaltete zu Ehren der wackeren Touristen eine Nachfeier beim „Grünen Baum". Nachdem die Gefeierten neuerdings und stets mit mehr Nachdruck und in helleren Farben ihre seltenen Abenteuer an der sausenden Enns und bei der Besteigung des „elftausend Fuß hohen Gletschers Reichenstein" dargetan hatten, sagte der Burgermeister, er sei von der Gemeinde beauftragt, den kühnen Mitbürgern ein Ehrendiplom hiermit zu überreichen — und las feierlichen Tones Brief und Gasthausrechnung des Peter Streicher vor.

Ein Abelsberger auf dem Vesuv.

Thomas Treibaus ist ein ehrsamer Viehhändler aus Abelsberg. Er hat sein Lebtag viele Ochsen gemästet und ist auch selbst dabei fett geworden. Indes ließ er sich nicht betören von den Reichtümern und Rindern dieser Erde, sein Sinn stand nach Höherem. So hoch seine Ochsen auch die Hörner tragen mochten, wenn sie vor dem vollen Barren standen, so hoch die Kälber auch ihre Schweife schwangen, wenn sie lustig und flink über die Wiese hüpften — sein Sinn stand höher.

Da hatte er einmal — es war zur goldenen Zeit, als er, ein Knabe noch, die Kuheuter auf der Weide aussaugte, wenn ihm sein Dienstherr zur Strafe für unachtsames Hüten das Mittagmahl vorenthielt — hatte er einmal durch einen alten Hausierer die Sage von dem feuerspeienden Berge gehört.

Nebstbei, daß Thomas Treibaus Kälber trieb, Kühe handelte und Ochsen mästete, ging das Dichten und Trachten seiner sehnenden Seele dahin, einmal diesen feuerspeienden Berg zu sehen und — Ehre seinem Mannesmute! — zu besteigen.

Und das sollte der Glanz- und Höhepunkt seines vielbedeutenden Lebens sein, das sollte ihm Ruhm sein im Lande und für späte Zeiten.

Thomas hatte schon Bilder gesehen von dem berühmten Berg, und Guckkastenmänner kamen zuzeiten in die Gegend, die hatten das Ungeheuer in einem Kästlein, ganz wie es leibte und lebte und spie. Dieser Berg mit seinem glühenden Rachen ist nicht wie der allfort funkensprühende Schornstein der Schmiede im Tale, nicht wie ein wüstausbrechender Kohlenmeiler! Dieser Berg ist der Hölle Tor und Schlot; wenn der Teufel eine arme Seele holt, so flattert er mit seinen ungeheuren, kohlschwarzen Fledermausflügeln da hinein! — Das weckte Treibaus' Sehnsucht erst auf, denn was ein rechter Viehhändler ist, darf sich vor Hölle und Teufel nicht fürchten.

Und als nach und nach die gute Zeit gekommen war, da sein Bäuchlein groß, seine Äuglein klein, sein Näschen rot und sein Beutel schwer geworden, da gedieh sein Lebenswunsch: „weit und tief ins Welschland hinein!" zur Reise. Als er hierauf, dem Ideale zuwallend, durch Tirol kam und durch die Lombardei, war es zum erstenmal, daß er die Leute nicht gut verstand. Auf der ganzen Reise innerte ihn nichts, als der schiefe Turm zu Pisa, vor dem er drei Stunden lang mit offenem Munde stand, und die Fontana trevi in Rom, wo versteinerte Ungeheuer zwar nicht Feuer, aber Wasser spien.

Dann zog er tiefer nach Süden. Er fühlte es wohl, wie es von Tag zu Tag heißer wurde, er nahte — dem feuerspeienden Berge.

Weiteres ist von dem Vorleben des wackeren Thomas Treibaus nicht bekannt. —

Als ich an einem Septemberabende 1872 am Hafen von Neapel auf und ab schlenderte, um mir das Treiben dieses Volkes zu betrachten, sah ich einen wohlbeleibten, aber behenden Mann in Kniellederhose und grünberandeter Lodenjacke mit einem Cicerone lebhafte Gesten machen. Ich sah so von weitem hin, ich sah, wie der Mann keck die Füße auseinanderstemmte und mit den Händen zuweilen auf sein wohlgepflegtes Bäuchlein schlug. Trotz des breiten Strohhutes, der das Gesicht des Mannes halb bedeckte, und trotz der grünen Waden über den Bundschuhen, sagte ich nachdrücklich zu mir selbst: „Ich will doch ein Lump sein, wenn das nicht ein Abelsberger Viehhändler ist!"

Jetzt hub er behäbig an, die Ärmel zu zerren, zog den Rock aus, daß er in seinen weiten Hemdärmeln, mit seiner schwarzen Weste, die eine Reihe Silberknöpfe und eine schwere, talerbehangene Uhrkette trug, und mit einem breiten Ledergurte dastand. Nun war kein Zweifel mehr — ein Landsmann. — Zu allem Überflusse hörte ich ihn noch brummen: „A Viehhitz' das, und bis in die spat Nacht eini!" Darauf sehr laut und immer mit den Händen fuchtelnd zum braunen, verschmitzt lächelnden Italiener: „Na, so versteht's denn wahrhafti nit Deutsch? Auffi, da auffi möcht' ih!" Er deutete gegen den Vesuv, über dessen Spitze ein leichter Rauch zog. Ein Redeschwall brach los aus dem Munde des Cicerone, aber ein welscher Redeschwall; und mein Landsmann schüttelte das Haupt und wollte weiter.

Da rief ich, auf ihn zueilend: „Vetter, grüß Gott!"

Zuerst war er einen Augenblick verdutzt, dann schrie er, die Hände ausbreitend: „Jessas, Jessas, das — ja, das ist ja wieder einmal an ordentlicher Mensch! — Freilih, freilih — na, ih trau mir's z'sagen: a fett's Paar Ochsen kunnt mir die Freud' nit machen! — Grüß Ihna Gott! Sag'n S', Landsmann, sein S' ah z'weg'n dem da kemma?" Er deutete gegen den Vesuv.

Das war das Finden und Binden — er schwur mir ewige Freundschaft. Wir gingen in eine Osteria, dort erzählte er mir seine Lebensgeschichte und sein höheres Streben nach dem feuerspeienden Berg, wie er sich wundere, daß dieser weltberühmte Berg grün und grau wie alle anderen Berge still dastehe, nicht ringsum glühe und kaum ein Rauchwölkl habe — wie es sich schier nicht des weiten Weges lohne, wie er den Berg aber trotz alledem morgen mit dem früheſten zu besteigen gedenke.

Ich hatte auch dieselbe Absicht, und so beschlossen wir, zusammen die Partie auf den Vesuv zu machen.

Ich habe nie noch einen glücklicheren Menschen gesehen, als meinen Viehhändler an demselben Abend.

„Heut' zahl' ich alles!" rief er wiederholt, seine schweren Fäuste mit den Hemdärmeln auf den Tisch schlagend; und wie sein Antlitz so lachte und leuchtete, da war es Vollmond in der Weinstube.

Am andern Morgen — es lag noch Finsternis über den Wassern — war es meines neuen Reisegefährten erstes, daß er mir zeigte, wie er seinen roten Regen- und

Sonnenschirm praktisch zu einem Bergstock eingerichtet habe. Dann sagte er ernst und ergriffen: „Also heute! Heute! Und das Parapluie da heb' ich mir auf zum ewigen Andenken!" Der gute Mann fühlte sich verpflichtet, angesichts seines großen Zieles möglichst Hochdeutsch zu sprechen.

Wir fuhren bis zum nächsten Städtchen Resina. Dort nahmen wir zwei graue Esel und einen braunen Führer und begannen die Wanderung aufwärts.

„Vor Banditen fürcht' ich mich gar nicht, gelt?" sagte Thomas, als er so neben mir auf dem Esel wackelte.

„Und wenn einer kommt, meiner Seel', ich schlag' zu!" er hob seinen Regenschirm, setzte aber beruhigt bei: „Na, so leicht kann nix geschehen, es sind unser fünfe."

Die Esel warfen ihm einen dankbaren Blick zu.

Wir ritten zwischen berankten Gartenmauern hin und durch ein Wäldchen von Obstbäumen und an Weingärten entlang. Der Morgen graute und die schwarze Masse des Berges vor uns stach deutlicher von dem Himmel ab. Wir bogen nördlich und sahen hinaus über das Meer, auf welchem in der Dämmerung wie vor der Schöpfung Nebel und Wasser noch nicht gesondert schien. Dann kamen wir über schrollige Lavaströme — hier stieg mein Thomas zum erstenmal ab, befühlte den rauhen, schründigen Boden und schüttelte den Kopf.

„Überhaupt," sprach mein Landsmann, „das italienisch' Land ist nicht das, was der Leut' Reden daraus macht. Was, südlicher Himmel! Der ist auf unseren

Bergen just so blau, wenn's schön ist. Die Sonne hier scheint heißer wie daheim, und das — halt, Eselein, schmeiß' mich nicht ab! 's ist aber auch ein verdrumpfter Weg in diesem italienischen Paradies, überall voller Steine. Wein wär' schon recht, wenn er nicht warm wär'. Und im Brot ist kein Salz, in der Suppe kein Schmalz, und Knödel ist schon gar keins zu sehen. Jetzt, frag' ich, was ist das für ein Land?"

Mein Thomas war bei diesen Worten so böse geworden, daß er seinem Esel eins in die Weichen gab.

„Und doch," entgegnete ich seiner Rede, „soll Italien das Wunderland sein, wo ein offenes Herz auch das schönste Ideal durch eine noch schönere Wirklichkeit übertroffen findet."

In diesem Augenblick strauchelte mein Esel, daß ich schier über die Lavaschollen gepurzelt wäre, und das Gespräch war unterbrochen.

Es war licht geworden, unten reihten sich Städte an Ruinen, Landhäuser an Mauertrümmer, Gärten an Schuttlehnen. Das Meer lag in matter Bläue, dort und da ein weißes Segel. Über Neapel zog sich ein Nebelstreifen weit hinaus auf die hohe See.

Als wir zur Einsiedelei kamen, hätte mein Thomas für sein Leben gern den Einsiedler gesehen. Aber der Gute hatte sich wahrscheinlich des Abends zuvor zu lange kasteit, und so ruhte er nun wohl noch auf der härenen Decke.

Im Wirtshause des Observatoriums angelangt, genossen wir Wein und Trauben und unser Führer erzählte von den Zerstörungen, die der letzte Ausbruch des Vesuv in der Umgegend angerichtet hatte. Unter den zahlreichen Verunglückten war auch sein Bruder gewesen.

„Und Vieher sind doch keine zugrunde gegangen?“ fragte Treibaus teilnehmend. Der Bursche hatte ihn nicht verstanden.

Die Esel ließen wir beim Observatorium. Der Führer begann seine mitgetragenen Stricke in Bereitschaft zu halten, und es kam eine schwierige Fußwanderung den Kegel hinan. Glatt und schroffig und schründig ist die Lava, und dann wieder wollen die Füße versinken in Aschenstaub. Wir waren auf der Nordwestseite, im Schatten, obwohl die ganze Gegend unten schon im Sonnenlichte lag. Der Himmel war tiefblau, aber je näher wir der Höhe kamen, je mehr umhüllte ihn eine dunstige, rötliche Luft und wir rochen Schwefel. Wir sahen, wie der Rauch da oben emporqualmte, wie er immer röter und glühender wurde, und wie — „Sas Maria!“ rief Thomas, „g'rad' jetzt hebt er an zu speien!“ und wollte abwärts.

Der Sonnenball stieg empor just über dem Krater durch den wirbelnden Rauch, rot und sprühend, wie ein Klumpen Glut. Der Führer drängte, half uns weiter und bald waren wir zu Rande. Zu Rande an den Kratern, den dampfenden Schründen und Klüften, bunt in hellen Farben, wie Salamander, tief dröhnend zu-

weilen, grollend, ächzend, wie ein böses Gewissen — der feuerspeiende Berg.

Mein erschreckter Blick wendete sich zurück zu dem sonnigen Lächeln der Welt. Nun lag Neapels Halbmond in Reinheit da. Rückwärts die grüne, mit Städten und Villen besäete Ebene von Casoria; dann zogen sich hin die samtähnlichen Höhen von Camaldoli, die schroffen Berge der Inseln Procida und Ischia — dann die unabsehbare Meeresweite.

Hernach links die dunkeln Berge von Capri und die lichten Felswände von Sorento, und der dämmerige Gebirgszug des Monte Albino, und das Sarnotal mit der rötlichen Trümmerstätte Pompejis.

Uns gegenüber aber, im Nordosten, ragen in einem Halbkessel die kahlen, toten Wände des eingestürzten Kraters Somma, eine andere Ruine der Hölle, — und in weiter Ferne die Höhen des Monte Matese und Vergine.

Mein Landsmann sah durch unser Fernrohr eine Weile unverwandt in die Ebene hinab und machte dabei ein äußerst vergnügtes Gesicht. „Recht weichleibig, ganz semmelfärbig, man meint, es müßt Mürztaler Schlag sein!"

Eine Herde Rinder entzückte ihn.

Ich nahm ihn am Arm und führte ihn unter Leitung des Cicerone in den Wildnissen der Vesuvkrone umher.

Man kann nicht hingehen und hinabgucken in den Krater, wie in eine Krautgrube; Hitze, Schwefeldampf und Rauch drohen den Kühnen zu ersticken. Da damp-

fende Schründe, heiße Lavaklöße und Schollen; dort hat sich die Erde gespalten und Glutschein rötet die Wände, aber dunkle Blöcke sind darüber hingeworfen. Und wer sich darüber hinwagt zum Krater, und Rauch und Dunst lassen ihm einen Blick hinabtun, der prallt zurück und stammelt: „Der Mensch versuche die Götter nicht!“ Schroff stürzen die schwarzen oder buntfarbigen Wände nach innen ab und der Trichter teilt sich unter phantastischen Gebilden in mehrere Krater, deren unergründliche Tiefen nicht einmal den Schall zurückgeben vom Stein, den man in sie schleudert. Freilich ist da unten ein ewiges Dröhnen, wie das Knurren des Löwen.

Aus allen Spalten und Klüften dringt Rauch. Dort in der Schramme sehe ich helle Lava glühen; sehe ich die Essen der Zyklopen und höre ich ihr Pochen auf dem Amboß der Urgefelse? — Wie tief und gewaltig, du schrecklicher Hephästos, ist deine Werkstatt!

Ein hohles Donnern — der Führer riß uns in großen Schritten zurück. Da zitterte unter uns der Boden und Asche und Steine flogen aus den Schlünden.

„Geht's weiter, ist das a schauderhafte Sach'!“ jammerte Thomas, „jetzt fahr' ich aber gleich ab.“

Der Führer hielt ihn zurück, zog ein paar Eier aus der Tasche, legte sie in eine kleine Spalte, und reichte sie uns nach ein paar Minuten hartgesotten als Gabelfrühstück. Das brachte meinem Landsmann wieder das Selbstvertrauen. Eier am Herde des Vesuv gekocht hat man nicht zu jeder Vormittagsjause! Die Schalen tat er sorg-

lich in ein Papier und steckte sie in die Tasche — zum ewigen Andenken.

Bald darauf machten wir die Entdeckung, daß unsere Schuhsohlen angekohlt waren. „Schau, schau,“ sagte Thomas, „das wundert mich, die meinen sind vom Pinzgauerschlag.“ In seinen roten Regenschirm hatte ein glühendes Aschenstäubchen ein Loch gefressen. „Bravo!“ rief Thomas aus, „auch das ist ein Andenken an den feuerspeienden Berg für meine Kinder und Kindeskinder!“

„Ah,“ entgegnete ich, „das hat mir der Vetter gar nicht erzählt, daß er verheiratet ist.“

Er trocknete sich den Schweiß von dem Vollmond: „Na, das ist schon eine barbarische Hitz', da heroben!“ Von seiner Familie weiter keine Rede mehr.

Ich hätte den Führer und meinen Landsmann zur Rückkehr schier am liebsten vorausziehen lassen, um mich allein auf einen Lavablock zu setzen und am Brandopferaltar der Natur Gottes Herrlichkeit in stiller Seele zu feiern.

Da kam mein Gefährte: „Na, Sie, versetzen tu' ich Ihna nit!“ Und noch volkstümlicher: „Hiazt hab'n ma's g'seh'n, und hiazt geh'n ma hoam.“

Ich glaube, er hat es buchstäblich ausgeführt und ist von Neapel geradewegs in sein Abelsberg gefahren, um dort durch seine Eierschalen und den verbrannten Regenschirm beredtes Zeugnis zu geben von dem „feuerspeienden Berg“ und als kühner Besteiger desselben unvergänglichen Ruhm zu ernten.

Das reiche Jahr eines Abelsberger.

Es hat eine Zeit gegeben, da die Ober-Abelsberger Bauern über alle Maßen gescheit gewesen sind. Dann später kam die Schule, und die hat das gute Volk recht heruntergebracht. Da haben sie die Jahre her so höllisch viel gelernt, daß sie jetzt nachgerade gar nichts mehr wissen.

Oder erkennt es heute in der Silvesternacht einer, was für ein Jahr kommen wird? Ich glaube nicht. Die alten Ober-Abelsberger hingegen haben es aus den Zeichen erkannt, denn dazumal hat man an die Zeichen noch geglaubt und weil man daran geglaubt hat, so sind sie auch zugetroffen. „Heute geschieht kein Wunder mehr, weil sich die Leute nur darüber lustig machen würden."

Einstmals hat man die Offenbarungen geehrt; und es ist nicht etwa, daß ich den schönen Namen erdichte, er hat wirklich so geheißen, der Eberhard Weisheit. Und hat den Namen verdient, denn er war der weiseste Bauer im Ober-Abelsberger Gau.

Der Eberhard Weisheit hat seiner Väter ehrwürdige Sitten stets geachtet und gehalten, hat in der Christnacht seine Ochsen mit Weihrauch beräuchert, hat hinter den verdächtig aussehenden Bettelleuten Abspülwasser auf den

Weg gießen lassen, daß das Gesindel keine böse Macht über sein Haus haben konnte, und so ist er in der Silvesternacht auch auf den „Kreuzweg" gegangen, um unter Gebet und frommen Betrachtungen zu ersehen, ob ein armes oder ein reiches Jahr im Anzuge sei.

Es ist arg genug, daß es heutzutage Leser gibt, denen man die Sache des langen und breiten erklären soll. Wenn man in der Silvesternacht auf einen Kreuzweg geht, das heißt, auf einen Punkt, wo sich mehrere Wege kreuzen, so kann einem auf diesem Kreuzwege ein Mann begegnen. Es mag ein weltfremder Mann sein, er mag auch in der Gestalt eines guten Bekannten erscheinen. Man soll ihm nicht ausweichen und soll ihm auch nicht in den Weg treten. Man soll nicht grübeln. Wenn dieser Mann leicht und leer einherschreitet, dann mag man still nach Hause gehen und den Riemen neunmal ums Geldsäckl winden, denn es kommt ein schlechtes Jahr. Wenn hingegen der Mann auf dem Kreuzwege unter Last daherkeucht, dann soll man lustig ins nächste Wirtshaus eilen und sich selbst zur nachtschlafenden Stund' was Gutes antun, wohl auch anderen was zukommen lassen, denn es wird alles gut, es wird sehr gut, es kommt ein reiches Jahr.

Also war's in einer solchen Nacht, daß der Eberhard Weisheit gegen die zwölfte Stunde hinaus auf die Steinheide ging, wo ein Kreuzweg war und wo ein Kreuz stand, bei dem es nicht selten gespensterte. Es war eine Nacht, in der man nicht gern einen Hund vor die Tür

jagte; er war aber kein Hund, er war ein E— Eberhard Weisheit, und dieses Geschlecht hat sich von jeher nicht viel aus Schnee und Sturm gemacht.

Am Kreuze stand er still und ließ sich einmal recht anstöbern.

Es war, als ob auf jedem Wege, wie sie hier aus allen vier Weltgegenden zusammengingen, ein anderes Wetter heranbrauste und als ob Wind und Kälte und Schnee und Eis gerade den Kreuzweg zu ihrem Tanzboden gewählt hätten. — Weichlinge liegen in den Kissen vergraben und morgen, wenn sie aufstehen, sagen sie: Ein neues Jahr — was wird es bringen? und schauen dumm drein. Der Eberhard wird's wissen und wird still sein.

Siehe — dort kommt schon was! — Ein schwarzer Punkt im Gestöber, doch kommt er näher und näher. 's ist ein schwerfälliges Wesen, ein Mann, ein unter Last gebeugter Mann. Keuchend wankt er unter einer Masse, die sich schwer um seine Schultern schmiegt, und wankt vorüber.

Der Eberhard Weisheit hatte anfangs ein Kreuz über Gesicht und Brust geschlagen, hatte dann dieser Erscheinung mit Wohlgefallen zugesehen, und nun sie wieder verschwunden war, ging er ziellos im Schnee hin und her und entschied sich endlich für das Bachwirtshaus. Denn dort pflegten Bergknappen von Seewald späte Zecher abzugeben. Als er hinkam, sah er vor dem Hause am Trog, wo die Fuhrleute ihre Pferde zu füttern pflegten,

den Mann vom Kreuzweg stehen und seine Last auf den Trog stützen. Der Eberhard Weisheit trat in die Stube.

„Noch spät auf?“ sagte der Wirt.

„Schon früh auf!“ antwortete der Eberhard.

„So wünsch' ich glückselig Neujahr!“

„Hat sich schon angemeldet. Bring' mir eine Maß auf einmal, Wirt, und da draußen vor dem Haus rastet einer, dem schick' auch einen Krug voll hinaus. Er hat's wohl verdient, und ich bin der Zahler.“

Wenn er der Zahler ist, so wird er an seinem Tisch nicht allein sitzen bleiben müssen. Lustig geht's her, und draußen trinkt einer den Krug aus und denkt: Das neue Jahr hebt nicht schlecht an, der Wein hat mich rechtschaffen stark gemacht, und jetzt, meine liebe Sau, jetzt gehen wir's wieder an.

Lud frisch auf und hastete weiter.

Am nächsten Morgen, als der Eberhard Weisheit endlich nach Hause kam, trat ihm nichts Erfreuliches entgegen. Die Knechte stöberten in der Umgebung des Hauses herum und suchten im Schnee nach Spuren; die Hausmutter gröhlte und schrie: „Meine Alte! 's ist noch keine so feist gewesen, seit ich im Haus bin, und just die! Aber wart', wart', Dieb, wenn ich dich unter die Finger krieg'! Ich will dir sagen, was im Weisheithof eine Sau kostet.“

Da fragte der Eberhard etwas unsicher, was denn los sei?

„Ja!“ rief das Weib, „mit dir habe ich auch was zu reden! Was hast du in den Nächten außer Haus herumzuzodeln? Aus dem Wirtshaus kommst, merk' ich! Und jetzt laß dir sagen, daß sie uns heut' über Nacht die beste Sau im Stall gestochen und fortgeschleppt haben. Die Spur geht über die Steinheid' gegen den Kreuzweg und weiterhin hat sie der Schnee verweht. Was willst jetzt, wenn der Fasching kommt, für ein Fleisch essen, möcht' ich wissen! Wo wirst den Speck hernehmen! Na, ich sag's: das neue Jahr hebt schön an!“

Jetzt hat der Eberhard sich einen schlichten, zweisilbigen Namen gegeben und weiter kein Wort gesprochen. Aber, wenn seither die Rede ist vom Kreuzweg und was man auf demselben für Offenbarungen haben könne, schlägt sich der Eberhard sachte seitab. Nach wie vor hält er der Väter Glauben in Ehren, bleibt in der Silvesternacht aber hübsch daheim und sperrt den Schweinstall zu.

Ein junger Abelsberger in der Residenz.

Ein Junge aus Ober-Abelsberg kam in die Hauptstadt, um zu studieren. Unter seinen Professoren hatte der treuherzige Knabe mehrere Gönner, wovon ihm einer eines Tages für sich und einen Freund zwei Eintrittskarten schenkte. Die Eintrittskarten galten für eine philosophische Vorlesung, die derselbe Professor in einem öffentlichen Saale halten sollte. Der junge Student aus dem Dorfe freute sich schon den ganzen Tag auf den Abend der Vorlesung, und sein Kummer war nur der, daß er unter seinen wenigen Bekannten keinen Genossen fand, welcher die zweite Eintrittskarte angenommen hätte. Die Studenten wollten den Abend lieber anderswo zubringen, als den Herrn Professor anhören, dessen Stimme sie ohnehin gut kannten.

Als die Stunde kam, ging der wißbegierige Junge nach dem Saale der Vorlesung und war betrübt, daß der Schatz, den er in der Tasche trug, zum Teile unverwertet bleiben sollte. Da sah er an der Gassenecke einen schlichten, anspruchslosen Mann stehen, dem Anzuge nach vielleicht ein Bahnschaffner oder so etwas. Ah, dachte sich der kleine Student, dem kann ich einen Gefallen tun, der hat just nichts zu tun und ist gewiß froh, wenn er meinen Herrn Professor einmal hört.

„He, Vetter!" rief er dem Manne zu, „wenn Sie was profitieren wollen, so kommen Sie mit!"

„Ich bitte!" entgegnete der andere und ging mit dem Jungen. Dieser gab an der Pforte die zwei Karten ab, die beiden traten in den Saal. Die Vorlesung begann. Der Student hörte mit Begeisterung zu, in der Hoffnung, all die schönen Worte, die er heute anhörte, dereinst in den höheren Schulen auch zu verstehen. Neben ihm stand bewegungslos wie ein Baum der Mann von der Straßenecke. — Das ist ein dankbarer Mensch, dachte sich der Student. — Der Kleine wird vielleicht einen Schützer im Gedränge, einen Begleiter auf dem Heimweg haben wollen, dachte der andere.

Nach der Vorlesung sagte der Junge zu seinem Manne: „Nichts danken, mich freut's, wenn's gefallen hat. Behüt' Gott!" Und er wollte im Trosse davon.

„Ich bitte," warf der andere rasch ein und hielt den Jungen am Arme fest, „ich bekomme neunzig Kreuzer. Ja, neunzig; für die Stunde ist des Nachts sechzig, und anderthalb Stunden bin ich zu Diensten gestanden."

Der unglückliche Bursche aus dem Dorfe hatte einen Dienstmann mit in die philosophische Vorlesung gezogen. Geld hatte er keines im Sack. Der Auftritt wurde laut; der Junge war sprachlos vor Schreck und Ärger. Der Professor kam und tat, was vielleicht an seiner Stelle noch keiner getan hatte: er entschädigte einem seiner Zuhörer mit neunzig Kreuzern die in der Vorlesung verlorne Zeit.

Eine Abelsberger Heiratsgeschichte.

Die Gallbeißerin zu Abelsberg war mit ihrem ersten Manne bereits fertig geworden, hatte von ihm ein zwei Stock hohes Haus geerbt, und die Kleider. Was kann eine Witwe mit den Kleidern ihres Seligen machen? Sie kann mit den Kleidern ihres Seligen nichts Vernünftigeres machen, als wieder einen Unseligen hineinstecken. Ihren ersten Gatten hatte sie aus Liebe geheiratet, aus Liebe zu seinem zweistöckigen Hause. Nun ist es aber nicht wahr, was Poeten sagen, nämlich, daß der Mensch nur einmal liebe. Im nachbarlichen Städtchen Neubrunn lebte ein Kaminfeger, der Witwer war und nach einer Frau suchte, die ihm bisweilen den Kopf wasche. Dieser Mann hatte sich ein drei Stock hohes Haus zusammengefegt; die Gallbeißerin liebte ihn.

Der Bäckermeister zu Neubrunn, ein guter Bekannter der Gallbeißerin und Freund des Kaminfegers, übernahm die Vermittlung und drückte seine Freude darüber aus, daß hier zwei Häuser zusammenkämen, die übereinandergestellt fünf Stock gäben! Bald ging die Verlobung vor sich, zu welcher der Kaminfeger mit musterhafter Sorgfalt allen Ruß von seinem Gesichte wusch, um dar-

zutun, daß er noch fein und glatt und nicht alt sei; und zu welcher die Gallbeißerin ihr Gesicht mit etwas verdünntem Karmin anstrich, um darzutun, daß sie fein und rot und noch jung sei.

Alsobald nach der Verlobung begannen die Vorbereitungen zur Hochzeit, wozu der brave Bäckermeister zu Neubrunn sein möglichstes tat. Die Gallbeißerin ließ sich ein den fünf Etagen entsprechendes Brautkleid verfertigen; der Bräutigam aber holte sich aus irgendeinem hohen Schornsteine eine Lungenentzündung herab und legte sich damit zu Bette. Mittlerweile war das Brautpaar auf den Kanzeln zu Abelsberg und Neubrunn feierlich verkündet worden; zu Neubrunn nach dem dritten Aufgebote hatten die Kirchenmusikanten sogar mit Trompeten und Pauken einen schallenden „Tusch" aufgeführt, weil der Bräutigam seinerzeit auf dem Chore mitmusiziert hatte. Der Arzt jedoch war der Ansicht, daß die Hochzeit zu verschieben sei, erstens, weil der Bräutigam noch nicht gesund, und zweitens, weil er todkrank wäre. Man stelle sich den Schmerz der Braut vor, als sie solchermaßen das dreistöckige Haus in Gefahr sah. Sie beschwor den Arzt, alles aufzubieten, um zu retten, was zu retten sei, und sie besprach sich mit dem Bäckermeister, ob nicht der Ehevertrag sofort könnte ausgefertigt werden? was der Meister bejahte und ein Übereinkommen auf Gütergemeinschaft sehr befürwortete. Es geschah, aber der Notar — wie solche Leute schon in allem auf das Umständliche und Verwickelte hinausspielen — schrieb unter den

Ehevertrag als letzte Klausel: „Dieser Kontrakt tritt mit der kirchlichen Trauung obengenannten Paares in Gültigkeit.“

Der Tag der Trauung war da, der hochzeitliche Festsaal, Küche und Keller waren bereit, aber der Arzt erklärte die Trauung in der Kirche für unmöglich, da eingetretenen Symptomen nach der Bräutigam nur wenige Stunden mehr zu leben habe.

„Ist denn nicht ein Stock mehr zu retten!“ wimmerte die Braut und sank auf den Lehnstuhl. Bald hernach stürzte sie hin ans Bett und rief: „Mein Geliebter, mein Einziger, ich will dein Weib oder deine Witwe sein. Noch in dieser Stunde soll uns der Pfarrer trauen!“ Der Kranke faßte gerührt ihre Hand und dankte für ihre Lieb' und Treue. Aber er wisse nicht, ob er das Opfer annehmen dürfe.

Es sei kein Opfer! rief sie, und auch der Bäckermeister legte sich ins Mittel, daß der Kranke den Willen zur Trauung im Bette gebe und somit der Herzenswunsch beider erfüllt werde, es gehe dann aus, wie Gott es wolle.

So wurde, da alles so weit gediehen war und keinerlei Hindernisse mehr obwalteten, die Trauung „einfach und würdig“, wie die Gallbeißerin es wünschte, am Krankenbette vollzogen. Die Hochzeitsgäste, an der Spitze der Bäckermeister und die Braut, begaben sich hierauf vom Krankenbette weg in den Gasthof zum Festmahle, bei dem es gar heiter herging, die Braut viel mit Wein geehrt und sogar der Sterbende leben gelassen wurde.

Sie waren gerade beim Schaumwein, den der noble

Bäckermeister beigestellt hatte und bei welchem wieder wacker angestoßen werden sollte, als die Nachricht kam, der Bräutigam sei ruhig im Herrn entschlafen.

Die Braut flennte eins und dachte bei sich: Ach, was bei solchen Gelegenheiten die Zeremonien lästig sind!

Am andern Morgen, während auf dem Turme die Totenglocken klangen, bestieg die Gallbeißerin tränennassen Auges ihr ererbtes Haus bis in den dritten Stock. Den an Zins rückständigen Parteien der Dachkammern kündete sie die Wohnung, dann stieg sie, getragen von dem Nimbus des Schmerzes wieder zur Erde nieder.

Am Haustore erwartete sie der Bäckermeister, noch ein bißchen übernächtig, aber nichtsdestoweniger nüchtern. Er zog sie mit zurück in den Flur, er habe mit ihr eine kleine Angelegenheit zu besprechen.

Es wäre wohl allzufrüh, an diesem Tage schon! lispelte sie, das Auge zu Boden schlagend. Er aber meinte, es gebe Angelegenheiten, die nicht früh genug ins reine gebracht werden könnten. Er sei von jeher ein Mann der Ordnung gewesen, und auch sie, die Gallbeißerin, kenne er von dieser höchst ehrenwerten Seite. Er habe — und damit zog der Bäckermeister ein Papier aus der Tasche — einen Schuldbrief in der Hand, nach welchem er vor einundzwanzig Jahren dem Kaminfeger Ignaz Kratzer, nunmehr ihrem seligen Gatten, eine Geldsumme geliehen habe, diese Summe sei im Laufe der Zeit durch den vereinbarten Zinsfuß auf mehr als fünfundzwanzigtausend Gulden angewachsen. Dieses dreistöckige Haus sei unter

Brüdern kaum sechzehntausend Gulden wert, ein anderes Vermögen sei nicht da, und es freue ihn — den Bäckermeister — daß sein ehrenwerter, nunmehr heimgegangener Freund vor seinem Tode noch einen so schönen Ausweg gefunden habe, seiner Pflicht gerecht zu werden. Er sei überzeugt, die Witwe und Erbin werde das Andenken des Verstorbenen dadurch ehren, daß sie — wozu er bereits die amtlichen Wege zu betreten sich erlaubt habe — ehebaldigst den von ihrem Eheherrn unterzeichneten Schuldschein einlöse. In neue Schulden wolle er sie nicht stürzen, sondern erkläre sich in Gottesnamen mit den beiden Häusern für zufriedengestellt.

So sagte er, der Schuldbrief war nicht abzuleugnen, und nun kamen für die Gallbeißerin Tage des wirklichen Schmerzes.

Es wäre unerquicklich, ihre Zornausbrüche wiederzugeben, sie führten auch zu nichts. Die beiden Häuser mit den fünf Stockwerken fielen dem Bäcker zu, der diese Heirat schlau nur veranstaltet hatte, damit sich das Vermögen des Kaminfegers vergrößere und somit er zu seinem Gelde gelange.

Die Welt war von jeher schlecht und ist in Abelsberg und Neubrunn nicht besser, als anderswo. Die Gallbeißerin hat daher zum Schaden auch noch den Spott. Der Erzähler wünscht ihr nichts Schlechtes, sagt aber das: Wem auf dieser Erde das Geld die Hauptsache ist, und so weiter. — Der Bäckermeister soll's auch bedenken!

Der Abelsberger Baßgeigenkrieg.

Auf dem sehr finsteren Dachboden des Wirtshauses von Ober-Abelsberg, unter anderen staubigen, rostigen und wurmstichigen Überbleibseln vergangener Jahrhunderte, ruhte eine alte, braun angestrichene, und dennoch wurmstichige Baßgeige. Man wußte nicht, woher sie kam, man wußte nicht ihr Geburtsjahr, und an ihrer Wiege war es gewiß nicht gesungen worden, daß sie dereinstmalen auf dem sehr finstern Dachboden des Wirtshauses von Ober-Abelsberg erbärmlich sollte verderben.

Die letzten Jahre her hatte diese Baßgeige zuweilen noch ein Lebenszeichen von sich gegeben. Flatterte eine Fledermaus über sie hin, oder huschte ein ander' Mäuslein über ihre Saiten, gleich hub sie wie ein geschwätzig Weib an, ihren Lebenslauf zu erzählen und Lieder zu singen aus den schönen Zeiten ihrer Jugend. Später brummte sie nur noch, wenn der Wind im Dache sauste; seitdem ihr aber die Mäuse alle Saiten abgenagt hatten, lag sie klang- und klagelos in Moder und Staub.

Gerade unter diesem öden Dachgeschosse lag der Tanzboden. Wie pfiffen da oft die Pfeifen und geigten die Geigen, daß alle Hunde des Dorfes aus Wonne an-

huben zu winseln und die Trommelfelle der Tänzer durchlöchert wurden von den scharfen, nadelspitzen Tönen. Aber keiner hatte geahnt, wie nahe das Mittel war, das mit einem wohlwollenden Gebrumme die Mißstimmung ausglich.

Die lieben possierlichen Rotschwänzchen nisten nicht ungern in altem Gerümpel, und so ist unter dem Geschlecht dieser Vögelchen auch ein musikalisches Paar gewesen, das sich in unsere still verlassene Baßgeige eingenistet hatte. Dieser Umstand lenkte die Aufmerksamkeit des kleinen Wirtsfriedl — der ein passionierter Vogelfreund war — auf das alte Instrument, so im Dachgeschoß des Hauses ruhte; und eines Tages hub der Junge mit dem Ding ein Staubaufwirbeln und Herumzerren an, störte den Hausfrieden der Rotschwänzchen, und nicht lange hernach kollerte er mit der Baßgeige zur Bodenstiege herab.

Die Geige war den Abelsbergern wie vom Himmel gefallen und es kam der Tischler und leimte die Sprünge und Löcher zu, und es kam der Schulmeister mit der großmächtigen Brille und zog Saiten auf, und als der Abelsberger Jahrmarkt kam, siehe, da brummte im Vereine mit den Pfeifen und Gesängen das altehrwürdige Instrument dem Kirchenpatron seine Verehrung. Es war eine große ungeteilte Freude in Ober-Abelsberg.

Und nach dem Gottesdienst ging alles ins Wirtshaus und auf den Tanzboden; da blieb die Baßgeige nicht zurück. Bringt es schon der Herr Pfarrer zuweg, daß er

Vormittag den Wein aus dem Kelch trinkt und Nachmittag aus dem Krug, so weiß es auch eine altehrwürdige Baßgeige einzurichten, daß sie vormittags Kirchenlieder jodelt und nachmittags Ländler und Walzer. Und wenn sie schon vormittags in Ehrfurcht gesungen hatte, so ließ sie nun im Wirtshaus manchen Juchton über den Sattel springen, daß schon all die Röcke flogen und die Hosen flatterten.

Und so war es nun jahrelang gewesen, daß die Baßgeige den Kirchenchor und den Tanzboden versorgt hatte, bis einmal bei einer mächtig lustigen Hochzeit die heißblütige Braut vom Tanzen zum Umfallen erschöpft, hin auf die Baßgeige sank und ihr den Bauch einsaß. Da hat die Geige wohl gottsrechtschaffen gebrummt.

Aber das war ihr letztes Brummen gewesen für lange Zeit. Erst nach Jahren war es wieder, daß die Ober-Abelsberger sagten: „Wir haben ja keinen Baß nicht, wir müssen der Alten den Bauch flicken lassen.“ Hierauf kam wieder der Tischler mit dem Leim und der Schulmeister mit den Saiten und mit dem Fiedelbogen, und da hing dieser einen wegen der Himmel über Abelsberg voller Geigen.

Nun kam aber eine Zeit über die Welt, die groß und vielbedeutend geheißen wird von hellgeistigen Männern, die aber nichtsdestoweniger manches Dorf zu einer wahren Narrengemeinde gemacht hat. Wenn es früher in so einem Orte gutmütige Bauern und ehrsame Handwerker und ein paar bärbeißige Amtmänner und ein

paar wohlgenährte Priester und ein paar zaunmarterdürre Kirchendiener und Betschwestern gegeben hat, so trotteten jetzt nur mehr „Liberale“ und „Klerikale“ über die Dorfgasse. Es gab keine anderen Leute mehr, und wenn z. B. die „Liberalen“ männlich und die „Klerikalen“ weiblich gewesen wären, so wäre die Sache bigott leicht geschlichtet worden; so aber bestand eine Kluft zwischen Freund und Freund, zwischen Gevatter und Gevatterin, zwischen Vater und Sohn, zwischen Gatten und Gattin, zwischen Pfarrer und Amtmann, zwischen Kirche und Wirtshaus.

Man hätte meinen sollen, die altehrwürdige Baßgeige, als ein beiden Teilen und allen gemeinsames Gut, wäre hier das versöhnende Moment gewesen; au contraire, wie die Gebildeten von Abelsberg sagen, die Geige wurde der Gegenstand eines hitzigen, tiefgreifenden Krieges. Der Schulmeister spielte auf dem Chore mit dem Fiedelbogen nicht mehr. Da schickte der neue Regenschori — der nicht bloß unter der Fahne der „Klerikalen“ stand, sondern sogar der Fahnenträger selbst war — in das Wirtshaus, um die Baßgeige von ihrem Aufbewahrungsorte zu holen. Aber da hub der Wirt statt der Baßgeige zu brummen an: die Geige gehöre den Liberalen; der Tischler habe einstmalen daran geleimt und der Tischler sei liberal; der Schulmeister habe die Saiten aufgezogen und der Schulmeister sei liberal; im Wirtshause, wo sie aufgefunden worden, sei ihr Hort gewesen und das Wirtshaus sei — man sehe es ja doch an der aufliegenden

Zimmermannschen „Freiheit" — liberal. Maßen sei die Baßgeige liberal mitsamt dem Fiedelbogen.

Auf das hin brauchte sich der Pfarrer für den nächsten Sonntag keine Predigt aus dem Evangelienbuch zu ziehen. Die Baßgeige war der Gegenstand seiner Betrachtung. Mit einer heiteren Bemerkung hub der Mann an: Vor Jahren, da die Baßgeige aufgefunden worden, habe alles gesagt, die Baßgeige sei den Ober-Abelsbergern vom Himmel gefallen. — Demzufolge sei sie klerikal. In der Kirche habe sie zum erstenmal getönt. Der Schulmeister habe sie in Kirche und Wirtshaus gespielt, und der Schulmeister war dazumal klerikal gewesen. Und wenn noch die Braut erinnerlich wäre, die einstmalen der Geige den Bauch eingesessen habe, so sei darauf zu erinnern, die Braut sei heutzutage die Frau des Kirchendieners. Und wenn er — der Pfarrer — endlich behaupte, das Instrument sei seinerzeit für die Kirche angeschafft worden, so werde keiner sein im Orte, der das Gegenteil beweisen könne, und die Baßgeige sei somit klerikal und gehöre ein für allemal den Klerikalen.

Die Gründe des Herrn Pfarrers waren schlagend, nur schade, daß kein einziger Liberaler in der Predigt gewesen. Die Liberalen saßen im Wirtshause und sangen kecke Trinklieder, und die Geige gab den Baß dazu. Da dachte sich eines Abends der Herr Kaplan: Wozu solang mit Worten fechten, laßt uns endlich Taten sehn! — schlich durch Nacht und Nebel in das Wirtshaus und entführte die Baßgeige in den Pfarrhof.

Von nun an bekam die Sache einen rasch handelnden Gang. Die Liberalen gingen aufs Bezirksgericht und strengten eine Klage an gegen den Pfarrer wegen Aneignung unrechtmäßigen Gutes. — „Albernheiten!" sagte das Bezirksgericht, „so einer alten Baßgeige wegen kommt eine ganze Gemeinde in Harnisch. Geht heim und versöhnt euch friedlich." Und die Liberalen gingen heim und trugen die Baßgeige zurück in das Wirtshaus.

Hierauf gingen die Klerikalen zum Dechant und beklagten sich wegen räuberischer Eingriffe in ihr Besitztum. Der Dechant sagte, sie sollten nur nicht nachgeben, sollten zum Bischof gehen, einstweilen aber die Baßgeige fest in den Pfarrhof zurückbringen. Sofort verschwand die Geige wieder aus dem Wirtshaus. Da gingen denn die Liberalen zum Landesgericht. „Geht, schert euch nicht," sagte das Landgericht, „verschenkt den Scherben!" — „Aber es handelt sich nicht mehr um die Baßgeige, es handelt sich um das Recht, um die Ehre!" sagten die Ober-Abelsberger. Doch das Landgericht wies sie ab. So waren sie auf Selbsthilfe angewiesen; sie stürmten den Pfarrhof und eroberten die Baßgeige wieder zurück in das Wirtshaus.

Nun begaben sich die Klerikalen zähneknirschend zum Bischof. „Ja, meine Lieben," sagte der Bischof, „nur standhaft sein. Haben sie nur erst die Baßgeige, so nehmen sie euch auch die Orgel, und haben sie diese, gehört auch das Chor ihnen und sie rauben euch zuletzt die Kirche mitsamt dem Turm. Ich allerdings kann nichts für die

Sache tun, aber steht nur männlich selbst dafür ein.“ Männlich selbst dafür einstehen, das hieß: die Baßgeige aus dem Hintertürchen des Wirtshauses wieder in den Pfarrhof schleppen.

So geschah es. Da machten sich die Liberalen auf und begaben sich mit schwarzen Röcken und weißen Krawatten — wohin? — zum obersten Gerichtshof. Der wußte schon von der Geigengeschichte und ließ die Leutchen gar nicht vor. Jetzt kam es auf nichts Geringeres an, als des Pfarrers Kuhmagd zu bestechen, daß diese die Häuserin bestechen und ihr den Schlüssel zur Rumpelkammer entlocke.

Und nach wenigen Tagen, als der Pfarrer und der Kaplan brevierbetend am Wirtshause vorübergingen, hörten sie drin johlen und tanzen und die wohlbekannte Stimme der Baßgeige.

Jetzt luden sie alle Parteigenossen zu einer Versammlung ein, hielten Rat und beschlossen einstimmig, eine Deputation zum heiligen Vater zu senden, auf daß durch des Statthalters Christi Wink die Baßgeige der Kirche erhalten bleibe.

Die Liberalen hielten auch eine Versammlung und stärkten sich dazu mit dem edeln Saft der Gerste. Und als sie sich gestärkt hatten mit dem edeln Saft der Gerste, da hielten sie Rat und beschlossen: Gehen die zum Papst, so gehen wir zum Kaiser!

Nach wenigen Wochen zogen zwei Deputationen von hinnen, die eine gen Rom, die andre gen Wien.

Die alte, arme Baßgeige aber lehnte in einem einsamen Winkel des Wirtshauses und — war tief verstimmt über den närrischen Hader, dessen unschuldige Ursache sie geworden, und der entzweiend und zersetzend selbst in die Familien eindrang und den Wohlstand der Gemeinde ernstlich gefährdete. — „Ach," so seufzte sie oft, „wäre ich wieder oben unter dem Dache und nisteten in mir wieder die friedlichen Vögel — wie wäre mir wohl!"

Zur selbigen Zeit war es, daß ein Zigeunerschwarm durch das Dorf kam und bettelte und stahl, und den lustigen Bauern Musik machte im Wirtshaus. Ein alter Zigeuner war dabei, der hatte mehr Runzeln im Gesicht, als er all sein Lebtag schon Stuhlrichterprügel bekommen haben mochte, aber kohlschwarze Augen und einen kohlschwarzen Bart. Der sah die Baßgeige lehnen im Winkel und hub sie an zu streichen. Da horchten die Ober-Abelsberger auf — jetzt erst hörten sie, wie eine Baßgeige klingt! Jetzt erst nickten sie die Köpfe und lispelten: „Ist nicht ohne, der Ober-Abelsberger Geigenkrieg!" Das Blut wurde ihnen heiß bei der absonderlichen Musik, zu tanzen huben sie an, die Männer und Weiber, die Liberalen und Klerikalen, alles durcheinander — toll zu tanzen huben sie an. Der alte Zigeuner spielte, und schmunzelnd ließ er seine dürren Finger über die Saiten der alten Geige zucken, und der Fiedelbogen spritzte süßgiftige Töne aus. Ganz schauderhaft wurde in derselben Nacht getanzt und getrunken, und ehe noch der Morgen graute, lagen die Ober-Abelsberger unter Tischen und

Bänken und in den Winkeln herum — Männer und Weiber, Liberale und Klerikale — alles durcheinander.

Die Zigeunerbande aber war in Nacht und Wind davongezogen, und — was der Papst und der Kaiser auch gesagt haben mögen — die altehrwürdige Baßgeige ist von derselbigen Nacht an nicht mehr gesehen worden in Ober-Abelsberg.

Wie Abelsberg bekehrt worden ist.

Sie ist ja allbekannt, die Predigt von Pater Abraham a Santa Clara, in der er von der Sünderin Magdalena sprach. „Und auch unter meinen Zuhörern sitzt eine solche Magdalena, aber eine noch unbekehrte! Wollt ihr's wissen, welche? Dort! Paßt auf, ich werfe dieses mein Buch nach dem Haupte der Sünderin!“ Er hob zum Wurfe aus; alle weiblichen Zuhörer, alle duckten die Köpfe — „Was?“ rief der Prediger, „ich hab' geglaubt, es wäre nur eine da!“

Und ein andermal: „Die Jungfrauen der Wienerstadt all: auf einem Schubkarren getraue ich mir sie hinauszufahren!“ Das war denn doch etwas zu arg für die hohen Herrschaften der kaiserlichen Residenz. Der Pater wurde aufgefordert, sein Wort öffentlich zu widerrufen. „Ich widerrufe gar nichts,“ sagte er bei seiner nächsten Predigt, „wie gesagt, auf einem Schubkarren! Ich hab' ja nicht angegeben, wie oftmals ich fahren will!“

Der gute Pater Abraham freilich, der konnte es tun und konnte stets entschlüpfen, wie es nicht jeder kann, der will.

Auch der Herr Seelsorger von Ober-Abelsberg wollte

ein Pater Abraham sein, denn Abelsberg war euch mitunter schon gar ein liederlich Nest. — „Bei uns dahier,“ rief er in einer seiner Predigten, „bei uns dahier liegen die Junggesellen und Jungfrauen alle noch in der Wiegen! Auf allen Gassen und Straßen, beim Aufstehen und Wirtshausgehen, bei der Arbeit und bei der Schüssel, beim Rosenkranz bis zum Amen sind Männlein und Weiblein beisammen. Ein wildes Ehebett ist die ganze Gemein', na, da möcht' der Teufel euer Pfarrer sein!“

Reckten sich bei dieser Predigt in den Kirchenstühlen einige Köpfe höher. Der Richter macht schon den Mund auf. — „Ah na,“ denkt er, „in der Kirch' heb' ich keinen Unfried an,“ und duckt wieder zusammen und läßt das Hochgewitter von der Kanzel ruhig über sich ergehen und murmelt: „Schrei' du nur zu da oben und hau' die Faust nur rechtschaffen in die Kanzel 'nein: morgen wirst heiser sein.“

Und als der Seelsorger oben besagtermaßen genugsamlich Scheiter in die Hölle getragen hatte, zündete er den Haufen an, will sagen: machte seinen Zuhörern durch eine schauderliche Darstellung des ewigen Feuers die Hölle heiß. Ein ordentlicher Schwefelgeruch war in der Kirche schon zu verspüren, manches alte Männlein und manches alte Weiblein zog die Beine ein, weil es an den Zehen schon die Flammen zu spüren vermeinte. Und das junge Volk, dem zu Ehren die Predigt eigentlich gehalten wurde, in die Fäuste kicherte es hinein und unter den Bänken trat es sich einander mit den Schuhspitzen.

Und — ganz wie der Richter berechnet hatte — am

andern Tag war der Herr Pfarrer so heiser, als wäre seine Luftröhre über und über mit Bärenpelz ausgefüttert.

Wurde an diesen Tagen einmal ganz besonders höflich an die Tür geklopft. — „Sicherlich wieder so eine verdächtige Kindstauf'!" murmelt der Pfarrer und reißt, weil er zu einem derben „Wer ist's?" keine Stimme hat, die Tür auf. Wird aber sofort gelassener, als er im Vorhause eine große Zahl von Männern aus seiner Gemeinde erblickt. Alle haben, wie der Herr Pfarrer erschienen, die Hüte eilig vom Kopf gerissen, sind sich mit der flachen Hand mehrmals über das Haupt gefahren, um die allweg widerspenstigen Haare zu glätten; treten hierauf ins Zimmer, und der Ältesten einer hebt an so zu reden:

„Wir haben schon die Grobheit, Hochwürden, daß wir gleich so uneben ins Haus hereinkrachen. Küssen die Hand! — Und was wir halt sagen wollten —"

„Setzt euch, liebe Leute, soviel Sessel zur Verfügung stehen," lud der Pfarrer leutselig ein.

„Bedanken uns; mögen schon auch stehen. Und daß wir gleich gradweg reden — der Sonntagspredigt wegen täten wir halt da sein. Gottswahrhaftig, Hochwürden, das ist schon ein wahres Wort gewesen, so recht ein Pfarrherrnwort; sakra 'nein, das hat uns an'griffen. — 's ist wohl richtig, unsere Gemein' ist hundsschlecht über und über, muß eine Veränderung nehmen — wohl, wohl, Hochwürden!"

Der Pfarrer lächelte wehmütig und flüsterte friedensvoll: „Gott walt's!"

„Das ist gewiß!“ sagte der Sprecher, „und wir Männer sind zusamm'gestanden und haben gesagt: Und wollt' sich einer schon vor der Höllen nicht scheuen, so kunnt's doch 'leicht zeitlich einen schlechten Schick haben. Wissen uns eh schon nicht mehr aus mit den ledigen Kindern, die der Gemein' heut in der Schüssel liegen und in Alterstagen wieder in der Schüssel liegen werden. Und ein Spott ist's auch. Desweg, 's muß eine Veränderung nehmen. — Jetzt, was mich angeht, mich selber, wie ich dasteh', ich tät's nit mehr imstand sein, daß ich in meinen alten Tagen noch ein' Unehr' wollt' machen. — Und so“ — er wendete sich zu seinen Mitmännern — „redet jetzt ihr eure Sach'.“

Ein stämmiger Bursch trat hervor: „Ich dank' mein Mädel ab, muß eh zu den Soldaten.“

Ein rotbärtiger Geselle: „Mein' Dirn, die lass' ich nit! Aber die Gemein', die duldet uns nit, und wir wandern aus.“

Ein behäbiger Bauer stellte sich vor den Pfarrer: „Ich heirat' die Meine gleich auf der Stell'!“ und trat zurück.

Ein anderer: „Tät' meinen Schatz auch heiraten; kriegen aber nicht die Erlaubnis dazu; untreu werden will ich nicht, jetzt, was fang' ich an?“

„Wie der Will',“ belehrte der Seelsorger, „mußt sie aufgeben, die schlechte Bekanntschaft, mußt schön in Ehrsamkeit leben.“

„Werd's halt einmal probieren,“ sagte der andere und trat zurück.

Ein schwarzer und wildnarbiger Kohlenbrenner schritt herfür: „Rechtschaffen bedanken muß ich mich für die scharf' Predigt, hätt' sie eh schon lang' gern verjagt, meine Liebste; glaubt Ihr, es wär' gegangen, das Beest? Jetzt aber kann ich ihr bei; dem hochwürdigen Herrn seine Sonntagspredigt halt' ich ihr vor — da läuft sie schon davon."

Ein Holzhauer sagte: „Ganz lassen werd' ich halt meine Kathel nicht können; 's ist ein blutarm' Ding; daß ich ihr des Sonntags ein Seidel zahl', beim Kirchenwirt, ich sag', 's selb kann mir die christlich' Nächstenlieb' nit wehren."

„Gewiß nicht," antwortete der Pfarrer, „wenn's beim Seidel nur auch bleibt!"

„Und wär's letzlich eine Halbe, weil ich auch mittrink'?"

„Ja, ja, aus der Halben wird eine Ganze!" rief der Pfarrer, „tu' lieber beten: Führ' uns nicht in Versuchung!"

„Wohl, wohl," sagte der Holzhauer, „will schon fleißig beten."

Ein Bauernknecht schlich heran, walkte den Hut mit beiden Händen und flüsterte: „Wenn's drauf ankommt, Hochwürden, so brauch' ich gar keine, aber zum Waschen und Flicken muß einer wen haben. Und halt auch, daß einer, der kein' Vater und kein' Mutter und kein' Geschwister nit hat, daß er immereinmal doch gern ein Eichtel plaudern wollt' mit einem Menschen und gern wen mögen wollt', der ihn ein bissel lieb tät' haben."

Ein alter Bartstrupp humpelte vor: „Und ich auch, Hochwürden, möcht' mich halt bessern. Meine Liebschaft ist auch nichts nutz."

„Ihr seid ja verheiratet," sagte der Pfarrer.

„Das wohl, aber meine Alte, die ist Euch bös wie eine wilde Katz', und Branntwein saufen tut sie wie ein Loch, und fluchen tut sie wie ein Husar. Mit so einer zu leben, das wird eine Todsünd' sein."

„Geht mir weg, Lästerer!" rief der Seelsorger.

Torkelte der Alte gegen die Türe.

Ein anderer trat hervor: „Ich hab' zwei, aber ich bring' sie nit weg, ehvor ich sie nicht bezahlt hab', was ihnen gebührt. Aber..." weil der Pfarrer eine gar finstere Miene machte, „ich nehm' 's Geld schon zu leih'n."

„Ich hab' meiner Tag keine Weibsleut mögen!" krähte ein gelbes Runzelgesicht aus der Menge hervor, „aber weil ich jetzt hör', daß die Sach' gar so groß' Sünd' ist, so kunnt eins schier neugierig werden."

„Na, na, unser Herr Pfarrer hat recht, es muß eine Veränderung geschehen," sagten mehrere.

„Ist brav, ist brav," sprach der Seelsorger und reichte ihnen die Hände, „und das ist mir der schönste Tag in meinem Seelsorgerleben. Wenn jetzt wieder sittsame Zeiten kommen sollen."

Einige wollten sich schon zum Gehen wenden, da trat der erste Sprecher noch einmal hervor und sagte mit fast schüchterner Höflichkeit:

„Hätten wir halt zuletzt eine recht schöne Bitt', hochwürdiger Herr Pfarrer."

„Nur frisch damit heraus, liebe Kinder, wenn's in meiner Macht steht, von Herzen gern."

„'s ist halt der Gemeinde wegen," fuhr der Redner beklommen fort, „und daß mit Gottes Hilf' ein anderer Geist in die Leut' tät' kommen. Desweg wär' unser Gebitt: Wenn der Herr Pfarrer halt die Frau Haushälterin tät' weggeben . . ."

Hab' früher zu sagen vergessen, daß der Pfarrer von Ober-Abelsberg ein leidenschaftlicher Schnupfer war; er zog jetzt die Dose hervor und nahm drei, vier Prisen hart hintereinander und bot hierauf jedem die offene Dose hin. Und jeder tunkte höflich seine Finger ein und schnupfte, und jetzt brach ein Niesen los von allen Seiten. „Helf Gott! Helf Gott!" riefen sie einander zu. Und der Pfarrer sagte: „Helf' uns Gott allen miteinander!"

Eine Abelsberger Katze.

Im Pfarrhofe zu Abelsberg bei Tische saßen immer ihrer drei. Der Pfarrer, die Katze und der Kaplan. Besteck hatte die Katze keines. Ja, hätt' ich ihre scharfen Zähnchen, wollt' nicht fragen nach Messer und Gabel, und ihr zartes, langes Zünglein ist brauchbar wie der feinste Silberlöffel. Am liebsten saß sie dem Pfarrer auf dem Schoß, wo der Talar ein Grüblein machte; saß nicht ungern auf dem Tisch, am Rande des Tellers; bekostete zuweilen auch die gemeinsame Schüssel, ob wohl in Salz und Schmalz das richtige Verhältnis obwalte, wie es die geistlichen Herren am liebsten hätten. Und war dieses richtige Verhältnis da, so aß sie sich fürs erste selbst ohne alle Umstände satt.

Der Pfarrer hatte seinen rechten Spaß mit dem possierlichen Wesen, und schob ihm nicht die schlechtesten Bissen zu, gar mitunter solche, auf die bereits schon der Kaplan ein Auge geworfen hatte.

Nach einer Weile ereignete es sich, daß der Pfarrer auf einige Zeit verreiste Der Kaplan hatte mittlerweile Gemeinde- und Hauswesen zu verwalten — tat's auch mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit. Aber eins wollte er

dieweilen vollführen; gegen des Pfarrers Liebling, der keine Messe las, keine Predigt hielt und keine Beichte abhörte, und im Pfarrhofe doch mindestens so gut, wenn nicht besser gehalten wurde, als der Kaplan — gegen die Katze schmiedete er Ränke. Aber ihm waren die Hände gebunden — wenn der Herr nach Hause kommt, wird sein erster Blick in den Bettwinkel sein, wo der Liebling seine Wohnstatt hat.

Gibt es denn aber kein Mittel, das graue Unwesen für immer vom Tische fernzuhalten? Nach dem Kruzifix, das über dem Tische an der Wand hing, glitt des Priesters Blick. An demselben Tage fiel ihm eine kleine Hundspeitsche ins Auge, die beim Sattlermeister im Auslagkasten lehnte. Da kam ihm plötzlich die Erleuchtung. Er kaufte die Peitsche, und als es Essenszeit war und er sich allein zum Tisch setzte, kam wie immer die gute Katz' herbei. Der Kaplan nahm salbungsvoll das Kruzifix in die rechte, die Hundspeitsche in die linke Hand — hielt ersteres der Katze vor und mit der letzteren — schwapps! ging's über des Tierleins Rücken. Mit einem Satz war die Katz' davon.

Aber bei der nächsten Mahlzeit erschien sie wieder. Der Priester nahm in die Rechte das Kruzifix, in die Linke die Peitsche und tat wie das erstemal. Husch war sie weg.

Ein drittes Mal nahte sie schon mit einigem Zagen, aber sie nahte, und der Kaplan tat wie das erste- und das zweitemal.

So ging's etliche Tage fort. Da kam der Herr Pfarrer heim. Recht froh und heiter, daß wieder alles in Ordnung ist, setzen sie sich zu Tische und die Gottesgab' läßt nicht warten.

„Aber wo ist denn mein Katzel?" frägt der Pfarrer.

Lugt auch der Kaplan um. „Dort hinter dem Ofen hockt's ja."

„Merkwürdig, daß es heute nicht zum Tisch kommt!"

„Wirklich, Herr Pfarrer, das nimmt mich auch wunder. Ich merke schon seit ein paar Tagen so etwas. Mir fiel es sogar schon ein, was die Leute sagen — mag aber nicht dran glauben."

„Die Leute?" meint der Pfarrer, „was sagen sie denn?"

„Nein, ich glaub's nicht. 's ist so ein abergläubisches Geschwätz, nur daß man davon spricht. — So eine Katz', sagen die Leute, wenn sie altert, tät' ein Gespenst werden und sich keinem Kruzifix in die Nähe getrauen."

„Papperlapapp!" lacht der Pfarrer.

„Na, versteht sich. Ein Altweibergeschwätz."

„Ist nur um ein Probieren zu tun," meint der Pfarrer, „na, Kätzle, komm, komm her zu mir!"

Dieser trauten Einladung vermag das Tier nicht zu widerstehen, es naht und steigt dem Herrn auf den Schoß. Der Pfarrer langt nach dem Kruzifix, aber kaum die Katze dieses in seiner Hand erblickt, ergreift sie in wilder Hast die Flucht.

Die beiden Priester blicken sich lautlos an.

„Merkwürdig!“ sagt der Pfarrer endlich.

„Seltsam!“ entgegnet der Kaplan.

„Wenn's so ist, muß ich das Vieh aus dem Haus tun,“ sagt der Pfarrer.

„Das wäre jammerschad'!“ bedauerte der Kaplan.

Bald war die Katze beim Abdecker. Aus ihrer Haut wurden Hundspeitschen geschnitten.

Zu Abelsberg wieder wer geworden.

Eine junge Witwe aus Schlesien war eingewandert, hatte sich in der Nähe von Abelsberg einen schönen Bauernhof gekauft und war Großhofbäuerin.

Zu dieser Großhofbäuerin kam eines Tages ein Kleinhäusler aus der Gegend, ein junger, hübscher Mann. Der setzte sich in der Vorlauben auf eine Bank und wartete, bis ihn wer ansprach.

Wartete nicht lange, so kam die Großhofbäuerin aus der Stube und fragte ihn, ob er auf jemanden warte.

„Ach na," sagte der junge Mann, „Großhofbäuerin, ich bin wieder wer geworden."

„Was bist?" fragte die Bäuerin.

„Wieder wer geworden bin ich," antwortete er.

„Ich weiß ja gar nicht, wer du sonst warst oder bist," sagte die Bäuerin.

„Ich bin nicht gar viel," sagte er, „ich bin sonst der Teichgräber Franzl, und heut' nacht bin ich wieder wer geworden. Jetzt weiß ich mir halt nicht zu helfen und weiß nicht, wo ich hingehen soll."

Da entgegnete sie: „Wenn du — wie du sagst — wieder wer geworden bist und du weißt sonst nirgends

hinzugehen, so kannst ja bei mir bleiben. In so einem Hof hat man fortweg Leute vonnöten, die wer sind."

„Es ist wohl recht hart," meinte hierauf der Franz, „wenn man wieder wer geworden ist und hat keine Seel', an die man sich halten könnt'."

„So halte dich an mich," sagte die junge Bäuerin, „bist wer und stellst deinen Mann, so werden wir uns leicht verstehen. Nur nicht so verzagt sein!"

„Wär' schon recht das —"

„Kannst gleich in Dienst treten, wenn du willst. Ich brauche just einen kernigen Knecht — bis ein Bauer im Hause ist."

„Wär' schon recht," meinte der Franzl, „aber halt leid tut's mir. Mein Weib —"

„Ja, bist denn verheiratet?" rief sie.

„Na," sagt er, „heut' nacht bin ich wieder wer geworden."

„Da bin ich mir zu dumm," rief die Bäuerin ärgerlich, „das verstehe ich nicht. Traudel, geh her zu dem, vielleicht bringst du's heraus, was es mit dem ist."

Die Küchenmagd kam herbei und sagte: „Mit dem da? Das weiß ich schon, was es mit dem ist. Mit dem ist es eine harte Sach'."

„Westweg?"

„Aber er hat's ja gesagt, Bäurin, und er sagt's ja."

„Daß er wieder wer geworden ist, sagt er alleweil."

„Nun also. Die Bäuerin sollt's wissen, wie hart es sein kann, wenn einer Witewer geworden ist?"

„Witewer? Wer ist Witewer?“

„Aber jetzt muß ich schon lachen, Bäurin,“ rief die Küchenmagd, „da steht er, der Witewer. Heut' nacht ist ihm sein Weib verstorben.“

„O weh!“ sagte die Großhofbäuerin; „ja, Franzl, warum hast du das nicht gleich gesagt? Warum denn nicht gleich, Franzel?“

„Er hat's ja schon zehnmal gesagt!“ rief die Magd. Die Großhofbäuerin hat nämlich nicht Abelsbergerisch verstanden. Aber der Häusler Franz hat nachher besser sprechen gelernt. Er ist nun wirklich wieder wer geworden — er ist Großhofbauer geworden.

Ein Abelsberger Heutrog.

Der Kreuzhäuselhans war arm daran, war alles schuldig bis auf seine neun Kinder. Das Häusel und das Vieh waren ihm schon versteigert worden, und jetzt ging's an den Stall.

Der Nachbar Türkensepp nahm's zeitig wahr. „Du," sagte er zu seinem Schwager, dem Baumzapferlenz, „morgen wird zu Ober-Abelsberg der Kreuzhäuselstall versteigert; möcht' gern dabei sein, muß aber morgen ins G'reut hinüber; ist dort ein wohlfeiler Schimmel zu kaufen. Hab' die Gutheit, Schwager, und geh' zur Versteigerung, und wenn der Heutrog — 's ist ein nagelneuer Trog, der mir just will passen — wenn der an die Reih' kommt, so biete für mich mit. Gelt, ich kann mich verlassen?"

„Freilich, das ist gewiß," beteuerte der Lenz, „recht gern, daß ich für dich mitbiete."

Aber auf dem Heimweg denkt sich der Lenz: ein wohlfeiler Schimmel wär' zu haben drüben im G'reut? Ei, den geh' ich mir holen morgen in aller Früh. Aber der Heutrog? — Da begegnet ihm sein Gevatter, der Spitzborstentoni. „He, Gevatter," ruft ihm der Lenz zu, „könntest mir einen großmächtigen Gefallen tun, morgen

über Tags. Des Kreuzhäuselhans Stall wird versteigert; bist gewiß auch dabei. Ich möcht' für einen guten Bekannten den Heutrog haben — ein nagelneuer Trog. Wolltest mir hübsch keck mitbieten darum!"

„Mein du, von Herzen gern, und das macht mir ja gar keine Müh' und Plag'," meint der Toni; und der Lenz ist seiner Sorge enthoben und macht sich des andern Morgens zeitig auf den Weg in das G'reut, um, noch ehe der Türkensepp sich einfindet, den wohlfeilen Schimmel zu kaufen.

Mittlerweile aber hat der Türkensepp erfahren, der Schimmel sei nicht mehr zu haben. So kann er sich bei der Versteigerung ja leicht selber einstellen und braucht den Lenz nicht zu belästigen. Doch, nun sieht er's, auf den Schwager ist kein Verlaß — gar keiner; der Baumzapferlenz ist bei der Versteigerung gar nicht zu sehen. Dafür aber ist — als die Reihe an das bewußte Einrichtungsstück kommt — der Spitzborstentoni wie versessen auf den Trog. Der Toni hat das nagelneue Prachtstück bereits von drei auf sieben Gulden hinaufgetrieben.

„Achti!" ruft der Türkensepp.

„Neuni!" sagt der Spitzborstentoni.

Da beißt sich der Sepp in die Zunge. „Zehne!" schreit er.

„Elfi!" ruft der Toni und denkt: Ich zahl's ja nicht, der Trog kommt für meines Gevatters Bekannten.

Der Starrschädel! flucht der Sepp bei sich selber,

den tauch' ich noch nieder; der Türkensepp darf nicht zuschanden werden. „Zwölfi!" schreit er.

„Dreizehni!" brüllt der Toni.

„Vierzehni!" der Sepp. Beide sind in der Hitze — Fünfzehni! — sechzehni! — siebzehni! — Alles lacht über die beiden Trotzköpfe, die um den Heutrog kämpfen.

— Achtzehni! — neunzehni! —

„Zwanzig Gulden! Fixsaker noch einmal!" schreit der Sepp.

„Einundzwanzig!" stöhnt der Toni.

„Auch gut," denkt sich der Türkensepp, „bei dem lass' ich ihn; jetzt sitzt er in der Wolle."

„Einundzwanzig zum ersten!" ruft der Beamte, „zum zweiten! — zum drittenmal!"

Der Hammer fällt. Der Toni hat den Heutrog.

„Du Narr!" lacht alles, „der Klotz ist nicht drei Gulden wert." Der Türkensepp kichert darüber, daß der Partner aus reiner Prahlsucht in die Falle gegangen.

Zur selben Stunde reitet der Baumzapferlenz auf seinem erstandenen Schimmel herbei. — „Gevatter!" ruft ihm der Toni zu, „ich hab' keck mitgeboten, da ist der Heutrog."

„Ist mir rechtschaffen lieb," sagt der Lenz, „komm, Schwager Sepp, bist ja auch da; gleichwohl ich selber hab' ins G'reut hinüber müssen, ist dein Willen getan worden; mein Gevatter, der Spitzborstentoni, hat die Gutheit gehabt, hat für dich den Heutrog erstanden?"

Da wird dem Türkensepp übel bis in die Leber

hinein; jetzt hat er sich selber gesteigert, hat mehr denn siebzehn Gulden aus seinem eigenen Beutel herausgeschrien.

„Mach' dir nichts draus!" rief der Toni spottend. „Sepp, den Heutrog kannst ja du gut brauchen."

Der Türkensepp fluchte hinein in den nagelneuen Trog. Die Leute lachten gewaltig. Der Kreuzhäuselhans, der arm' Tropf, lachte noch am meisten.

Der Korbflechter von Abelsberg.

Es ist immer gut, wenn der Mensch zweierlei Handwerk kann. Und besonders gut für einen Teichgräber, wenn er sich auch ein wenig aufs Korbflechten versteht; denn der Teich ist im Winter gefroren, aber die Körbe lassen sich in der warmen Stube flechten, und des freut sich der Teichgräber von Ober-Abelsberg.

Die böse Welt sagt freilich, er hätte das Körbemachen von den Weibsleuten gelernt, die ihn mit derlei Ware einstmals reichlich versorgt haben sollen. Nun, jeder Mensch hat seinen Teil Spott zu tragen, und wenn einer ein doppelter ist, nämlich Teichgräber und Korbflechter, so gebührt ihm der doppelte Spott, maßen doch die Welt damit allemal freigebiger ist, als mit der Ehre.

Kam einst der Bauer von der Lärchlend herüber und fragte im Häuschen des Teichgräbers höflich an, ob der Mann auch Kohlenkrippen flechten könne oder ob zu diesem Geschäfte eine besondere Wissenschaft dazu gehöre.

„Zu einem Kohlenkrippenflechten gehört mancherlei dazu, vor allem aber recht viel Weiden," antwortete der Teichgräber in seiner vernünftigen Weise, „bringst du mir die Weiden ins Haus, so kannst du in acht Tagen die Krippen haben."

Der eine tat's, und der andere hielt Wort. Er ließ

sich in seiner Stube warm einheizen, damit die Weiden weich blieben und die Finger nicht steif wurden — denn es war scharfer Winter — er erwog Weite und Tiefe, schnitzte die Jöcher, stellte das Schragwerk auf und begann zu flechten. So eine Kohlenkrippe, wer sie kennt, ist nichts Kleines! Sie ist berechnet, auf einen vierräderigen Unterwagen gestellt zu werden und so viel Holzkohlen zu fassen, als zwei Pferde vom Fleck bringen können. Da gehört schon Schick und Fleiß dazu, in einer Woche eine solche Krippe! Und der Flechter hatte einige Angst, ob er sein Wort wohl werde einlösen können.

Weil er ein gemütlicher Hans war, der Flechter, so blieb er bei seiner Arbeit nicht lange allein. Es kamen die Nachbarskinder zu ihm, es fanden sich auch Erwachsene ein, die ihre Pfeife rauchten, der Flechterei zuschauten und ihren Spaß hatten, wenn der Mann recht lustige Schwänke erzählte.

Der Jugend gegenüber war er stets lehrhaft gestimmt und erzählte diesmal aus Anlaß der Krippe die Naturgeschichte der Weiden, die gerne am Bache wachsen und recht tüchtig hin und her wedeln, wenn der Wind geht. Dann sprach er von den Holzkohlen, daß dieselben aus Holz gebrannt würden, gleichsam wie die Ziegeln aus Lehm, daß sie dann der Schmied zum Eisenmachen brauche, daß der scharfe Schnitzger, mit dem er hantiere, ohne Kohlen nicht so hätte zustande kommen können, daß es daher recht und billig sei, daß der Schnitzger jetzt mithelfe, den Kohlen eine neue Krippe zu machen, weil die Dank-

barkeit eine Tugend und Zier sei aller Kreatur. — So wird dem Weisen auch das einfache Handwerk zu einer Quelle der Weisheit. Den Erwachsenen gegenüber war er der Humorist, erzählte die Schwänke vom Michel Knieweit, von dem Eulenspiegel oder „Eigenspiegel", wie er sagte, von den sieben Schwaben auch, zum Exempel, wie sie ein Haus bauten, bei dem sie vergaßen, Fenster zu machen, so daß sie das Licht in Säcken hineintragen mußten, und dergleichen.

Dabei wurde viel gelacht, aber der Korbflechter erklärte, es sei in solchen Sachen viel Wahrheit drin, und die sieben Schwaben wären noch nicht ausgestorben, selbst in Abelsberg seien etliche Nachkommen derselben zu finden, so die Turmbauer von Abelsberg, die das Geld, aus dem ein zweiter Kirchturm hätte erbaut werden sollen, vertranken, worauf sie den einen Turm doppelt gesehen; oder der Türkensepp, der sich bei einem Heutrogkauf durch einen zweiten selber gesteigert hat; oder der Amtmann, der den Schulmeister einsperren ließ, weil der Gutsherr geschrieben, er wolle sein Namensfest durch ein großes Essen gefeiert wissen, woran sich die Bürger mit Einschluß des Schulmeisters beteiligen sollten; oder der Bürgermeister selber, der vom Gemeindediener beim Wildern ertappt und ins Gemeindehaus getrieben wurde — das wären lauter Streiche, wo die Schlauheit von der Dummheit geschlagen werde. Eine ähnliche Moral war allemal das Käpplein, das der Korbflechter solchen Geschichten schließlich aufsetzte.

Weil der Korbflechter ein ganzer Mann war, bei dem jedes Wort eine Tat ist, so war am achten Tage die Krippe fertig.

Der Bauer von der Lärchlend kam, trat in die Stube und stieß einen Schrei aus. Der Korbflechter erschrak; sollte dem Bauer die Krippe nicht recht sein?

„Über und über recht!" rief der Bauer, „eine brave Form, die rechte Größe, was nicht leicht ist."

„Ja, das glaube ich, daß es nicht leicht ist," sprach der Flechter, „wenn du sagst, fünfzehn Faß Kohlen muß sie tragen, da nimmt der Mensch den Bleistift und rechnet. Wäre das Ding viereckig oder rund, so möchte Umfang und Durchschnitt leicht berechnet sein, aber Sachen, die unten eng sind und in der Mitten einen Bauch haben sollen — mein Lieber, da gehört schon ein Kopf dazu!"

„Ist ja alles recht, aber Flechter, aber Korbflechter!" rief der Bauer wieder, „wie bringst denn das Ungetüm bei der Tür hinaus?!"

Der Korbflechter knickte ein. „Herr Jesses, auf das hab' ich vergessen!"

— — Das ist die Geschichte vom gescheiten Korbflechter zu Ober-Abelsberg. Wie sich der Konflikt zwischen der Kohlenkrippe und der Haustür gelöst hat, das erhellt nicht; wahrscheinlich hat die Krippe müssen nachgeben und sich in hundert Trümmer auseinanderreißen lassen. Wenn nicht, so steht sie heute noch in der Stube.

Wie der Abelsberger Gesangverein preisgekrönt worden ist.

Die schöne Stadt Kramau liegt mitten in deutschen Landen. Sie ist ob ihrer Bierbässe weit und breit bekannt als Sängerstadt, weshalb ich sie nicht näher zu beschreiben brauche. Diese Geschichte handelt von einem heißen Sängerkriege, der vor wenigen Jahren in Kramau stattgefunden.

Es hatte nämlich der weite Sängergau bei einem seiner vorhergehenden Liederfeste beschlossen, in der schönen und allzeit sangbereiten Stadt Kramau ein großes Wettsingen zu veranstalten, denn, sagten die Brüder, Kriege müsse es auf Erden schon einmal geben und da sei es besser, sie würden gesungen, denn geschlagen.

So erhielt auch der Abelsberger Männergesangverein „Orgel" seine gebührende Einladung zum großen Wettkampfe, denn die Abelsberger — das muß man wohl zugeben — haben feine Pfeifen in der Kehle und ihre Tenöre haben einen guten Klang weit über den Gau hinaus.

Hochgemut rüsteten sich die Abelsberger zum Sängerfeste und von der Zeit, als die Proben angingen, trat eine strenge Disziplin in Wirksamkeit, die jedem Sänger der „Orgel“ verbot, täglich mehr als zwei Humpen Bier zu trinken, länger, als bis zur Torsperre außer Haus zu sein, zu jodeln, zu fluchen, zu politisieren und über die Gemeindezustände Zunge zu machen. Da gab es wohl auf der Welt kein ordentlicheres und friedlicheres Völklein, als die Abelsberger waren, zur Zeit ihrer Vorbereitungen zum großen Sängerfeste, und der alte Oberlehrer der Pfarr- und Hauptschule zum heiligen Prokopus beteuerte in diesen Tagen wiederholentlich, daß man hier wieder sehen könne, was der Gesang auf den Menschen für eine unerhört sittigende Wirkung übe.

Auf der Reise nach Kramau wurde die Disziplin noch verstärkt, doch machte das Reisemarschallamt, welches, seiner Obliegenheiten voll, im hintersten Wagen saß, bekannt, daß auf der Heimfahrt, wenn keine Ursache mehr sei, die Stimme zu schonen, zum Ersatz, die lustigste Ungebundenheit Platz greifen dürfe. Dess' waren die sechsundachtzig Sänger wohl zufrieden und so fuhren sie gehobenen Herzens den Ehren entgegen, die sie im schönen Kramau erwarten sollten. Es war ihnen hinterbracht worden, daß die übrigen dreizehn Gesangvereine, die an dem Kampfe teilnehmen sollten, sich vor den Abelsbergern fürchteten; denn was tut der tiefste Baß und der gemessenste Bariton, wenn der Tenor nicht genügend vertreten ist! Klingen muß es, wenn gesungen wird, das haben

die Leute gern, und wovon sollen die Frauen im Auditorium dann girren und schwärmen, wenn die Tenoristen fehlen? Die Abelsberger werden siegen, das wußte man im voraus. Bei der Einladung konnte man sie nicht umgehen, aber man hatte erwartet, die Abelsberger würden — wie sie ja sonst gar charmant waren — im Vorgefühle ihrer sanglichen Stärke die Beteiligung an dem Sängerwettkampfe ablehnen.

Nun, die „Orgel“ hat nicht abgelehnt, sie hat gefunden, daß ihre wohl schon mit reichen Trophäen geschmückte Vereinsfahne durch ein Siegeszeichen von Kramau nicht verunstaltet würde und daß der erste Sängerpreis von hundert Dukaten, in erquickendes Naß aufgelöst, das Erdendasein eher verschönern als verschlimmern könne.

Am Bahnhofe von Kramau änderte sich das Wetter. Gewaltige Flaggen verdeckten die Sonne und ein Blumenregen ging nieder auf die Sängerschar. Von den bereits anwesenden Gesangvereinen wurden die Abelsberger — kernige Burschen auf und auf, die noch dazu in der höchst malerischen Abelsberger Tracht erschienen — stürmisch begrüßt; ein schallendes „Grüß Gott, deutsche Sangesbrüder!“ und der Vereinswahlspruch wurde abgesungen, dann setzte sich der imposante Zug in Bewegung durch einen fabelhaft herrlichen Triumphbogen in die festlich geschmückte Stadt. Die Gassen, durch die er seinen Lauf nahm, waren von jubelnden Menschen besetzt, alle Fenster von lieblichen Frauen, die mit huldvollen Winken und

fröhlichen Zurufen Rosen niederwarfen, besonders auf die Abelsberger, und an Stricken Torten, Trauben und Sektflaschen herabließen zum Vereine „Orgel", dessen Mitglieder sich nun nicht mehr halten konnten, sondern in das Geschrei der Sänger einstimmten. Die Ehrenbezeigungen häuften sich, je näher der Zug der Sängerhalle kam; vom Inhalte der Flaschen, denen man an den Standarten den Hals brach, und von den wahnsinnigen Vivatrufen der übrigen Sangesbrüder ganz berauscht, schrien nun auch die Abelsberger aus voller Kehle, selbst die Altmeister und Reisemarschälle mit — und erst spät als die hellsten Abelsberger Tenöre einen Stich ins Gedämpfte hatten, bemerkte einer zu seinem Nachbar: „Du, guck dir dort bei den Scheiksängern einmal das Naturwunder an: die einen reißen das Maul auf und die anderen schreien!"

„Bei Gott, Bruder, das geht nicht mit rechten Dingen zu!"

Da wurden sie's nun gewahr, daß die Scheiksänger zum Vivatrufen und zum: „Grüß Gott, ihr schönen Frauen! Hoch die Stadt Kramau! Hoch und dreimal hoch!" ein Dutzend professioneller Schreier von heim mitgenommen hatten, damit sie hierin ihren Mann stellten, ohne sich die Stimmen zu verderben. — Aber die Entdeckung war zu spät, einige Abelsberger Kehlen hatten bereits gelitten.

Sofort erging ein strenger Befehl: Von jetzt an das

Maul halten und sich sammeln, wogegen Dawiderhandelnde dem Standrecht verfallen!

Und bei der nach kurzer Stärkung stattgefundenen Generalprobe der gesamten Vereine zeigte es sich, daß für die „Orgel“ der Sieg höchst wahrscheinlich war, und ganz Kramau sprach davon, daß den Ehrenpreis von hundert Dukaten niemand anderer als die munteren Abelsberger heimführen würden. Die Abelsberger Altmeister warnten ihre Sänger fortwährend, im Angesichte des Glückes nicht übermütig zu werden, strenge mit sich hauszuhalten, für das am nächsten Tage statthabende Wettsingen. Es könne sich bei geringstem Versehen vieles wenden und alles verspielt sein; was das für eine Schmach wäre, fragten sie in düsterstem Ernste, wenn sie nach der Vaterstadt, die schon zum Empfange der Sieger rüste, als elendiglich Durchgefallene zurückkehren müßten? Sie sollten heute weder an Wein, Weib noch Gesang denken, sondern den Rest damit zubringen, in der schönen Umgebung der Stadt stille Spaziergänge zu machen und abends so bald als möglich das Bett zu suchen. Daß die Zimmer in dem für sie bestimmten Hotel „Zum goldenen Fuchsen“ die richtige Temperatur hätten, dafür sei gesorgt. Man wolle sich nur in keiner Weise aufregen und sich endlich nicht etwa noch durch einen unzeitigen Morgenspaziergang in der feuchtkalten Luft verderben, lieber im Bette bleiben bis eine Stunde vor Beginn des Wettsingens, das um zehn Uhr vormittags seinen Anfang nehme. — Zum Schlusse solch väterlicher

Ermahnungen wurden noch Brustbonbons ausgeteilt unter den Sängern, womit ganz leichte Schäden in der Kehle ausgebessert werden können.

Und hierauf hat sich der Abelsberger Sängerchor für diesen Tag aufgelöst. —

Die Sänger von der Scheik waren etwas aufgeregt. Sie besaßen ein paar Tenöre, auf Grund derer sie sich in der Hoffnung wiegten, es den Abelsbergern abzugewinnen, für den Fall diese etwa durch ein kleines Mißgeschick oder Diätfehler beeinflußt werden sollten. Mit Befriedigung hatten die Scheiksänger beim Einzug das begeisterte Geschrei der „Orgel" gehört, während sie, die Scheiksänger, nur sehenshalber den Mund auftaten, und mit den Händen agierten, das übrige ihrem schlau gegründeten Lärmchor überließen. Da sich's aber hernach bei der Generalprobe leider gezeigt, daß die Abelsberger Stimmen an Indisposition und Heiserkeit nicht das Gewünschte leisteten, so versuchte jetzt das Komitee, das sich eigens zu dem Zwecke konstituiert hatte, den übrigen Gesangvereinen noch vor der Schlacht die schärfsten Spitzen zu brechen, in den einzelnen, im Städtchen herumirrenden Mitgliedern der „Orgel" die denselben angeborene Vorliebe für ihren Wahlspruch: „Wein, Weib und Gesang" zu wecken. Aber die Abelsberger waren heute unzugänglich wie die Maulwürfe. Man fing an, die Hoffnung aufzugeben, verhielt sich jedoch nichtsdestoweniger untätig.

Während in der Stadt Kramau das muntere Leben der Sänger sich bis tief in die Nacht hinein erstreckte,

während es Platzmusik gab und Beleuchtung und Standreden und was der Herrlichkeiten mehr sind bei einem deutschen Sängerfeste, suchten die Abelsberger, eingedenk ihrer Verordnungen und ihrer morgigen Aufgabe, beizeiten das Hotel „Zum goldenen Fuchsen" auf, in dessen drei Stockwerken die „Orgel" einquartiert worden war. Der Kehle zuliebe machten sie im „Restaurant" der Gurgel nur mäßige Zugeständnisse und suchten dann, je zu zweien oder dreien, ihre Schlafzimmer auf. Noch ließen sie sich's angelegen sein, den Zustand ihres Festanzuges zu prüfen, und da ziemlich alles in gewünschter Ordnung war, so legten sie sich arglos zu Bette.

„Morgen um diese Zeit soll's anders umgehen!" bemerkte vor dem Einschlafen noch der zweite Baß zum Bettnachbar, dem ersten Tenor.

„Ja," sagte der Tenor, „wenn wir nur erst unsere Abelsberger Lieder loslassen! Die wollen wir ihnen einmal hinlegen, daß sie nur dran lecken sollen!"

„Schlafen!" schnarrte im anstoßenden Zimmer die Stimme des Reisemarschalls. So war's für heute aus. —

Schon halb neun Uhr war's am nächsten Morgen, als das Marschallamt das Flügelhorn erschallen ließ. Da hoben sie sich — der eine früher, der andere später — aus ihren Kissen. Sie zogen sich sittsam an, holten vor den Türen die frischglänzenden Stiefel und machten sorgfältig Toilette.

„Die Tenöre haben je ein weiches Ei und eine Tasse

Tee ohne Rum zu sich zu nehmen!" so bestimmte der erste Tagesbefehl.

„Ich weiß nicht," murmelte unser zweiter Tenor, „was meine Stiefel heut' haben. Ich kann in dies Sakermentsleder nicht hinein!"

„Und ich verwundere mich," entgegnete der Zimmergenosse, „daß mein Fuß heute einmal in den Schuh rutscht, so leicht, wie der Bauer ins Wirtshaus."

„Ich hab' zwei Linke!" rief der Baß, „da hat sich einer einen dummen Spaß gemacht."

„Scheidewasser will ich saufen, wenn das meine Schuhe sind!" sagte jetzt auch der Tenor.

„Das ist höllisch!" polterte im Nebenzimmer ein anderer, „ich habe unechte Stiefel!"

Und aus einem dritten Gemach: „Ich hab' zwei verkehrte Stiefel!"

Da flogen schon die Türen auf, links und rechts im Gang: „Hausknecht!" — „Stubenmädchen!" — „Hausmeister!" — „Meine Stiefletten!" — „Ich habe zwei Rechte!" — „Ich einen Kleinen und einen Großen!" — „Da ist ein Breiter und ein Gespitzter!" Derart riefen die Stimmen durcheinander, und die Stiefel flogen im Vorsaal umher wie die Maikäfer. So war's im zweiten Stock, so war's im ersten und im dritten. Alles Schuhwerk verwechselt . . .

Das Reisemarschallamt fuhr hin und her wie eine fluchende Wolke, alle Stubenmädchen flatterten wirr durch die Räume, der Portier und der Hausmeister schmetterten,

und der Hausknecht rang die Hände und beteuerte bei seiner Seelen Seligkeit seine Unschuld. Er und sein Gehilfe hätten die frischgewichsten Stiefel ihren Nummern nach gewissenhaft wie immer an die betreffenden Zimmertüren gestellt.

„Das hat ein Feind getan!" hieß es, „das hat ein Feind getan!"

Von den Sängern huschten die einen in bloßen Strümpfen um, andere ächzten im Namen ihrer Hühneraugen über den Druck der neuen Verhältnisse. Da war's denn aus mit aller Ruhe und Diät, und durch das Haus brauste ein Gewirre von Fluchen, Lärmen und Lachen, und das Marschallamt fahndete racheschnaubend nach den Missetätern. Es mußten deren mehrere gewesen sein, sie konnten sich nächtlicherweile ins Haus geschlichen haben, weil sich so ein vertracktes Hoteltor jedem Gauch zu jeder Stunde auftun muß, sie mußten emsiglich tätig gewesen sein, um an den Türen aller Stockwerke die Stiefel in so schaudervoller Weise durcheinander zu bringen.

Nach einer Stunde heilloser Verwirrung war mit Hilfe der Zimmernummern, die an den Sohlen angekreidet waren, endlich ein Teil der „Orgel" in seiner rechtmäßigen Beschuhung.

„Ich habe Nummer 3 und 27!" rief es hier, und ein Arm hielt die betreffenden Stiefel hoch empor.

„Hier ist 96!"

„Wer braucht einen 44?"

„105 ist da!"

Die Eigner meldeten sich, aber leider zeigte es sich bald, daß auf mancher Sohle die Nummern gefälscht worden waren, so daß endlich die Reisemarschälle alle Hoffnung an dem rechtzeitigen Eintreffen in der Sängerhalle mit ohnmächtigen Stoßseufzern aufgaben. Zudem alles erregt, die Stimmen verschrien, jede Feststimmung weggeblasen, die Indisposition im höchsten Grade vorhanden. — Unter solchen Umständen wird die „Orgel" an den Sängerwettkampfe sich nicht beteiligen.

Aber die Absage, wie soll sie motiviert werden? Der eiligst zusammenberufene Rat, teils noch in Socken, faßte den Beschluß, es sei sofort ein Schreiben an das Generalkomitee des Sängerfestes zu richten, durch das angezeigt werde, daß der Abelsberger Gesangverein „Orgel", nachdem er durch seine Anwesenheit ebenso seine Sympathien für das Fest, als durch seine Beteiligung an der Hauptprobe bewiesen zu haben glaube, daß er dem Gaue zu keiner Unehre sei: daß besagter und unterfertigter Gesangverein — um die in dieser gastlichen Stadt versammelten löblichen, strebsamen und sehr tüchtigen Sängerbünde und Gesangvereine in der Erringung eines wohlverdienten Ehrenpreises nicht etwa zu inkommodieren — den Entschluß gefaßt habe, sich an dem eigentlichen Wettsingen nicht zu beteiligen.

In diesem Sinne und in ähnlicher schwungvoller Stilisierung wurde das Schriftstück abgefaßt und seiner hochlöblichen Adresse mit „deutschem Sängergruße" zugeschickt.

Noch hatte die zehnte Stunde nicht geschlagen, so ging von der Zentralkanzlei des Festkomitees ein Sturm aus und durch ganz Kramau. Die Abelsberger, die besten Sänger des Gaues, die wiederholt schon preisgekrönten Sänger wollen nicht singen! Und warum wollen sie nicht singen? Sind sie beleidigt worden? Nein, die Abelsberger sind viel zu gemütlich, um beleidigt werden zu können. Oder singen sie aus Bescheidenheit nicht? Nein, die Abelsberger sind viel zu aufrichtig, um die Bescheidenen zu spielen. Aus Großmut singen sie nicht, aus reiner Großmut nicht; sie wollen den jüngeren Vereinen den Preis nicht wegschnappen. Aber (und so wuchs die Revolution) sie müssen singen, jetzt erst recht müssen sie! Die Abelsberger wollen wir hören, nur die Abelsberger! Wir stürmen den „goldenen Fuchs" und tragen die ganze „Orgel" auf unseren Achseln in die Sängerhalle!

Das Festkomitee schrieb zurück, daß es die „Orgel" von ihrer einmal geleisteten Zusage nicht mehr entbinden könne.

Die Sänger von der Scheik merkten, jetzt ginge es doppelt schief für sie, und alle Bemühungen waren vergeblich gewesen. Die Abelsberger aber gewannen mittlerweile Zeit, Mut und vor allem — Stiefel. Fünfunddreißig Minuten nach zehn Uhr marschierten sie in wohlgeordneter Doppelreihe, von dem Jubel der Menschenmenge begleitet, in die Sängerhalle ein. —

Wie es bei demselbigen Sängerwettkampfe in der schönen Gaustadt Kramau dem Abelsberger Gesangverein

„Orgel“ ergangen ist, das findet sich in einem Blatte seiner ruhmreichen Chronik verzeichnet.

„Der Enthusiasmus,“ so heißt es in der Sängerchronik, „der Enthusiasmus, mit welchem der Verein bei seinem Betreten der Sängerbühne begrüßt wurde, war ein nicht endenwollender. Der Verein sang das ausgeloste Preislied: ‚O Vaterland, zu Schutz und Wehr!‘, welches einen demonstrativen Applaus entfesselte und das Abelsbergerlied: ‚Mein' Freud' ist die Sennerin,‘ welches er auf stürmisches Verlangen des Publikums zweimal wiederholen mußte. Nachdem die abgetretenen Sänger siebenmal herausgerufen worden waren, erstürmte das Publikum die Bühne und trug unsern Kapellmeister, Herrn F. Schaubinger, durch den jubelbrausenden Saal. Die hochlöbliche Jury hat dem Gesangverein ‚Orgel‘ den ersten Preis, bestehend in einer silbernen Ehrenstandarte und in einhundert Dukaten, zuerkannt.“ —

Schließlich sei aber noch eine Bemerkung erwähnt, die einer von der Jury erst vor kurzem zum Kapellmeister des Abelsberger Gesangvereines gemacht hat.

„Wir waren damals am grünen Tisch zu Kramau,“ sagte er, „in einer nicht geringen Verlegenheit. Sehr genau genommen, hätte der Preis eigentlich dem Sängerbunde von der Scheik gebührt. Ihr seid zu hitzig gewesen, habt übertrieben, während die von der Scheik trotz ihrer geringeren Stimmittel durch ihr Maßhalten künstlerisch mehr geleistet haben. Aber vor der Menge hat eure Kraft und Verve den größeren Effekt erzielt. Die

öffentliche Meinung war schon einmal durch die Reklame bestochen, die ihr durch eure Absage zugunsten der übrigen Vereine für euch zu machen gewußt habt — und sie war so entschieden für euch, daß wir es gar nicht wagen konnten, den Preis einem anderen Vereine zuzuerkennen."

Also ist es — Ursache und Wirkung genau erwogen — höchstwahrscheinlich die schlimme Stiefelgeschichte gewesen, die der „Orgel" den Sieg vermittelt hat. Wer aber die Urheberschaft der Stiefelgeschichte ergründen wollte, bei den Scheiksängern würde er sie nicht erfahren.

Eine Abelsberger Hahnenjagd.

Unweit Abelsberg, im Ramsauertale steht die alte moosbärtige Fichte, an der das Wunder geschehen ist. Dort hat der Graf Adlerstamm den Hahn und der Preinermichel den Bock geschossen.

Im Frühjahre war's, als der Graf in Nimrods kecker Rüstung ins Tal fuhr. Der Oberförster — Hans Schrödinger heißt er, der uns nachher die Geschichte erzählt — hatte für Jagd und Wild zu sorgen. Er war ratlos. In die nahe Holzknechthütte ging er hinüber, hieß einen Freund, den Preinermichel mit sich, und als sie allein durch den Wald gingen, und der Michel seinen Tabaksbeutel vom Rücken herüberzog, wo er ihn im Gurte stecken hatte, und seine Pfeife füllte, sagte der Förster: „Möcht' ich wissen, wie wir das anfangen."

„Ist was anzufangen?" fragte der Michel.

„Der Graf ist da und will morgen früh einen Auerhahn schießen."

„Dem gehört die Jagd, der kann's tun."

„Der kann's nicht tun," sagte der Oberförster.

„Warum?" Heuer gibt's ja Hähne genug, weiß

selber einen oder zwei. Der Herr Graf muß halt gut auf den Stand geführt werden."

„Das ist zu wenig, mein Lieber, der Graf trifft nichts. Es muß was geschehen. Jetzt, denk' dir einmal, ist's heuer das vierte Jahr, daß der Herr auf den Hahn kommt, und hat noch nicht ein Federl geschossen. Er wird dir endlich verzagt, verkauft die Jagd, und das wär' arg; du weißt, Michel, er gibt —" und machte mit den zwei Gebefingern eine bedeutsame Geste. „Kurz, er muß morgen den Hahn schießen. Aber wie, Mensch, wie? Wenn ich mir das nur anzuschicken wüßt'."

„Binden wir ihm den Hahn auf den Baumwipfel," meinte der Preinermichel, nahm seine angestopfte Pfeife zwischen die Vorderzähne und steckte den Tabaksbeutel wieder in den Gurt.

„Anbinden," sagte der Förster, „dran habe ich schon gedacht, aber es ist zu wenig; er trifft ihn nicht."

„Wenn er zwei- und dreimal hinaufbrennen kann?"

„Trifft ihn nit. Und wenn er trifft, so fallt nix. Der Graf ist kurzsichtig, das weißt, hat keinen festen Ansatz und keine sichere Hand und keine Geduld und Ruh'; dem fehlt nicht mehr, als alles zum Jäger."

„Nachher kunnt ich keinen Rat geben," sagte der Michel.

„Es gibt nur ein Mittel," flüsterte der Förster mit leiser Stimme, als traute er nicht einmal den Bäumen, „und weil es das einzige ist, so muß es ausgeführt werden."

„Nachher ist's ja recht."

„Aber dazu brauch' ich dich, Michel. Los' einmal."

Sie blieben stehen und der Förster brachte dem Vorhacker was bei.

„Na du," sagte dieser plötzlich laut auflachend, „das tu' ich nicht!"

„Kannst es ganz ruhig tun; 's ist gar keine Gefahr. Er schießt zum mindesten eine Klafter weit an dir vorbei."

„Zu dem Geschäft such' dir einen andern, Förster."

„Nun, zu deiner Beruhigung — du weißt ja, daß ich dem Herrn den Büchsenspanner abgebe — werde ich das Gewehr blind laden."

„Das ist eine Red'. Jetzt hast mich. Wo will der Herr Graf den Hahn schießen?"

„Oben im Donnerwald, etwa bei der Zwiselfeichten. Je weiter und schwieriger der Weg, je größer das Vergnügen. Kennst ja das, von den hohen Herren. Und um drei Uhr, wo's g'rad' noch die rechte Finstern hat. Nicht vergessen aufs Balzen!"

„Ist recht."

Sie verabredeten noch manches und verloren sich im Walde. —

Um Mitternacht wird der Herr Graf höflich geweckt. Er beladet sich mit allem, was dem Jägersmann an den Leib steht. Und wenn der Förster meint, das oder das sei nicht nötig, so sagt der Graf fürsichtig, 's wär' immerhin besser, man denkt an alles. Es ist eine klare stille Nacht.

„Exzellenz!" sagte der Förster unterwegs, „heut' gilt's einen. Ich sag's. Ich weiß einen. So schön ist noch keiner gestanden, wie der."

„Soll Sein Schade nicht sein. Doch — hat Er's gehört, jetzt? Ist das nicht ein Schuß gewesen?"

„Wahrhaftig," lachte der Förster, „aufs Haar wie ein Schuß; das hat mich anfangs auch immer getäuscht. Nein, Exzellenzherr, eine Lawine ist im Höllgraben drüben abgegangen. Das ist um diese Zeit nichts Seltenes."

Je höher sie emporkamen gegen den Donnerwald, je leiser wurde ihr Gespräch. Als sie bei der Rotbuche waren und horchten, hörten sie das erstemal balzen. Nun hub das Laufen an, um dann, während der Hahn wieder schwieg, starr wie ein Baumstrunk still zu stehen.

So waren die beiden Jäger allmählich zur Zwisel-feichten gekommen, in deren buschigem Gewipfel das Tier schnalzte und balzte, daß es eine Lust war.

Der Förster führte den Grafen auf den rechten Stand-punkt und fragte flüsternd, ob er dort oben den Hahn wohl sehe.

„Wohl, wohl! 's ist ein sakrisch mächtiger Kerl."

„Nicht das schwarze Bündel dort, Exzellenz, das ist der Baumwipfel. Daneben, der kleine Punkt . . ."

„Gut, gut!" entgegnete rasch der Graf und fuhr mit dem Schaft zur Wange. — Puff! — — Hurra! Das Tier rauschte herab von Ast zu Ast und schwer fiel es nieder auf den Boden.

Der Graf sprang hinzu, jauchzte, jubelte; es war

auch ein prächtiger Vogel. — Das Telegraphenamt! Alsogleich berichten der Gemahlin, den Freunden: Waidmannsheil! Den Hahn geschossen. Morgen großer Schmaus! —

Ein herrlicher Vogel fürwahr! und gerade mitten in die Brust getroffen! Aber — was hängt doch daran? An den Klauen hängt ein Knollen — was das sein mag? — Sogleich ist Licht gemacht — welch eine Erscheinung?! In den Klauen verhakt lag ein vollgedunsener Tabaksbeutel.

„Verdammter Esel!" fluchte der Förster für sich und rasch setzte er bei: „Der erste Fall in meiner Praxis, Exzellenzherr, wo mir das vorkommt, was erzählt wird. Daß Auerhähne bisweilen in die Nähe der Holzarbeiter dringen und verschiedene Gegenstände, die die Leute irgendwo beseite gelegt, mit sich forttragen. Ich wette, diese Tabaksblase ist ein solcher Raub. Seltsam, seltsam!"

Der Graf starrte drein und sagte kein Wort. Den Vogel ließ er liegen; auf dem kürzesten Weg eilte er dem Bahnhofe zu. Und der Michel kletterte verzagt von der Zwiselfeichten, von der er früher den toten Vogel herabgeschleudert hatte.

„Was kann denn ich dafür!" beteuerte er dem Förster, „ihr seid zu früh dagewesen. Wie der Schuß fällt, hängt der Vogel noch fest an meinem Gurt. Ich reiß' ihn eilends los, nu, und hab' halt meinen gottverblitzten Beutel mit hinabgeworfen."

In acht Tagen war das Revier verkauft.

Ein Abelsberger Wetterprozeß.

Mitgeteilt vom Abelsberger Richter.

Wenn euch Volksschilderern und Dorfgeschichtenschreibern einmal der Stoff ausgeht, dann werdet Advokat in Abelsberg. Da gibt's immer was Neues. Heutzutage, wenn dem Bauer unrecht geschieht, rächt er sich nicht mehr mit derber Hand; ein Mann der Gesittung ist er geworden — geht zum Gericht und klagt. Das gibt ihm Ansehen. Nicht allein seine Nachbarn verklagt er, nicht allein seine Dienstboten und Vorgesetzten, auch den Bürger verklagt er und den Zigeuner und alle Welt und den Herrgott.

Auch den Herrgott verklagt er!

Und wenn sein Advokat gerieben ist: der Herrgott verspielt! Der mag noch froh sein, daß die Todesstrafe größtenteils abgeschafft ist, vor Zeiten sind die Wettermacher verbrannt worden.

Um nichts Geringeres handelte es sich vor kurzem, als der Rüppel-im-Hof mit zwei seiner Genossen aus Ober-Abelsberg bei mir eintrat, als um Blitz und Hagelwetter. Der Mann wie nicht minder seine Nachbarn waren an ihrer Habe arg geschädigt worden, ein schweres Gewitter, das über die Breitebenhöhe herabgefahren war, hatte ihre

Feldfrüchte zerstört, in ihre Bäume und Heuschober geschlagen, ihre Wiesen mit Schutt überschwemmt, sie in ihrer Wirtschaft wieder auf ein langes Jahr zurückgeworfen. Dem Schattleitner hatte der Sturm einen Schirmbaum gebrochen und der fallende Baum hatte eine Kuh erschlagen. — Im ganzen, wie im einzelnen brachten sie Beispiele vor, wie groß der Schaden sei.

Ich fragte den Rüppel, ob er die Klage direkt gegen den Herrgott einreichen wolle? Darob war er anfangs etwas verdutzt. „Das nit, das nit. Dem kann man's nit verübeln, ist seine Pflicht und Schuldigkeit, daß er im Hochsommer fest niederdonnern laßt. Von ihm aus ist's der Breiteben vermeint gewesen und an unserm Unglück sind die Breitebenbauern schuld!"

„Wieso?" fragte ich.

„Gehen die Höllsaggra her und schießen!"

„Auf wen?"

„Aufs Wetter! Laden, wie's aufsteigt, ihre Pöller, als wenn's eine Fronleichnamsprozession tät setzen, und just wie die blauen Wolken mit den weißen Nebelfranzen schön stad brummend daherziehen über die Breitebenhöhe — bums! bums! pfeffern sie los und jagen uns den ganzen Krempel herab auf die Ober-Abelsberger Felder. Bei uns hat's ausgeschüttet. Auf der Breiteben hat's kaum tröpfelt."

Hierauf fragte ich, wieso er mit dieser Sache zu mir käme?

„Wir Ober-Abelsberger Bauern stehen zusammen und

klagen die Breitebnerbauern auf Schadenersatz und daß sie zukünftig nimmer schießen.“

Ein richtiger Advokat hätte die Klage sogleich angenommen; wenn die Ober-Abelsberger Bauern glauben, daß sie durch das Schießen der Breitebnerbauern geschädigt werden, so sollen es diese vergüten — natürlich. Die Breitebnerbauern sind Besitzer von Grund und Boden, aber die Luft gehört nicht ihnen, für die Luft zahlen sie keine Steuern, Luft und Wolken dürfen sie nicht alterieren und nach Belieben hin- und herjagen, daß auf andere der Nachteil kommt. Da findet sich im Gesetzbuch eine Reihe von Paragraphen, die sich in diesem Falle anwenden lassen. Geschädigt an Vermögen: Bürgerliches Gesetzbuch § 1330, § 1332. Es hatte Wege unfahrbar gemacht, Stege vertragen, die Leute konnten nicht hingehen, wo sie wollten. Also geschädigt an der persönlichen Freiheit § 1329. Ferner die Paragraphen gegen die Sicherheit des Lebens: Eine Kuh hatte es getötet, ebensoleicht konnte es auch die Ochsen getötet oder lebensgefährlich verletzt haben, §§ 1325, 1326, 1327 usw. Einer der ergiebigsten Monsterprozesse stand in Aussicht. Die Breitebnerbauern hatten geschossen!

Ich war so unklug, den Ober-Abelsberger Bauern zu sagen, daß sie nicht so unklug sein sollten. Mit einer solchen Klage würden sie ausgelacht werden. Daß man mit dem Schießen gegen ein Gewitter was ausrichte, sei ein alter Aberglauben.

„So,“ sagte der Rüppel-im-Hof, „ein alter Aber-

glauben! Das erste, was ich höre. Und wohl das Wetterläuten auch, nit wahr? Und wir geben dem Meßner die Glockenstrickkreuzer und im Herbst die Korngarben deswegen! Und daß er alles liegen und stehen laßt, wenn ein Gewitter zusteht, und zum Glockenstrick rennt, das ist ein Aberglauben!“ Der Mann war zornig.

„Die Weihe der Kirchenglocken in Ehren,“ entgegnete ich, „und das geweihte Pulver auch in Ehren, aber die Wetterwolken kümmern sich sehr wenig drum.“

Da lachte der Bauer auf und rief: „Um die Weih' werden sie sich freilich nicht viel kümmern, das glaube ich selber. Aber um Hall und Schall werden sie sich kümmern. Wenn der Herr das nit weiß, so soll er nur einmal die Halter auf der Alm fragen. Die heben, wenn ein Gewitter herzieht, all miteinander an zu schreien, mit Schellen, Brettern, Pfannen zu klappern und zu lärmen. Früher hat's geheißen, die bösen Geister vertreiben, heute sagen wir: die Luft erschüttern, daß die Elektrizität auslaßt und sich die Wolken zerteilen. Na, na, wir haben auch was gelernt.“

Das hatte in der Tat einen schulmeisterlichen Abglanz. Ich könnte nun für den Fall, als Sie, lieber Büchermacher, das Honorar nach der Zeile berechnen sollten, gelehrterweise von den alten Wettersagen, von dem Einflusse der Göttin des Schalles und von anderen altdeutschen Göttern und ihrem Zusammenhange mit den heutigen Volksanschauungen usw. sprechen, auch — wie es einem richtigen Dozenten ansteht — die Naturwissen=

schaften berühren, durch dieselben die Wahrnehmung der schlichten Landleute rechtfertigen, was sich immer gut macht. Aber mir geht's doch noch um den Prozeß.

Ich stellte den Leuten zwar vor, daß gegen die ungeheuren Lasten und Gewalten, die in einem Gewitter heranziehen, der nichtige Schall einer Stimme, einer Glocke, selbst eines Pöllerschusses, ganz und gar machtlos sei. Jedes Lüftchen erschüttere die Luft mehr, als der Knall eines Schusses. Man denke sich den Sturm, der einem Gewitter vorauszutoben pflege.

„Am besten kann's der Herr auf dem Frauenkogl sehen," fuhr der Rüppel nun wieder ganz ruhig fort, „auf dem Frauenkogl steht die Kirche, und wenn ein Gewitter zusammenzieht, da läutet der Meßner die Glocken auf dem Turm, und währt's nit lang, so kriegen gerad' über dem Turm die Wolken ein Loch, so daß oftmals der blaue Himmel durchschaut. Und das Wetter verteilt sich oder wird in die Steinberge hineinverjagt. Und hat der Herr das noch nie bemerkt, wie es zu Ostern und zu Fronleichnam ist? Es mag noch so regnerisch ausschauen, daß man meint: Heut' verwascht's die Prozession mit Fahn' und Fetzen! Heben im Land nur erst die Glocken an, die Musikanten und die Pöllerschüsse, gleich wird's lichter am Himmel und aushalten tut's! Lufterschütterung!"

Ich fühlte mich nachgerade geschlagen. Wenn der Bauersmensch auf einmal so naturwissenschaftlich tut und seinem alten Aberglauben ein neumodisches Mäntelchen umhängt, da wird einem angst und bang.

„Wenn große Schlachten geschlagen werden," sagte ich nun, nachdem ich die braven Landleute endlich zum Sitzen gebracht hatte, „da sollte man meinen, geht's doch auch nicht so ganz ohne Lärm ab —"

„Schon gewiß nit," sagte einer der Bauern, „das habe ich bei Königgrätz erfahren!"

„Waren Sie dabei?"

„Schon kurios. Aber nur anfangs."

„Man hat meines Wissens nichts gelesen, daß der Kanonendonner die Nebel von Chlum zerteilt hätte!"

„Na, Sie glauben's halt nit," rief der Rüppel-im-Hof, „geben Sie acht, daß es Ihnen nit so ergeht, wie dem Hechelberger Kaplan. Jawohl, Herr Notar! Der Kaplan ist ein blutjunges Herrl gewesen, wie er nach Hechelberg gekommen, schnurgerade aus der Studie — und da sind die höllisch gescheit! überall hat er neue Mode wollen einführen und hat in Hechelberg auch das Wetterläuten wollen abbringen. Seit Menschengedenken haben sie geläutet zu Hechelberg. Hoch oben unter der Alm, da tut's not, da sind die Wetter am g'straflichsten (gefährlichsten). Und der Jung' hat's abbringen wollen. Der Meßner, der ist recht, der hat gesagt: nein! — Und sind alle falsch (böse) geworden auf den Kaplan. Der ist aber ein — ein —" der Bauer legte die Faust an den Kopf, um anzuzeigen, daß der Kaplan es faustdick hinter den Ohren gehabt habe, „der ist ein — ich will nit sagen, was gewest! Just am Magdalenatag ist's gewesen, im vorigen Jahr, ist eh' ein schlimmer Wettertag das, weil

gerad' die Hundstage eingehen. Steckt der Kaplan nit den Kirchenschlüssel ein und geht fort? Das Wetter steigt auf, der Meßner will läuten, kann nit dazu. Alles hat's niederdroschen! Nit ein Stammel ist stehenblieben in der ganzen Hechelberger Pfarr'! — Acht Tag' drauf ist der Kaplan abgefahren. Hat müssen!"

Und so wollten es die Ober-Abelsberger jetzt den Breitebnern zeigen!

„Ja, haben," fragte ich, „die Ober-Abelsberger ein Privilegium?"

„Haben auch eins!" riefen sie alle zusammen, „ist auch eins, ein Privilegi. Die alten Leut' können es noch ganz genau sagen. Das ist halt unterschiedlich. Die Hechelberger dürfen läuten und schießen, die Triesentaler dürfen nicht. Auf dem Frauenkogel dürfen sie nur läuten. In Fährdorf dürfen sie läuten und schießen. Bei den Hochreithäusern dürfen sie schießen. Wir Ober-Abelsberger dürfen läuten und schießen, aber die Nullgrabner und die Hölser und die in der Hinterau dürfen's nit! Und die Breitebner dürfen's nit!"

Worin diese Privilegien ihren Ursprung hätten? war meine Frage.

„Ja, wenn's der Herr nit weiß!" riefen sie, „wir wissen das auch nit. Aber sein tut's. 's ist alles aufgeschrieben. Im Gemeindekataster steht alles drinnen, auch 'leicht ein Brief aus Pergamenthaut und der Siegelknopf dran."

„Aber ein Privilegium kann ja verjähren."

„Das nit!“ sagte der Rüppel-im-Hof, „das verjährt nit, weil Blitz und Hagel auch nit verjährt.“

„So ist's,“ gaben die anderen bei.

Na, da mußte ich freilich die Klage anhängig machen gegen die Häuser auf der Breiteben, weil sie durch ihr Wetterschießen das Privilegium verletzt. —

Aber die Bauern auf der Breiteben hatten auch ihren Advokaten, und zwar im Kopf. Als es zur Verhandlung kam, fragte der Richter von der Breiteben ganz höflich, seit wann sie nicht mehr heiraten dürften?

„Vom Heiraten ist keine Rede, aber vom Wetterschießen!“

„Und bei uns,“ sagte der von der Breiteben, „ist wieder vom Wetterschießen keine Red', sondern vom Heiraten. Der Lex in der Lacken hat geheiratet und bei der Hochzeit haben wir nach altem Brauch Pöller geschossen. Daß zur Stund' just ein Gewitter aufgestiegen ist, dafür können wir nit. Und daß sich das Wetter vor dem Schießen geschreckt hat, dafür können wir auch nit. Und daß es den Ober-Abelsbergern das Traid niederdroschen hat, das ist uns vom Herzen unlieb.“

Der Rüppel-im-Hof war auf solche Wendung so zornig, daß er ausrief: „Ich versteh' nit, wie einer heiraten kann, wenn ein Wetter zusteht!“

Der Prozeß war hiermit gegenstandslos geworden. Gegen das Pöllerschießen auf Dorfhochzeiten war schlechterdings kein Paragraph zu finden. Und das Heiraten ist erlaubt, auch wenn ein Gewitter zusteht.

Das Abelsberger Steueramt.

Eines Tages lief ein fleißiger Aufpasser von Abelsberg zur Steuerbehörde: „Habt ihr den Wolf in der Gruben?"

„Den Wolfgang Filzmoser aus dem Grubenwald?" entgegnete das Steueramt barsch, „den Pechölmann? der im Sommer mit Erdbeeren hausieren geht? Ne, den armen Teufel haben wir nicht."

„Löbliches Steueramt!" sprach der Mann gar untertänig, „dieser arme Teufel ist einer der reichsten Männer unseres Bezirkes. Er übt eine Menge Gewerbe aus, er ist Pechschaber, Pechölbrenner, Ameiseiergräber, Kräuter-, Pilz- und Beerensammler und handelt mit allen diesen Sachen. Sogar eine Branntweindestillation soll er irgendwo haben, wozu würde er sonst die Beeren der Ebereschen sammeln. Ein Unchrist will ich sein, wenn der Wolf in der Gruben nicht ein Dutzend Agenten beschäftigt. Der nimmt Geld ein, der Wolf! Löbliches Steueramt, den müßt ihr anbohren!"

Das Steueramt gab dem Offenbarer zu verstehen, er könne sich schon fortmachen. Dann schüttelte es den Kopf, aber nun war's Pflicht und Schuldigkeit, den

Mann hervorzuholen. Der alte Wolf in der Gruben bekam einen grauen Bogen mit schwarzen Linien und leeren Räumen dazwischen, und die Aufforderung, als redlicher Staatsbürger bei seinem Gewissen das Jahreseinkommen wahrheitsgemäß einzubekennen, widrigenfalls usw. Es sträubt sich die Feder, den grausamen Nachsatz wiederzugeben. Wir kennen ihn ja alle.

Nicht lange dauerte es, so war das Einbekenntnis des Wolf in der Gruben da. In sehr spießiger Schrift und mit angstblasser Tinte gab er an: Einkumen jerlich hertens fl. 50000.

Waaas! rief das Steueramt aus. Dieser simple Waldmensch macht so große Geschäfte!! Unglaublich. Doch halt! Wenn er fünfzigtausend eingesteht, so nimmt er gewiß hunderttausend ein, wir kennen das. Vorläufig läßt sich aber nur mit der eingestandenen Summe rechnen.

Wenige Tage später keuchte der Amtsdiener hinauf in den Grubenwald und suchte lange das Haus des Wolf. Diesen traf er unterwegs. Der Wolf war gerade auf dem Anger beschäftigt, von dem gebreiteten Tuche die gesammelten Ameisen auslaufen zu lassen, die während der Flucht ihre Eier vom Wuste sonderten und so dem zweifüßigen Ungetüme daneben unbewußt einen Gefallen taten. Die Arbeit, oder vielmehr die Ameisen muß man verstehen, und der Wolf verstand sie. Er tat just mit seiner Tabakspfeife um; der Saggra wollte nicht brennen, weil's hauptsächlich einer von Buchenlaub war. Jetzt, wie der Mann hörte, daß er zu den steuerzahlenden

Staatsbürgern aufgenommen war, verneigte er sich vor dem Boten und dankte für die Ehr'. Dann kletzelte er den grauen Bogen auf, Gott, das ging umständlicher wie Pechschaben und Ameiseiergraben. Und im Bogen da sah er sehr hübsch geschriebene Ziffern stehen. Dem Wolf in der Gruben war an Gewerbs- und Einkommensteuer für das verstrichene Jahr vorgeschrieben, bei Vermeidung der Exekution innerhalb vierzehn Tagen zu leisten einen Betrag von viertausendfünfhundertsechzig Gulden einundsiebzig Kreuzern.

Der Bote stand noch da, als warte er auf etwas. Der Alte blinzelte ihn nun an und sagte: „Das ist kein schlechter Spaß.“ Sonst sagte er nichts, sondern sah wieder nach seiner Arbeit.

Am nächsten Sonntag ging der Wolf ins Wirtshaus, ließ an den Tischen den grauen Bogen umhergehen und prahlte sich mit ihm. Die Bauern murmelten nur so und blickten ehrerbietig auf den Waldmenschen, der ein gar so einfaches Gewand anhatte, und ein gar so einfältiges Gesicht und gar soviel Geld.

„Das zahlt sich aus,“ sagte der Wirt, der sich aufs Rechnen verstand, „bei dir verdient sich ein Angeber was. Wenn er ein Drittel der Steuer kriegt, und soviel soll so ein Herr ja glaub' ich kriegen, dann macht's eintausendfünfhundertzwanzig Gulden, und davon braucht er gewiß keine Einkommensteuer zu zahlen. Ja, ja, kannst mir's glauben, Wolf, angegeben bist worden. Eine ärgerliche Geschichte, gelt?“

„Was redest denn, Herr Vater!“ rief der Wolf, „das ist doch nichts Ärgerliches, wenn einer über viertausend Gulden Steuer zahlen kann.“

Weiter sagte er kein Wort und die Leute erfuhren es nicht, wo der Alte sein vieles Geld hatte.

Für den Wolf war nun aber das eine mißlich: er konnte bei seinem Hausieren mit Pechöl nicht mehr um einen „warmen Löffel Suppe“ betteln, er mußte jetzt überall alles bezahlen und teurer als andere. Dafür wurde er auch überall mit Ehren behandelt, er mußte im Wirtshause beim Herrentisch sitzen, er bekam ein frisch ausgespültes Trinkglas und ein blank gescheuertes Eßbesteck und lauter so hübsche Sachen, und das tat ihm wohl. Auch angebettelt wurde er jetzt oft und er wußte die Ehre zu schätzen.

Das Steueramt wartete auf die viertausendfünfhundertsechzig Gulden. Die vierzehntägige Frist wartete es ganz geduldig ab; natürlich, der Wolf wird bis auf die letzte Stunde vom Betrag den Zins genießen wollen, macht ein hübsches Tabakgeld. Als dann aber die dritte Woche auch verstrich, und zwar mit einer Harmlosigkeit, als ob kein Wolf in der Gruben auf der Welt wäre, und als die vierte Woche mit demselben einfältigen Gesichte begann, da schickte das Amt den Boten noch einmal hinauf.

Er traf den Wolf wieder im Walde, wo der Mann ein großes Feuer angemacht hatte und mit einem langen Aststummel darin herumstierte. Am Feuer standen mehrere

große Töpfe, in denen eine dickliche, glänzend schwarze Masse brodelte.

„Ist das Mittagmahl schon fertig?“ mit dieser Anrede begrüßte der Bote den Wolf.

„Wenn's Ihm schmeckt, ist Er eingeladen,“ sagte der Wolf, „aber es wird Ihm zu hantig (bitter) sein.“ Das in den Töpfen war nämlich kochendes Pech.

„Da hätt' ich wieder ein Papierl für den Wolf,“ sprach der Bote, „seit zehn Tagen ist Exekution und wenn Er binnen acht Tagen nicht zahlt, so wird gepfändet. Das Haus und die Fahrnisse und alles!“

„Ist schon recht,“ antwortete der Alte, „kommt nur. Wenn ich nicht zu Hause sein sollte: der Schlüssel liegt unter der Türschwelle im Mausloch.“

„Er hat aber zu Hause zu sein, wenn die hohe Obrigkeit kommt!“

„Wenn's sein kann, recht gern. Vor der hohen Obrigkeit hab' ich keine Angst und vor dem löblichen Steueramt schon am allerwenigsten.“

Damit konnte der Bote wieder gehen. Der Wolf schaute ihm kopfschüttelnd nach: „Ich kenn' mich frei nicht aus, sie tun, als ob's Ernst wär'. Meinetwegen, mir kann nicht viel geschehen.“

Als das Steueramt hierauf wieder acht Tage und noch einmal acht Tage gewartet hatte, jeden Tag zwei Gulden Exekutionsgebühr aufschreibend, war die Geduld endlich aufgezehrt. Ihrer drei Herren und zwei Diener stiegen hinauf ins Waldgebirge. Sie rauchten unterwegs

so gemütlich ihre Zigarre, und kein Mensch sah in ihrem freundlichen Äußern die inneren Wölfe. Auf der flachen Ausböschung eines Berges stand ein schöner, großer Bauernhof; das gemauerte einstöckige Wohnhaus mit den vielen Fenstern sah aus wie ein kleines Schloß, und die stattlichen Wirtschaftsgebäude waren wie ein kleines Dorf.

„Ist's da beim Wolfen in der Gruben?" fragte einer der Herren.

„Wohl nit," war die Antwort einer Magd, „da ist's beim Fürstenhofer. Der Wolf ist weiter oben."

Nachdem sie noch eine Weile durch finsteren Wald gegangen waren, kamen sie zu einer Mulde, die Gruben genannt. Da war langes Gras und Gesträuch und das Gestock geschlagener Bäume. Und hier stand das Haus des Wolfen. Es war aber eigentlich eine Köhlerhütte und auf dem halbflachen Dache hockte der Wolfgang Filzmoser.

Was er da oben treibe? wurde gleich gefragt.

„Ich tu' mir just die Kuchen backen für den Winter," antwortete der Alte, denn er hatte zerschnittene Pilze auf die Bretter hingelegt, damit sie in der Sonne dörren konnten.

„Er soll ein bissel herabkommen." Schreibzeug wurde hervorgeholt, das große Amtssiegel wurde ausgepackt, und mehrere Stangen Petschierwachs taten sie bereit. Mit bedenklicher Miene wurde die Hütte besichtigt, zuerst auswendig, dann von innen, wobei sich mehrere in der Dunkelheit die Köpfe anstießen.

„Ja, wenn man das Fenster zumacht, dann ist's freilich finster," sagte der Alte und machte die zugezogene Türe wieder auf.

Ob er denn dahier wohne?

„Schon seit drei Jahren."

Sie fragten nicht erst, ob er jetzt zahlen wolle. Die Gnadenzeit war verscherzt, unverzüglich folgte trotz einer gewissen Aussichtslosigkeit die Aufahme des Inventars.

„Wir hätten uns den Weg ersparen können," meinte einer der Herren. „Diese Hütte ist nichts."

„Sein tut sie schon was, aber mein gehört sie nicht," sagte der Wolf. „Dem Fürstenhofer gehört sie. Solang er nicht Kohlen brennt, darf ich drin wohnen. Aber das" — er wies auf die Gegenstände in der Hütte — „das da ist alles mein, wenn's die Herren aufschreiben wollen."

Das Inventar lautete: „Hölzerne Truhe mit vorhandenen Kleidern und Wäsche fl. 15, ditto Bettstatt mit Tuch und Kotzen 90 kr., ein Holzzuber 30 kr., ditto mit Eisenreifen 35 kr., Kochgeschirre 1 fl. 50 kr., ein Blechlöffel 2 kr., vorhandene Eßvorräte fl. 2, drei Wandbildchen mit Weihbrunngefäß 15 kr."

„Ja," sagte der Alte, „das gehört alles mein. Aber da ist noch was!" Aus dem Westensack zog er eine Uhr hervor. Stand sie auch schon auf dem Blatt? „Silberne Taschenuhr fl. 7."

„Und das Beste findet ihr gar nicht," rief der Alte und nestelte aus dem Bettstroh einen Strumpfsack hervor, der einen ruppigen Bauch hatte und mit einem Riemen

zugebunden war. „Bares Silbergeld im Werte von fl. 80,“ also kam der Strumpf mit den alten Münzen ins Inventar.

„Und wo hat Er das weitere Geld?“ fragte einer der Amtsleute scharf.

„Aha, den Herren wird man nicht zu gescheit!“ schmunzelte der Wolf und zog aus dem innern Rocksack langsam eine große rote Brieftasche hervor. Da drinnen war der Heimatschein, ein gemalter Bauernkalender, ein Tobiassegen und fünf Gulden in Papier.

„Das ist nicht alles, Alter!“

„Ist auch nicht,“ murmelte dieser und tat aus dem Hosensack ein Lederbeutelchen; da drinn war eine ganze Menge Kupferkreuzer.

„Wolf,“ rief nun das Steueramt, „Er macht sich lustig über die Behörde! Ich will Ihm's nicht raten! Wo ist das Vermögen?“

„Sonst hab' ich nichts mehr,“ antwortete der Alte.

„Er hat amtlich angegeben, daß er jährlich 50000 Gulden Einnahme habe!“

„Das wär' lustig! Wenn's wahr wär'!“ lachte der Alte auf.

War auch schon der graue Bogen vorhanden.

„Hier steht es schwarz auf weiß, fl. 50000. Hat Er das geschrieben?“

„Ja freilich, meine Herren.“

„Und uns zum Narren gehalten?“

„Gott bewahr', meine Herren! Ich habe nicht ge-

schrieben: fünfzigtausend Gulden; ich hab' geschrieben fünfhundert Gulden, ja für's höchst fünfhundert Gulden. Heuer g'langt's nicht auf dreihundert, und sind da schon die neunzig Holzknechttagwerke dabei. Die Zeiten werden halt alleweil schlechter. Jetzt hat mir der Förster das Pechhacken verboten und das Ameisgraben, und das Beerenbrocken will er mir auch nicht erlauben. Nachher kann ich zusperren oder offenlassen und mit dem Bettelsack gehen. Bin nur froh, daß mein Weib gestorben ist. Über zwei Jahr' ist sie mir auf dem Stroh gelegen und immer einmal haben wir allzwei die halben Nächte lang geflennt, so schlecht ist's uns 'gangen. Das gute Wesen, was bin ich froh, daß sie der Herrgott zu sich genommen hat! Mit mir wird er wohl auch ein Mittel machen, wenn's Zeit ist." So sprach der alte Wolf und krümmte den Mund.

„Ja, ja, ist alles recht!" sagte nun das Steueramt, „aber die 50000 Gulden!"

Ich glaub's, daß sie ihm im Kopf umgingen.

Und was hat sich nun herausgestellt? Es hat sich herausgestellt, daß der Wolf auf den Einbekenntnisbogen so geschrieben: „Einkumen jerlich heztens fl. 500.00 (bedeutet soviel als Gulden 500, Kreuzer 00)." Aber das Sternlein zwischen den Nullen war abhanden gekommen oder vielmehr so verblaßt, daß man es bei Tage nicht sehen konnte und bei Nacht noch weniger. Mit der Lupe glückte es einem geschickten Sterngucker, es noch zu entdecken, sonst wäre der Alte wegen Irreführung oder Be-

lügung oder Verspottung der Behörde (drei messerscharfe §§§ standen dafür da) bestraft worden.

Der Wolf war sehr überrascht, als er trotz der fürchterlichen Anstalten schließlich nicht einen Kreuzer Steuer zu zahlen brauchte. Von nun an saß er Sonntags im Wirtshause wieder auf der Ofenbank und aß seine „Portion Fleck" mit rostigem Löffel; Werktags konnte er bei den Bauern sein Süppl wieder dreist erbetteln. Und fürs geschenkte Süppl schenkte er den noch Ärmeren einen Kreuzer.

Heute ist der alte Wolf schon ganz gebückt, aber trotzdem kann er nicht mehr Schwämme und nicht mehr Erdbeeren suchen, denn es haben ihn die Augen verlassen. So hockt er am Ende des Dorfes an der Straße, denkt wehmütig an die glanzvolle Zeit, da er in so herrlichem Geruche gestanden, und wartet. Manchmal wohl geschieht es, daß ein mißmutiger Mann vorüberfährt, der über viertausend Gulden Jahressteuer zahlt. Wenn einer ohnehin so lasterhaft hoch besteuert ist, den Bettlern auch noch geben? Nein. — Da murmelt der Alte manchmal vor sich hin: „Siehst du, Wolfel, auch die hohen Steuern machen nicht glücklich!"

Wahrlich nein, mein Guter. Und Reichtum macht wohl die Hemden lind, aber die Herzen hart.

Der Abelsberger Landwächter.

Die Straße, von der hier erzählt werden soll, muß der Leser nicht notwendig passiert haben; es geht auch so. Es genügt, zu wissen, daß diese Straße über den Dreibuckelberg führt, der zwischen Abelsberg und Siedeldorf steht, daß sie stundenlang ist und daß der einsame Wanderer sich vor Räubern fürchten darf, ohne ausgelacht zu werden. Denn es begegnet ihm auf dem ganzen Weg niemand, der ihn auslachen könnte; nicht einmal ein Räuber. Die Fuhrleute, als die Roheisenführer aus dem Oberland und die Mostführer aus dem Unterland, und die Holzkohlenwagen natürlich nicht zu rechnen. Auf der ganzen Strecke über Heideland, Almen und Legföhrenbestände nicht ein einziges Haus, mit Ausnahme der Wegmachershütte, die unter einigen Fichten in der Nähe eines Brunnentroges steht und für den alten Wegmacher und seine Tochter die Woche über nur als dürftiger Unterstand dient. Aber auch nur für die Nacht und bei besonderem Unwetter. Ansonsten aber sitzen die zwei Leutchen an irgendeinem Felswändlein, wie sie hin und hin am Wege stehen, und zerschlagen mit ihren langstieligen Schlägeln die größeren Steine in kleinere,

schichten diese in Schotterhaufen, darauf sie zu Mittag sich wie auf ein Sofa setzen und aus dem Zwielingstopf ihre Mahlzeit verzehren. Den Alten sehe ich in grauem Zwilchgewand, von den Steinen kaum zu unterscheiden. Die Junge aber will unterschieden sein und von den lustigen Fuhrleuten nicht für einen Stein angesehen werden. Deshalb hat sie, die Barfüßerin, gern ein lichtblaues Küttlein an und ein rotes Tuch über dem Busen. Darauf rief ihr jener Mostführer „Guten Tag!“ zu und knallte mit der Peitsche. Wenn es war, daß der alte Wegmacher weiter oben oder weiter unten mit der Radeltruhe die Straße schotterte und die Junge allein bei ihrem „Steinerschlagen“ saß, ließ der Mostführer wohl auch einmal die Pferde rasten, setzte sich zu ihr, befühlte mit zwei Fingern den Rand des roten Tuches und fragte, was es gekostet habe. Weil aber Steinschlägerinnen das Schlagen schon gewohnt sind, so schlug sie ihn auf die Finger, — aber durchaus nicht mit dem Eisenschlägel, sondern mit der Hand, ganz glimpflich, so daß es der Zutäppische auf weiteres ankommen lassen wollte. Nämlich auf die Frage, ob sie das schöne rote Tuch ihm denn nicht verkaufen wolle. Er habe einen Schatz und möchte, daß der auch so was Schönes über der Brust trage. Da sprach sie, das Tuch allein sei nicht feil.

Desselben Weges kam auch manchmal ein Landwächter, so einer, wie sie vom Abelsberger Kreisgericht im Lande herumgeschickt werden, um über Sicherheit und Ordnung zu wachen, wie auch, um allfällig Räuber,

Mörder und andere Missetäter einzufangen, die den Nächsten schädigen oder die gute Sitte verletzen. Der Landwächter hatte einen schwarzen Federhut auf, trug ein Bajonett an der Seite und hinten ein Schußgewehr, deren weiße Riemen sich auf der breiten Brust kreuzten, weshalb er von Leuten, denen solche Gestalten mißliebig sind, die Kreuzspinne genannt wurde. Auch hatte der Mann am Riemen ein paar Handschließen hängen für solche, denen die Einladung, im Namen Seiner Majestät freundlichst mitzukommen, nicht genügte.

So marschierte der Landwächter denn auch manchmal durch diese Gegend, um auf der langen Straße über den Dreibuckelberg nach dem Rechten zu sehen. Saß bisweilen auf dem Schotterhaufen bei den Steinschlagerleuten und erkundigte sich, ob sie keinen Spitzbuben gesehen. Der Alte wußte keinen rechten Bescheid zu geben, denn er konnte die Spitzbuben von den anderen Leuten nicht unterscheiden, „weil's halt leider Gottes noch immer keine Spitzbubenuniform gibt.“ Die Junge hingegen meinte, dem Landjäger schalkhaft zublinzelnd, fast alle Mannsbilder seien Spitzbuben, ausgenommen . . . Und machte vor dem Kaiserlichen einen Knicks. Nun, in manchen Stücken wollen auch die Kaiserlichen keine Ausnahme machen; und so meinte er, daß es auf dem Steinhaufen nahezu besser sitzen sei als auf der Holzbank in der Wachtstube.

Und eines Abends, es war schon spät, marschierte der Landwächter wieder einmal die Straße entlang von Siebel-

dorf gen Abelsberg. Er war heute in nicht geringen Sorgen. Unten auf der Heide war er dem alten Steinschläger begegnet, der die stumpf gewordenen Steinbrecheisen zum Dorfschmied tragen mußte, um sie schärfen zu lassen. Da wolle der Steinschläger über Nacht in seinem Dorfhäuschen bleiben und am nächsten Morgen wieder in den Steinbruch hinaufgehen. Der Landwächter fragte nicht weiter, obschon es eigentlich seine Pflicht gewesen wäre. Um so größer ward aber seine Besorgnis, die Junge möchte über Nacht allein — mutterseelenallein — in der Wegmachershütte verbleiben und Gefahren ausgesetzt sein. Denn wer bürgt, daß nicht ein schlechter Schelm oder ein Zigeunergesindel des Weges kommt und die arme Einschichtige überfällt? Wem obliegt es, wachsam zu sein, das Stromervolk abzupassen und abzufassen?

Und als er zur Hütte hinaufkam und im Fensterchen den Lichtschein sah, ging er hinein. Der unversperrte Vorraum war eng und die Kammer mochte wohl auch nicht viel geräumiger sein. So machte er sich's bequem im Vorgelaß auf dem Brett, zog aus seinem Glanzledertornisterchen Brot, Speck und Schnaps und hielt Abendmahl. —

Und nun die Geschichte von der anderen Seite. Wohl dem, der Freunde hat, die ihn auch in der Gefahr nicht verlassen! Vom Mostführer war es durchaus nicht ein müßiges Tändeln gewesen, wenn er auf dem Schotterhaufen mit der jungen Steinschlägerin scherzte. Jetzt, als er unten beim Wirt in Siedeldorf sein Fuhrwerk

eingestellt hatte und als der alte Steinschläger in die Zechstube trat, um einen Krug Most zu trinken, obwohl weder Samstag noch Sonntag war, fiel ihm wie ein Steinschlägel der Gedanke aufs Herz: die Junge oben allein? Er verzehrte aber gelassen seinen Schafbraten, trank ein Glas Sausalerwein dazu und schloß dann mit dem Wirt ein Apfelmostgeschäft ab. „Der Most trinkt sich wie Sausalerwein," versicherte der Führer, „wirst es schon sehen, Wirt; deine Gäste werden's auch sagen." Der Wirt verstand und so war der Handel richtig. Bald darauf verzog sich der Mostführer durch das Gehöft hin und hinten hinaus und im Dunkeln die Bergstraße anwärts. Er ging länger als eine Stunde. Es stieg über dem Waldrücken der Mond auf, den bald die Wolken verdeckten. Es strich ein lauer Wind, — Wetterwind. In solchen Nächten achtet man weder Most, Mond noch Wind; sein Herz gehörte der Freundschaft zum verlassenen Dirndl. Endlich kam er zur Steinschlägerhütte. Sie war dunkel, daneben rieselte der Brunnen und in den Fichten rauschte der Wind. Er drückte mit der flachen Hand vorsichtig an die äußere Tür: sie wich lautlos zurück. Er stand im Gelaß und horchte. Es war ganz finster, er wollte aber nicht stolpern, ihr nicht einen Schreck einjagen, wenn keiner nötig ist. Ein Zündhölzchen strich er über den Oberschenkel: da ging ihm ein Licht auf, — aber was für eins! Auf dem Sitzbrett lagen Tornister, Gewehr und Bajonett . . . Na also! So wird sie ja ohnehin bewacht.

Den Augenblick, als der Wind lebhaft rüttelte an der Hütte, nahm er wahr, um die Sachen zusammenzuraffen; damit eilte er zur Tür hinaus, hastig hinan unter die Fichten.

Der Mostführer war Soldat gewesen; in der Reserve stand er noch: so wußte er mit Waffen umzugehen. Den Federhut setzte er aufs Haupt, schob das Sturmband unters Kinn, hing die Bajonettscheide um; das Messer selbst steckte er an das doppelt geladene Gewehr. Die Handschellen öffnete er und hing sie bereit an den Riemen. So! Jetzt sind wir die Kreuzspinne, jetzt werden wir einmal Mücken fangen. Und Landwächter, und was überhaupt ins Netz geflogen ist. Er wieherte vor Vergnügen; der Spaß, den er vorhatte, war zu lustig!

Der Mostführer in solcher Rüstung schlich an die Tür, in das Vorgelaß und klebte ein brennendes Wachszündstäbchen an den Gewehrkolben. So schlich er und pochte mit starker Faust an die innere Tür. Drinnen ein Gepolter.

„Wer ist's?" kreischte eine weibliche Stimme.

„Patroull' ist da!" rief der Mostführer, stieß die Tür auf und drang mit vorgehaltener Waffe ein.

Der in Unordnung geratene Landwächter lachte zuerst überlaut, denn er glaubte, einen Kameraden vor sich zu sehen, der einen Scherz machte. Als er aber bemerkte, daß es seine eigenen Sachen waren, mit denen der Gegner anrückte, daß er es möglicherweise mit einem Wahnsinnigen oder gar Eifersüchtigen zu tun hatte, verging ihm

das Lachen. Der Mostführer erklärte den Landwächter für verhaftet.

Der wollte sprechen, der andere aber bedeutete kurz und fest: „Geredet wird nix. Wenn's dem Herrn nit recht ist, so druck' ich los."

Der Landwächter versuchte Einwände, wollte alles auf die spaßhafte Achsel nehmen; lauerte dabei auf einen Moment, sich der Waffe zu bemächtigen, was aber bei der Gewandtheit des anderen aussichtslos, ja gefährlich schien. Und als der Feind zu fluchen begann und immer wüster fluchte, fing der Landwächter zu bitten an. Dabei faltete er die Hände. Das war dem Mostführer just recht. Eine schnelle Schlingung, ein Einschnalzen der Feder, — und der arme Sünder war gefesselt mit seinen eigenen Handschließen.

„Gut ist's!" sagte der Mostführer, als dieses Stück gelungen war und er ein frisches Kerzchen anzündete; „jetzt wollen wir uns gemütlich unterhalten. Nachher spazieren wir miteinander aufs Kreisgericht."

Die junge Steinschlägerin war nicht mehr da. Auf einen Augenblick hatte der Führer sie vorher gesehen, aber ohne das rote Tuch, das er kaufen wollte. Die Wollendecke hatte sie an sich gerissen, zum Loch hinaus war sie gewirbelt in die schützende Nacht, zweien guten Freunden auf einmal entkommen.

Mit einem wehmütigen Seufzer hob der Mostführer seine Stimme und sagte zum Landwächter: „Also gehen wir!"

Unterwegs wurde der Landwächter mehrmals aufgeregt und wollte die Offensive ergreifen.

„Aber Bübel, was fällt dir ein!" beruhigte der Mostführer. „Den Most laßt man erst laufen, bis er gegoren hat. Ein bissel Buße tun! Und dir's auf längere Zeit merken, daß man anderen ihre Weibsbilder in Ruh' laßt!" Das könnte ich mir eigentlich auch selbst merken, redete jetzt vorlaut sein Gewissen drein, denn mich ginge sie, die da oben, weiter auch nichts an.

„Da in meiner Westentasche steckt eine silberne Sackuhr," sagte dann, milden Sinnes, der Gefangene; „sie gehört dein, wenn du mir meine anderen Sachen jetzt gibst!"

„Du, das ist mir zu gefährlich!" lachte der Mostführer, „du könntest den Spieß umkehren."

„Ich versprech' dir . . ."

„Das hilft nichts, weil ich's nicht glaub'. Am gescheitesten ist's, du machst flink voran, daß uns der Tag nicht ertappt, eh wir ins Stadtl kommen. Weißt, die Stadtfrauen sind neugierige Dinger. Die möchten's gleich wissen wollen, wer es ist, der in Strümpfen."

Also keine Rettung. Der Landwächter gab sich drein. Noch gibt's eine höhere Macht!

Es war frühmorgens, als dem Kreisrichter, der beim Kaffee saß und Knaster stopfte, gemeldet wurde, der Landwächter habe wieder einmal einen aufgelegten Spitzbuben gebracht und sie täten warten draußen im Saal. Da ging der Richter sogleich hinaus, denn die aufgelegten Spitz-

buben waren ihm noch die lieberen der Gattung. Der gefesselte Landwächter kauerte hingeduckt an der Wand, er erkannte ihn augenblicklich; der Mostführer in Waffen stand soldatisch da, legte seine Hand an die Schläfe und rapportierte: „Herr Kreisrichter! Ich habe in der vergangenen Nacht diesen Menschen bei jemandem gefunden, bei dem er nichts zu tun hat. Er hat was anderes zu tun als wie so was; und er hat einen Staatsmißbrauch begangen, Herr Richter! Und deshalb habe ich ihn abgefangen und eingeführt, daß er seine Straf' kriegt. Da ist er."

Der Richter war ein kleiner buckliger Mann mit grauem Schnurrbartbusch; er lachte immer fröhlich und war dabei ein gar gestrenger Herr. Alsbald durchschaute er die Angelegenheit. Den armen Sünder ließ er stehen, wie er stand, und verhörte ihn nicht. Hingegen befahl er freundlich dem Mostführer, die Waffen abzulegen und sie dem Gerichtsdiener zu übergeben. Als dieses geschehen war, lachte der Richter und sprach: „Mir scheint, das ist ein schwieriger Fall. Du, der du den da gebracht hast, bist wohl der Landwächter! Dann ist der da, den du eingeführt hast, nicht der Landwächter, hat also keinen Amtsmißbrauch begangen. Du hast den Mann also unrechtmäßigerweise festgenommen und sollst deshalb gebührend gebüßt werden."

„Herr Richter!" antwortete der andere: „Ich bin nicht der Landwächter, sondern heiße Sebastian Grünauer und bin Fuhrmann zu Siedeldorf. Ich hab' den Land-

wächter abgefangen, weil er oben in der Wegmachershütte einen Amtsmißbrauch begangen hat, den ich nicht weiter zu sagen brauch', weil sich's der Herr Richter selber denken kann."

„Ich kann mir's denken" — der Richter lachte munter auf —, „aber ich denke halt auch etwas anderes, mein Lieber! Die Gesetzparagraphen sind mir augenblicklich nicht im Kopf, Sie werden schon entschuldigen: die Sache wird nachher ohnehin schriftlich gemacht. Wir stellen jetzt den Fall fest. Sie können sich niedersetzen, wenn Sie wollen. Tun's lieber stehen? Na, ist auch gesünder. Das Ding ist so: Wenn Sie nicht der Landwächter sind, sondern ein Fuhrmann, so geht Sie der Amtsmißbrauch des Landwächters nichts an. Sie haben den Mann gefesselt, also ihn an seiner freien Bewegung gehindert: Eingriff in die persönliche Freiheit; haben ihm auch gedroht: Vergehen gegen die persönliche Sicherheit. Strafbar. Sie haben einer Amtsperson den gebührenden Respekt verweigert, haben sich sogar an ihr tätlich vergriffen: Verbrechen der Auflehnung gegen die Obrigkeit, Verbrechen der Gewalttätigkeit im allgemeinen, der Gewalttätigkeit gegen ein behördliches Organ im besonderen. Strafbar. Sie haben dem Landwächter Kleidung, Waffen und so weiter weggenommen: Verbrechen der Entwendung persönlichen Eigentums, Verbrechen des Raubes landesherrlicher Gegenstände. Sehr strafbar. Sie werden also entschuldigen, Sebastian Grünauer, daß ich Sie ohne weiteres, unter Anwendung besonderer Milderungsgründe,

zu acht Monaten Arrest verurteile. — Zu Hause alles wohl? Na, schön! . . . Zetlischek, geben Sie dem Sternbacher seine Sachen, daß er sich zurechtbringt und den Mann gleich auf Nummer Sieben führen kann."

Als der Mostführer sich sehr bald darauf in dem wohlverwahrten schattigen Stübchen fand, war er just einmal verblüfft. Ich habe ja bloß einen Scherz getrieben, dachte er, und das vom Kreisrichter wird doch wohl um Gotteswillen auch Scherz sein! Als er aber nachher das schriftliche Urteil zu Gesicht bekam: „Im Namen Seiner Majestät" und mit dem großen Gerichtssiegel, da wurde ihm übel.

Dann stellte er auf seiner Nummer Sieben — Zeit hatte er dazu — mancherlei Betrachtungen an und faßte Vorsätze, was er in seinem Leben nie wieder tun werde. Er werde sich nie mehr in etwas mischen, das nicht seine Pferde und Mostfässer betrifft. Er werde nie mehr einen weiten Weg gehen, um bei der Nacht eine Steinschlägerstochter zu beschützen. Am allerwenigsten aber werde er je noch einmal einen Landwächter vor den Richter schleppen.

Im Wirtshause zu Ober-Abelsberg.

Herr Christof war nach der Sommerfrische ein anderer, als er vor derselben gewesen. Er hatte sich erholt, Gott sei Dank, aber er hatte eine Gewohnheit mitgebracht, die seine Frau für ein Laster, seine Freunde für eine Tugend hielten. „Gib nur Zeit, ich werde mir sie schon wieder abgewöhnen," sagte er zu seiner Frau; „die neue Lebensweise schlägt mir recht gut an," sagte er zu seinen Freunden. Die Gattin wendete all ihre Mittel an, den Herrn Gemahl des Abends zu rechter Stunde nach Hause zu locken — ein leckeres Nachtmählchen, ein feines Glas Wein, ein gut durchwärmtes Zimmer und alle Vorzüge eines wohleingerichteten Schlafgemaches.

Und es war doch vergebens. — Herr Christof blieb bei den Wirtshausbrüdern sitzen; er, der sonst der erste gewesen, der aufstand und nach Hause ging, wartete nun als der letzte, bis der Kellner höflich mahnen mußte, daß die Sperrstunde geschlagen habe.

Das fiel seinen Mitgenossen selbst auf und sie fragten ihn einmal, worin die so vorteilhafte Änderung denn eigentlich ihren Grund haben möge: ob es die Unterhaltung sei, oder der Wein, oder schmeichelhafterweise die Gesellschaft, was ihn so sehr fessele.

„Es ist bloß die Gewohnheit,“ antwortete Herr Christof aufrichtig, „und ich gestehe es gerne, wie ich sie mir angeeignet habe. Kellner, noch eine kleine Flasche Nußdorfer!“

„Ober-Abelsberg, wo ich, wie Ihr wißt, aus Gesundheitsrücksichten den Sommer zugebracht habe, ist ein großes Dorf, in dem noch die alte, landesübliche Gemütlichkeit herrscht. Am Abende kommen die Bürger, an Sonn- und Feiertagen auch die Bürgerinnen im Wirtshause zusammen; ebenso finden sich im Wirtshause die Sommerfrischler ein, und die Gesellschaft verträgt sich mitsammen in brüderlicher Heiterkeit. Meine liebe Frau, das wißt ihr, war in Linz bei ihrer kranken Mutter auf Besuch; so ließ sich für mich das Wirtshaus nicht umgehen. Und ich hatte es — dank meiner Selbsthilfe — auch kaum zu bereuen. Schon am ersten Tage wurde ich mit den Wirtshausbesuchern vertraut, sie kamen mir so treuherzig entgegen, boten mir in uneigennütziger Weise ihre Dienste und verschiedenerlei Vorteile; der Kaufmann stellte mir Wasser von seinem besonders guten Hausbrunnen zur Verfügung, der Schmied seine schattige Gartenbank, der Zimmermeister seinen Wald zum Spazierengehen, der Amtsschreiber sein Konversationslexikon, der Wirt Küche und Keller, der Bürgermeister sein Roß und Wagen, der Schulmeister seinen Feldstecher, der Sattlermeister seine Tochter. Für letztere hatte ich als Ehemann höflich zu danken. — Alles, was mein Herz verlangte, war da. Gerne stießen sie mit mir die Gläser an: Auf gut Freund!

Und wahrlich, ich fühlte mich wie unter Brüdern. Trotzdem wich ich von meiner Tages- oder vielmehr Nachtordnung nicht ab; wie gewohnt, mit —"

„Mit dem Schlage neun zahltest du deine Zeche und gingest."

„So war es. Ich gratulierte mir aber zu dem gemütlichen Kreise, den ich gefunden, und des anderen Abends saß ich zeitlich wieder im Wirtshause. Alles empfing mich, wie einen alten Freund, und der Kaufmann sagte, daß sie gestern nach meinem Fortgehen noch lange von mir gesprochen hätten. Ich fühlte mich sehr geschmeichelt. An diesem Abende ging's noch unterhaltlicher zu, als am ersten; ein Handelsreisender war da, der erzählte allerlei Späße; ein Professor aus Wien, ein in weiten Kreisen berühmter Mann, hatte um seinen Tisch eine Runde von dankbaren Zuhörern gesammelt, denen er in seinem wissenschaftlichen Eifer populäre Erörterungen über Wald und Feld, Wasser und Erdreich hielt; Schätze verschwendete er in seinen Worten, alles war Ohr, und der Ortsschreiber, ein kleines, weißköpfiges Herrchen, wackelte in einemfort zustimmend und sehr begreifend mit dem Kopfe. Bei einem anderen Tische wurde gesungen und der Herr Kurat wußte Schelmenliedchen. Der Professor aus Wien mochte gewohnt sein, nicht länger als eine Stunde zu dozieren. Er war der erste, welcher sich nach allen Seiten verneigend höflich empfahl und nach Hause ging.

„Gimpel!" sagte der Ortsschreiber, „als ob es unser-

einer nicht schon längst wüßte, und Gott sei Dank gründlicher wüßte, was der als funkelnagelneu aus der Stadt zu bringen glaubt. Man hat auch studiert."

„Und wie verzwickt er dabei geschaut hat," redete ein anderer, „wie er bei seinem Predigen nach Luft geschnappt hat! Ich habe fortweg gefürchtet, er beißt sich in die Nasenspitze."

Gelächter.

„Tun tut er, als wie wenn er weiß was für ein hochgelahrter Mann sein tät," bemerkte ein dritter, „Rektor und Direktor!"

„Und Hektor!" warf vom nächsten Tische her der Schneider ein. Gelächter.

Nun nahm der alte Ortsschreiber das Wort, und um den Leuten zu zeigen, wie ein ganz anderer Kerl er sei, als so ein Professor, begann er nicht bloß über Wald und Wiese, Wasser und Luft, sondern auch über Philosophie und Politik ein Langes und Breites zu salbadern, was den Zuhörern sehr zu imponieren schien. Kaum war er jedoch aus der Stube, so beglückwünschte sich der ganze Tisch, daß der alte Kannegießer endlich einmal fort sei, nannte ihn einen eingebildeten Maulhelden und Windbeutel, der seine ganze Gescheitheit mit alten Scharteken und mit Zeitungsblättern nähre.

Mittlerweile schickte sich unter allgemeinem Bedauern eine Frau Hofrätin an, nach Hause zu gehen. Man bestürmte sie, noch zu bleiben, da man sich bei ihren munteren Gesprächen so einzig unterhalte. Als sie sich

aber trotzdem freundlich verabschiedete, küßten ihr mehrere der Herren die Hand und bekomplimentierten sie in liebenswürdigster Weise.

Als sie fort war, stockte die Unterhaltung.

„Hätte sie doch einer nach Hause begleiten sollen, die Frau Hofrätin,“ sagte der Kaufmann.

„Die wohl Hofrätin, die!“ äußerte der Wirt, „ihre Zeche sieht nicht danach aus. Da gehen so Leute auf das Land, um groß zu tun und zwicken sich um jeden Kreuzer die Fingernägel stumpf.“

„Wahr ist's!“ bestätigte der Greisler, „der war anfangs bei mir der feine Emmentaler zu schlecht, heute kauft sie nichts als Quargl, weil er wohlfeiler ist.“

„Bei mir hat sie's mit Zucker und Kaffee genau so gemacht,“ rief der Kaufmann.

„Kommt nur der Herr Hauptmann wieder auf Besuch,“ bemerkte der Tischler, „da wird sie schon ausrücken!“

„Ich vermein', die rückt schon beim Leutnant aus!“ sagte der Zimmermeister und lachte seinen Witz selbst zu Grabe. Denn die anderen lachten bereits wieder über was anderes, über irgendeinen Hohn, den man auf irgendeine abwesende Persönlichkeit gemünzt hatte. — Bei solcher Unterhaltung war es im Fluge dreiviertel Zehn geworden. Fast mit Gewalt mußte ich mich von meinen lieben Zechgenossen losreißen; sie blieben alle noch sitzen — Leut' ausrichten.

Am nächsten Abend scharten sie sich wieder in anhänglichster Weise um den Professor, um die Frau Hofrätin, auch der alte Schreiber war wieder in Ehren und die Herrschaften waren stets neu entzückt von der gutmütigen Zutunlichkeit und Offenheit der Leute. Kaum sie aber wieder fort waren, begann derselbe Tanz über die Abwesenden, wie gestern. Ich blieb instinktmäßig sitzen, noch länger, als den Abend zuvor. Der Kaufmann entfernte sich; da witzelte man über den Schacherer und Pfennigfuchser, über seinen guten Profit und über seine schlechte Ware.

Der Agent war fort; da sprach man von seiner Geckenhaftigkeit und von seinen Schulden. Der Kurat war fort; da machte man sich lustig über seine Schnaderhüpfeln, er solle sie lieber daheim der Köchin vorsingen. Den Schneider hatten sie gehalten, so lange als möglich, hatten sich begastet an dem von ihm in Jubel aufgetischten Wein; nun war er fort, da besprachen sie im Tone mitbürgerlicher Teilnahme, wie es für den Mann weit vernünftiger wäre, er täte für seine Familie, die zu Hause am Hungertuche nage, ein Stück Rindfleisch kaufen, als das Geld im Wirtshause verjuxen.

Schon war es elf Uhr, aber immer noch war so viel Publikum versammelt, daß es mir gewagt schien, die Stube zu verlassen. Ein mutiges Aufraffen, ein kühner Schritt vor die Tür; doch lange, und als ich schon im Bette lag, immer noch fühlte ich es heiß und kalt über meinen Rücken laufen, als ob, wie man sagt, der Tod

übers Grab schritte. — Am nächsten Tage ging ich freilich wieder ins Wirtshaus, weil mir erstens das Abendessen und zweitens die Gesellschaft Bedürfnis war. Aber je öfter ich sah und hörte, wie man mit den Fortgegangenen und den Abwesenden umsprang, wie die scharfen Lästerzungen jedes gute Haar an ihnen wegrasierten, daß sie reine Schelme wurden — je weniger konnte ich mich zum Nachhausegehen entschließen. Wenngleich ich mich an dem Wettkampfe im Verlästern und Ehrabschneiden weder beteiligte noch demselben Einhalt zu tun versuchte, so hütete ich durch meine Anwesenheit doch wenigstens meine Person und deren Reputation. Bei solchem Wachtdienste trank ich selbstverständlich einen Schoppen um den andern, sah und hörte einen um den andern scheiden und ausläuten, und blieb und blieb, bis ich der letzte war im Wirtshause, oft spät nach Mitternacht. Auch dem Wirte und der Kellnerin traute ich noch nicht, hielt daher aus, bis eins um das andere in einem Winkel eingenickt war. Nun erst sprang ich leichten Herzens auf und floh vermittelst der Zehenspitzen zum Tempel hinaus. — Und auf solche Weise, meine lieben Freunde, habe ich mir's angewöhnt, bis spät in der Nacht im Wirtshause zu sitzen. —

Und als der letzte darin oblag es selbstredend mir, hiermit alle anderen ausgerichtet zu haben.

Der Abelsberger Volksmann.

Sein Name ist Johann Häfenpfeifer. Er wird — sagen seine Freunde — genannt, so weit die deutsche Zunge reicht. Er pflegt Volksversammlungen zu veranstalten, um wirtschaftliche Fragen zu besprechen, aber sein feuriger Geist bleibt bei den armseligen Bauern- und Krämerangelegenheiten nicht lange stehen, mit einem graziösen Salto mortale springt er kopfüber in sein Element, in die große Politik hinein, in der er anfangs munter umherplätschert, allmählich aber mit Händen und Füßen so gewaltig dreinzuhauen pflegt, daß Wellen schäumen, die Gischten hoch aufspritzen und ein recht niedlicher Sturm zustande kommt.

Die Versammlung ist begeistert, hingerissen.

In Ober-Abelsberg hat Johann Häfenpfeifer einen politischen Verein „Fanfaria" gegründet. Der Name ist viel zu bescheiden, der Verein könnte „Weltsteuerrad" oder „Generalkompaß" oder „Völkergericht" oder „Nationaler Regulator" heißen. Der Verein „Fanfaria" zu Ober-Abelsberg besteht zwar nur aus fünfunddreißig Mitgliedern; lauter schlichte Leute, aber lauter Patrioten,

gesiebt-nationale und politische Hellseher. Eine so edle Uneigennützigkeit wird man nicht bald anderswo finden, als in der „Fanfaria“; die Mitglieder lassen ihre eigenen Geschäfte verlottern, ihre Wirtschaften zugrunde gehen, ihre Familien verkommen, um ganz und voll — wie der technische Ausdruck lautet — ihrem Volke zu leben. Und nicht etwa nur in Phrasen leben sie für ihr Volk, nein, sie greifen tatsächlich ein und stellen in den Bewegungen der Nation sozusagen den Regulator dar. Der Verein „Fanfaria“ zu Ober-Abelsberg teilt nämlich nach allen Seiten des öffentlichen Lebens hin Vertrauens- oder Mißtrauensvoten aus. Eine landwirtschaftliche Gesellschaft Deutschlands faßte vor einiger Zeit eine Resolution gegen die Annahme der Steuererhöhung. Sie erhielt eine Vertrauensadresse von der „Fanfaria“. Die Adresse war ein merkwürdiges politisches Memorandum, in welchem die Erhöhung der deutschen Wehrkraft und die Verringerung der Steuern befürwortet wurde. Die Abelsberger Logik ist schon so. Ein Reichsratsabgeordneter hielt eine Rede über die Notwendigkeit der Flußregulierungen in den Alpen. Der Verein „Fanfaria“ erteilte ihm ein Mißtrauensvotum, weil er in seiner Rede nicht gegen die Juden polemisiert hatte. Einer Zeitung schickte der Verein „Fanfaria“ das Mißtrauensvotum, weil sie anstatt Schriftleitung immer noch das ketzerische Wort: Redaktion gebrauchte. Einem Schneidermeister sandte der Verein „Fanfaria“ eine Belobungsadresse, weil derselbe unter der Rechnung für seine Kunden

zu schreiben pflegte: „Mit germanischem Gruß saldiert Wenzel Czéchiczek.“ Als Bismarck das Septennat verlangte, ward ihm die Auszeichnung, von dem Vereine „Fanfaria“ in Ober-Abelsberg mit einem warmen Vertrauensvotum bedacht zu werden. Hingegen ein Mißtrauensdekret dem deutschen Kronprinzen, als der auf seinem Landgute die Garteneinplankungen braun und nicht schwarz-weiß-rot anstreichen ließ. „Euere kaiserliche Hoheit!“ hieß es in dem wackeren Schriftstück, „Das große deutsche Volk wendet sein Auge voll Zuversicht den Stufen des Thrones zu. Wie, wenn dort anstatt der herrlichen Farben der Hohenzollern maikäferbraune Gartenplanken stehen? Wohin soll das führen? Soll es dann ein Wunder sein, wenn der nationale Geist wieder erblaßt? Wir beschwören Euere kaiserliche Hoheit usw.“

Der Vereinssekretär der „Fanfaria“ las keine Zeitungsnummer, ohne sich aus ihr Vorfälle des In- und Auslandes anzumerken, die mit Kundgebungen zu bedenken wären. Natürlich der französischen Regierung ein Mißtrauensvotum, als sie Belfort befestigte, und dem Papst ein Mißtrauensvotum, als er friedenvermittelnd sich für die Sache der deutschen Regierung entschied. Und wenn dann solche Kundgebungen gar in den Blättern verzeichnet standen, da hüpfte jedem Mitgliede vor Stolz das Vereinsherz.

Man muß sagen, der politische Scharfblick der „Fanfaria“ war so weitreichend, daß ihm kein anderer zu folgen vermochte. Man hörte auf den von ihr veranstalteten

Wanderversammlungen viel Neues, und wenn Gevatter Böttcher oder Sensenschmied sprach, da eröffneten sich oft ganz ungeahnte Perspektiven in die politische Zukunft. Daher waren solche Versammlungen auch stets so gut besucht, daß einmal ein berühmter Komiker, der zu gleicher Zeit in der Stadt gastierte, leere Häuser sah, während die Bierhalle der „Fanfaria" die andrängende lachfrohe Menschenmenge kaum fassen konnte.

Nur wenn der Vereinsobmann, Herr Johann Häfenpfeifer — den Humpen Bier zu Handen, im Munde die Zigarre — sprach, hörte man nichts Neues, hingegen wurden die alten Schlagworte und Sprüche mit so oppositionsgewaltiger Wucht hingeworfen, daß es eine Freude war. Nebstdem war Häfenpfeifer ein sehr jovialer Mann. Jedem, an dem er vorbeikam auf seinem Wege zu und von der Tribüne, drückte er die Hand, oder klopfte ihm wenigstens auf die Achsel. Es sind die Wahlen vor der Tür. „Ja, ja," sagte einer der Bürger, „wie ich höre, soll das Reichsratsgebäude einen unsinnig großen Saal haben, da muß einer sein, der reden kann! Der eine Stimme hat! Ein Zwitscherer tut's nicht in so bewegter Zeit!"

Da war aber ein Zeitungsschreiber — eine niederträchtige Schreiberseele! — Der ließ drucken: Man solle sich den Mann nur einmal näher ansehen, ob einer, der nicht einmal sein eigenes Haus aufrecht zu halten wisse, für das Allgemeine wirken könne? Ob ein Mensch, der seine Familie vernachlässige, ein Herz für sein Volk haben

könne? Ob ein Wühler und Hetzer auf den Frieden und das Gedeihen seiner Nation hinarbeite? Ob dieser Johann Häfenpfeifer nicht am Ende ein eitler Tropf wäre? — Man mag sich vorstellen, was auf solches hin dieser Zeitungsschmierer von dem Vereine „Fanfaria" für eine Adresse erhalten hat.

Bei der Wahl erhielt Johann Häfenpfeifer von dem halben Tausend Wählern fünfunddreißig Stimmen, weil auch seine eigene. Nun begann er zu grollen gegen die Undankbarkeit des Vaterlandes. Er fand diesen Boden nicht mehr wert, daß selbiger den großen Patrioten Johann Häfenpfeifer trage, und er wanderte aus. Aber nicht für immer, das sagte er wohl, er gehe ins Reich hinaus, um dort für die nationale Sache Propaganda zu machen, er gehe, um den deutschen Brüdern zu klagen, wie armselig es bestellt sei in seinem Vaterlande, und er wolle mit mächtigen Verbündeten wiederkehren und siegen.

In B., einer norddeutschen Provinzialstadt, ließ er große Plakate anschlagen: Johann Häfenpfeifer werde eine öffentliche Rede halten über die politischen Zustände Österreichs. Zur selben Zeit hatte die Stadtverwaltung von B. von dem Vereine „Fanfaria" zu Ober-Abelsberg eine stilvolle Zustimmungsadresse erhalten darüber, daß B. die schöne Stadt, ein Schoßkind der Germania, edeln Patrioten ein gastliches Asyl bereite. Der Rat ließ in Karten und geographischen Werken nachschlagen, ohne Ober-Abelsberg zu finden, bis der gelehrte Archivarius erklärte, Ober-Abelsberg sei nur ein Deckname für Schild-

burg, und die Zuschrift sei als munterer Gruß von den weisen Schildbürgern zu betrachten. Nicht besser als dem Rate erging es den guten Bewohnern von B., sie durchblätterten alle Lexika, alle etwaigen Verzeichnisse der Staatsmänner, Redner und Volksvertreter des In- und Auslandes, der Name Johann Häsenpfeifer war nicht zu finden. Die angekündigte Rede konnte wegen Teilnahmslosigkeit des Publikums nicht abgehalten werden.

Nun ließ Häsenpfeifer sich in einen nationalen Verein von B. eintragen und für eine nächste Versammlung erbot er sich, in dem Vereine eine Rede über die politischen Zustände Österreichs halten zu wollen. Natürlich mit Dank angenommen, denn für das schöne alte Österreich haben die Reichsdeutschen stets ein Herz.

Die Versammlung tagte, Häsenpfeifer wurde mit großer Zuvorkommenheit behandelt, und als er fest und ernst die Rednerbühne bestieg, war alle Aufmerksamkeit der zahlreichen Anwesenden auf ihn gerichtet.

Der Redner begann mit einem Appell an die deutsche Nation. Dann ging er auf die Zustände Österreichs über und machte dabei das einemal eine geringschätzige, das anderemal eine tiefbekümmerte Miene, rang auch gelegentlich die Hände, als flehe er um Hilfe. Bittere Klagen führte er über die Fahrlässigkeit der Deutschen, die sich lieber mit Ackerbau, mit Eisennägelfabrikation, Leinweberei und Ledergerben beschäftigten, als mit politischen Taten. Bittere Klagen gegen die katholische Kirche, welche gegen die deutsche Nationalkirche stets Front mache. Von

feisten Pfaffen und leckeren Nönnlein war die Rede, die parasitenartig . . . In der Versammlung war ein Zischlaut zu hören. Was ist das? Mitten im katholischen Österreich ist derlei stets hell bejubelt worden, und hier im protestantischen Norden? — Der Redner fuhr fort und führte bittere Klagen gegen die österreichischen Schulen, die immer noch den Patriotismus von dazumal vorbeteten; bittere Klagen gegen die österreichischen Schriftsteller und Dichter, welche lau gegen die nationale Idee einen ekeligen Humanitätsdusel trieben, als lebe man noch zur Zeit Lessings und Goethes; leidenschaftliche Klagen gegen den Beamtenstand, welcher kriecherisch seine habsburgische Stefansturmpolitik . . .

Der Redner wurde unterbrochen. Ein Mann des Gesetzes, mit der preußischen Mütze auf dem Haupte, war aufgestanden und erklärte nun mit einer ganz eigentümlichen Schneidigkeit, er könne den Sprecher in diesem Tone nicht fortfahren lassen.

Johann Häfenpfeifer hatte es sonst geliebt, bei seinen Reden die Polizeiorgane zu provozieren; ein Ordnungsruf im Namen des Gesetzes hatte seinem Esel erst den richtigen Sattel aufgesetzt. Aber heute, an dieser Stelle und in diesem Lande, erschrak er vor dem Polizeiorgane so sehr, daß er den Faden seiner Rede verlor. Er tappte eine Weile herum, erwischte noch einige Phrasen von nationaler Größe, von politischer Verbrüderung usw., in denen er seine sonore Stimme kräftig austönen ließ.

Keine Hand rührte sich zum Beifall, als er geendet

hatte. Stark verblüfft stieg er von der Tribüne, und um seinen Platz, wo er beim Glase Bier nun saß, blieb es öde. Nur ein mitleidiger Kandidat der Theologie trat zu ihm heran und fragte, ob er nicht erschöpft sei? Es scheine der Saal nicht besonders akustisch zu sein. Der wohlwollende Kandidat erhofft für diesen Samariterdienst einen Sitz im Himmel.

Nun bestieg der Vorstand des Vereins die Tribüne und sagte: „Indem ich dem Herrn Häfenpfeifer für seinen Vortrag höflich danke, wollen wir zur Tagesordnung übergehen.“

Das war alles. Herr Häfenpfeifer machte sich bald unauffällig davon, seine heutige Tagesordnung war ein rasender Ärger, bis der gute Morpheus ihm die Augen schloß.

Am nächsten Tage stand in dem K. Regierungsblatte von B. gelegentlich des Referates über die Versammlung des nationalen Vereines: „Die nun erfolgte Rede eines Herrn J. Häfenpfeifer aus Österreich glauben wir nicht ernst nehmen zu sollen. Der Mann hat sich so wütig ins eigene Nest gespuckt, daß auf den Gesichtern der Zuhörerschaft nachgerade ein mitleidiges Befremden zu sehen war. Wahrlich schlecht stünde es um das deutsche Volk, wenn es viele solcher Individuen unter sich hätte, die ihre Lebensaufgabe darin erblicken, alle Autoritäten ihres Vaterlandes zu beschimpfen und zu verhöhnen. Wir ehren gewiß die heutigen schweren Sorgen der Deutschen in Österreich, wir freuen uns des deutschen Bewußtseins,

das in ihnen erwacht ist, wie wir geloben, unsere deutschen Brüder in der Not nicht zu verlassen, aber mit einem Renegatentum schließt der Deutsche keinen Pakt.

Nun ist Herr Johann Häfenpfeifer wieder heimgekehrt nach Ober-Abelsberg. Er spricht nicht mehr soviel wie früher, am wenigsten von seinen politischen Erfolgen in Deutschland. Die „Fanfaria" teilt nach wie vor ihre Kundgebungen aus und hat erst vor kurzem in einem energischen Schriftstück den Rothschild aufgefordert, sofort nach Jerusalem zu übersiedeln, widrigenfalls usw. —

Auch derlei Schrullen zeitigt das erregte politische Leben eines Volkes. Ihr Fluch liegt in ihrer Lächerlichkeit und es ist besser, wir selbst sehen und brennen diese Schäden an unserem Fleisch, als daß es der Feind tue.

Der Johann Häfenpfeifer merkt zwar nichts. — Guten Abend!

Der Beinbrucharzt zu Abelsberg.

Na, da kann die heilige Margareta eine Freude haben, wenn an ihrem Namensfeste zu Ober-Abelsberg allemal einer erschlagen wird.

Was willst du denn? Ist ja keiner erschlagen worden diesmal, nur den Fuß haben sie dem Fleischhauer gebrochen, oder vielmehr er sich selber, als er zur Tür hinausflog auf den Antrittstein. Das ist ja genug! sagt ihr in eurer Bescheidenheit.

„Das ist zuviel!" ächzt der Fleischhauer, „den Steffel ruft mir, ihr lieben Leut', ihr guten Leut', den Steffel!" wimmert er. Ach Gott, wenn ein Fleischersmann so wimmert, der sich vor keinem Blute fürchtet, falls es nicht aus seinem eigenen Leibe rinnt! Soll's doch von seinen Ochsen lernen, ein Fleischer, wie man hinfällt, wenn man getroffen ist, und weiters kein Aufhebens macht. Aber ein Aufhebens muß man diesmal doch machen, denn liegen lassen kann man ihn nicht, den Fleischhauermeister Falent.

Also den Steffel! Den Beinbrucharzt! Als sie den Fleischer in sein Haus tragen, erheben im Stalle die

Kälber ein fröhlich Geplärr, aber ihre Mutter, die Kuh, brummt: „Halt's die Mäuler, dumme Vieher, um den Steffel ist geschickt. In drei Wochen ist der Satan wieder auf den Beinen."

Mittlerweile kommt der Bote: „Mit dem Steffel ist's nichts. Der Steffel ist eingesperrt."

„Jesses! na, was hat er denn angestellt?"

„Beinbrüche hat er geheilt!"

„Dodl, das ist ja nichts Schlechtes."

Und den Doktor hat er geschimpft. Und hat ihn der Doktor einsperren lassen."

„Weil er geschimpft hat?"

„Weil er Beinbrüch' geheilt hat. Ehrlich wahr auch, Beinbruchheilen, das ist verboten, das dürfen nur die Geprüften."

„Aber, Halbesel du, wenn sich einer gach das Bein bricht, da hat der Steffel nicht erst Zeit, sich prüfen zu lassen."

„Deswegen soll man zum Doktor gehen, sagt der Doktor. Der Doktor ist schon geprüft, sagt der Doktor."

„Oh! — oh! — oh! die Schmerzen!" wimmert der Meister Falent. „Kein Knochen kann mehr ganz sein," klagt der Meister, „alles wackelt, ach!"

Jetzt was ist zu machen? den Doktor holen?

„Tät' ich nicht," sagten die Nachbarn, „der Doktor hat's aus den Büchern. Mit dem Kopf wird er's gut können, das Beineinrichten, aber mit der Hand, das ist eine andere Frage. Und woher denn? Er hat ja

keine Gelegenheit, daß er sich übt. Jeder, der sich was bricht, braucht den Steffel."

„So ist's," sagt ein anderer. „Nachher das auch: die Doktoren tun soviel gern studieren, jeder will selber was profitieren bei so einem Fall, wenn's auch weh tut, das macht nichts, leiden tut's ja der Kranke und dafür ist er krank."

„Ich will nicht sagen, daß sie's nicht können, die Doktoren, das will ich nicht sagen," rief wieder ein anderer drein, „nach der alten Weis' einen Fuß einrichten, das ist ja keine Kunst. Aber sie tun herum, ob's nicht auch nach einer neuen Weis' ginge. So was muß man ja auf verschiedene Art machen können; der Mensch lernt nicht aus, und auf die Wissenschaft muß man denken, heißt's. Und nachher ist's nichts nutz und muß es doch wieder frisch gebrochen werden, das Bein, wenn ein ordentlicher Beinbrucharzt dazukommt. Na, na, zu einem Probierstein ist gerad' nicht jeder Mensch hart genug."

„Wo sitzt er denn, der Steffel?" schrie der Fleischhauermeister in heller Verzweiflung.

„Im Gemeindekotter."

„Meine Gesellen sollen gehen, die Schlaghacken mitnehmen, den Kotter aufsprengen."

„Nachbar, das geht nicht," mahnte der Bachelwirt, „aber ich weiß was anderes. Mit dem Richter bin ich gut bekannt. Ist ein famoser Herr. Kannst auch einmal ein feistes Schweindl springen lassen zu Weihnachten oder so. Wird ihn gefreuen. Ich schicke hinüber. Wastel,

geh' her, da hast einen Sechser. Lauf' eilends zum Herrn Richter nach Abelsberg. Ich und der Herr Fleischhauermeister lassen ihn bitten, er wollt' uns den Steffel auf ein Stündel herüberlassen, nur auf ein Stündel, der Herr Falent hätt' Unglück gehabt, und wir täten — na wart', bleib' da, ich muß schon selber gehen, wird gescheiter sein. Nur nicht verzagt sein, Nachbar, ich bring' den Steffel. Dieweilen alles herrichten. Das Bett in die Mitten von der Stuben rücken, Weiberleut'! auch ein paar Stricke werden wir brauchen. Behüt' Gott, werden bald da sein."

Der Richter ist beim „Goldenen Fuchsen" auf dem Scheibenschützenstand.

Der Ober-Abelsberger Wirt brauchte sich nicht zu ducken, er trifft auch mitunter ins Schwarze — besonders wenn er die Zechschulden der Abelsberger Bürger an die Tafel kreidet. Aber heute schleicht er so wunderlich an und läßt durch die Kellnerin den Herrn Richter bitten — nur auf ein paar Wörtel.

„Was gibt's Neues, lieber Bachelwirt!" so der Richter.

Der Wirt winkt ihn so ein wenig abseits gegen die Linde. „Ein großes Gebitt!" hebt er an und trägt sein Anliegen vor. „Bei einem Raufhandel!"

„Wo sind denn die Gendarmen wieder?" brauste der Richter auf.

„Ein Beinbruch!"

„Und dann allemal zum Richter, zum Richter. Der Richter kann das Krumme nicht gerad' machen."

„Ist nicht krumm, ist ganz ab.“

„Haben Sie ihn schon?“

„Liegt elendiglich dahin.“

„Ob sie den Raufbold schon haben?“

„Das weiß ich nicht. Der tut jetzt auch nicht weh. Aber das Bein soll so höllisch weh tun. Wir bitten um den Beinbrucharzt.“

„Habe ich Beinbruchärzte?“ lachte da der Richter grell auf.

„Einen hat der Richter, einen hat er. Und recht gut aufgehoben. Nur auf ein Stündel Urlaub, wenn der Steffel Zeit hätt'.“

„Aber zum Teufel!“ sagte der Richter, „ein Beinbruch, da geht man zum Doktor.“

„Ist nicht daheim,“ log der Bachelwirt, „soll erst abends heimkommen. Solang' kann aber der arme Meister unmöglich warten, unmöglich! Der Fuß schwillt auf, unterlauft mit Blut, ist nachher nichts mehr zu machen. Kunnt ein Krüppel bleiben auf sein Lebtag.“

„Ja, mein Gott! Ihr werdet einsehen, daß man einen Arrestanten nicht auslassen kann, und schon gar nicht, um ihn wieder etwas vollführen zu lassen, weswegen er abgestraft ist.“

Faßte der Bachelwirt den Richter sachte am Arm und sagte leise: „Wir wissen es alle miteinander. Der Kurpfuscherei wegen wird der Steffel nicht eingesperrt. Beinbruchdoktorn tut er und hat er dabei wohl mehr Gutes gestiftet als wie Schlechtes! Wohl mehr Gutes!

Von weitum laufen die Leut' zu ihm zusammen. Soll ihm ja nächstens ganz und gar erlaubt werden, sagt man."

„Mag sein, mag alles sein," wehrte der Richter ab.

„Mit Verlaub," fuhr der Wirt fort, „der Steffel sitzt, weil er den Doktor hat geschimpft. Und soll sitzen. Soll sitzen, solang' er will. Nur für das Stündel, für das einzige Stündel! Es ist eine Freundschaft, die wir Ober-Abelsberger dem Herrn Richter nie vergessen werden."

„Wer bürgt mir denn, daß er wieder zurückkommt?" fragte der Richter.

„Ich, Herr Richter, ich! Mit meinem Kopf, mit meinem ganzen Haus, mit Küch' und Keller, Herr Richter, das Faß Kerschbacher, ich nehm's nicht aus. Der Fleischhauer bürgt auch mit was, ich weiß es. Und wenn ich ihn am Strick muß führen, ich bring' ihn wieder."

„Es ist schwer zu verantworten —"

„Wenn er ihn nur schreien kunnt hören, der Herr Richter, den armen Teufel! Es geht einem durch Mark und Bein."

„Schwer zu verantworten für einen Richter —"

„Nicht Richter! Nicht Richter diesmal, Herr Richter. Diesmal nur Mensch, der helfen kann, der helfen will und niemand davon einen Schaden hat. Ich weiß es gewiß und ich habe gesagt: ich geh' nicht umsonst, hab' ich gesagt. Zu unserem Richter geht man nie umsonst, wenn man in der Not ist, der hat nicht allein den Kopf, hab' ich gesagt, der hat auch das Herz am rechten Fleck."

Der verstand's, der Bachelwirt! Der Richter war gerührt, und um das zu verbergen, schrie er nun fast wild auf: „Aber ohne Gendarm laß ich den Kerl nicht fort!"

„Vergelt's Gott!" antwortete der Wirt.

Bald darauf sind drei Männer gen Ober-Abelsberg gezogen, voran der Bachelwirt, hinten der Landsknecht mit dem aufgepflanzten Spieß, in der Mitte ein kleines, nach vorne geneigtes, raschtrippelndes Männlein, machte zwei Schritte, so oft der Gendarm einen tat. Das war der Steffel. Seines Zeichens ein Kleinhäusler und Schuhmacher, hatte er mit dem menschlichen Fuß nähere Bekanntschaft gemacht, hatte es vom Schusterpech zum „Dürrband" (Harzpflaster) gebracht und war — er wußte selbst nicht wie — auf einmal Beinbruchrichter. Mit einem Pferd hub er an, er richtete das gebrochene Bein soweit her, daß es zum Schinder gehen konnte, da sagten die Leute, der Steffel kann Beinbruch heilen. Er vervollkommnete sich auch bald in dieser Kunst, aber so recht kam er erst ins Zeug, als er die Tochter eines alten „Beinbruchdoktors" heiratete, die ihm als Heiratsgut die Wissenschaft und die Werkzeuge zum „Doktorn" mitbrachte. Er war froh, das Schusterhandwerk auf den Nagel hängen zu können, weil ihm — wie er sagte — das Sitzen nicht guttue. Und jetzt auf einmal ein solches Sitzen! Es ist leicht zu glauben, daß der Steffel über den Spaziergang nach Ober-Abelsberg vergnügt war. Er nahm die Fahrgelegenheit des Bachelwirtes nicht an, er wollte ein wenig

Bewegung machen und als Märtyrer vor dem Gendarmen hergehen, und daß ihn, den wegen Kurpfuscherei Eingenähten, jetzt der Gendarm zu einem frischen Beinbruch hinführen mußte, das war doch auch was wert.

Mittlerweile war beim Fleischhauer die Krippenurschel geholt worden, ein kümmerliches Weibsbild, das aber Krankheiten abbeten und Wunden beschwören konnte. Sie hockte vor dem bloßen Fuß, den ihr der Fleischhauer vom Bett unter der Decke heraushielt, machte darüber mit dem Daumen fortwährend Kreuzzeichen und sprach: „Beinbruch, ich segne dich auf diesen heiligen Tag, daß du wieder wirst gerad' bis auf den neunten Tag, wie es Gott Vater, Sohn und heiliger Geist haben mag. Heilsam ist diese gebrochene Wunden, heilsam ist dieser Tag, da Gott der Herr geboren ward. Jetzt nehm' ich diese Stunde, stehe über diese gebrochene Wunden, daß diese gebrochene Wunden nicht soll schwellen im Namen Gottes Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!"

Jetzt traten sie ein.

Das erste war, daß der Steffel mit seinem grämigen Gesichte — es war im Kotter nicht holdseliger geworden — sich in die Runde wendete, zu sehen, ob alles vorhanden. Verbandzeug, Stricke, „Eisenklampfen" und starke Männer. Was nicht da ist, das soll gebracht werden! — Dann zog er sein blaues Blusel aus und streifte an den Armen das Hemd auf.

„Die Schmerzen hätten nachgelassen, Gott Lob und Dank!" boselte die alte Krippenurschel.

„Den Teufel haben sie nachgelassen!" knirschte der Fleischhauer.

„Nein! nein!" begehrte die Alte jetzt plötzlich auf und versteckte ihre runzeligen Hände unter die Schürze, denn die Fleischhauermeisterin wollte ihr eine Gabe auf die Hand legen. „Ich nehm' nichts! Ich darf nichts nehmen! Das tät' nicht helfen, wenn ich was wollt' nehmen! Um Gotteswillen muß es sein, sonst tät's nicht helfen! Ein andermal, wann mir die Frau Mutter was will schenken." Dann humpelte sie mühsam über die Türschwelle hinaus.

„Werden wir halt die G'schicht' angeh'n!" sagte der Steffel mit einer scharfschnarrenden Stimme, stellte sich ans Bett und begann das nackte Bein zu betasten und zu kneten.

Der Kranke rief alle Heiligen an vor Schmerz. „Nur aushalten, Falent," mahnte sein Weib, „jetzt ist der Steffel da, jetzt wird's bald besser sein. Ist vielleicht eh nur angesprengt."

„Die Eisenklampfen an die Wand schlagen!" befahl der Steffel. Es geschah, vier handfeste Bursche waren in Bereitschaft. Kienspäne und Schindeln wurden hergerichtet zum „Spanen", auf einen Leinwandfleck wurden Salben gestrichen.

„Die Weibsbilder sollen hinausmachen!" verordnete der Steffel, „dieweilen ist für sie nichts zu schaffen da!"

Der Gendarm ging, den Raufbold zu suchen, der den Fleischhauer so unfein hingelegt hätte. Und jetzt wies es sich, es war's keiner. Der Mann muß sich rein selber

niedergeworfen haben. Mittlerweile wurden dem Armen um den Leib und um die Beine feste Stricke gebunden. Diese Stricke hatten schon ihre Probe abgelegt bei den stärksten Rindern. „Nachher tun sie's," hatte der Steffel gesagt. „Jetzt hinstellen, Burschen! Zwei zu Betthaupten, zwei zu Bettfüßen. Die Stricke fest um die Faust wickeln. Sobald ich sag': Anziehen! alsdann anziehen."

Der Meister Falent jammerte.

„Jetzt ist's noch zu früh," bedeutete ihm der Steffel und stellte sich in Bereitschaft zum „Einrichten". Ein Blick noch, ob alles in Ordnung, dann: „Anziehen!" Ein klägliches Ächzen: „Fester anziehen! Stemmt's euch! fest anziehen!" Ein schreckbares Geheul, ein Krachen im Bein, ein lauter Aufschrei der Burschen — und der Fuß war aus den Fugen.

Wie ein Lauffeuer ging es durch Ober-Abelsberg: „Der Schustersteffel hat dem Fleischhacker den Fuß ausgerissen!"

„Wie einer Heuschreck' den Fuß ausgerissen!"

Als sie kamen, um zu sehen, war das Bein in große Pflaster geschlagen. Die Fleischhauerin stand am Bett und labte ihren Mann mit Essig. Und der Steffel? Der hatte gesagt: „Wenn einer mit einem Fuß im Kotter steht, da soll der höllische Erbfeind ein Bein einrichten! Und überhaupt, wenn einmal wo ein altes Weib dabei ist, da müßt der Mensch rein Wunder wirken. Aber nur fleißig Pflaster auflegen, nachher wird's schon gut werden."

Dann ging er, von der Leibwache begleitet, wieder zurück in den Kotter.

Seit dieser Geschichte sind Jahre und Jahre verflossen. Der Fleischhauermeister hinkt armselig herum in Ober-Abelsberg. Das eine Bein ist zu kurz, das andere zu lang, und der eine Witz, den der Mann noch macht, ist: sein Bein schreibe er fürder nicht mehr mit einem weichen, sondern mit einem harten P. Der Steffel ist besser zu Fuß, aber — hatte sich insgeheim der Richter geschworen — wenn ich den noch einmal in den Kotter krieg', Urlaub geb' ich ihm nicht mehr.

Die Hungerkur zu Ober-Abelsberg.

Erzählung eines Schneiders.

Als ich vor fünfzehn Jahren bei dem Schneidermeister Johann Ölzl in die Lehre getreten war, wurde mir mitgeteilt, daß der Meister vor mir einen gar anstelligen, gescheiten und braven Lehrjungen gehabt und daß er denselben — verjagt habe. Das ging mir nahe. Der Ölzl war als gerechter Mann bekannt. Wenn er schon die Gescheiten und Tüchtigen verjagt, wie wird's erst mir ergehen? „Tröste dich," sagte ein guter Bekannter, „vielleicht sind ihm die Ungeschickten und Dummen lieber." Mich hat er tatsächlich nicht verjagt. Indessen hat es mir damals keine Ruhe gelassen. So ging ich eines Sonntags ins Dorf Gassel hinüber, wo jener Lehrling bei einem andern Meister eingestanden war und fragte dreist, weshalb ihn der Johann Ölzl fortgeschickt habe.

Der Junge — Zenzl hieß er, ein helläugiger Bursche — machte ein pfiffiges Gesicht und antwortete: „Das will ich dir wohl sagen. Der Hungerkur wegen ist's hergegangen."

„Was? der Hungerkur wegen? Beim Ölzl hat man doch alleweil genug zu essen!"

„Beim Ölzl schon. Aber beim Schusterpratz nit," sagte der Junge. Jetzt, soweit verstand ich. Der Schusterpratzhof in Ober-Abelsberg war den Handwerkern bekannt, daß bei ihm ein gewisser Schmalhans Küchenmeister sei. Der hätte berichtigen können; erstens war in der ganzen Gegend kein Schmalhans bekannt, zweitens war derselbe unbekannte Schmalhans nie beim Schusterpratz im Dienst gewesen, ja, es war nachgewiesen, daß der Schusterpratz nie einen Küchenmeister gehabt habe. Wohl aber eine sehr tugendhafte Bäuerin, deren Tugend in der Sparsamkeit bestand. Schöner kann man über eine Abwesende doch nicht mehr sprechen.

Nun war es einmal an einem Winterabend zwischen Lichten. Zwischen Lichten, so nennen die Handwerker jene halbe Stunde der Arbeitsrast zwischen dem Taglicht und dem Nachtlicht. — In einer solchen Zwischenlichtenstunde nun war es damals beim Schusterpratz, wo die Schneider auf der Ster saßen, dem Lehrjungen Zenzl eingefallen, er wolle den Hausvater aufsuchen. Der Schusterpratzvater war nämlich schon mehrere Tage lang im Hofe nicht mehr gesehen worden. Es hieß, er sei schwer an der Herzgicht leidend und er müsse eine Hungerkur gebrauchen. Als die Bäuerin den Schneidern das mit Besorgnis mitgeteilt hatte, soll der Meister die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen haben: „Aber du liebester Gott, warum ist er denn nicht dageblieben? Da tät' ich ihm doch auf der ganzen Welt kein gesünderes Haus wissen, als den Schusterpratzhof!"

Der Bader in Ober-Abelsberg hatte in Anbetracht der Kränklichkeit des alten Bauers von der Notwendigkeit einer strengen Hungerkur gesprochen und der Schusterpratzvater war also fort. Es hieß, im Ausgedinghäusel, das oben am Waldrande stand, betreibe er seit drei Tagen mit großem Fleiß die Hungerkur. Und die Leute sagten, jetzt werde das zaundürre Krüsperl bald hin sein. So redet man höchstens von einem Tier und kann ich derlei grobe Reden überhaupt nicht leiden. Ging nun zwischen Lichten der Lehrling hinauf, um zu spähen, ob der Alte wohl auch im Häusel sei und ob ihm am Ende nicht etwas widerfahren wäre. Es kann bei so einem Jungen natürlich nur die reine christliche Liebe gewesen sein, nicht etwa Neugierde oder Vorwitz!

Als er hinaufkam zum Ausgedinghäusl, sah er im Fenster schon den Lichtschein. Der Junge trat leise in das dunkle Vorgelaß. Da roch es wie beim Ochsenwirt zu Ober-Abelsberg am Sonntag. Er tastete nach einer Tür und klopfte höflich an; denn Schneider sind gebildete Leute. Er mußte ein zweitesmal klopfen, da rief drinnen eine rasselnde Stimme: „Nau! Ist eh offen!" Vor lauter Hungerkur mußte der Patient das Zusperren vergessen haben.

Ist der Zenzl bescheidentlich eingetreten und was hat er gefunden? Bei einer Ölfunzen am Tisch sitzt, die langen Ellbogen fast behaglich auseinandergespreizt, der alte Schusterpratz. In der rechte Hand hat er die Gabel, in der linken das Messer — und ißt, daß die

Wangen bauchen und die Lippen schmatzen. Vor ihm stehen in Schüsseln und Töpfen Mehlklöße mit Speckgrammeln, Rauchfleisch mit Sauerkraut, Weißbrot mit Butter. Und ein großer, braunglasierter Krug, der kleine Tröpflein schwitzt.

„Oh, das Schneiderbübel ist's," sagte der Alte. „Das ist brav, daß du mich einmal heimsuchst. Seid's alleweil noch nit fertig bei mir unten? Arm seid's dran. Geh her, halt mit ein bissel. Wirst gewiß was mögen."

„Mögen," antwortete der Junge schüchtern, „mögen tu' ich schon was."

„Wart', wir tun noch ein paar Scheiter in den Ofen!" Und als das Feuer frisch brüllte, bekam der Junge Eßzeug vorgelegt, doch bevor er anhub, schaute er dem schon wieder schmausenden Bauern mit Verwunderung zu.

„Na also, pack' an, pack' an, Kleiner! Wird dir auch gut tun, die Hungerkur."

„Die Hungerkur?" lachte der Junge.

Da lachte auch der Alte und sprach: „Wenn das keine Hungerkur ist, Speckknödel, Rauchfleisch und Butter, nachher weiß ich nit, was eine Hungerkur ist."

Nach seinem bisherigen Dafürhalten war dem Lehrjungen diese Auffassung neu, aber nicht dumm. Er begann zu essen.

„Gelt du, die Schusterpratzmutter ist brav," sagte der Alte plötzlich.

„Warum meint der Vater?"

Er rieb mit der umgekehrten Hand seine grauen

Bartstoppeln und antwortete: „Weil sie dir einen so guten Appetit hergerichtet hat. Mir hat sie schon auch einen hergerichtet, schon lang alleweil. Bis der Mensch die Herzgicht kriegt. So hab' ich mir's da heroben famod g'macht. Bei der Nacht geh' ich immer einmal hinab, siehst du, da! — Mußt mich aber nicht verraten, Kleiner!" Aus der Pelztasche zog er, vorsichtig um sich blickend, einen großen rostigen Schlüssel. „Ist lange verloren gewesen, der. Sie weiß nichts, daß ich ihn gefunden hab' und bei der Nacht die Vorratskammer aufsperren tu'! Was glaubst denn! Wenn ich auf das anstünd', was sie mir heraufschickt, da wurd' mein Hunger schwerlich kuriert werden. Wenn's nit anderwärts gute Leute tät' geben! Der Ochsenwirt verlaßt mich ja auch nit. — Geh', Bübel, jetzt pack' einmal den Krug an!"

Der Zenzl würgte, um dem Wunsche des Schusterpratzvaters prompt nachzukommen, rasch den Brocken hinab, faßte den stattlichen Krug mit beiden Händen und nahm einen Schluck . . . Wasser war das nicht. So ein wenig herb und ein wenig zuckerig und schneidig auf der Zungen!

„Was ist denn das im Krug?" fragte er.

„Das ist was Gutes, weißt wohl. Ein Ungarischer. Schadet dir nit."

So nahm der Junge einen ausgiebigeren Schluck, da „verkutzte" er sich, daß ihm der Alte auf den Buckel klopfen mußte.

„Stark ist's," würgte er.

„Ist gesund. Brennt das Geselchte und die Knödeln sauber zusamm' im Magen, daß wieder was Platz hat. Schau nur dazu, iß dich satt für die Wochen."

Der Junge war ein sehr folgsamer Lehrbub. Als sein Eifer im Essen doch nachließ, guckte er einmal wissenshalber in den Krug. Braun ist's. Und schmecken tut's alleweil besser. Lustig wird's! Das hat er sich gar nit gedacht, daß es da heroben im einschichtigen Ausnahmshäusel so lustig sein kann.

„Aber wenn du mich verraten tust, Bub!" gab der alte Bauer mit ernsthaftem Kopfnicken zur Warnung.

„Eh' wenn ich Euch verrat'," versicherte der Zenzl, „eh lass' ich mich vom Teufel bei den Füßen im Rauchfang aufhängen."

„Nachher — hätten's in der Höll' auch was Geselchtes," kicherte der Alte.

Wurde der Lehrjung' kecklich: „Soviel hungerleiden werden wir kaum da drunten, als wie bei der Schusterpratzmutter."

„Gelt? Gelt ja! Ein gescheit's Bübel bist! Und wenn ich nit eher verraten werd', so bleib' ich da, bis die ganze Vorratskammer aufgegessen ist. Die Butter ist eh' schon ranzig und der Schunken dorten beim Uhrkasten. Wegschmeißen muß man ihn, modeln (stinken) tut er. Sag', Bübel, was denkst du über die Schusterpratzmutter? Ist es Sparsamkeit oder Neid?"

„Neid!" schrie der Junge.

„Siegst es!" rief der Alte und patschte beide Hände

auf die Oberschenkel, „uns muß der gleiche Floh gebissen haben, weil wir die gleichen Gedanken haben! Trink'!"

Zurzeit schlug die Uhr.

„Schon fünfe?" fragte der Zenzl.

„Ja und eins dazu."

„Sechse? Nachher werd' ich schön stad gehn müssen," sagte der Junge, während er schon eine ganze Stunde versäumt hatte. „Mein Meister wird nix sagen," setzte er vergnüglich bei; in solchem Zustande ist beim Menschen ja alles leicht geschlichtet. Darum ist der Zustand so beliebt; aber der Lehrjunge wußte nichts davon, er meinte, die ganze Glückseligkeit käme davon, weil es in der lieben Welt halt überall gar so gemütlich sei. Als er lachend zur Tür hinausstolperte, trug ihm der Bauer auf, der Zenzl möcht' am Samstag, wenn er nach Ober-Abelsberg käme, dem Ochsenwirt sagen, er sollt' den in der Hungerkur nicht vergessen.

Gelenkig wie ein Reh hüpft der Zenzl über das Schneefeld hinab in der Mondnacht. Jauchzen, soviel nur vom Munde geht! 's ist gar zu lustig auf der Welt! — Morgen abends wird er wieder hinaufgehen zum alten Schusterpratz, da oben ist's soviel gemütlich! Er kommt herab zum Hof, er tritt ins Haus. Als er durch die Küche geht und sieht, wie die Schusterpratzmutter just das Nachtmahl kocht — in der großen Pfanne die Wassersuppe — da lacht er hell auf. Soviel Spaß hat ihm eine Wassersuppe sein Lebtag nicht gemacht wie heute. Er

tritt in die Stube. Beim Tisch mit der Lampe sitzt der Meister Ölzl, näht am Loden und hat ein finsteres Gesicht.

„Ist der junge Herr endlich da?“ frägt er mit einer ausgehöhlten Geisterstimme.

„Ein bissel verweilt,“ antwortet der Lehrjunge heiter, „das macht ja nix.“

Der Meister läßt die Nadel ruhen und starrt auf den Jungen.

„Ja, was ist denn daaas?“ frägt er. Die Gegenred' ist ihm was Neues.

„Gehn's, gehn's, Meister, tun's nit a so!“ lacht der Junge. „Wegen einer halben Stund' da. Der Mensch lebt eh nur einmal. Wenn's beim Meister einmal so lustig ist, wird er auch um eine halbe Stund' länger ausbleiben. Mich g'freut's halt just einmal. Ist was zum Bügeln? Soviel schon hat der Meister g'näht derweil? Brav ist er g'west. Geltn's, Meister, wir wollen nett sein miteinand', 's ist halt gar soviel lustig!“

Dieweilen er aus dem Küchenfeuer das Bügeleisen holt, kann sich der Meister Ölzl immer noch nicht fassen. — Ja, was hat er denn heut'? Ist er verruckt worden? Oder gar b'soffen?

„Gut ist's gebraten!“ sagt der Junge und hält das Bügeleisen hin, daß der Meister sehen soll, wie es fast glüht. „Wenn die Schusterpratzmutter so gut Bratel braten kunnt, wie Bügeleisen braten! Also her mit der Hosen!“ Er spannte sie über die Tischecke und in dem

Augenblicke, als das munter hingestoßene Bügeleisen den Loden berührte, stieg der blaue, brenzelige Rauch auf.

Jetzt sprang wie ein Löwe der Meister empor, riß ihm das Bügeleisen aus der Hand und schleuderte es in den Stubenwinkel hin, daß die Wand krachte.

Einen Augenblick Totenstille. Dann hob sich der Meister Johann Ölzl zu einer würdevollen Haltung und sprach leise, aber nachdrücklich die Worte: „Vinzenz, geh' jetzt ins Nest. Morgen früh will ich dich aber nimmer sehen. Wir zwei sind fremd."

Als der Junge solches vernahm, war er plötzlich nüchtern geworden. „Beleidigt ist der Meister? Aufgekündigt hat er mich? Ja, warum denn? Wahrscheinlich hab' ich was Dummes gemacht. Um Verzeihung bitten? Ja, freilich, ich werd' um Verzeihung bitten, weil 's einmal lustig ist g'west!"

Er packte seine Sachen in den Ranzen und den Ranzen auf den Rücken. „B'hüt Gott!" würgte er noch hervor und dann ging er davon.

Nicht ins Nest ist er gegangen. Im stillen Mondlicht ist er dahingegangen über Berg und Tal, bis er um Mitternacht vor der Hütte seiner Mutter stand. Dort stieg er von außen die Leiter hinan und legte sich auf dem Überboden ins Heu. Am nächsten Tage guckte er durch eine Dachspalte und sah, wie sein hinkendes Mütterchen mit Korb und Stecken ausging ins Tagewerk. Er zeigte sich nicht auf, sie braucht von nichts zu wissen, bis die Falte wieder ausgebügelt ist. Und zwar,

ohne daß er den Loden versengt! Er wusch sich am Brunnen das Gesicht und ging hinaus ins Dorf Gassel, wo er bei dem ehrenwerten Schneidermeister Matthias Schreckenberger eine neue Statt gefunden hat.

Ich hatte mich beim Zenzl dann noch erkundigt, welchen Verlauf beim alten Schusterpratz die Hungerkur genommen hat. „Das kannst dir wohl denken," war seine Antwort.

Ich kann mir's aber nicht denken. Als ich beim Meister Johann Ölzl in die Lehre trat, war der Schusterpratz nicht mehr vorhanden. Zu früh vom Ausgedinghäusel zurückgekehrt, soll er in Ermangelung anderer Nahrung ins Gras gebissen haben.

Der Vetter von Ober-Abelsberg.

Mein Nachbar, der Oberbuchhalter Ellwurf, hatte einen Vetter bekommen.

Ellwurf war einst jahrelang Lohnschreiber gewesen mit 9 Gulden Gehalt im Monat, und stand da ohne Freund und Verwandten. Dann war er Schreiber mit 32 Gulden geworden, hatte trotzdem keinen Verwandten. Dann ward er Buchhalter mit 70 Gulden und einer Frau, aber Verwandten hatte er noch immer keinen. Endlich wurde er Oberbuchhalter mit 2600 fl. Jahresgehalt, und siehe, es war ein Vetter da. Man konnte nicht sagen, daß er vom Himmel gefallen sei, denn er war schon gegen fünfzig Jahre alt und seit dreißig Jahren Mastviehhändler in Ober-Abelsberg. Aber es war ein überaus freundlicher Vetter, wie er jetzt auf einmal in der Tür stand, die Arme ausbreitete und dem Oberbuchhalter zurief: „Friedel! Friedel! Kennst du mich denn nicht mehr? der Oheim Isidor! deines seligen Vaters Bruder!“ — Auch seine Gestalt war erfreulich. Sie war nicht groß von Ansehen, jedoch aber behangen mit einer großen Ledertasche,

in der ein ganzer Schweinsschinken stak; sie hatte über der Achsel einen Korb hangen mit Eiern und Krapfen. „Weil ich doch nicht ganz mit leeren Händen kommen mag zu meinem lieben Friedel, den ich halt gar nicht vergessen kann. Als Wickelkind hab' ich dich einmal über das Breitfeld hinausgetragen, weißt du noch? Wenn er jetzt schon zu mir nicht kommt, so mußt du wohl einmal zu ihm gehen, hab' ich mir gedacht. Geht dir gut, hab' ich gehört. Hast es weit gebracht, sakermentisch weit! über zweitausend das Jahr, sagen sie! Donnersbub, soviel tragt's bei mir nimmer. Aber schön hast es da! Sauber ist's bei dir. Hast ja auch eine Frau, höre ich. Darf ich sie sehen? Da hab ich was für sie. So große Eier machen sie nicht in der Stadt! Kosten mich auch fünf Kreuzer, das Paar! Na, na, nicht so! Euch kosten sie nichts. Und nachher da — ein Schinken! Da wird er einmal schmausen dabei, mein Friedel! Bauernschinken: Im Rauchfang geselcht! In der ganzen Grazerstadt findest keinen, wie den. Ich hätt' ihn gestern im Postwirtshaus zu Leoben verkaufen können, um fünf Gulden! Oha! sag' ich, hab' ich gesagt, der wird nix verkauft, der gehört meinem Neffen, dem Herrn Oberbuchhalter zu Graz. — Ein paar Tage bleib' ich bei euch. Ei ja, das wohl. Verlassen tu' ich meine Verwandten nicht. Wer kommt denn da? Ist das die deinige? deine Frau? Eine saggrische Gredl! Grüß Gott, Frau Mahm! der Vetter Isidor! Kennst mich nicht? Bissel ein Recht mußt mir doch noch lassen an deinem Mann, verstehst! Wie

du noch in Abrahams Schnappsack bist gewesen, hab' ich ihn schon auf den Händen getragen über das Breitfeld hinaus. Nichts Kleines noch? Na, wird schon kommen. Du, Frauerl! Geh', schau einmal, was dir der alte Vetter mitbringt!"

Das alles so schnell hergeredet, so daß weder der Oberbuchhalter noch seine Frau ein Wort dazwischenschieben konnten. Sie hätten auch nicht recht gewußt, was da zu sagen war. Ziemlich gelassen führten sie die Bescherung in den „Salon". Das war das größte, schönste, kostspieligste Zimmer, welches unser Ehepaar leer stehen ließ, während es sich mit ein paar engen, dunkeln, hofseitigen Kammern zum Wohnen bediente. Aber das verlangt der „Anstand" so. Ein Salon, natürlich! da werden wöchentlich ein paar fremde Leute hineingeführt auf ein halb Stündlein Geplausch. Die näheren Bekannten hocken sich erst noch in eine Hofkammer hin, wo es sich eigentlich noch gemütlicher tratschen läßt. Doch, was rede ich denn da über meinen lieben Nachbar, den Oberbuchhalter Ellwurf! das ist ja nicht bei ihm allein so, das ist auch bei uns so, das ist fast überall so, wo es gescheite Leute gibt. — Also hinein mit dem Vetter in den Salon. Freilich wohl warf die Hausfrau einen verzweifelten Blick auf sein Schuhwerk, aber der Blick änderte daran nichts, da hätte ein Borstenbesen bessere Dienste geleistet.

Alsdann am Abend. Da schickte der Oberbuchhalter ein Briefl zu mir, ich möchte ihm zu Hilfe kommen. Es sei ein ungeahnter Vetter vom Lande eingetroffen und

mit dem wisse er nichts anzufangen. Ich möchte doch zum Nachtmahl hinüberkommen.

Ein Vetter vom Lande? Mit dem wird doch noch fertig zu werden sein. Ich ging hinüber, wurde dem Gaste vorgestellt als ein Freund des Hauses, worauf er meine Hand packte, sie derb drückte und laut rief: „Schön! Schön! Aber was Sie für ein Handerl haben, ein weiches! Sind Sie auch ein Buchhalter? Nicht? Kein Buchhalter? Na, macht nix, wenn's nicht anders ist. Alle Leute können halt nicht Buchhalter sein," entschuldigte er nachsichtsvoll. Doch ging seine Wärme gegen mich augenblicklich um ein paar Grade zurück, steigerte sich aber beim zweiten Glase Wein zu ungeahnter Höhe. Den Neffen umarmte er, den habe er ja einmal auf den Händen getragen, über das Breitfeld hinaus. Mich sprach er mit du an. „Wenn'st auch kein Buchhalter bist. Hast halt ein anderes Geschäft. Auch recht, auch recht. Geh'n tut's dir gut, das sieht man. Aber schau — meiner lieben Schwägerin, oder Mahm, oder was sie ist, der muß ich doch ein Bussel geben!" denn die Frau Oberbuchhalterin war eben hereingekommen mit dem Schinkenaufschnitt. — „Ein Bussel krieg' ich vom Vetter!" lachte das muntere Frauchen, „na, da muß ich mir doch vorher den Mund abwischen gehen!" eilte in die Küche zurück und kam nicht mehr herein.

Der Vetter sprach seinem Schinken mit Macht zu. „Wohl, wohl," sagte er während des Essens. „Hab' mir's gleich gedacht, daß er euch schmecken wird. So guten Schinken gibt's nur auf der Bäuerei. Da tun sie ihn

im Rauchfang selchen. Die Stadtfleischhacker selchen ihn mit Schalider (Salpeter), da ist er nicht gut. Aber Wein habt's einen guten. Was er etwan kostet, die Maß?"

Aus der Küche brachte die Magd Kalbsbraten mit Salat und hernach Käse mit Backwerk herein. Der Vetter bedauerte, nicht auch einen Schafkäse mitgebracht zu haben. „Der beste Kas ist der Schafkas!" erklärte er. Und dabei trank er und trank.

Sein Gesicht war während des Essens, Trinkens und Plauderns leuchtend rot geworden. Es war rundlich, wohlrasiert, hatte ein Birnnäschen und kleine Äuglein, die bei jedem Wort vielsagend blinzelten, als wäre es etwas gar Anzügliches, Deutsames. Schließlich wollte er mit mir Sackuhr tauschen, die seine sei viel größer und schwerer und nur wöchentlich einmal zum Aufziehen. Das rückwärtige Blatt sei echt Schildkrotschale, der Reifen von Silber, Altsilber, nicht Neusilber, und er hätte schon gutes Angebot gehabt für diese Uhr.

Ob sie auch verläßlich ginge? fragte der Oberbuchhalter.

„Mein Gott!" entgegnete der Vetter überlegen, „da gibt man sie halt dem Uhrmacher." Der Zeiger stand tatsächlich auf halb sieben, statt auf zehn Uhr. Trotzdem nahm der Vetter die Zeit wahr und traf Anstalt, seine große rußige Pfeife zu stopfen. Der Oberbuchhalter wollte es mit einer Kubazigarre verhindern, was ihm aber nicht gelang.

„So, so, a Zigarl!" sagte der Vetter und nahm sie

in die Faust wie einen Spatenstiel. „Da derspare ich meinen eigenen Tabak. Vergelt's Gott! Wart's, Bürschlein, das machen wir so!" Er zerbrach die Zigarre mit den Fingern, stopfte sie in seine Pfeife und begann sie dergestalt bedächtig zu rauchen. Der Hausherr öffnete bald ein Fenster, da fand aber der Vetter, es stinke herein. Als der Oberbuchhalter bereits auf eine Gelegenheit zu sinnen begann, die Tafel aufzuheben, klatschte der Vetter plötzlich in die Hände: Wißt's was, Leut', jetzt wär' ein Schnaps gut! Was? du hast nit einmal einen Schnaps im Haus, Oberbuchhalter? Na, wart', da hast, schick' einen kleinen Buben!" Aus seinem ledernen Geldbeutel nestelte er einen Zwanziger hervor, da gestand der Buchhalter, er hätte nicht bloß keinen Schnaps im Hause, sondern auch keinen kleinen Buben.

„Seid's Pfründner!" knurrte der Vetter gutmütig. „Das muß ich schon sagen, leben tun wir in Ober-Abelsberg besser als die Stadtleut'!"

Ziemlich auffallend fragte mich der Oberbuchhalter, wieviel Uhr ich hätte? Es zeigte sich die elfte Stunde, und nun hob der Vetter seinen fetten Zeigefinger und die falben Augenbrauen: „Gelt, daß du einen schlechten Brader hast! Auf der meinen ist's erst halb sieben — nach der könnten wir noch lang gemütlich beisammensitzen!"

Um gut und angenehm auseinanderzukommen belachten wir den Witz und dann wurde der Vetter in sein Zimmer gebracht. Es war der Salon. Frau Ellwurf

tat ein übriges zu Ehren des Gastes, sie überdeckte die großblumigen Möbel mit weißen Leintüchern und über den Parkettboden breitete sie einen Teppich, der sonst draußen im Vorzimmer lag.

„Jetzt sollt' ich halt mein Federbett da haben!" sagte der Vetter, während er das Lager befühlte.

„Schlaf' recht wohl, Onkel!" verabschiedete ihn der Oberbuchhalter, „die Kleider leg auf einen Sessel vor die Tür hinaus."

„Gestohlen wird nichts, gelt?" ließ er fallen, tat zur Vorsicht aber Geldbeutel und Brieftasche aus den Säcken, doch wurden die Schätze wohl erst an sicherem Ort geborgen, als wir aus dem Zimmer waren und er die Tür hinter uns verriegelt hatte.

Der eine Tag war überstanden. Nun aber der andere? — Ich war morgens mitten im Rasieren, als die Köchin des Ellwurf — ohne anzuklopfen — in das Zimmer stürzte: der gnädige Herr lasse bitten, geschwind möchte ich kommen! — Ich beeilte mich noch, die linke Wange der rechten gleichzumachen, da war auch schon Oberbuchhalters Stubenmädchen vorhanden: Es sei die höchste Zeit! Beim Vetter wäre etwas nicht richtig! Sie müsse sogleich weiter zum Arzt und zum Geistlichen.

Als ich hinüberkam, stand die Tür in das Zimmer des Vetters weit offen. Am Bette stand ratlos der Herr Ellwurf im Schlafrock, während seine Frau eine Decke um die andere über den armen Vetter breitete. Denn dieser schüttelte und klapperte, daß es ihn im Bett

auf- und niederschnellte wie einen Ballen. Das Gesicht fahl, eingefallen, verzerrt und greisenhaft, die Augenlider halb zugesunken, so ächzte und stöhnte er. Jetzt erhob er sich, beugte sich über die große Waschschüssel, die sie ihm ans Bett gestellt hatten mit Wasser, daß er sich laben könne; ein wilder Krampf krümmte seinen Körper, und dann fiel er wieder aufs Lager zurück. Die Pulse sprangen wild.

Der hat Gift im Leibe! war mein erster Gedanke, und der Oberbuchhalter starrte mich fragend an. Er wie sie schienen meine Meinung zu erraten, und so lief die Frau nun in die Küche um Kuhmilch, die in solchen Fällen heilsam sein soll.

„Macht's ein End'!" stöhnte der Kranke in Todesnot, rang die Hände und rieb sich mit den Fäusten Brust und Bauch, „laßt's mich nit so verdammt leiden. Oh, dieses Übel! Und dieser rasende Kopfschmerz! Was denn, was denn? Es soll ja alles euch gehören, wem denn sonst?" —

Ob er etwa Papier und Feder wünsche? fragte ihn der Oberbuchhalter.

„O sterben, sterben!" wimmerte der Vetter unter Zähneklappern, „sterben tut soviel weh! soviel weh!" und ächzte zum Erbarmen.

„Soweit wird's ja wohl nicht sein, um Gottes willen!" tröstete die Frau, „gleich wird der Doktor kommen, gleich wird er da sein. Nachher wird's schon besser werden."

Dem Sterbenden gab es plötzlich einen Riß. Dann

schlug er das Auge weit auf, es war halb gebrochen, er starrte auf den Oberbuchhalter — ein Blick voll unendlichen Vorwurfs.

„Dieses Haus! dieses unglückselige Haus!“ stöhnte er, immerwährend von heftigem Fieber hin- und hergeschleudert.

„Wenn du einen Wunsch solltest haben, guter Vetter,“ sprach der Oberbuchhalter und hielt ihm Papier und Bleistift vor. „Nein, nicht so, was glaubst du denn von uns! Ich meine nur, falls du aus der Apotheke etwas haben wolltest. Der Arzt muß ja übrigens jeden Augenblick da sein.“

„Du — hu hu!“ gröhlte der Vergehende, sich halb gegen den Buchhalter aufrichtend, unheimlich wie ein Gespenst. Die Fäuste reckte er bebend gegen Himmel, und dann krümmte er sich wieder auf dem Bette wie eine Raupe.

Das Stubenmädchen kündete an der Tür: „Der Herr Doktor!“ Der Arzt trat ein, tat einen raschen Blick auf den Kranken, ob es nicht schon zu spät sei. In wenigen fliegenden Worten teilte die Hausfrau ihm die Krankengeschichte mit, während er begann, den Schwerleidenden zu untersuchen. Zuerst fühlte er ihm den Puls, dann prüfte er den Hitzegrad, hernach behorchte er die Brust, soweit es bei dem Fieberschütteln möglich war, den kalten Schweiß wischte er ihm mit einem weißen Tuch von der Stirn, dann hob er mit den Fingernägeln die Augenklappen und prüfte sie genau. Dann richtete sich der Doktor

empor und heftete einen durchdringenden Blick auf den Oberbuchhalter.

„Wie nur auf einmal so was sein kann!“ murmelte dieser, selber schier gebrochen.

„Es ist etwas vorgegangen!“ sagte der Doktor mit leiser Stimme.

„Mein Gott, was soll denn vorgegangen sein?“ jammerte Herr Ellwurf. „Er kam vom Lande herein, erst gestern. Wir haben den Abend noch so gemütlich mitsammen zugebracht.“

„Er war noch so frisch und munter!“ bestätigte die Frau. „Noch soviel gelacht haben die Herren.“

Der Doktor winkte mit der Hand ab, sie sollten es gut sein lassen, und stellte dann an den Kranken ein paar Fragen, die dieser unter Krämpfen und Stöhnen halb ohnmächtig beantwortete. Der Doktor winkte den Herrn Ellwurf ins andere Zimmer; als sie dort waren, lehnte er die Tür halb zu, stellte sich nahe vor den Oberbuchhalter hin und murmelte: „Erschrecken Sie nicht, Herr Ellwurf! die Diagnose stellt sich — ich dürfte mich kaum irren.“ —

„Steht es wirklich schlecht, Doktor?“

„Dieser Zustand,“ fuhr der Arzt kopfschüttelnd fort, „hat ganz verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Katzenjammer. — Gewiß. Na, mit keinem gewöhnlichen, das versteht sich. Der Mann mag vielleicht über die Gewohnheit zugesprochen haben. Es ist ein großer Kater, mein lieber Herr!“

In diesem Augenblick hörte man vom Krankenzimmer her das Geräusch einer Eruption. Als ich ins Zimmer trat, war alles vorüber, die Frau und die Mägde lebhaft beschäftigt, Ordnung zu machen. Der Vetter lag zurückgesunken in das Kissen, die wachsfalben Hände über der Brust; er bewegte sich nicht mehr. Wenige Augenblicke später hub er an, mit größter Behaglichkeit zu schnarchen.

Der Doktor schmunzelte und sprach: „Jetzt lassen Sie ihn ein paar Stunden schlafen. Später bereiten Sie ihm einen Rostbraten mit Knödeln, denn er wird Hunger haben.“

Der Oberbuchhalter konnte sich vor Verblüffung nicht fassen. Einen solchen Rausch hatte er noch nie gesehen. Er war auch zu lange Zeit kleiner Lohnschreiber gewesen.

Abelsberger Studentenpulver.

(1869.)

Da gingen einmal drei Abelsberger Studenten auf Vakanzen. Sie machten eine Bergreise im Salzburgischen und hatten viel Courage und wenig Geld. Der eine, Markus Frischer, hatte in Berchtesgaden wohl eine kleine, zierliche Dose herausgefeilscht und dieselbe hübsch mit Schnupftabak gefüllt, um dem zu besuchenden Pfarrer in Sankt Barbara damit ein Geschenk zu machen. Das sollte bei dem geistlichen Herrn — einem weitläufigen Verwandten Frischers — eine feine Aufnahme und noble Bewirtung bezwecken. Als sich der Herr „Vetter" aber nur mit einem einzigen Glase sauren Weines und etlichen Stücklein Brotes, die er selber vorschnitt, einstellte, ließ der Enttäuschte in den Wirren des Abschiednehmens die Berchtesgadner Dose heimlich wieder mitgehen.

Dann kamen sie ins Pinzgauische hinüber, in das Wildschützenland.

„Hier wohnen lauter fromme Leute," sagte Studio Grußing, Kandidat der Juristerei, der größte und kühnste von den dreien, „in den Bauernhöfen, wo wir zusprechen, wollen wir fleißig geistlich werden und einstens unsere

heiligen Messen lesen für die Wohltäter. Werden dabei nicht verhungern, versteht ihr? Aber Geld! Es gibt pulverisierte Tausender genug zerstreut im Lande, es wäre schmählich für so drei Kreuzköpfeln —"

„Freunde!" rief Stroche, der älteste und verschlagenste vom Kleeblatt, „ihr wißt, ich kenne diese Gegend und die Leute, die ihres Aberglaubens wegen so berühmt sind, wie etwa die Oberammergauer ihrer Passionsspiele halber. Es gibt anderswo auf der ganzen Welt keine Pinzgauer mehr. — Und jetzt habe ich eine Idee."

„Ah, Ideen hast du viele," rief Grußing, „zeige endlich nur einmal, daß Idealisten auch praktisch sein können, denn die böse Welt will das nicht glauben."

„Ich werde sie überzeugen," versetzte Stroche trocken. „Frischer, willst du mir zum allgemeinen Besten deinen Schnupftabak zur Verfügung stellen? Die Dose magst für deine alten Tage behalten. — Und du, Bruder Grußing, willst du dich einmal ein bißchen totschießen lassen?"

„Oh, mit Vergnügen!" rief der Gefragte.

„Schön," sagte Stroche, „so werden wir morgen Geld haben. — Der schwarze Hannes ist wieder ausgebrochen, merkt euch das!"

Sie lugten ihn an und dachten: Ist ein komischer Kauz, der Stroche.

Dann stiegen die drei ins Gebirge hinan, einem Hirtenhause zu, das versteckt war zwischen Wald und Wänden.

Unterwegs hatte Stroche mit dem „Jusdoktor" viel zu reden, und es wurden in einem Verstecke die Kleider umgekehrt und der Plaid in Form eines alten Bauernmantels aufgeheftet, es wurde mit ausgepreßtem Kräutersaft das Gesicht Grußings braun gefärbt, es wurde das Hinken auf dem linken Fuß eingeübt und mehreres dergleichen. Dann gingen die zwei, Stroche und Frischer, in die Halterhütte. Der Halter — Duckmichel hießen sie ihn — war ein kleiner, rühriger und doch unbeholfen und blöd aussehender Mann; nur in dem stets halbgeschlossenen Auge hatte er jene stechende Glut, die bei fanatischen und abergläubischen Leuten so häufig zu bemerken ist. Und die ganze Hütte war inwendig mit geweihten Weidenzweigen, Amuletten, Alraunen usw. behangen.

Die beiden Studenten — Stroche war nicht ganz fremd im Hause — wurden mit bäuerlicher Höflichkeit empfangen und mit Brot, Butter und süßer Milch bewirtet. — Täten allbeide auf geistlich studieren, hätten ein heißes Jahr hinter sich — die siebente Schul', wo der Theolog' mit dem Teufel die erste Bekanntschaft machen müsse.

„So, so," sagte der Duckmichel und klopfte an dem Fingernagel des Daumens die Asche seiner Pfeife aus. „So, so! Tuen die Herren nur essen und trinken! Gesegne Gott, wir haben noch was in der Kammer. Ist wohl vergunnt! — Die siebente Schul', die schwarz' Schul', heißt's, mein' ich —? Na, gelt, weiß es ja. — Viel dicker aufs

Brot streichen, junger Herr, die Butter! Recht schad', daß uns der Honig ist gar worden. — Schau, schau. — Vor nächst Jahren sind auch einmal so Herren heroben gewesen; die haben dem Nachbar da unten, dem Schlederer-ferl — heißt er — der Müh' wert ein bissel ein Studentenpulver gegeben."

„Aha," murmelte Stroche, seinem Genossen einen recht absichtlich vielsagenden Blick zuwerfend, „ägyptisches Pulver, meint er."

Der Halter lugte und lauerte, war überzeugt, sie hätten Studentenpulver bei sich. Dieses ist ein gezaubertes Schießpulver, das nicht knallt — für Wildschützen eine gute Sach'.

Stroche erhob sich nun einmal und ging hinaus ins Gebüsch, wo Grußing im Brombeerlaub lag. „Du," flüsterte er zu diesem, „es geht prächtig, der Dummkopf ist allein zu Hause und er hat selber von dem Pulver angefangen. Puppe dich eilig in deinen Räuberstaat, schleiche dort auf die Felsbank und pflück' Erdbeeren so lange, bis ich vor der Hütte laut rufe: „Feuer!" Dann wird der Hahn knacken und wie du das hörst, so stürze zusammen — vergiß nicht drauf!"

Es war schon früher alles verabredet gewesen, und so genügte die kurze Weisung, nach welcher Stroche sogleich wieder ins Haus eilte. Darauf kam der Halter mit Ingwerbranntwein. Der Student blickte zum Fenster hinaus auf die gegenüberstehende Felswand.

Der Duckmichel hätte gern vom Studentenpulver

gesprochen, man merkte es ihm an. Er redete so herum von Venedigerkapseln, deren Feuer den Schuß die doppelte Weite trägt; von Suchkugeln, die jenes Ziel — sei es wo immer — aufsuchen, an das der Schütze beim Losdrücken denkt. Dann fragte er: was denn immer Neues in der Welt?

„Neues genug, aber nicht viel Gutes," sagte Stroche, auf die gewohnte Sprechart der Landleute eingehend. „Habt's schon gehört, in der Kuffsteinerfestung — der schwarze Hannes ist wieder ausgebrochen."

„Soll's doch wahr sein?" rief der Halter und blinzelnd: „Der braucht den Hörndlbuben (Bezeichnung für den Teufel)."

„Siehst du, der Mann sagt's auch!" rief der eine Student dem anderen zu. „Sakra, bei dem wär' ein Geld zu verdienen!"

„Wieso das, mit Verlaub?" fragte der Halter und machte einen langen Hals gegen den Sprecher, auf daß dieser das Ohr für die Antwort näher hätte.

„Ei!" vertraute Stroche, „sind ja doch dreihundert Dukaten auf des Räubers Kopf gesetzt!"

Der Halter schlug einen Lacher: „Den einbringen! Da müßt' einer ein wenig mehr können, als Birnen sieden."

„Na, mit gewöhnlichen Mitteln geht es nicht, das geb' ich zu," sagte der Student, und zu seinem Genossen: „Aber das Ägyptische, das tät's wohl!"

„Weil —" meinte nun der Duckmichel angelegent-

lich, „weil wir schon davon reden, wie ist das, mit dem Ägyptischen?"

„Ja, guter Mann, das ist das Studentenpulver, von dem Ihr vorhin gesprochen habt," flüsterte Stroche geheimnisvoll, „nicht allein, daß dieses Pulver nicht kracht, Ihr wißt es ja: es löst an anderen jede Hexerei auf. Kein Zweifel, der Hannes macht sich unsichtbar, macht sich schußfest — aber vor diesem Pulver" — er deutete gegen seine Brusttasche — „ist alles umsonst. Doch, sprechen wir von was anderem. — Ich verwett' meine arme Seele, wir haben gestern da unten bei Hüttau den schwarzen Hannes gesehen."

„Na, seid mir aber so gut!" hauchte der erschrockene Halter.

„Ganz nach der Beschreibung. Dieselbe Figur, dieselben kohlrabenschwarzen Haar', derselbe Lodenkittel; und hinkt er nicht am linken Fuß?"

„Jesses, freilich, freilich!" wußte der Halter, „hat ihn ja einmal ein Standar ins Knie geschossen."

„Punktum, er ist's gewesen!" rief der Student und schlug die Faust auf den Tisch. Dann faßte er in heller Freude den Genossen an beiden Rockflügeln: „Bruder, vielleicht gelingt's uns, den Vogel abzuschießen. Jetzt bin ich aber tausendmal froh, daß ich eine Portion Pulver zu mir gesteckt hab'!" Dann wieder zum Halter: „Na, wie geht's immer, Vetter? Mitunter ein wenig wildern, was? Läßt sich denken, ein Gebirgsbewohner. Nu, 's ist ja recht."

„Wohl, wohl, aber —“ fuhr's jetzt dem Manne heraus, „Studentenpulver tät einer halt brauchen. Weil wir schon einmal dabei sind: die Herren haben gewiß eines im Sack?!“

Der schlaue Student schwieg einen Augenblick. „Nu,“ sagte er dann, „etwelches trägt man schon bei sich, wenn auch nicht viel, 's ist ein kostspielig Ding!“

„Allzuwenig,“ meinte nun der Halter, „wollt' ich nicht hergeben dafür. Was tät' der Schuß denn kosten?“

„Ist ja nichts für Euch,“ sagte Stroche, mit der Hand abwehrend. „Der Schuß kostet einen Taler.“

Jetzt gab der Halter nicht mehr nach, bis der Studiosus sein braunes Pulver, sorgsam in Papier gewickelt, hervorgezogen hatte. — „Es kann aber höchstens für acht oder zehn Schuß reichen.“ — Der Mann holte seine Geldtasche, feilschte eine Weile und murmelte dann: „'s wird die Herren nicht kränken, aber probieren möcht' ich's doch erst.“

„Das versteht sich,“ sagte der Student und sein Auge war durchs Fenster auf die gegenüberliegende Felswand gerichtet.

„Bei Gott!“ flüsterte er, „jetzt wird mir die Sach' schon verdächtig. Seht ihr nichts dort? Schon eine Weile kriecht euch im Gewände so eine Kreatur herum, die — — ein Spitzbub' will ich sein, wenn das nicht der leibhaftige schwarze Hannes ist!“

Die anderen zwei sahen jetzt die Gestalt auch. Der

ganze schwarze Kerl, wie er hinkt und sich duckt und späht — 's ist der flüchtige Räuber.

„Der ist unser!“ knurrte Stroche mit leuchtendem Auge, „das ist einmal ein rechtes Ziel zur Prob' fürs Pulver. Ich bitt' Euch, Mann Gottes, einen Kugelstutzen!“

„Ah na,“ sagte der Duckmichel, „da schieß' ich selber.“

„Um so besser, Ihr habt ein gutes Auge. Aber, Freund, das Gewehr ist doch nicht schon geladen?“

„Noch nicht,“ antwortete der Halter, „haben die Herren, wie sie da heraufgegangen, keinen Schuß gehört? Da hab' ich meinen Stutzen auf einen Raben losgedrückt.“

„Gut,“ sagte der Student, „nichts schlechter, als wenn die beiden Pulvergattungen zusammenkommen.“

„Soviel weiß ich wohl selber,“ brummte der Michel und lud das Gewehr mit einer Bleikugel und dem braunen Studentenpulver.

Sie schlichen vors Haus. Der Mann im Gewände schien Beeren zu pflücken.

„Man merkt es seiner Sorglosigkeit wohl an, daß er sich für unsichtbar hält,“ versetzte Frischer.

„Ja, unser Pulver!“ lispelte der andere, „aber, Vetter, zielet gut, und wartet, bis ich rufe.“

Der Halter spannte das Schloß und fuhr mit dem Gewehre zur Wange. Stroche blinzelte entzückt seinem Genossen, dann rief er laut: „Feuer!“ In demselben Augenblicke loderte die Mündung des Laufes, gellend knallte der Schuß.

Die beiden Studenten stießen einen Schreckruf aus und erbleichten. Pulverrauch verdeckte ihren Augen, was vorging drüben an der Felswand.

Der Halter aber wendete sich höhnisch gegen den bebenden Stroche: „Ist das euer Pulver, das nicht kracht?"

„Was ist geschehen?" stöhnte dieser, „wieso kann das sein! Da gibt's ein Unglück!"

Hierauf stellte sich der Duckmichel, das Gewehr fest auf die Erde stemmend, gerade vor die Studenten hin und sagte gelassen: „Meint ihr denn, ihr sauberen Herrlein, unsereiner ist gar so dumm? — Nasses Pulver schon ist mir zuwider, viel weniger schieß ich mit Schnupftabak. — Studentenpulver! Oh, wir kennen den Spaß schon seit lange! Hab's auch recht gut gehört, was ihr da unten im Strupp mit eurem Spießgesellen beredet habt. Hab' mich unterhalten bei eurer Gescheitheit. Und so müßt ihr mir's schon zu gut halten, daß ich das echt geladene Zeugel losgeschossen habe, weil mir der Vogel da drüben einmal gar so prächtig auf der Mücke gesessen ist."

„Jesus und Maria!" jammerten die beiden Studenten, „was ist mit unserem Kameraden geschehen?"

Jetzt löste sich der Rauch und vom Felsen heran eilte Grußing, hoch in in der rechten Hand einen toten Falken haltend, der ihm nach dem Schusse förmlich in den Schoß gefallen war.

„Den Vogel will ich euch schenken," sagte der Halter,

„spannt ihm hübsch die Flügel aus und nagelt ihn über eure Bücher an die Wand, daß ihr's ja nicht vergeßt, wie wir Bauersleute gar so abergläubisch und dumm sind. — Ist noch Buttermilch anständig!“

Wie Duckmäuser schlichen die drei genarrten Musensöhne davon. Sie leben heute noch. Geistlich ist keiner geworden; alle drei sind Advokaten in Abelsberg und Umgebung, haben immer noch viel Courage und wenig Geld. Aber das Studentenpulver schnupfen sie selber.

Zwei besonders schlaue Abelsberger.

Lieber Leser! Wenn dich dein Nebenbuhler in einen Turm hinauflockt, die Leiter davonträgt und zu deinem Schatz geht, was wirst du machen? Wirst du es dir in einer Mauernische und unter Spinnweben bequem machen und ein beschauliches Leben führen? — Wahrscheinlich kommst du niemals in diese unliebsame Lage, für alle Fälle aber höre, wie es der Sulmlenzel gemacht hat.

Dieser Sulmlenzel hatte einen guten Freund, gebürtig aus Abelsberg. Und dieser gute Freund war so gut, daß er eines Samstagfeierabends zum Lenzel sagte: „Ja du, mein Lieber, weißt, was ich heut' möcht'? Auf der Antonikirchen ihrem Turm möcht' ich oben sein. Die Aussicht, die man dort haben muß bei dem klaren Wetter wie heut'! Wohin man sieht vom Antoniturm aus? Nach Graz sieht man hinein und gar ins Windisch hinab, wo der Wein wachst."

Nun hatte der Alpenjodel, der Lenz, sein Lebtag noch keine Gegend gesehen, wo der Wein wächst. „Die schönsten kanarigrünen Weinberge!" sagte der gute Freund, „ganz rauschig wirst schon vom Anschauen! Magst, so steigen wir auf den Turm."

„Es gilt," antwortete der Lenzel, und sie gingen. Jeder hatte sein „halbes Feiertagsgewand" an. Der Abelsberger, Sebald hieß er, hatte sogar den grünen Hut mit der kecken Hahnenfeder auf. Die Feder bog sich nach vorne, das sah unternehmend aus. Am Feierabend gibt es allerhand Sachen! Welcher von den beiden jungen Burschen der schönste war? Na, da müßt ihr schon die Angla fragen, die weiß es genau. Aber der eine, der Sebald, wußte es nicht, daß sie es wußte, und aus dieser Unwissenheit kann eine Katastrophe entstehen.

Nun, einstweilen habe ich zu berichten, daß sie hinanstiegen den waldigen Hügel zur Antonikirche, die oben ihr weißes Türmlein hoch über die Wipfel hinblicken ließ. Die Kirche stand zur Feierabendzeit stets offen, falls jemand beten kommen wollte; der Opferstock war gut verwahrt und sonst nicht viel vorhanden, was ein versperrtes Kirchtorschloß gerechtfertigt hätte. Um den spitzen Turmhelm kreisten Vögel.

„Steig' nur voraus die Leiter hinauf, ich schau in der Sakristei nach, ob der Pfarrer nicht ein Spektivi (Fernrohr) hat und komm' gleich nach," so sagte der Sebald.

Nun wußte der Lenzel zwar wohl, daß ein „Spektivi" nicht unumgänglich zu den kirchlichen Geräten gehört, dachte aber, sein Freund, der manchmal Meßnerdienste leistete, könne es wohl wissen, was da vorhanden war. Da ihn schon nach der Grazerstadt und den Weinbergen gelüstete, so stieg er langsam voraus die steile, etwas

wackelnde Leiter hinan und gab hübsch acht, daß er sich im Dunkeln nicht an einen Balken stieß. Es mußte schon wer oben sein, denn es pochte einer. Das war aber das Ticken des Kirchenuhrpendels, welches neben den auf- und niedergehenden Gewichtsseilen sachte hin- und herschwang. — Bald lichtete es sich, es waren die Turmfenster da, und der Bursche stand am Ziele. Er schaute hinaus in die weite Welt. Die Grazerstadt? Zwischen den Bergen dort sieht man ins Blaue hinaus. Dort draußen kann sie wo liegen. Und ist sie dort nicht, so wird sie halt wo anders sein. Die Welt ist überhaupt sehr groß. Und sehr hübsch. Besonders, wenn sie im Sommer-Samstagfeierabend so breit und flach daliegt, wie auf dem Nudelbrett der Strudelteig und die Bäuerin schon die Speckgrammeln drauf gesäet hat. Die Speckgrammeln, das waren hier die Kirschbäume und die Wirtshäuser und die Almhütten dort drüben, wo saubere Dirndeln hausen. Und hübsch ist sie, die Welt, wenn man ein frischer Knab' mit zweiundzwanzig Jahren tut sein! Bis erst der Sebald mit dem Spektivi heraufkommt, dann schaun wir hinüber zu den Almhütten. Auf der grünen Alm standen die Kühe und Kälber wie weiße Flöhe, die sah man auch mit freiem Auge, aber die Angla, die könnte man nur mit dem Rohr erkennen — die Angla — — die Angla . . . Gott, so ein Mädel!

Unten auf dem Sandweg an der Kirche lief jetzt der Abelsberger davon, schleifte hinter sich eine lange Leiter her, schleuderte sie auf den Rasen und eilte hohnlachend

talwärts. Und jetzt merkt es der gute Lenzel, daß er verraten und verkauft ist. Er schreit dem Treulosen nach: „Hör' auf, das ist ein dummer Spaß! bring' die Leiter her!" Ja, die Leiter her! Der Sebald wendet sich dort beim Ahorn einmal um und macht mit den zehn Fingern vor der Nase eine Gebärde, als wie man es beim Klarinettblasen tut. Und dann flugs in den Wald hinein.

Der Lenzel versuchte allerlei, wie man vom Turm herabkommt. Es gibt zwei Wege, einen inwendig, einen auswendig. Der inwendige ist dunkel, der auswendige licht, luftig, steilab geht jeder. — Ob man sich die Beine bricht, wenn man da hinabhüpft, oder ob man ganz tot ist? Ganz tot, das wäre zu dumm, die Beine brechen, das wäre auch nicht klug. Schreit man um Hilfe, so kommen sie und lachen und morgen bist der Turmspatz in der ganzen Gegend. Wenn die Angla hört, daß du der Turmspatz bist! Das Übernachten auf dem Turm wäre weiter kein Unglück, aber — Tik, tak, macht der Teuxel die ganze Nacht, während der Mensch dort drüben auf der Alm sein soll. Dort drüben auf der Alm ist derweil ein anderer. Tik, tak, macht der Teuxel, der Pendelschlag. Den Sebald hat's gewiß danach geplangt, nach der Almhütte. Tik, tak, macht er? So höre doch, das ist ja ein guter Rat! Die Uhr leiht dir ihre Strickleiter. — Verstanden hat er's! Wie schlau er auf einmal geworden ist! Das Pendel hebt er aus, setzt sich auf den Steinklumpen des Uhrgewichts, hält sich ans Seil und tik tak, tik tak — in hastiger Eile — rasch sinkt das

Gewicht mitsamt dem Insassen. In kaum einer Stunde ist er so weit unten, daß er den Sprung wagen kann.

So, da wären wir wieder. — Man glaubt es nicht, was der Mensch an seinem festen Erdboden hat. Ist vertrackt schwer zu entraten, der feste Erdboden!

Mittlerweile war es auch draußen dunkel geworden. Und das, dachte der Bursche, ist just die rechte Zeit zum Fensterlngehen auf die grüne Alm. Zwar die grüne Alm ist bei der Nacht schwarz, und die weißen Kühe sind auch schwarz, und die Angla wird auch schwarz sein. Das macht nichts. Der Weg ist ebenfalls schwarz, doch er trifft ihn ganz genau. Nach zwei Stunden ist er auf der Alm bei den Sennhütten. In der ersten Hütte ist Licht; das ist nicht seine Hütte, aber er guckt durchs Fenster hinein. Da drinnen sind ihrer ein halb Dutzend Dirndlein beisammen, sitzen um einen Leuchtspan herum, flicken ihr Gewand aus und tun plaudern. Und die kleine Angla ist auch dabei. Sie sitzt gerade neben der Herdglut, daß sie ganz glühend ausschaut im Rundgesichtel und über dem weißen Busenhemd.

Herrschaft! denkt sich der Lenzel, glühendes Eisen wär' gut schmieden! Wenn sich heut' die auch noch auswendig anzündet! Na, derweil geh' ich voraus in ihre Hütten, sie wird schon nachkommen. Bleibt aber immer noch stehen und schaut hinein. Mit den Augen hört er's zwar nicht, was sie plaudern, aber an ihren schalkhaften Gesichtern, an ihrem Kichern und Lachen merkt er's, sie sprechen von den Mannsbildern. Na, das ist wenigstens

was Rechtes! — Jetzt strengt er seine Ohren an, aber sie sind immer noch nicht lang genug, er hört nur so etwas, als ob eine den Vorschlag gemacht hätte, sie sollten Buben tauschen. „Oh na!“ ruft die Angla laut aus, „das tu' ich nit! Meinen Buben vertausch' ich nicht! Behalt's ihr eure Scherben nur selber, der meinige ist noch gut über und über, und den geb' ich nit her.“

Na, Lenzel, um so was zu hören, das verlohnt sich doch, auf dem Uhrgewicht vom Turm herabgeritten zu sein! Der Leuchtspan gloste seinem Rande zu, der Bursche sputete sich jetzt zur oberen Hütte hinauf. Die Brettertür war versperrt, er wußte durch den Heuboden ein Loch hinein und bald saß er drinnen, wieder so im Dunkeln, wie vorhin im Turme, aber in ganz anderer Stimmung! Hinter der Seitenwand schellte manchmal die Kuh, und man hörte ihr Wiederkäuen. Der weiche Stalldunst erfüllte die Hütte. Der Lenzl machte sich's bequem. Die Bettkissen waren ganz kühl und fühlten sich ein wenig schwanig an; und es war ein prickelnder Duft vorhanden, der ihm gar wohl behagte.

Und jetzt fängt etwas an zu geschehen. Zuerst leise, dann lebhafter klopfte es ans Fenster, das über dem Bette ist. Ein krummgebogener Finger, und daran war ein großer Lackel gewachsen und dieser bettelte um Einlaß. Der Lenzel erkannte an Haltung und Stimme seinen guten Freund Sebald, den schlauen Abelsberger.

Da der Lenzel drinnen nicht gleich antwortete, so sagte der draußen: „Wohl, wohl, Dirndel, heut' wirst

schon mit mir zufrieden sein müssen; der andere ist zwar viel feiner als ich, aber kommen tut er heut' nit."

Der Lenzel öffnete das Glasfenster ein klein wenig und flüsterte mit verstellter Stimme hinaus: „Warum kommt er denn nit, der andere?"

„Du, mit dem hast Malär," sagte der draußen, „der Lenzel ist neuzeit Betbruder worden. Der geht jetzt zu der Antonikirchen fensterln, gewiß auch noch. Und hat mich hergeschickt, kennen tust mich eh, der Brennbaumer Sebaldl. Und sollt' dir statt seiner die Zeit vertreiben helfen. Gelt, 's ist dir recht, Herzerl?"

„Auf keine Weis' nit," flüsterte der Lenzel.

„Wirst sehen, daß ich nit zu verachten bin."

„Vom Verachten hab' ich nichts gesagt, aber schlafen will ich."

„Ich will dir helfen dabei. Zwei richten mehr aus beim Schlafen, als eins."

„Meinst du?"

„Gewiß auch noch. Und ich geh' heut nit heim alßer weißer (unverrichteter Dinge)."

„Mußt dich halt mit Kohlen anstreichen dort beim Herd."

„Gilt schon, ich will mich mit Kohlen anstreichen an deinem Herd."

„Keinen Mohren mag ich aber nit."

„So will ich mich weiß waschen an deiner Milch."

„Die Milch gehört nit mein."

„So will ich sie gut bezahlen."

„Mit Hobelschaiten leicht?“

„Will dir einen Gefallen tun, wie ihn ein Bauer mit drei Paar Ochsen nit kann leisten. Dirndl, derbarm dich, mach' auf.“

„Wenn du schon gar so hitzig bist. Daß du mir die Wand nit anbrennst da draußen, so mußt halt hereinfliegen beim Rauchfang.“

„Zum Fliegen bin ich nit eingerichtet, wirst schon die Tür müssen aufmachen zur Abwechslung.“

„Immer einmal eine Abwechslung wird wohl nit schaden, aber die Tür ist verriegelt und die schönsten Buben finden das Heubodenloch. Komm' nur. Gleich ums Eck, durch die Schupfen links.“

Also das Zwiegespräch.

Der Lenzel hatte vorhin an der Wand eine Viehgerte getastet, nach der griff er jetzt, während der andere den Weg in die Hütte suchte und auch fand. Und mit der Gerte kauerte er sich hinter dem Bette an die Wand und dachte, wenn sie nur heut' noch einen frischen Span angezündet hätten in der unteren Hütte. Jetzt kunnt ich die Kleine nit brauchen da heroben.

Mittlerweile hatte sich der Sebald mit einiger Mühe und Umständlichkeit von rückwärts hereingearbeitet, einmal stieß er seine Knie an die Balken, dann seine Achsel, dann seinen Kopf, er litt es mit größter Geduld, ich glaube, es hat ihm gar nicht weh getan.

Der Lenzel strich mit der Hand über die Gerte hinaus, sie war dreifach geflochten und hübsch zähe.

Jetzt war der Sebald beim Herd und tappte in die Asche hinein, jetzt war er beim Milchkasten, tastete an den Töpfen herum und lispelte:

„Wo denn — wo hast es denn, dein Liegerstadl?“

„Bist nimmer weit davon,“ flüsterte der Lenzl nach Weiberart.

„Au, das ist ja der Leckentrog!“ klagte der andere, weil er in die Kleien geraten war.

„Du wirst mir noch ins Milchhäfen fallen wie ein Schwabenkäfer,“ zischelte der Lenzel. „Mußt nit gar so dalgert umeinandertappen, laß dir Zeit, wirst nichts versäumen. Deine Joppen häng' dort an den Nagel.“

„Ist eh wahr,“ antwortete der Sebald und begann das überflüssige Gewand von sich zu tun.

Dem Lenzel war schon ganz heiß geworden und die Armmuskeln spannten sich scharf.

„Ein bissel leid tut's mir halt doch um den anderen,“ hauchte er scheinbar recht weichmütig.

„Um die Letfeigen? Um den Turmspatzen?“ versetzte der Sebald.

„Turmspatzen?“ fragte der Lenzel.

„Na, so wo denn? Wo bist denn, Schneggerl!“

„Da bin ich!“ so der Lenzel und fuhr mit der Peitsche aus seinem Winkel hervor wie ein wildes Tier . . .

Als die Angla nächtlicherweile an ihre Hütte gekommen war, erschrak sie schier zum Schlagtreffen, drinnen war ein schreckbares Gepolter, Gefluche, Gestöhn und

Gewimmer. — Wie ein Pfeil schoß sie zurück zu den Nachbarshütten. Dort steckten sich alle zusammen und getrauten kaum Atem zu holen die ganze Nacht.

Erst als das Morgenrot aufstieg, gingen sie mit Knitteln und Sensen bewaffnet heldenhaft der oberen Hütte zu, um etwa die Ursache des nächtlichen Spukes zu erforschen. Die Tür war ordnungsmäßig verschlossen, wie sich das bei Geistergeschichten gehört. Und als sie die Türe öffneten — welch ein Durcheinander! Herrgott noch einmal, welch ein Durcheinander! Ein Teil des Bettes lag auf dem Herde, von der Bank waren zwei Füße eingeknickt, so daß die Kleien und die Milch zwischen den Scherben als vielarmiger Brei ausgebreitet lagen. Diebe konnten es nicht gewesen sein, denn es fehlte nichts: es war im Gegenteile manches da, was nicht in die Hütte gehörte. Unter dem umgestürzten Tisch ein grüner Hut mit Hahnenfedern und ein Tabaksbeutel, und im Winkel ein benagelter Mannsschuh.

„Da haben s' g'rauft!" zeterten die Weibsleute.

„Um mich haben s' g'rauft!" sagte die Angla mit großartiger Ruhe.

„Zerschlagen haben s' ihr alles!" schrie eine andere. „Angla, dich mögen s' nit, da sieht man's!"

„Um mich haben s' g'rauft!" wiederholte sie. Denn ein Bauerndirndl fühlt ihre Liebe erst anerkannt, wenn um sie gerauft worden ist.

Am nächsten Samstag kam der eine um seinen Tabaksbeutel.

„Aber Lenzel!“ girrte ihn das Dirndel an, „bist du's gewesen? Ja, was hast denn ang'stellt?“

Schmunzelnd barg er den Beutel rückwärts am Hosengurt.

„Das hab' ich auch gefunden,“ sagte sie und tat aus dem Winkel den grünen Hut und den Mannsschuh hervor.

„Das gehört einem anderen,“ entgegnete der Bursche. „Derselbe wird die Sachen wohl schwerlich holen kommen. Kannst sie einem Armen schenken.“

Man kann nicht sagen, daß die Begebenheiten damit ihr Ende fanden. Der Erzähler mischt sich nicht weiter drein.

Wie jener Abelsberger zu einer gekommen ist.

Der Blindschleicher war Gärtnerbursche zu Abelsberg, ein hübscher Bursche — aber dumm. Man sollte also meinen, daß er bei den Weibern sein Glück gemacht hätte. Allein die Zesendorferinnen sind ein besonderer Schlag; „keinen Bidling allein mögen sie nit", wie eine ihrer Wortführerinnen einmal dargetan hatte.

„Ich bin ja kein Bidling (Rumpf) nit!" hatte sich hierauf der Blindschleicher scharf verteidigt.

„Du bist ein Bidling!" rief sie, „weil du keinen Kopf hast."

Daß er alsogleich mit beiden Händen nach dem seinen griff, war ein Beweis, daß sie recht hatte.

Bestätigt hatte den Umstand erst die Militärkommission bei der Rekrutierung. Den sechs Schuh langen Kerl ließen sie heimgehen, „weil er um einen Kopf zu kurz sei".

Indes wußte der Blindschleicher recht gut, daß man die Weiber nur mit Schmeicheleien besticht; und daß

zum Schmeicheln und Courschneiden gerade nicht viel Kopf dazu gehört, das weiß männiglich. Aber der hübsche Gärtnergehilfe hatte nachgerade gar nichts Gangbares in seinem Oberteil. Er war süß wie eine gezuckerte Feigensuppe. Wenn er ausging, hatte er seine Knopflöcher voll Rosen und Knospen. Wenn schon eine Rose reizend ist, wie sie andere tragen, meinte er, so würden mehrere wohl noch reizender sein. Alsdann die Haare mit Schweinefett glatt und glänzend gemacht, und wie ein fescher Wiener an beiden Ohren „Sechser" gedreht! Aber einmal zeigte ein vorbeitreibender Kuhhirt nach ihm und sagte: „Das ist ja kein Sechser!"

„Was denn?" fragte der Blindschleicher.

„Das ist ein Fünfer!"

Das wollte den Gärtner schier verdrießen, denn es war ihm, als ob man in der Gegend einfältige Leute „Fünfer" nenne. Und hatte hierin nicht unrecht.

Das Halstuch trug der hübsche Bursche stets in Fahnen, und zwar in hellfarbigen. Das zeigt Flottheit an und lockt die Mädchen. Doch anstatt der Mädchen gingen die Truthühner auf ihn los, die ihn öfter als einmal gackernd durchs halbe Dorf jagten.

Mit Männern war er etwas ungeschlacht und wich ihnen gern aus, weil sie ihn entweder aufzogen oder unbeachtet ließen, je nachdem sie übermütig oder ernsthaft waren. Bei den Weibern tat er gar holdselig, und oftmals seufzte er in sich hinein: „Ich möcht' eine haben! Wenn ich nur eine kunnt kriegen!" Lange Zeit hatte

er nicht gewußt, warum das Plangen war, aber allmählich sickerte das Gefühl in einem Punkt zusammen und endlich wuchs es sich heraus, warum er eine haben möcht'! Nämlich, daß er sagen könnte: „Wenn ihr mich auch hänselt, kriegt hab' ich doch eine“ — Besonders eine war, vor deren Angesicht er zerschmolz, wie Butter in der Sonne.

Das war die Rotrubenliese, Jungmagd im Zaunhof. Das war die Lebfrischeste im Umkreis und nach der stand sein Sinn.

Aber der Blindschleicher klagte es seinem Freund, dem Nachtwächter, als sie nachts durch das stille Dorf hinschritten. „Mein Mensch,“ klagte er, „du glaubst mir's nicht, was ich für ein Kreuz hab'. 's ist eine Schand und ein Spott, wie mir nach der Rotrubenliese plangt!“

„So greif' zu!“ riet der Nachtwächter.

„Greif' zu, Narr, wenn sie nichts von dir wissen will!“

„Von mir braucht sie nichts zu wissen. Ich hab' eh meine Alte höllisch fest an mir.“

„Von mir will sie nichts wissen!“ sagte der Blindschleicher. „Was ich ihr schön tu', Freund! Und sie! Wenn ich sag' zu ihr: Liese, guten Morgen, Liese! so sagt sie: Leck' Salz! Und wenn ich sag': Du bist soviel schön, Liese! so sagt sie: Und du bist soviel gescheit, Burschl.“

„Und gefreut dich das nicht?“ fragte der Nachtwächter.

„Wie kann's mich denn gefreuen, wenn sie nachher wieder sagt, sie mag nur einen Dummen. Das ist schon eine Verschwefelte, die Liese! Und wenn ich ihr ein Röselein geben will und sag': So bist du, wie das Röselein da, so rot bist du und so gut riechst du und so scharf stichst du! — nimmt sie mir das Röselein so lieb aus der Hand und hält es der Geiß hin zum Fressen."

„'s hat eilf geschlagen!" rief der Nachtwächter laut, „und du, mein lieber Blindschleicher," setzte er leise bei, „du mußt es ganz anders angehen, wenn du eine haben willst."

„Ich möcht' schier verzagen," klagte der Gärtnerbursche. „Und wie oft hab' ich ihr schon gesagt: Goldene Liese! Diamantene Liese! hab' ich gesagt, du schmeckst wie Butter und Honig, ich streich' dich auf mein Brot, ich freſſ' dich vor lauter Gernhaben, hab' ich gesagt, ich küsse dir die Fußsohlen und salbe dir die Fersen mit meinem Bart, habe ich gesagt; wie das Sauerkraut in dem Kübel, so kannst du mich treten mit deinen Füßen und mit den Knien mich zerquetschen, wie du willst, von dir tut mir gar nichts weh. Du kannst mir mit deinen Armen den Hals zusamm'schnüren und mich mit deiner Wang' ersticken, 's tut mir gar nichts weh', du bist mein himmlisches Paradeiserl. — So schön hab' ich gesprochen, denn ich, wenn ich einmal anfang'! Bedenk mein glutheißes Blut! hab' ich gesagt!"

„Und was hat sie Antwort geben?"

„Geh' zum Bader aderlassen," hat sie mir Antwort

geben. Oh, sie ist ein Stein, mein Mensch, sie ist ein Stein."

„Sei getröstet, Junge," sagte der Nachtwächter, der ein kluger Mann war. „Steine hebt man nicht mit Winseln und Streicheln, mein Holder. Den Stein auf dem Erdboden muß man erst mit einem tollen Stoß locker machen, dann kann man ihn heben. Verstehst mich?"

„Meinst, daß ich ihr in die Seiten rennen soll, der Liese?"

„Nicht ganz so scharf. Es gibt auch Gleichnisse auf der lieben Welt, mußt du wissen, und wenn ich dir zum Beispiel sag': Du bist ein Esel, so ist das nicht gerade so aufs Wort gemeint, es ist nur ein Gleichnis."

„Ja, ja," gab der Blindschleicher bei, „schau, wenn du mir so was sagst, so verstehe ich's leicht. Du bist mein liebster Freund. Aber wenn ich nur 's Mädel haben kunnt!"

„Die Weiber," so belehrte jetzt der Nachtwächter, indem er stehenblieb und sich auf seinen langen Spieß stützte, „die Weiber sind eine ganz besondere Art Gottesgeschöpf. Der erste Mensch, der ist noch nicht gar gut geraten, wie's halt schon geht, so lang' man's noch nicht in der Hand (Übung) hat. Aber der zweite — mußt betrachten — der ist schon besser geraten. Ich sag' dir's kurz: Der Mann ist des Gottschöpfers Lehrbubenarbeit, das Weib ist sein Meisterstück. — Sie haben ihre Eigenheiten, daß es gar nicht zu glauben ist! Aber ich kenne sie! Ein Nachtwächter, mein Lieber, der alle Stund'

der Nacht sein Aug' offen hat, der kennt die Sachen! Wenn du eine mit Feinheiten und Süßigkeiten nicht gewinnst, so denke, daß man alle Vögel nicht mit Zucker ködert. Versuch's mit deiner Liese, beleidige sie einmal. Nicht so halb und halb, sondern tüchtig; tu' ihr was an, daß sie an dich denkt; sie wird schon aufhören, zu hänseln, du wirst ihr nicht mehr gleichgültig sein, sie wird dich vielleicht sogar hassen, aber, mein Freund, du mußt wissen, daß der Haß viel näher bei der Liebe steht, als die Gleichgültigkeit. Ich kunnt dir Geschichten erzählen! Und das meine ich mit dem Stoß und daß der Stein nur einmal locker wird. Beleidige sie, verlieren kannst nichts. — Es hat zwölfe g'schlagen!"

Ob die Stunde schon aus war, ist nicht erhärtet, aber gerufen hat er sie. „Denk' nach darüber," sagte er noch.

Der Blindschleicher ging seiner Wege und traf umfassende Vorbereitungen, darüber nachzudenken. Er ging stundenlang zuerst den Bach entlang; aber wie kann einem denn was einfallen, wenn das Wasser so rauscht! Dann schlich er über die Felder, da waren es wieder die Grillen, oder es stand dort eine schwarze Gestalt, die möglicherweise ein Geist sein konnte. Zwar hatte ihm der Schulmeister einmal gesagt: „Blindschleicher, ich gebe dir mein Wort, vor einem Geist kannst du sicher sein!" — aber wer weiß! Es ist ja doch ganz sündhaft, so in der Nacht was ausdenken, wie man der Liebsten was Böses antun kann. „Meinetwegen, auf die Sünd' schau ich nicht, wenn ich sie nur bekomm'."

Erst als er in seiner Kammer die Stiefel auszog, fiel's ihm ein: Auf dem Kirchweg', wo es alle Leut' sehen, schlagst ihr einen Haspel (ihr ein Bein stellen, einen Fuß ausschlagen), daß sie auf die Straßen fällt. Als er jedoch im Bette lag, gefiel ihm diese Sache nicht recht. Da ist's vielleicht vernünftiger, er tut das, was der Holzfranzl seiner untreuen Geliebten einmal getan hat, der führte sie ins Wirtshaus und ließ ihr abgeschmälzte Zwetschkenkörner vorsetzen. Nur ist es wahrscheinlich, daß die Liese gar nicht mitgeht. Am tiefsten freilich, meinte er, würde er ihr damit weh' tun, wenn er hinginge und sagte: „Liese, lebe ewig wohl, ich geh' sterben!" — Das war ein Gedanke! Der Blindschleicher erschrak nachgerade darüber, daß in seinem Haupte ein so gewaltiger Gedanke aufgestanden war, der konnte darin kaum aufrechtstehen, er stieß überall an — schließlich tat dem armen Burschen der Kopf weh', und am nächsten Morgen, als er aufstand und die helle Sonne auf die Blumen des Gartens schien, war er sich darüber klar: Blindschleicher, vom Sterben sagst nichts.

Derselbe Tag war ein Sonntag, er zog also ein strammes, aschgraues Beinkleid an, eine gelbgeblümte Weste mit der kirschroten Krawattenfahne darüber, besteckte die Knopflöcher des blauen Jackettels mit Rosenknospen, auch das braune Rundhütchen mit Rosmarin, strich die Haarsechser in zierlichster Ordnung gegen seine beiden Wangen heraus, tat dem sprossenden Bärtl etwas zugute, und wie ihm nun der Spiegel bestätigte, daß

er unwiderstehlich sei, schwoll sein Herz plötzlich in der Ahnung: „Blindschleicher, heut' ist ein besonderer Tag, heut' mußt du eine kriegen!"

Es war ein fast feierlicher Gang hin durch die Kastanienallee gegen die Abelsberger Kirche, und bei diesem Gange nahm er sich vor: am heutigen Nachmittag will er die Liese aufsuchen und schwer beleidigen. Sie weint, sie schmollt, er bittet ihr's ab, dann steht die Sache schon ganz anders. — Sollte aber dieses äußerste Mittel bei der Rotrubenliese nicht verfangen, so tut er auf sie nicht weiter spekulieren, sondern beleidigt eine andere. Beleidigen läßt sich eine jede, das ist das wenigste!

„Da geht schon wieder der Dirndljager!" kicherte ein loser Junge, als der Blindschleicher an einer Gruppe von Burschen halb hochmütig, halb befangen vorüberkam. Den, der da gerufen, möchte er nun auch beleidigen, aber getraut sich nicht recht.

Als er zur Kirche kam, wo sie gerade zum Hochamte läuteten, so daß sich die Leute zur Tür hineindrängten, tat auch der Blindschleicher mit. Und wie er im Gedränge so zurückblickte, wer's denn hinten gar so eilig habe, sah er ganz nahe an sich — die Liese. Sie kicherte mit mehreren Burschen, die sich neben sie heranpreßten. Der Blindschleicher sah den Weihbrunnkessel, worin jeder die Finger eintauchte, um sich und die Fernerstehenden, die nicht zum Kessel gelangen konnten, zu besprengen. In dem Augenblicke fiel dem Gärtnergehilfen ein: Jetzt tu' es, jetzt beleidige sie. Tauchte seine gehöhlte Hand ins

Wasser, rief: „Da ist auch eine, der man den Teufel austreiben muß!" und schüttete der Rotrubenliese den ganzen Inhalt der hohlen Hand ins Gesicht.

Die Liese tat einen Atemstoß, sagte hell und laut: „Er ist schon heraußen!" und versetzte dem Burschen mit klatschender Hand eine auf die Wange.

Und das ist die Geschichte, wie der Blindschleicher zu einer gekommen ist.

Wie eine Abelsbergerin als Ehefrau ausging und als Jungfrau heimkam.

Zum kleinen Moidei machen wir eine große Einleitung. Da war ein grünes, fruchtbares Tal. In demselben lebten Weiber, lauter Weiber, und alles übrige war unbekannt. Außer dem bißchen gegenseitiger Scheelsucht und außer dem bißchen Tratsch war keine Unterhaltlichkeit. Aber auch der Tratsch war sehr mager, er hatte keinen rechten Stoff. Der Mensch muß zweiköpfig sein, dann erst ist es ein Vergnügen, seine Sünden zu begucken.

Eines war aber dabei, ein junges, kühnes Weib, das wollte nicht mittun, sondern trieb sich einsam auf besonderen Wegen um. Sie empfand, daß sie einsam war, ohne zu wissen, daß sie zweisam sein könnte. Gegen Sonnenaufgang des Tales war ein hohes Gebirge. Und weil jeden Morgen darüber eine Sonne aufging, so meinte das einsame Weib, es müsse dort was Heißes dahinterstecken. Sie versuchte daher mehrmals, das Gebirge zu besteigen, aber sie kam nicht hinauf. Wohl brachte sie von ihren Ausflügen mancherlei seltsame Sachen mit. Einmal eine Alpenrosenknospe, die erst an ihrer Brust

sich entfaltete, einmal das Horn eines Steinbockes, das sie sich an den Kopf setzte, wohin es aber nicht passen wollte. Ein andermal brachte sie ein länglich-rundes, gesprenkeltes Ding, das keines der Weiber kannte. Es ging von einer Hand in die andere, bis das Ding plötzlich barst und ein Vöglein heraussprang, daß sie anfangs erschraken, sich dann aber höchlich daran ergötzten.

Nun zogen die Weiber selbander in das Gebirge, um Vogelnester zu suchen und Eier auszuheben; aber der Einsamen wurde dieser Spaß bald langweilig, sie strebte von den Engtälern weiter gegen die Höhen, und immer weiter hinauf. Einmal blieb sie sehr lange aus, als sie wieder zurückkehrte, wußte sie aber auch was zu erzählen.

Sie sei so weit hinaufgekommen, bis der Boden unter ihren Füßen auf der anderen Seite wieder abwärts gegangen. Jenseits des Gebirges sei auch ein Tal, und aus dem seien ganz eigenartige Wesen heraufgestiegen — große, knochige Menschen, und hätten Haare im Gesicht.

Ob sie gefährlich wären?

Für den ersten Augenblick schienen sie sehr gefährlich. Einer sei wie wütend auf sie hergefahren, aber die Sache sei nicht sehr schlimm gewesen. Alsdann seien die absonderlichen Menschen in ihr Tal hinabgegangen, und sie — die Einsame — sei diesseits herabgestiegen.

Auf solche Mär wurden die Weiber höchst aufgeregt und sie stiegen höher und höher hinan in das Gebirge, mutvoll bereit, die Ungeheuer aufzusuchen.

Mittlerweile hatte sich auch im jenseitigen Tale unter den bärtigen Wesen das Gerücht verbreitet, daß sich hinter dem Gebirge Geschöpfe aufhielten, den Menschen höchst ähnlich und doch nicht mit ihnen vergleichbar. Sie seien ganz unheimlich glatt und zart und ihr Anblick könne wahnsinnig machen. Alsogleich waren auch sie entschlossen, über so eine Nachbarschaft nähere Erfahrung einzuholen; sie stiegen ihrerseits das Gebirge hinan — und oben auf dem Rücken, wo liebliche Hochmatten waren, trafen sie sich.

Die neue Bekanntschaft fiel zur gegenseitigen Zufriedenheit aus, und bevor sie sich trennten und jeder Teil wieder in sein Tal stieg, verabredeten sie über Jahresfrist eine neue Zusammenkunft auf den Hochmatten des Gebirges.

Und so ward es, daß sie Jahr für Jahr oben zusammenkamen, die Weiber des diesseitigen und die bärtigen Wesen des jenseitigen Tales, und daß sie allemal einen Monat beisammenblieben auf dem Gebirge, um den milden Sonnenschein und den Wohlhauch der Alpenblumen zu genießen.

Allmählich erschienen im Tale der Weiber winzig kleine Geschöpfe, im ganzen den großen ähnlich. Junge Menschlein. Die Mädchen blieben bei den Weibern, die Knaben wurden in das Tal der Männer geschickt. — Und es entwickelte sich ein großes Geschlecht, gewaltig an Körperkraft und an Seelenglut. —

Diese tropische Sage von der Entdeckung der Männer und von dem jährlich nur einmal übersteigbaren Gebirge

zwischen den beiden Geschlechtern kann uns nachdenklich machen. Wir haben es besser und sind schlimmer daran. Nichts entmannt den Mann mehr, als die beständige weibliche Gesellschaft. Die Leidenschaft und Glut der Liebe, der noch allerlei Hindernisse unter die Füße geworfen werden, wird lahm, sobald das Ziel ohne jeglichen Kampf täglich erreichbar ist. Wird lahm und matt und langweilig, und wie mancher wünschte sich zwischen sich und seiner trauten Ehehälfte ein hohes Gebirge.

Zwar würde bei der heutigen Ausbildung der Touristik schließlich weder der eine noch der andere Teil den Jahreslauf abwarten, sondern wöchentlich ein- oder gar zweimal eine Bergpartie machen.

An die Sage von der Entdeckung der Männer erinnere ich mich jedesmal, wenn ich in jene Gegend unseres Vaterlandes komme, in der die Weiber jährlich einmal auswandern, um, wie es heißt, sich Männer zu suchen.

So ist es auch in Ober-Abelsberg herkömmlich, daß im Juni die Dienstmägde ihre Dienstorte verlassen, um in den „Schnitt" zu gehen. Sie haben sich das von ihren Dienstherren zum Vorbehalt gemacht und ziehen in den Sommermonaten, solange zu Hause das Getreide noch nicht reif ist, ins Unter- oder Vorderland, wo die Wachtel lustig schlägt im Kornfeld, wo das Korn schon der vielen fleißigen Sicheln harrt, und wo sich die Schnitterinnen ein Stück Geld verdienen können.

„Sie gehen Männer suchen", ist der Spott, den man

ihnen von daheim nachsendet. Und es geschieht in der Tat zuweilen, daß die eine oder die andere einen mit heimbringt oder selber nicht mehr zurückkommt, oder wenigstens nach dem abgelaufenen Dienstjahre wieder ins Unterland zieht, wohin sie die Wachtel lockt. Bei mancher freilich ist es nichts weiter, als daß sie nebst ihrem vollen Geldtäschchen nur noch ein anderes Andenken mit nach Hause bringt, das dann die Lust und das Leid — das Verhängnis ihres Lebens wird. — Derlei geschieht häufig — die Kornraden und die Mohnblumen, die in den Halmen wachsen, brennen gar so rot. Äußerst selten aber geschieht es, daß eine als Ehefrau in den Schnitt zieht und als Jungfrau heimkehrt. Einmal ist das doch geschehen.

Der Schneidermeister Benjamin zu Ober-Abelsberg hatte seine dritte Frau genommen — ein kleines, jugendfrisches Weibchen — die Moidei. Selbstverständlich nahm er's heikel mit seiner Kleinen, wie er ein zwar nicht mehr junger, aber vierschrötiger Kerl war, so wußte er den übrigen Männern in solcher Sache Respekt einzuflößen, und auch seiner Moidei. Diese ließ sich's mit dem eingeflößten Respekt genug sein und hielt sich soweit brav. Das Schlimme jedoch war, daß der Meister erwerbshalber darauf angewiesen war, sein junges Weibchen zur Hochsommerszeit in den Schnitt zu schicken. Vier Wochen weg sein vom eheleiblich angetrauten Manne! Draußen im Land gibt's allerhand Leut', und so ein Weiberblut kann man nicht zwingen: Der muß dir gefallen und der darf

dir nicht gefallen. Oh, die Weiber, wenn sie fortgehen! Lassen sie ihre Treue beim Manne daheim, so gehen sie treulos fort, und nehmen sie die Treue mit sich, so kommen sie oft ohne dieselbe heim. Die Moidei nimmt sich selber mit, nimmt sich ganz mit! in ihrem Kopf wird freilich der Ehemann noch ein Weilchen hocken, aber bei ihren Augen werden andere Männer hineingucken, bei ihren Ohren werden kecke Burschen hineinsingen und flüstern, an ihre Nase werden vorwitzige Jungen duftende Rosenknospen halten, und wenn sie in solcher Not den heiligen Namen des Ehemannes anrufen will, da wird man ihr mit bärtiger Lippe den Mund verschließen, mit heißem Begehr umschlingt sie den Mann, der eben erst zehn Stunden weit weg war . . .

So spintisierte der Meister Benjamin. Und wenn sie wenig Geld heimbringt vom Schnitt: Du mußt dich nicht gar viel verlegt haben aufs Schneiden! Hast keine Zeit dazu gehabt? — Und wenn sie viel Geld heimbringt: Ist das alles fürs Kornschneiden?

Die Moidi war nun draußen in Urlaufen und schnitt Korn auf den Dorfäckern; ihren Unterstand hatte sie beim Küster genommen.

Warum just beim Küster? fragte sich der Meister Benjamin, warum nicht beim Wirt, beim Schuster oder sonst wo? Was ist der Küster für ein Mensch? Ein alter Junggeselle. Ein frommer Mann natürlich. Gott, diese Betbrüder, das sind gerade die Ärgsten. Man kennt diese Leute, wie sie in der Kirche mit ihrem Klingelbeutel

zwischen den Weibsbildern herumschleifen und „Vergelt's Gott" sagen, ohne daß was hineingeworfen wird. Der Küster von Urlaufen ist noch nicht „fünfzig", hat — wie man hört — stets Backen und Kinn glatt rasiert und hat seinen Bartkranz unten am Halse herum wie die Schiffersleute. Die den Bart so tragen, das sind allemal die Schlimmsten. Eine Glatze soll er haben, aber die rückwärtigen Haare nach vorn kämmen, damit man die Glatze nicht sieht! Warum tut er das, als weil er noch jung sein will? Und warum will er noch jung ausschauen, als um Weiber zu betören? — Und bei diesem Gauch wohnt sie, die Moidei! Einen Brief schreibt sie an den Heimgespons: es ginge ihr soweit gut. Vergißt aber die Marke darauf zu kleben, so daß er Strafporto zahlen muß.

Endlich ist der Schnitt vorbei, die Moidei kehrt heim, springt dem Meister Benjamin an die Brust und packt ihr Geld aus. Es ist nicht zuviel und nicht zuwenig. Ist verdächtig! Warum sie's gar so genau macht! Wenn die Weiber so zärtlich sind und so akkurat, da haben sie was zu verdecken. — Zudem wird gemunkelt, der Wind weht so mancherlei Anspielungen hin und her vom Küster in Urlaufen und seinem Stübel, er hatte nebst dem Heuboden nur eins. Das ward dem guten Meister Benjamin endlich zu arg. Er kannte zwar den Küster nicht, so wie er auch von diesem kaum gekannt sein konnte, aber eine gerade Verständigung ist zwischen Männern am besten. Der Meister schrieb dem Küster einen Brief von wegen der kleinen Moidei, und was an der Leute

Reden sei? und er, der Küster, würde schon noch erfahren, mit wem er's zu tun habe! und unterstrich die Worte, weil man sie im Briefe nicht schreien kann.

Der Küster in Urlaufen war bei Empfang des Briefes stark verblüfft. Was der mit seinem Dirndel für Geschichten macht, da! dachte er. Soll's nicht schneiden ausschicken, wenn er nachher Angst hat, sie könnt' unters Stroh kommen. Das ist der „Geltsgott" dafür, daß ich sie aus Christenpflicht auf meinem Heuboden schlafen laß, daß das unerfahrene Ding nicht Schaden leidet. Soll ein anderes Mal der Alte selber mitgehen und sein Parasol halten übers Mädel, daß sie ja keine Sommersprossen heimbringt. — Und weil er ein gutes Gewissen hatte, wie es jedem Küster geziemt, so nahm er alsogleich ein Blatt Papier und schrieb an den Schneidermeister Benjamin:

„Ich unterzeichneder bestedige Mit mein Heiligen eid und bey der Küster-Ehre fon Urlaufen, daß die Schniderin Maria-Moidei mein Hauß als jungfrau verlassen hat.

Johann Sappel,
Küster zu Urlaufen."

Einen solchen Brief muß man sich doch hinter den Spiegel stecken. Meinst du's nicht auch, Meister Benjamin?

Abelsberger Herren- und Frauenrecht.

„Reich, aber . . .“ damit charakterisierte ein boshafter Dorfinsasse den jungen Schlagelschautz, der als Bräutigam der Kathinka Reckel zu Ober-Abelsberg von der Kanzel verkündet worden war.

„Reich, aber . . .?“ fragte Schlagelschautzs Vetter, der Blasius, entgegen, „wie ist das gemeint?“

„Mein Gott,“ antwortete der boshafte Dorfinsasse, „wie wird das gemeint sein! Jeder kann nicht gescheit sein; es muß auch einfache Leute geben. Arm, aber gescheit, was hat der Mensch davon? Dumm, aber reich — ist gescheiter.“

Schlagelschautzs Vetter war beruhigt.

Übrigens war der Schlagelschautz nicht so — „einfach“, wie der boshafte Dorfinsasse glauben machen wollte, sonst hätte er sich nicht die Schönste als Braut ausgesucht.

„Bei dieser Hochzeit möchte ich der Schloßherr sein,“ bemerkte der Gemeindeschreiber im Wirtshaus.

„Warum der Schloßherr?“ fragte der Bräutigam, „den geht ja meine Hochzeit nichts an.“

„Oho!“ rief der Schreiber und blinzelte den anderen Gästen zu, „den Schloßherrn geht deine Hochzeit ganz kurios an! Du wirst doch vom Herrnrecht was wissen, Schlagel? Du wirst doch vom Erstlingsrecht was gehört haben, Schlagel? Mußt es ja schon in der Schule gelernt haben: Alle Erstlingsfrucht soll dem Herrn geweihet werden!“

„In die Schul' bin ich zwar mein Lebtag nicht gegangen, aber das von der Erstlingsfrucht, das weiß ich,“ sagte der Schlagel. „Ist nachher der Zehent daraus worden.“

„Meinst!“ sprach der Schreiber und stützte seine Ellbogen auf den Tisch. „Wenn's der Herr verlangt, muß es ein Erstling sein. Und unser Schloßherr verlangt's, darauf kannst du dich verlassen.“

„Ich weiß nicht, was der Herr Gemeindeschreiber will,“ sagte der Bräutigam.

Da nahm der Schneidermeister den Schlagel am Arm und zerrte ihn mit sich in die Stubenecke, dort deutete er ihm flüsternd etwas aus. Der Schlagelschautz wurde blaß wie die neugetünchte Mauer. Das Haupt schüttelte er, die Hände schlug er zusammen und fragte endlich: „Was ist da zu machen?“

„Da kann keiner was machen,“ beschied der Tischlermeister, denn alle wußten nun, wovon die Rede war. „Das muß sich jeder gefallen lassen, der ein Weib heimführt. Leider! Ist noch ein altes Recht. Sollte längst abgekommen sein; ist aber nicht abgekommen, weil es den hohen Herren gar so gut gefällt.“

„Daß ich bisher nichts davon gehört habe!" sagte der Schlagel kopfschüttelnd.

„Solche Sachen erzählt man nicht, mußt du wissen," belehrte der Schreiber, „und die es angeht, sind erst recht still. Das kannst dir denken."

„Es ist wahr," meinte der Schlagel und setzte sich wieder an seinen Platz, „es laßt sich denken, daß sie still sind, die es angeht, es laßt sich denken. — Aber wie geht's denn zu? möcht' ich wissen."

„Wie geht's zu?" sagte der Schreiber. „Musik gemacht wird, getrunken wird, getanzt wird, lustig ist's. Vielleicht ist der Schloßherr selber da und fliegt beim Kranzelabtanzen etlichemal mit der Braut ringsum. Ist eine Ehr'! Ich wollt', er tät's mit der Meinigen. Nun, daß ich's sage. Finster wird's, toll geht's her im Hochzeitshaus. Da ist dir auf einmal die Braut weg. Weiß er nichts, der Bräutigam, so sucht er sie und macht Lärm und wird ausgelacht. Weiß er's, so ist er still und wartet geduldig, bis sie wiederkommt. Bringt ja wolter ein sauberes Präsent mit vom Schloßherrn, ein seidenes Halstuch, ein Ringel, oder was weiß ich! mit leeren Händen kommt sie nicht zurück. Jetzt aber gehört sie sein."

„Wem!"

„Dem Ehemann."

„Na, siehst es!" trösteten die anderen, „nachher ist ja alles recht."

Der Bräutigam aber schüttelte immer den Kopf. „Mag euch recht sein," murmelte er, „mir nicht. Wenn

ich das früher gewußt, hätt' ich alles stehen lassen. Ein solches Heiraten! Für einen anderen! Du verflucht!"

„Und ist das allemal?" fragte der Tischler überlaut den Schreiber.

„Es gibt Ausnahmen," berichtete der Schreiber.

„Wie fert (im vorigen Jahre) der Gugelfranz die Bäckerwitib hat geheiratet, da hat der Herr auf sein Vorrecht verzichtet. Geschieht selten, wunderselten! Die Kathinka. Müßt nicht gescheit sein, der Schloßherr."

„Wenn ich aber hinginge," meinte der Schlagelschauß, „und meine Aufwartung tät' machen!"

„Nach dir geht's ihm nicht."

„— Aufwartung machen und ihn rechtschaffen bitten, er möcht' diesmal Gnade für Recht geben."

„Probieren kannst es," sagte der Schreiber, „glaube aber nicht, daß es was nutzt."

„Lieber fang' ich noch einmal an zum Roboten und zum Zehentgeben, wie es mein Vater hat gemacht, als daß ich so was wollt' leiden. Ich nicht, ich! Da bin ich heikel! Ich gehe zum Schloßherrn."

Den Spaß, den die Tischgesellschaft unter sich hatte, als der Bräutigam fortgegangen war, kann man sich denken.

Was nun den Schloßherrn anbelangt, von dem die Dorfleute gesprochen, so hatten sie einen solchen gar nicht. Das Schloß stand wohl noch da, auf dem vor Zeiten die Herren gehaust und von dem aus sie die Bevölkerung vergewaltigt hatten; aber dieses Schloß war von einem

Bankdirektor angekauft worden, der nun darin wohnte, sich auf den hohen Herrn hinausspielte, doch weiter nicht viel Beachtung fand. Dieser Schloßherr war schon nahe den Sechzigern, hatte aber noch pechschwarzes, stets fein gekräuseltes Haar und einen ebenso schwarzen aufgespitzten Schnurrbart. Eine hellrote Halsbinde trug er und lauter lichtfarbige Beinkleider, unter denen jedoch die Beine manchmal ein wenig schlotterten, was er durch einen tänzelnden Gang recht geschickt zu verbergen wußte.

Weil sich der Bauer Schlagel nicht anmelden ließ, sondern geradeswegs in seine Gemächer trat, so wäre der Schloßherr schier beim Malen überrascht worden. Er war ein Meister in der Kunst, Haar und Bart zu färben. Rasch steckte er seine Lorgnette auf die scharfe Nase und näselte in jenem lallenden Tone, der so vornehm lassen soll: „Wer ist's? Was sucht man?"

„Herr!" stotterte der Schlagel und zerknitterte den Hut zwischen seinen zum Bitten aneinandergelegten Fäusten, „Herr, ich bin der Bauer Schlagelschautz, der jetzt heiratet, der gnädige Herr kann sich denken, warum ich da bin."

Nun hatte der „gnädige Herr" von der Geschichte schon gehört und war nicht gewillt, den Spaß zu verderben — im Gegenteil, er wollte ihn treiben, so weit er ging. Die Leute sind dumm, vielleicht geht er weit.

„Sehr erfreut, Schlagelschautz," sagte der Schloßherr, „sehr erfreut über Ihre Aufmerksamkeit. Wenn es mir irgend möglich ist, so werde ich mich zu Ihrer Hochzeit einfinden."

„Einfinden?" entgegnete der Bauer und machte ein langes Gesicht. „Es ist niemand dabei, nur die nächsten Verwandten, sonst niemand. Machen es ganz einfach. Führen keine Hochzeitsgebräuche auf, gar keine."

„Das ist aber nicht schön von dem Schlagelschautz, he, he," entgegnete der Gutsherr und guckte ihn nickenden Kopfes immer durch die Lorgnette an, die er sich mit der Hand an die Augen hielt.

„Ich hab's nicht gern," fuhr der Bauer etwas dreister werdend fort, „die Meinige mag's auch nicht. Wir möchten nach der Trauung gleich davonfahren, wenn ich bitten dürft'."

„Das ist aber nicht schön von Euch," wiederholte der Herr, „die alten ehrwürdigen Sitten soll man nicht abkommen lassen. Ist ein Gläschen Süßer gefällig?"

Likör wartete er ihm auf. Der Bauer tat einen Schluck, wischte sich den Mund und sagte: „Der ist gut. Hab's ja alleweil gehört, daß mit dem gnädigen Herrn leicht umzugehen ist. Wir wollten uns schon verstehen allzwei. Aber an meiner Braut ist nichts dran. Einzig nichts. Einen guten Honig habe ich daheim, wenn ich ihn herschicken darf. Aber das mit der Braut, da tät' ich wohl recht schön bitten. 's ist der Abreise wegen. Wollt' tausendmal bitten, daß der gnädige Herr bei uns eine Ausnahme möcht' machen. Wollt' recht erkenntlich sein dafür."

Der Bauer mußte sich auf einen Diwan setzen, der

Schloßherr setzte sich neben ihn und streichelte seine Knie und kicherte.

„Mein Liebster," sagte er dann, „recht gern möchte ich Ihnen den Gefallen tun, recht gern, hi, hi, jedoch ich darf nicht, Geschätzter, ich darf nicht. Sie mögen die Gebräuche der werten Voreltern abkommen lassen; ich will und kann es nicht, bin das meinen Ahnen und meinen Nachkommen schuldig. Sie werden das begreifen, mein Bester. Übrigens, es ist ja nicht so schlimm, als Sie etwa annehmen mögen, hi, hi. Ein Kuß auf die Stirn, wie der Vater die Tochter küßt zum Segen. Ist das was Unrechtes? Sie werden doch Ihre Braut nicht um die Gratifikation bringen wollen, die damit verbunden ist. Eh nein, das müßt Ihr nicht so schlimm auffassen. Von einer Störung im Hochzeitsprogramm kann gar keine Rede sein. Sie können nach der Trauung sofort mit Ihrem Weibchen abreisen, wann's beliebt."

„Vergelt's Gott!" rief der Schlagelschautz und faßte die weiße kalte Hand des gnädigen Herrn, „Vergelt's Gott!"

„Ein paar Tage früher schicken Sie Ihre Braut her in das Schloß, weil sie sich in den Katalog schreiben muß."

„Einschreiben?" stöhnte der Bauer, „zum Einschreiben ist's? Sie kann nicht schreiben. Ich kann zwar auch nicht, aber das Kreuz mach' ich. Kann's gleich tun, weil ich schon da bin. Auch für die Kathinka."

Der Schloßherr läutete einem Diener und gab Be-

fehl, die Arrestanten auf eine halbe Stunde in den Hof zu führen, „damit sie einmal ein bißchen Luft schnappen können, und dem armen Teufel von jungen Ehemann, der sich in voriger Woche heimlich hat trauen lassen, jeden Donnerstag aus der Einzelhaft. Man will auch menschlich sein."

Der Diener nickte verständnisvoll. Der Schloßherr wendete sich ruhig wieder dem Schlagel zu, klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Ne, ne, mein Freund, sie muß ihr Kreuz selber machen."

„Wenn's sein muß!" murmelte der Bauer und stand schwerfällig auf, „im Gottesnamen." Dachte aber bei sich: „Daß ich sie allein hergehen lasse, so dumm bin ich nicht."

Und torkelte zur Tür hinaus.

Der Schloßherr rieb sich die Hände, und als sie warm waren, lachte er sich ins Fäustchen.

Der Schlagelschautz ging schnurgerade zu seiner Braut und erzählte ihr alles. Sie streichelte sein Haupt, seine Stirne, schaute ihm ins Gesicht und sagte mit zärtlicher Stimme: „Du lieber Kerl!" Denn das ahnte sie, je einfältiger der Mann, je besser für das Weib. „Weil du nur gesund bist, Schatz," sagte sie und streichelte ihn, „Gesundheit ist das beste."

„Aber, was sagst du dazu?" war seine Frage.

„Ich freue mich drauf — daß ich ins Schloß gehen kann," antwortete die Kathinka.

„Ich werde mit dir gehen," sagte er.

„Ich werde allein gehen," erklärte sie bestimmt, „ich werde ihm das Kreuz schon allein machen, wenn er eins haben will."

„Aber einen süßen Schnaps hat er," gab der Bräutigam zu bedenken.

„Das ist schon recht," darauf sie schneidig, „süßen Schnaps trink' ich gern."

Am nächsten Tage ging die Kathinka ins Schloß. Der Schlagelschautz schlich außen um das Gebäude und horchte an den Fenstern. Eines ist offen, und wenn's darauf ankommt, springt man hinein. Es mag ja sein, ein Vaterskuß. Der Schloßherr ist ja immer als Vater seiner Untertanen betrachtet worden. Es mag ja sein. Aber sobald er einen Hilferuf hört, der Schautz, will er ins Schloß und dreinschlagen, und wenn er ein Jahr lang eingesperrt wird, es ist ihm schon alles eins.

Und nun soll man wieder einmal sehen, wie sich mancherlei im Leben und in den Büchern wiederholt. — Zuerst hörte der Schlagel, wie sie eintritt, ihr „Küß die Hand" sagt und von dem gnädigen Herrn freundlich empfangen wird. Dann ist einige Zeit hinter den Mauern alles still. Natürlich, bis er den Katalog aus der Lade tut und aufschlägt und die Feder spitzt, so ein hoher Herr hat noch lauter Gänsefedern; und sie ist auch nicht die Geschickteste, ein Kreuzel aufs Papier, das braucht eine Viertelstunde Vorbereitung. Nachher erst kommt er mit dem süßen Schnaps. Sie soll nur trinken, wenn er ihr schmeckt. Das alles stellt sich der Bauer vor, da hört

er drinnen plötzlich einen Schall und Wehschrei. Der Schlagel schwingt sich auf den Mauersockel, springt durchs Fenster und sieht, was vorgefallen ist. — Im Winkel kauert der gnädige Herr, preßt seine Hände an die Wange und starrt auf die zerschmetterte Lorgnette am Boden. An der anderen Ecke steht die Kathinka, ihren Arm hat sie noch halb ausgestreckt. Dann tritt sie aufrecht wie eine Königin gegen den noch immer wimmernden Schloßherrn und sagt: „Ja, mein Gnädiger! Es gibt nicht allein ein Herrenrecht, es gibt auch ein Frauenrecht. Und das hab' ich ausgeübt. Ich will Ihm zeigen, Leute zu foppen und nach Weibsbildern zu langen, die Ihn nichts angehen. Und jetzt laden wir den gnädigen Herrn höflich zu unserer Hochzeit ein, wenn Er mag dabei sein. — Komm', Schlagelschautz, das Kreuz ist gemacht."

Abelsberger Schelme.

Es dunkelte der Abend einer Dreikönigsnacht. Der Radmacher Malchus Kirschkern war in einer sehr gehobenen Stimmung, denn er wollte in dieser Nacht zu seinem Schatz gehen. Zu welchem? Denn er hatte zwei Schatze oder Schätze oder Schätzer — wie sagt man denn? Der eine war die junge Maid im Kugelkumpfhof, der andere war schon begraben. Aber gerade zu diesem wollte der Malchus gehen und ihn ausgraben mitsamt dem eisernen Topf, in dem er ruhte. Wenn er diesen Schatz hebt, dann kann er den anderen heiraten. Vergraben ruht er im Schachen hinter der Flachsdörrkammer, unter dem alten Ahorn bei der Wolfsgrube, wo der Laubhaufen liegt. Schon im Herbste hatte der Malchus dürres Laub dort aufgehäuft, damit der Boden nicht zu arg sollte frieren können, denn heben darf man den Schatz nur mitten im Winter, in einer der drei Rauhnächte — am besten in der Dreikönigsnacht. In dieser Nacht ist der Teufel besoffen. In der Christnacht wäre er hungerig, in der Neujahrsnacht durstig, bis zur dritten Rauhnacht aber hat er schon so viele Seelen und Geister von Schatzgräbern und Hexen getrunken, daß er satt und besoffen ist.

Vorbereitet ist der Malchus mit Weihwasser und Amuletten, hat sich auch kräftige Wehrsprüchlein eingelernt und anderlei Vorsichtsmaßregeln getroffen, die ein Schatzgräber bedarf. Wenn er gegen Mitternacht in den Schachen hinausgeht, wird ihm die Mutter nachrufen oder die Maid im Kugelkumpfhof, oder eine andere bekannte Stimme — wahrscheinlich aber die Maid im Kugelkumpfhof. Er soll ja nicht etwa umschauen, sonst ist alles verspielt und der Teufel hat Macht über ihn. Es ist schon recht, daß er besoffen ist, aber schließlich, — kann nicht auch ein besoffener Teufel unangenehm werden? — Nun, hoffentlich gelingt's, wollen es versuchen in Gottes — halt! In Gottes Namen darf man nicht sagen. Es ist ja eigentlich blitzdumm, daß der Mensch nicht einmal Gott anrufen soll bei so was Wichtigem. Aber es ist ihm geraten worden, er soll's nicht tun. Gott könnte unrecht verstehen und es für einen Frevel halten. — Bewahre, ein Frevel, das ist es nicht. Es ist sein heiliger Ernst, daß er den alten großen Schatz, der seit dem Hunnenkrieg vergraben liegt unter dem Ahorn, heben will.

O du braver, tapferer Malchus Kirschkern du!

Genau am nämlichen Abende war es, daß in der Strohkammer beim Blahwind sechs Burschen beisammen hockten und eine Spitzbüberei aussannen. Der Rüppel, des Blahwind Sohn, war dem Malchus nicht ganz hold — wahrscheinlich der Maid im Kugelkumpfhofe wegen — und gegen den will er heut' was anstiften.

„A so, seid's dabei?" fragte er die Kameraden.

„Wohl," sagte der Thoma.

„Wohl!" sagte der Tripfel.

„Wohl!" sagte der Hartel.

„Wohl!" sagte der Zingg.

„Ich will erst wissen, was es gibt?" sagte der Steff.

„Einen Mohrenspaß gibt's," belehrte der Rüppel. „Soll man dir denn alles zweimal sagen, Steff?"

„Ich bin vorhin nit dagewest," antwortete der Steff.

„Er ist vorhin nit dagewest," bestätigten die anderen. „Der Salinenkaspar ist dagewest. Der tut aber nit mit."

„Soll er's bleiben lassen."

„Weil morgen sein Namenstag ist, sagt er."

„Soll er's bleiben lassen. Wir richten's auch ohne seiner."

„Was gibt's denn also eigentlich?"

„Den Radmacher wollen wir foppen," sagte der Rüppel zum Steff.

„Gut ist's, da bin ich dabei. Wenn wer gefoppt wird, da bin ich allemal dabei."

„Schau einmal, da haben wir die Kienrußbüchsen."

„Einen Schnurrbart anmalen?"

„Was lauter! 's handelt sich ja um kein Fensterlngehen. Das ganze Gesicht schwarz machen. Teufel machen. Weißt? Hörst? Verstehst? Der Radmacher Malcherl geht in der heutigen Nacht wieder einmal Schatzgraben. Bei dem Ahorn im Schachen hinter dem Flachsdörrofen, wo wir schon einmal den Hirsenferd haben ge-

foppt. Hat mich angeredet, daß ich soll mitgehen. Na, du! sag' ich, tät' mich fürchten. Ich nit, sagt er, der Malcherl, aber beim Graben, daß ich wen brauchen tät'. Hast du keine Kurasch, so bleib' daheim. Ich nit, ich, daß ich mich vor dem Schwarzen fürcht'! sagt er, und wenn er siebenfach erscheint, sagt er. Was der für ein großes Maul hat! — Jetzt, verstehst, Steff, den Malcherl, den foppen wir! Soll jeder seine Joppe verkehrt anlegen, das Gesicht schwarz machen, den Kopf mit einem Tuch einbinden, so daß die Zipfel lange Ohren machen. So in den Schachen, wenn's eilf schlagt. Wenn er nachher kommt und zu graben anhebt beim Ahorn, fahren wir brüllend drein und jagen ihn aus den Hosen. — So ist's und so wird's sein."

„Es gilt, Rüppel!" sagt der Steff. „Das wird ein Mohrenspaß werden!"

„Freilich wird's einer."

Der Tripfel hatte aber Bedenken, ob das wohl auch dem Herrn Teufel recht sein werde? Ob er nit beleidigt ist, ihm so ins Handwerk zu pfuschen? „Weißt," sagt er, „so ein dummer Teufel versteht keinen Spaß!"

„Ei was," meint der Thoma, „in der Dreikönigsnacht, sagt man, ist er besoffen, da liegt er in seinem Rauchkobel."

„So hab' ich's auch gehört, immer einmal," sagt der Hartel.

„Für alle Fälle schreib' ich mir auf die Stiefelsohlen ein Trudenkreuz, daß er mir nit nachkann," sagt der Zingg.

„Das kannst eh tun. Das können wir all' tun."

„Ich trag' mir auch einen Spaten mit," gestand der Thoma. „Wenn ich schon einmal dabei bin, bei so was, da will ich was davon haben. Ich grab'."

„Wir helfen dir und teilen nachher," sagte der Rüppel.

„Lari fari!" stieß der Steff hervor.

Sie schauten ihn an: „Was, Lari fari?"

„Wegen des vergrabenen Schatzes steig' ich nit aus dem Bett. Das ist lari fari. Aber die Leut' foppen, da bin ich dabei."

„Gut ist's, und Schlag eilf beim Haustor."

„Beim Haustor, Schlag eilf!"

„In der umgekehrten Joppen, mit dem geschwärzten Gesicht und den Tuchohrwascheln am Kopf!"

„Haben's gehört."

„Ich trag' auch meinen Spaten mit," sagte der Zingg.

„Und ich schreib' mir auch ein Trudenkreuz auf den Stiefel," sagte der Thoma.

Dann gingen sie auseinander, jeder in sein Haus zum Nachtmahl.

Das Nachtmahl zu Heiligendreikönig ist nicht gering in Abelsberg bei den Bauern. 's ist ja die letzte Weihnachtszeitfestnacht. Da muß man zur Ehre Gottes noch einmal dreinhauen mit Löffel und Gabel. Sogar Wein ist vorhanden, obschon der alte Wolf im Steinhupfhofe warnt: „Wenn der Höllbeuxel in der Dreikönigsnacht sich

einen Rausch antrinkt, so sollten es die Leut' sein lassen. Sonst tät' man sie nit auseinand' kennen." — Sein Knecht, der Hartel, sah das nicht ein. Wenn er heut' nacht überhaupt schon Teufel spielen soll, so kann er ihm's doch auch mit einem Rausch nachmachen.

Der Tripfel hatte mit dem Thoma noch eine Beratung, eine Art Gewissenserforschung.

„Du, Thoma! Sag' mir einmal aufrichtig, glaubst du an den Teufel?"

„Du, Tripfel! Es ist im vorigen Sommer einmal ein Zigeuner dagewest, der hat gesagt, Teufel tät's gar keinen geben, hat er gesagt, der Zigeuner."

„Du, Thoma! Das hab' ich auch schon gehört sagen. Wenn's einen tät' geben, hätt' ich nicht die Kurasch, heut' nacht."

„Du, Tripfel! Weil's der Zigeuner gesagt hat, das beweist mir nichts. Ich bleib' bei meinem alten Glauben."

„Du, Thoma! So gibt's einen?"

„Du, Tripfel! Kannst dich verlassen drauf. Aber umlauft er nit! Im Schachen lauft er nit um. Der Teufel, der ist in der Höll' unten. Dort ist er mit feurigen Ketten an die glühende Felswand angeschmiedet, und desweg tut jeder Schmied den letzten Hammerschlag allemal auf den leeren Amboß machen, der ist der Teufelskette vermeint, und daß sie nit reißt. Gewiß auch noch!"

„Du, Thoma! Wenn er in der Höll' so fest angeschmiedet ist, nachher wag' ich's heut' nacht, daß wir den Radmacher foppen. Soll man sich auch einen Schwanz anbinden?"

„Vom Schwanz hat er nichts gesagt, der Rüppel.“

„Ich wüßt einen schönen Ochsenschwanz zu kriegen, beim Metzger.“

„'s kunnt den anderen nit recht sein, wenn gerade du der schönste Teufel wolltest sein.“

„Ist gut. Aber das Trudenkreuz mach' ich.“

„Und ich trag den Spaten mit.“

„Und den Weihbrunn nimmt man auch!“

„Und ein Räuschel trink' ich mir auch.“

Nach dieser klugen Beredung taten sie das ihre.

Die hölzerne Glocke auf dem Turme zu Ober-Abelsberg klapperte elfmal. Die Geisterstunde der geheimnisvollen Rauhnacht hatte begonnen, und am Gautor hinter dem Dorfe standen sechs schreckliche Gestalten. Es war eine bewölkte Mondnacht, aber so viel sah man, daß an den Gestalten die Lappen schlaff herabhingen, daß sie schwarze Gesichter und Köpfe mit langen Ohren hatten. Einer fürchtete sich anfangs vor dem anderen, aber an den Stimmen und an den leisen Anrufungen erkannten sie sich bald. Sie standen nahe zusammen und spannen Schabernack und Ränke gegen den Schatzgräber Malchus, dessen umfassende Vorbereitungen sie ausgespäht hatten. Dann schlichen sie selbander davon über das beschneite Stoppelfeld und über die Bachbrücke. Weil dort ein Wegkreuz stand, so huben einige ihre Daumen zum Gesicht, um sich zu bekreuzigen. — Hau! dachte der Tripfel, ein Teufel wird doch kein Kreuz machen! — Und wenn ich keins mach', so kann mir was passieren! dachte er

weiter. Und wenn ich eins mach', so ist's ein Frevel und es kann mir erst recht was geschehen. Damit schloß er den Gedankengang. — Sie gingen quer in die Heide hinein, auf welcher in blassem Schnee allerhand schwarze Wesen kauerten. Katzen, Hunde, Drachen mit unterschiedlichen Köpfen. Es waren aber nur Strauchschöpfe und kleine Fichten. Weiterhin auf der Länd stand ein schwarzes, großes Ungetüm. Das abscheulichste Höllenbeest hätte es können sein, wenn es nicht die Haardörrstube gewesen wäre. Hinten sah man schon die finsteren Zacken der Schachenwipfel in den Himmel aufstehen. Plötzlich stand einer still, hielt den anderen am Arme fest und flüsterte: „Hast nichts gehört? Hast es nit gehört? Als wie wenn ein großer Vogel geflogen wär', so hat's gerauscht in der Luft!" — Sie horchten, hörten aber nichts. Doch — ein klagendes Ächzen hörten sie vom Baume her. — „Das ist ein Baumast," tröstete der Rüppel.

„Aber es geht ja gar kein Wind."

„Er muß doch gehen auf der Höhe, weil so was summt."

„Ich tu' gar nichts hören, als wie eine Schovibel (Nachteule)."

„Und ich will am Faschingstag fasten, wenn ich was anders hör', als mein Herzklopfen."

„Daß es gar so schauderhaft still sein kann! Buben, singen wir einen Jodler!"

„Daß dich! Jetzt singen! Wo dort über die Heide ein schwarzer Wutzel dahergeht. Uff!"

„Er regt sich doch nit. 's ist ja nur wieder so ein Strauch. Singen wir eins!"

Der Thoma und der Zingg wollten anheben, brachten aber vor Angst keinen Ton hervor.

„Du!" flüsterte der Hartel zum Rüppel und stieß ihn mit dem Ellbogen ein wenig in die Seite. „Du, Rüppel! Wie viele sind unser denn?"

Da zählte der andere flüsternd: „Ich, du, der Thoma, der Tripsel, der Zingg und der Steff. — Sechse sind unser."

„Sieben sind unser!" hauchte der Hartel.

„Na, du, sei so gut!"

„Aufrichtig Gott wahr, sieben sind unser."

„Schwatz' nit. Dieweilen wir uns doch nur sechse zusammengeredt haben."

„Nutzt nichts. Sieben sind unser! Schau doch und zähl' selber!"

Sie hoben unauffällig den Finger und zählten. Es waren ihrer sieben, und nicht um einen weniger. Jeder mit schwarzem Gesicht und langen Ohren.

„Was ist das?" stöhnte der Rüppel. Er konnte vor Grauen nicht einmal erbleichen, weil er geschwärzt war. Sie teilten es dem nebenschleichenden Steff mit, der zählte auch. Sieben waren ihrer — und der eine, der siebente, der Fremde, man unterschied ihn an seinem hinkenden Gang, der hielt sich ein wenig abseits am Wacholderbusch; es war als ob er aus ihm hervorgekommen wäre.

„Der Malchus wird's sein,“ flüsterte der Thoma.

„Nit denkbar. Der geht heut' seinen eigenen Weg. Stimmt auch in der Figur nit. Bei weitem nit. Ein ganz anderer ist's, mein' du!“

„Buben, mir wird übel!“

„Und wie er die Ohrwaschel tut bledern! Das sind keine tuchenen. Das sind Ohrwaschel aus Fledermausflügeln!“

„Gehen wir geschwinder! Mich scheikt's (schauert's)! Das Sprichwort, kennst es, das Sprichwort — daß man — daß man ihn nit soll an die Wand malen.“

„Und daß er gar so hinken tut!“

„Weil er einen Pferdfuß hat.“

„Wenn ich nur das nit getan hätt'! Daß ich heut' mitgegangen bin!“ wimmerte der Zingg.

Dieweilen sie rasch vorwärts geeilt waren, so daß der geheimnisvolle Unbekannte etwas zurückblieb', raffte der Rüppel die Kameraden zusammen und zischelte: „Wißt's was, Buben, derschlagen wir ihn!“

„Prr! Müßten ihrer aus festerem Holz sein, als wir armen Sünder! Den Teufel erschlagen!“

„Haben wir eine andere Wahl? Umsonst geht er uns nit nach. Wenn nit wir ihn, so er uns.“

„Ich wollt's wagen. Ich bin gestellt. Auf jedem Ellbogen hab' ich ein Trudenkreuz. Hinten auf dem Buckel hab' ich auch eins. Was kann mir geschehen? Nachher sechs gegen einen! Eine helle Schand', meiner Seel'!“

„Gehen wir ihn an?"

„Gehen wir ihn an. Aber nit so gach. Ich muß erst meinen Zorn verrauchen lassen. In der Hitz trifft man nix."

„Und 's wird doch ein gutes Werk sein, den Teufel erschlagen. Vielleicht haben wir die Gnad'. Hört's, Buben, ist denn keiner von euch ein Sonntagskind?"

„Hier!" rief der Zingg und rief es laut, daß er sich rasch den Mund zuhielt und alle nach rückwärts schauten, ob jener es gehört. Der schreckliche Siebente schlich lauernd zwischen den Büschen heran und tat, als wollte er plötzlich auf einen oder den anderen losfahren, um ihn zu zerreißen. Aus seinen Glurren ging es wie katzenhaftes Gefunkel.

„Ich bin an einem Neumondsonntag auf die Welt gekommen," flüsterte der Zingg. „Aber die Sonntagskinder sind friedsame Leut', die sollten nit herschlagen, hab' ich oft gehört."

„Und desweg haben sie die Gnad', den Teufel umzukriegen."

„Na, also, voran Kameraden!" flüsterte der Zingg. „Wenn ihr nichts ausrichtet, nachher mach' ich ihm den Garaus!"

„Mensch, du bist es! Du bist stärker wie zehn Riesen!" sagte der Thoma. „Mein Lebtag hab ich gehört, ein Neumondsonntagskind kann den Teufel erschlagen. Da, da hast meinen Krampen."

„Hab' selber einen," gab der Zingg fast mutig entgegen. „In Gottesnamen. Aber ihr müßt mir helfen."

„Alle miteinander. Heiliger Georg, steh' uns bei! Er kommt schon, er lauft schon an. Wart', Luder, verdammtes! Du hast es lang genug getrieben mit deinen Teufeleien. Da hast eins!"

Einen gellenden Schrei hat er ausgestoßen, der Siebente, als sie auf ihn hinstürzten und mit Spaten und Krampen loshieben auf sein Haupt, daß er sofort zusammenbrach.

Für einen Teufel machte er's auffallend kurz. Ein paarmal zuckte er noch mit seinen Pfoten, dann röchelte er, dann taten sie noch einige Hiebe drauf, dann lag er ruhig da und war tot.

Und als die dunkle Kreatur also dalag, im Mondendämmer so grauenhaft anzuschauen, daß es den sechs Burschen eiskalt über den Rücken ging, da murmelte der Hartel: „Hätt' mir's nicht gedacht, daß das so leicht sollt gehen."

„Traut ihm nit!" warnte der Thoma. „Wie oft ist der böse Feind schon erschlagen worden und ist doch allemal wieder dagewest. Ich wollt', wir hätten ihn schon neun Klafter tief in der Erden!"

Ein großer Übermut hatte die Burschen plötzlich erfaßt. Wenn er nur heute tot bleibt, daß sie unbehelligt vielleicht den Schatz heben mögen.

„Vorerst heißt's mit ihm abfahren, zu einem Steinhaufen. Steine darüber, daß er nimmer mag aufstehen."

„Die schönen Stiefel, die er an hat,“ sagte der Zingg. „Um die Stiefel tut's mir völlig leid, daß sie mit eingescharrt werden sollen.“

„Zieh' ihm sie aus!“ riet der Hartel.

„Und das tu' ich auch. Hat keiner ein Weihwasser bei sich? Zur Vorsicht, eh' ich ihn angreif'.“

Als er dann angriff, stellte sich eine völlige Gefahrlosigkeit heraus. Ohne Umstände ließ sich der Stiefel vom rechten Beine ziehen. Als er den bestrumpften Fuß vor sich sah, fragte er: „An welchem Bein hat denn der Teufel den Pferdefuß, von dem alleweil die Red' ist?“

„Immer am linken,“ antwortete der Rüppel.

Der Zingg zog auch vom linken Bein den Stiefel. — Merkwürdig das! Es war wieder ein gewöhnlicher bestrumpfter Menschenfuß.

„Mich deucht, der Teufel foppt uns,“ sagte der Hartel. „Weil wir ihn haben nachmachen wollen, so macht er jetzt uns nach. Er glaubt, wenn er sich auf einen Menschen hinausspielt, so werden wir ihm weiter nichts antun. Oho! Diesmal wirst uns nit zu gescheit, Herr Teufel!“

Plötzlich machte der Zingg einen Sprung, lief hinter die anderen und stotterte: „Saggra! Jetzt hat's mich aber geschreckt! — Ich bitt' euch, schaut's nach! Beim Kopf schaut's nach! Ich bitt euch!“

„Aha! Die Hörner! Hast sie schon gesehen?“

„Ein Kopftüchel hat er um, wie unsereiner. Ein Kopftüchel! Leut', mir steigen die Grausbirn' auf, wir haben was angestellt!“ — —

So ähnlich werden sie unter sich geredet haben, wörtlich weiß man's allerdings nicht; wird wohl in alter Form gewesen sein, denn die Geschichte ist schon lange her.

Nun, wie der tote Teufel dermaßen dagelegen, haben sie es gesehen. Die langen Ohren waren nicht echt, sie waren Tüchelzipfe. Die schwarze Gesichtsfarbe war falsch, sie war aus Kienruß. Der ganze Teufel war falsch, denn es war — der Salinenkaspar! Echt war nur das eine, der eingeschlagene Schädel und die Blutlache, in der er lag.

Jetzt haben sie angefangen zu wimmern, die Schelme, alle sechs. Jetzt haben sie auch vergessen, daß sie ausgegangen waren, um den Malchus zu foppen. Einer hat's auf den anderen schieben wollen, des haben sie gestritten, bis der Nachtwächter Wind bekam; damit war alles verfahren. Mit brennendem Schnee rieben sie sich den Kienruß vom Gesicht, aber die Hauptsache war nicht mehr auszulöschen. — Am nächsten Tage, als sie vor dem Gericht standen, haben sie es so erzählt, wie es hier mitgeteilt worden ist.

Denn es lag eine andere Annahme nahe. Die sechse sollten den Mummenschanz unternommen haben, um Fensterln zu gehen und den Nebenbuhler Kaspar totzuschlagen. Vom Salinenkaspar wußte man wohl, daß er von dem bevorstehenden Schabernack, den sie dem Malchus Kirschkern antun wollten, gehört hatte. Er hat aber nicht mittun und auch nicht daheim bleiben wollen; weil er ein Schalk war, so hat er den Spaß auf eigene Faust

betreiben wollen, was hernach den verhängnisvollen Irrtum veranlaßt hat. Das Gericht entschied sich für das Mildere. Man hatte keinen Mord, man hatte einen Totschlag. Einen Totschlag aus Dummheit; vielleicht waren die sonst so braven Söhne ansehnlicher Bauern dazu verhext worden, daß sie aus Verblendung den Salinenkaspar erschlagen mußten.

Das Gericht hat sonach den Fall und die armen Sünder an die Verwandtschaft des Erschlagenen abgetreten, wie es in gewissen Fällen Brauch und Sitte gewesen zu jener Zeit.

Der Salinenkaspar war der einzige Sohn armer, betagter Eltern, ein braver Arbeiter und ein frischer, heiterer Mensch gewesen. — Also, was kostet der Mann? — Während das halb' Dutzend Schelme im Kotter beisammen hockte, unter Kopfhängerei und Galgenhumor allerlei Vermutungen anstellte, ob es ein Hängen oder ein Köpfen oder ein Vierteilen geben werde, saß der Rat der Verwandten des Getöteten in einer großen, dunkeln Kammer „bei Christus und den Lichtern", und beriet, wie teuer man den Kaspar verkaufen wolle. Begraben war er schon, aber bezahlt war er noch nicht. Alt und jung war beisammen, jeder und jede hatte ein finsteres Gesicht, nur der Metzger hatte ein rotes. Des waren sie einig, richten wollten sie nach Gerechtigkeit, nicht als Verwandte des Erschlagenen, sondern als wahre Richter, als die sich der Schuster und der Metzger und der Fischmeister und die Korbflechterin hoch und groß emp-

fanden. Der alte Vater des Kaspar hatte noch ein heißes Herz und verlangte, daß alle sechse hängen sollten. Die alte Mutter hingegen war voller Demut, sie wollte die arme Seele ihres so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Sohnes damit aus dem Fegefeuer erlösen, daß sie seinen Mördern verzieh.

„Ein Narr bist!“ schrie ihr der Alte zu. „Verzeiht denn unser Herrgott? Hat er nit das Fegefeuer und die Höllenpein zur Straf' für die Sünder?“

„So wollen wir die Strafen dem Herrgott überlassen.“

„Wo der Herrgott nit verzeiht, sollen wir Menschen verzeihen?“

„Just deswegen, weil wir selber sündhafte Menschen sind.“

Der Pfarrer war auch zugegen und wunderte sich darüber, daß zwischen den alten Eheleuten die Sache in eine Art Kirchenstreit ausarten wollte. Auf vieles Hin- und Herreden kamen sie endlich dahin überein, daß der Vater von den Totschlägern die Altersversorgung verlangte, die sonst der Kaspar an Vater und Mutter zu schlichten gehabt hätte, und daß die Mutter begehrte, die sechs Burschen sollten recht viele gute Werke verrichten zum Heil und Trost der armen Seele. — Nach langer Beratung und völliger Vereinbarung mit dem Verwandtenkreise hat denn der Amtmann ein Schriftstück auf das Papier gebracht, das seit jener Zeit erhalten geblieben und vor kurzem erst in einem alten Schranke

zu Abelsberg aufgefunden worden ist. Dieses Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

„Verzeichnus des Sühnvertrags oder Vergleichung zwischen den Todtschlagern Ruppertus Höpfler, Thomas Panggerl, Trypoldus Sandinger, Erhard Marcher, Zinkratz Powaldi, Stephan Möller zur ain Seiten vnd der Freundschaft von dem Getödten Kaspar Pernstainer zur anern Seiten.

Zum Ersten wird bekhent, das die Tat durch gots zulassung in ain Bösen irrtumb für gangen ist. Also das vnser got Genade, wi mir Verzeichen. Dahero Begert der belaidigt Tail von den Tätern am Ort, da die Tat beschehen ist, ain kreutz mit Vnsers Herrn auch Frawen vnd sant Johans Bildnuß vnd oben am kreutz ain Eißern Kreuzl zu Ainem warzaichen der Tat zu setzen. Weiter sulden die Täter ain Tag für nemen zu pessern vnd zu piessen, an den Ort, da die Endleibt person ligt. Vnd die Täter sullen ausgen an ain Annern Ort vnd sulden pej ihnen haben vier Ersam männer, vnd die Täter sulden haben ain lainas Tuech vmb das gesäß vnd sonst an dem gantzen leib sulden sie nakhed vnd ploß geen, vnd die vier Männer sulden parfueß parhaubt vnd vngegürt seyn, vnd wan die Täter die Freundschaft des Getödten sechen, sulden sie mit den vier Mänern nider knien, bis suliche ihnen Erlaubt, Aufzusteen vnd hinzuzügen. Vnd zu des todten Vatter vnd Muetter sulden sie hin knien vnd Sprechen: Mein lieb Vatter vnd Muetter, mir bitten euch durch gots seiner heiling Martter vnd durch der

Junkhfrau Maria willen, durch all gots heilling willen, was mir an Eurm sun begangen habn umb Verzeichung. Weiter begert der belaidigt Tail, daß die Täter alljärlich am selben Tag sulden halten lassen ain gotsdienst, ain sel Ambt hoch Ambt, drej gesprochne Meßen, ain Vigilj, dapej sulden die Täter khnien, wie Vorbemeld mit dem vmbegirten Tuech. Nach dem Vigilj sulden die Täter mit den vier Männern auf das grab geen vnd sich nider legen kreutz weiß so lang piß der priester das placebe gesprochen hat, vnd die vier Mäner sulden neben ihrer khnien. Vnd sulden die Täter dapej tragen ain Prinnend wags kherzen vngefähr pej ainem pfundt vnd die 4 maner aine mit ainem fierdung. Weiter begert der belaidigt Tail ain kirchfart. Nemblich gen sand Jacob, gen Rom vnd gen Zell, doch Bekhent der belaidigt Tail das bey den Tätern das Vermögen nit da sey. Wiewol es pillich wär so wellen sy ihnen doch nit weiter Aufladen, als zu Mittersasten gen sand Jacob zu geen, der gestalt, das sy vom Herrn pfarrer zu sand Jacob ain schreiben herwiderumb bringen, das sy dieselb khirchfart ausgericht haben. Nachdem die Annern khirchfarten vill Zerrung bedürffen, so sulden die Täter zu dem armen Hauß in Abelsberg 5 Gulden pießen. Weiter begert die gantz Freundschaft, dieweil die Alten eltern ir Ehleiblichs khind von Jugend auf in armuet vnd mit harter arbeit erzogen vnd nun Trost davon gehabt häten, on Zweiffl Ir leiblichs khind sie alß zwaj alt leut ir leben langkh hät erhalten, darumb sy die Täter gepracht haben,

sulden die Täter für Vatter vnd Muetter mit ainer Suma gelts benotlich 60 Gulden im jar aufkhomen.

Zu Abelsberg, tag heilling Paul Einsiedlertag, anno 1603."

Also war es beschlossen worden von der Freundschaft des Erschlagenen in der dunkeln Kammer „bei Christus und den Lichtern".

Als nachher die sechs armen Sünder aus ihrem Kotter hervorgetan wurden, waren sie nicht wenig überrascht, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Nur das eine wollte ihnen nicht gefallen, daß alljährlich am selben Tage die „Täter sulden nahked, nur ain lainers Tuech umb das Gesäß, zu sein grab geen vnd si nider legen kreuzweiß". Denn derselbe Tag, der Jahrestag der Tat, war mitten im Winter. „Wird auch noch auszuhalten sein," meinte der Rüppel, „leichter wie's Gehängtwerden auf jeden Fall."

Wenn nicht alle Zeichen trügen, erkundigt sich die schöne Leserin zum Schlusse noch nach dem Malchus Kirschkern, und ob der Radmacher seinen Schatz gefunden hat. — Den unter dem Ahorn kaum, den hinter dem Fenster des Kugelkumpfhofes sicherlich. So ist's anzunehmen, Genaues weiß man nicht. Jedenfalls war es dem Malchus zur großen Erbauung, alljährlich am heiligen Dreikönigstage beim Gottesdienst und auf dem Kirchhofe die spärlich bekleideten sechs Schelme zu sehen, die einst ausgezogen waren, um ihn zu „foppen".

Ein Paar Abelsberger Ochsen.

Der alte Rosensteiner in Ober-Abelsberg war gestorben. Gestorben, bestattet, beklagt und auch gepriesen als ein braver Mann, um den es schade ist, daß er hat sterben müssen. Soweit waren die Förmlichkeiten erfüllt. Die Aushaltsamsten saßen beim Drachenwirt noch beisammen zur Totenzehrung. Die Klagenden aßen so lange, bis sie getröstet wurden, und bei denen das Essen nicht anschlug, die versuchten es mit dem Trinken und genasen der Betrübnis.

Allmählich hatten sich die Leidtragenden verzogen, um des Abends es wieder mit dem Leben zu probieren, nachdem sie den ganzen Tag mit dem Tode umgegangen waren. Nur ihrer drei tapfere Bauern — der Stanger, der Hopf und der Michelmachel — saßen noch beim Kruge, um mit dem verstorbenen Rosensteiner gründlich fertig zu werden. Seinen Lebenslauf, seine Gewohnheiten, seine Wirtschaft, seine Verwandten waren in Kreuz und Krumm durchgearbeitet; nun rieten und stritten sie noch darüber, wie alt der Rosensteiner gewesen, wie vermögend

und endlich auch, wieviel Schuh er an Länge gemessen haben mochte. Bei diesem letzteren hielten sie sich am längsten auf, denn zwischen fünf und sechs Schuh gingen die Meinungen Zoll für Zoll auf und nieder.

„Das ist doch leicht festgestellt," sagte der Hopf, „man darf nur sein Leichbrett messen, und man hat's."

In jener Gegend herrscht nämlich die Sitte, daß der Tote gleich nach dem Absterben auf ein Brett gelegt wird, das eigens dazu gemacht, genau die Länge der Leiche hat oder diese Länge durch ein Zeichen andeutet. Dann wird das Brett ins Freie gebracht. Nun, so war das Leichbrett, auf dem der Rosensteiner ausgestreckt gelegen, draußen im Schachen hingelegt worden, gerade vor einem hohen, rotangestrichenen Kreuze, das Hexenkreuz genannt, weil an jener Stelle die letzte Hexe verbrannt worden sein soll.

„Du, wahr ist's!" sagte auf Hopfs Vorschlag der Stanger, „messen wir das Leichbrett."

„Und ich sag's, der Rosensteiner war um einen halben Schuh kürzer als ich!" rief der Michelmachel.

„Darfst dich g'rad einmal aufs Brett legen, nachher wird sich's zeigen," riet der Hopf.

„Hau, der sich aufs Leichbrett legen!" lachte der Stanger.

„Ich? Warum denn nicht?" begehrte der Michelmachel auf.

„Kunnt wohl sein, daß dir die Grausbirn' aufstiegen."

„Mir die Grausbirn'? Auf dem Leichbrett? Auf so einem Brett liegt sich's just so gut, wie auf einer anderen Bank."

„Oder besser!"

„Besser, wie im weichsten Federbett, ich glaub's."

„Lebendigerweis' schwerlich!"

„Gilt's was, ich leg' mich aufs Leichbrett," rief der Michelmachel, „heut' noch, wenn ihr wollt, und rauch' drauf meine Pfeife Tabak."

„Gilt's was, du tust es nicht!" darauf der Hopf.

„Gilt's was, ich tu's!" schrie der andere.

„Was gilt die Wett'?"

Der Stanger und der Hopf stießen sich unter dem Tisch mit den Knien an, da verstanden sie sich. Bei der Feuchtigkeit, die immer noch in reichlichem Maße vorhanden war, gedieh die Wette.

„Machel! Wenn du heut' bei der Nacht von elf bis zwölf Uhr auf dem Rosensteiner seinem Leichbrett liegst, nachher —"

„Was gilt's?"

„Ein Paar Ochsen!"

„Gut ist's," sagte der Michelmachel und hielt seine Hand hin, „wenn ich heut' um Mitternacht nicht eine ganze Stund' auf dem Rosensteiner seinem Leichbrett lieg', so soll morgen der Weidbub mein braunes Paar Ochsen in deinen Stall treiben. Aber Gegenpart. Verstehst?"

„Gut. Wenn du heut' von elf bis zwölf Uhr in der

Nacht auf dem Leichbrett liegen bleibst, kriegst mein falbes Paar, bei meiner Seel'!" Also entgegnete der Hopf.

Zeugen waren der Stanger, der Wirt und der heilige Florian, der über dem Hausaltar auf der Wand stand.

Noch mancherlei wurde in bezug auf die Wette beredet und sichergestellt. Als besonders wurde vermerkt, daß es verboten sei, den Michel mit Gewalt vom Brett zu reißen oder zu rütteln.

„Wer soll denn aufpassen?" fragte der Drachenwirt.

„Ja, Narr!" rief der Hopf, „wenn ein Aufpasser daneben steht, da wird's freilich kein Heldenstück sein, auf dem Leichbrett liegen zu bleiben. Oh, beileib nein, Nachbar Michelmachel, mutterseelenallein mußt du ausgestreckt liegen auf dem Totenladen."

„Da lauft er davon und plauscht uns morgen an," mutmaßte der Wirt.

„Du wirst wohl ein Ehrenwert haben?" fragte der Stanger den Michelmachel.

Dieser besann sich drauf — ja, er hätte eins.

„Das mußt du uns geben, daß du liegen bleibst von Schlag elf bis Schlag zwölf."

„Nach der Kirchenuhr halt' ich mich, wenn sie nicht stehenbleibt — verstehst?"

„Gut ist's."

Ganz feierlich wurde es ausgemacht, und hierauf erhoben sich der Stanger und der Hopf, um „nach Hause zu gehen".

„Es ist Zeit zum Schlafengehen!" hatten sie dem Michelmachel noch zugerufen.

„Ja, gute Nacht!" sagte der Michelmachel.

„Auch soviel!" gaben die beiden und schoben sich sachte zur Tür hinaus.

Der Michelmachel blieb noch sitzen bei seinem Kruge, er hatte Zeit. Eine frische Pfeife stopfte er an, dann brütete er vor sich hin und blies viel Rauch von sich. Gedanken schien er zu haben. Der Machel war einer von jener Gattung, bei der man sich nicht auskennt, ist ein Rädchen zuviel im Kopfe oder eins zuwenig. Von der einen Seite sah er aus wie ein Lapp, von der anderen wie ein Schalk. Wie kann einer einfältig sein, wenn er zweifältig ist?!

Setzte sich jetzt der Wirt ihm gegenüber und schaute ihn an.

„Machel," sagte er hernach, „das muß dich doch freuen von deinen Nachbarn."

„Was muß mich freuen?"

„Daß sie ein solches Vertrau setzen auf dein Ehrenwort. Auf ein Paar Ochsen wird so was selten geschätzt, hierzulande!"

Der Michelmachel sagte nichts dazu.

Die Gäste waren alle davon, der Wirt hielt auch schon manchmal die flache Hand vor den Mund; als diese Form nicht verschlug, gähnte er den Machel offen an. Der Zeiger war hoch emporgerückt am Zifferblatte. Also raffte sich der Mann zusammen.

„Gezahlt hat heute der Rosensteiner, glaub' ich?" fragte er noch.

„Das hat er, und du geh' jetzt in Gottes Namen und leg' dich auf sein Brett."

Etwas ungleich war ihm doch, dem Michelmachel, als er jetzt in der stillen, dunkeln Nacht über das Feld dahintrottete gegen den Schachen. Auf dem Kirchturme hatte es schon dreiviertel zu elf geschlagen. Etwas warm ward dem Michelmachel um die Brust und etwas eng. Schlecht Wetter wird, weil es so schwül ist. Die Pfeife war ihm auch ausgegangen, er zündete sie wieder an. Er ging in den Wald, und beim Sternenschein, der zwischen den Fichtenwipfeln niederfloß, sah er bald das Hexenkreuz. Es war heute sehr hoch, und schien immer noch höher zu wachsen. Vor dem Kreuze im wuchernden Grase lag eine lange, schmale, grauschimmernde Tafel. Das war's. — Der Rosensteiner, sollte er denn wirklich so lang gewesen sein? — Die Pfeife war schon wieder ausgegangen. Es ist ein dummer Spaß! dachte sich der Machel, ein ganz dummer Spaß! — Da schlug es elf Uhr. — Das schöne Paar Ochsen! — „Brett ist Brett!" murmelte er und streckte sich hin auf den Laden.

Da die Hände an den Seiten keinen Platz hatten auf dem schmalen Brette, so mußte er sie über den Magen legen, wie bei —

— Nun, Machel, wer ist länger, du oder ich? — War es seine Grabesstimme, seine hohle —? Oder kann der Mensch sich etwas so lebhaft einbilden? — Die Pfeife

hat er weggeworfen. Wenn man schlafen könnte! Der Rosensteiner schläft. — Puh! Kalt über den Rücken! Es sind dumme Einbildungen. Als ob auf allen Bänken und Bettstätten, wo wir rasten, nicht schon Menschen gelegen wären, die gestorben sind! Auf dem Kirchplatz unten sind seit Menschengedenken die Särge niedergelegt worden zur Einsegnung, und doch ist Jahrmarkt auf demselben Platz, und doch stehen bei Hochzeiten die Musikanten auf demselben Platz — kein Mensch denkt daran. Der Tote ist tot, es ist alles Einbildung. — Was? Krampf in den Beinen? Starr? Ei, das wollen wir doch sehen! — Er schlenkerte ein Bein in die Höhe, es war noch ganz und gar lebendig. — Ein Frevel ist's eigentlich doch. Aber das Paar Ochsen! Will nachher Messen lesen lassen für den Rosensteiner, Gott hab' ihn selig. — Erst ein Viertel auf zwölf! Das geht höllisch langsam, als ob's wirklich schon die Ewigkeit wäre. — Sonst, wenn man ein paar Krüge getrunken, gleich ist der Schlaf da, und was für einer! Heut' bin ich so munter — und frisch — daß nur alles zuckt in mir!

Ja, freilich zuckte es in ihm, weil er vor einem Geräusch erschrak. Als ob jemand ein dürres Ästlein, das auf dem Waldsteige lag, entzweigetreten hätte, so ein Knistern! Und dort heran nahten langsam, schwebend zwei schwarze Gestalten. Der Michelmachel rief alle Heiligen an; das half nicht viel, seine Beine wollten auf- und davonlaufen. Er rief das Paar Ochsen an, da blieben die Glieder festgebannt liegen auf dem schmalen Brette. —

Die Gestalten nahten dem Kreuze — stellten sich an das Leichbrett, einer zu Häupten und einer zu Füßen, und bückten sich; Tragstangen waren am Brette; so hoben sie es langsam auf. Nun dachte der Machel an keinen Ochsen mehr, wollte vom Laden springen, war aber gelähmt vor Schreck.

Allzulang' dauerte der Schreck nicht, denn die schwarzen Gestalten pusterten, stolperten ein paarmal in den Baumwurzeln und benahmen sich nicht haarscharf wie pure Gespenster. Und wie dem Michelmachel das auffiel, kam über ihn ein unendlicher Trost. Zwei Schelme sind es! Und da wurde ihm traulich. Der Stanger und der Hopf — ein Paar Ochsen! Alles um ein Paar Ochsen. — Wenn sich das so verhält, daß sie mich schrecken wollen, daß sie mir Grausen einjagen wollen und daß ich vom Brett springen soll; wenn sich's so verhält, dann ist alles gut, sehr gut, und ich weiß, was ich tu'! Ich rühr' mich nicht, ich bin gestorben, mausetot, da wird ihnen der Spaß schon vergehen. Es wird sich aber nicht gut machen lassen, mausetot sein. Der Mensch wird nicht kalt und starr, wann er will. Schlafen will ich, baum- und steinfest schlafen will ich bis zwölf Uhr, sie sollen mich tragen, wohin sie wollen.

Also hatte der geriebene Michelmachel seine Selbständigkeit wiedergewonnen. Die zwei schwarzen Gestalten (o ihr Spitzbuben, die ihr aus dem Wirtshause so früh schlafen gegangen seid!) trugen das Brett, welches richtig auf zwei Tragstangen gebunden war, wie ein Bahre

dahin durch den Wald. Der Nachbar Hopf war ein Kurschmied und roch immer ein bißchen nach Pechöl. Der schwarze Kerl da voran riecht auch ein bißchen nach Pechöl. Also können wir ganz sorglos schlafen, da sind ja gute Kameraden zuweg'.

Die Bahre schwankte zwischen den Stämmen dahin, schwankte auf das freie Feld hinaus. Hinter dem Losenstein ging der Halbmond auf und warf aus der feierlich wandelnden Gruppe einen gespenstischen Schatten hin über den Plan. Der Michelmachel schnarchte. Es schlug halb zwölf Uhr. Dem vorderen Träger wurde unbehaglich. Wenn der Lump schläft — gesoffen hat er wie ein Loch — nachher wird er freilich liegen bleiben auf dem Brett, und die schönen Ochsen sind hin. — Er hub an, unregelmäßige Schritte zu machen, die Bahre schaukelte, aber der Machel fiel nicht herab. Doch bewegte er sich jetzt ein wenig und tat einen Seufzer. Aha! — Wart', Michelmachel, wir wollen dir schon Grausen machen!

Die Bahre schwankte den Feldrain entlang, schwankte dem Hohlweg entlang, schwankte einen Hügel hinan — gegen den Friedhof. — Was tausend! dachte der Michel bei sich, die treiben es keck. In den Kirchhof! Zum Grabe des Rosensteiner hin! Das ist noch nicht zugeworfen! Hab's ja immer gesagt, unser Totengräber ist nichts nutz. — Das geht doch über den Spaß. Aber der verd . . . Hammer auf dem Turm will immer noch nicht zwölf schlagen. Das Paar Ochsen ist höllisch teuer, meiner Seel'! Und liegen bleib' ich justament. Es sind

ja eigentlich zwei Paar. Für zwei Paar Ochsen kann sich der Mensch was gefallen lassen. Ich die Ochsen und sie die Sünde. Nur zu, Nachbarn!

Halb geschlossenen Auges lag er da, sich mit beiden Ellbogen auf das Brett zwickend, daß er nicht hinabfiel. Die von blassem Mondlichte beschienenen Kreuze des Kirchhofes schwebten zuckend vorüber. Endlich wurde haltgemacht und die Bahre zu Boden gestellt, am Rande eines offenen Grabes. Im Erdhaufen stak der Spaten, daneben lagen noch die Stricke, mit denen der Sarg am Tage zuvor hinabgesenkt worden war. Die schwarzen Gesellen standen jetzt unbeweglich da und beobachteten den Mann auf dem Brette. Der lag still wie ein Toter. Die Stunde ging gegen zwölf. Konnte man ihn nicht endlich vom Brette werfen? Das war gegen die Wette. Aber die Ochsen, die Ochsen!

„Gott verzeih's, wir müssen's tun!" flüsterte der eine Schwarze zum anderen. „Das wird wirken!"

Sie legten die Stricke um das Brett; sie rückten es über den Rand des Grabes hin, sie senkten es. Sie merkten das Beben des Michelmachel, als die Bahre tiefer und tiefer hinabglitt auf den Sarg des Rosensteiners. Im nämlichen Augenblicke tauchte vom Totengräberhäuschen her ein Mann auf; die zwei Schwarzen ließen sachte die Stricke los und flohen davon.

Als sie draußen vor der Kirchhofsmauer im Gebüsche ihre dunkeln Pferdedecken abgeworfen hatten, schlug es zwölf Uhr.

„Die Ochsen sind hin!“ stöhnte der Hopf. „Jetzt wird er heraufkriechen und uns auslachen. Es ist teufelmäßig.“

„Hätt's nicht gedacht, Schwager, daß der so hartgesotten ist!“ sagte der Stanger. Und voll giftigen Ärgers schlichen sie ihren Höfen zu.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als der Hopf in der Kirche von seinem Platz hinüberschielte nach dem des Michelmachel, war derselbe leer. Das fiel auf. Der Machel war sonst ein fleißiger Kirchenbesucher, ei, das wohl! Sollte er krank sein? Hätte ihm doch der Schauder geschadet? Es geschähe ihm schon recht, dem Frevler, dem Schelm, dem — ach, meine Ochsen! — Als beim Nachmittagssegen der Michelmachel wieder nicht in der Kirche war, wurde der Hopf erst ein bißchen neugierig und er fragte einen Knecht des Machel, ob sein Bauer wohl auf einer Wallfahrt oder auf einem Viehhandel aus sei?

„Redlich wahr, das weiß ich selber nit,“ antwortete der Knecht. „Soviel ich weiß, ist er seit der gestrigen Begräbnisfeier gar nicht heimgekommen — weil die Bäuerin so geschimpft hat, heut' früh.“

„Die Bäuerin hat geschimpft, daß der Bauer nicht heimgekommen wär'?“ fragte der Hopf. „Der Machel hat gestern stark getrunken. Am End' hat er sich wo verschlafen?“

„Kann wohl sein, kann wohl sein,“ sagte der Knecht, „na, macht nichts, heut' ist eh Sonntag.“

Jetzt wurde dem Hopf etwas uneben zumute; er

ging hinter den Häusern des Dorfes zum Friedhof hinaus und wußte nicht recht, warum. Auch wußte er eigentlich nicht, warum er gerade hinter den Häusern, wo kein rechter Weg war, dahinstieg. Auf dem Friedhofe eilte er dem Grabe des Rosensteiners zu; das war geschlossen, darüber rundete sich ein Hügel aus frischer, rötlicher Erde. — Wenn er — so arbeitete es jetzt im kleinen Haupte des Hopf — wenn er vor Entsetzen ohnmächtig geworden wäre! Oder wenn er doch so fest geschlafen hätte in seinem martialischen Rausche, daß — Nein, es ist nicht auszudenken!

Dort vor dem Häuschen saß der Totengräber, rauchte aus seinem Nasenwärmer und blickte wohlgefällig hin über sein reichbestelltes Feld. Er sah zwar nicht viel, denn auf dem einen Auge hatte er ein „Blümel" und das andere war altersschwach. Schon ganz nahe war der Hopf, als er ihn bemerkte. Je, ist das nicht der Hopfbauer? Gar säumig und schleichend kommt er heran. Was nur der wieder will!

„Tust halt ein bissel rasten, Vater Adam!" so redete der Bauer ihn mit lauter Stimme an, denn der Totengräber war „großhörig", so nennt man Leute, welche nur großen Lärm hören, kleinen nicht.

„Rasten, wohl, wohl, tut mir eh schon not." So die Antwort.

Lehnte sich der Hopf an den Zaun hin, schaute unsicher umher, als suche er etwas. Er suchte nach einer Form für seine Frage.

„Bist wohl eh fleißig gewesen, Vater Adam,“ sagte er endlich.

„Muß halt sein.“

„Hast dich geschleunt mit dem Zumachen — beim Rosensteiner.“

„Wohl eh. Heut' bei der Nacht hab' ich die Gruben verschüttet. Der Herr Pfarrer mag's nicht leiden, wenn ein Grab über Nacht offen bleibt.“

„Bei der Nacht, sagst? Heut' bei der Nacht?“ stammelte der Bauer. „Aber daß du dich nicht fürchten tust, so bei der Nacht!“

„Eh, vor wem denn?“ lacht der Totengräber heiser. „Etwan, daß sich andere vor mir fürchten, das kunnt' sich schon zutragen.“

„Tust nie was wahrnehmen, so bei den Gräbern?“ fragte der Hopf forschend. „Fürwitzige Leut', oder Besoffene, oder so was?“

„Ich schau nicht viel um.“

„Und heute nacht, hast niemand gesehen beim Grab? Oder unten? Oder heraufsteigen?“

„Laß mich aus,“ rief der Alte unwillig, „man schaufelt zu und geht wieder schlafen.“ —

Der Hopf ging zum Friedhofe hinaus, es war mehr ein Taumeln, als ein Gehen. Draußen klammerte er die knochigen Finger ineinander und murmelte: „Nicht anders! Nicht anders!“

Am Abende saß er auf der Bank vor dem Stanger-

hause und klagte es dem Nachbar: „Ich möcht' ins Wasser springen!"

„Ist dir denn gar so heiß?" entgegnete der Stanger.

„Der Machel! Denk' dir, der Michelmachel!"

„Was ist's denn mit dem Michelmachel?"

„Lebendig begraben!"

„Wer sagt denn das? Kann er nicht früher gestorben sein?" Wie im Spaß redete er so, der Stanger. „Kann dir ja recht sein. Erbst ein Paar Ochsen von ihm."

„Der höllische Höllteufel soll die Ochsen holen!"

„Die Ochsen? Was soll der höllische Höllteufel nur mit den Ochsen anfangen? Der ist kein Freund von Rindsbraten, der weiß sich ein besseres Fleisch, Hopfnachbar!"

„Du bist auch dabei gewesen!" rief der Hopf.

„Als Zeuge, nicht als Wettender!"

„Du hast uns hineingefoppt, und jetzt redest so! Und jetzt ist er lebendig begraben!"

„Jetzt nicht mehr."

„Natürlich, weil er jetzt schon tot ist," jammerte der Hopf. „Daß er mir so was hat angetan! In seiner schauderhaften Leichtsinnigkeit! Sich vor lauter Rauschdusel auf den Kirchhof schleppen und in die Gruben werfen lassen! — Armer Hascher!"

Er verhüllte mit den Händen das Gesicht.

Sie wurden in ihrer Unterhaltung gestört von einem eilends des Weges laufenden Weibe.

„So hat er mir's noch nie aufgeführt!“ rief sie vor sich in die Luft hinein. „Und nicht einmal in den Wirtshäusern ist er zu finden! Michel, Michel! Wenn du nicht bald heimgehst! Es wird dir alleweil gefährlicher, ich sag' dir's! — Seit der Totenzehrung nimmer daheim gewest! — „Wißt denn ihr nichts von meinem Mann?“ fragte sie den beiden Bauern zu.

Was sollten sie nur darauf antworten? Sie antworteten gar nichts und das Michelmachel-Weib wütete weiter.

Von Schlaf konnte in der folgenden Nacht beim Hopf keine Rede sein. Die Leinwanddecke lastete schwer und erstickend wie fünf Schuh Erde über ihm. Lag er doch auf dem Sarge des Rosensteiners ganz enge neben dem Machel. Schon turmhoch wuchtete die Erde über ihnen und der Totengräber schaufelte immer noch drauf. Schon grünte der Rasen über dem Grabe, aber sie konnten immer noch nicht sterben; sie rangen miteinander, zausten sich bei Haar und Bart, bissen sich bei den Nasen, und das alles der Paar Ochsen wegen, die auf dem Hügel behaglich grasten und gleichzeitig den Boden düngten für nächstes Jahr, da die lebendig Begrabenen in der Tiefe immer noch miteinander raufen werden. — Oh, das war eine Nacht!

Am nächsten Tage strich der Hopf so umher, erschrak vor jedem Baumrascheln und vor jedem Vogelpfiff. Beim Drachenwirt kehrte er ein, vielleicht wärmt der Wein. Den Bauer fröstelte.

Der Drachenwirt blickte ihn sehr forschend an, setzte sich zu ihm und sagte in gleichgültigem Tone:

„Nun, wer hat denn die Wette gewonnen?"

„Dummheiten!" knurrte der Hopf.

„Welcher ist denn eigentlich länger, der Machel oder der Rosensteiner?"

„In Fried' laß mich!"

„Du, Hopf," fragte der Wirt, „weißt du auch nicht, wo der Michelmachel kunnt sein? Er ist seit der Samstagnacht nicht mehr gesehen worden."

„Du wirst es besser wissen, wir haben ihn bei dir da in der Stuben sitzen lassen."

Der Hopf merkte, daß der Wein heute seine Schuldigkeit nicht tat. Als er bei der Tür hinauswollte, traten ihm zwei Gendarmen entgegen.

„Was kann ich dafür? Was kann ich dafür!" lärmte der Hopf ihnen ganz dumm entgegen, bevor sie noch eigentlich nach was gefragt hatten. Nun, da haben sie ihn in Empfang genommen.

Als der Bauer in so verläßlicher Begleitung den Wiesenweg dahinging, sah er seine Herden weiden. „Ochsen, Ochsen!" stöhnte er auf. Tiefstes Weltleid und strengste Selbsterkenntnis lagen in diesem Rufe. Vom Waldberge herab kam ein Mann gegangen, der hatte einen Strick und einen Stock bei sich, vor der Herde stand er prüfend still. Mit einer stechenden Fistelstimme lachte der Hopf plötzlich auf, wies mit beiden Zeigefingern hin: „Da ist er ja! Da ist er ja, der Schelm, der Erzschelm!"

Und der da niedergestiegen war vom Waldberge gegen die Rinder, das war der Michelmachel, lebendig über und über, und kein Erdstäubchen klebte an seinen Kleidern. Er kam um sein Ochsenpaar.

Damit hat die merkwürdige Geschichte ein Ende. Und wenn man ihn fragt, den Michelmachel, wo er die zwei Tage zugebracht, so schmunzelt er höllisch verschmitzt. Und wenn ihn der Wirt oder gar der Gendarm schärfer fragt, so gesteht er ganz treuherzig, auf seiner Alm sei er oben gewesen, um sich ein bissel auslüften zu lassen. Und wenn ihn der Hopf auf sein Gewissen fragt, warum der Michelmachel ihn in solche Angst versetzt, so antwortet der Michelmachel: „Ich hab' nur dein Paar Ochsen reif werden lassen wollen. Verstehst? Heut' gibst du mir sie lieber, als du's gestern hättest gegeben. Ich bin meine geschlagene Stund' auf dem Brette gelegen, nachher eilends herausgekrochen, just noch ehe der Vater Adam angefangen hat zu schaufeln. — Die da, die zwei Falben sind's, gelt? wir wollen sie bald herfürkriegen!"

In demselben Augenblicke, als die Gendarmen den Hopf freiließen, nahm der Michelmachel das schöne Ochsenpaar an den Strick. Und als der Hopf solches sehen mußte, hieb er sich die Faust an die Stirn, daß es dröhnte. „Und den hab' ich bejammert?! O ich —"

Vom zurückgeläuteten Toten.

Mit aufgeschürztem Vortuch und scharfem Messer stand er im Kreise seiner Zöglinge, und schnitt ihnen der Reihe nach die Köpfe ab. Warf sie in einen Leiterwagen zusammen und die Stengel standen kahl da im Krautgarten. Hinterher kam das Weib und hackte auch die Stengel ab. Die Krautköpfe den Knechten und Dirnen, die Krautstengel den Schweinen, so spielte das traute Paar die Vorsehung für den Winter.

Auf einmal bog sich die krumme Alte geradewärts und horchte.

„Hörst nix, Fockel?“ fragte sie ihren Mann.

Der stand auch still, legte die hohle Hand ans Ohr, machte einen kurzen Pfiff und sagte: „Läuten tuns.“

„Was mögen's denn läuten? Im hellen Werktag.“

„Für unsere geköpften Krautgebel 'leicht freilich nit.“

Schaf, du! dachte sie, sagte es aber nicht, denn er war Schultheiß.

Hastete der Halter Nickel am Feldrain heran: „Wißt's es schon? Wißt's es schon?“

„Was denn? Was ist denn geschehen?“

Der Halter atemlos: „Läuten tun's!“

„Das hören wir ja, du Popel! Warum läuten sie?“

„'s selb weiß ich selber nit.“

Vom Dorfe her brummte es lange. Dann setzte das Läuten ab und begann wieder.

„Totenschauer läuten! 's hat wieder einer dran glauben müssen,“ meinte der Fock und schnitt Köpfe.

Über den Feldweg kam der Feidelbub mit dem Rübenkarren gefahren, der berichtete, gestorben sei jemand.

„Du, Fock, du Schultheißfock!“ rief der Halter, „jetzt weiß ich schon, weswegen sie läuten. Gestorben ist wer!“

Kam auch schon der Briefbote gegangen: „Eine Neuigkeit, meine Herren und Damen! Der Silsam ist gestorben!“

Dem Fock fiel das Messer aus der Hand, der Fockin die Hacke. Der reiche, kerngesunde Silsam! Der ehrengeachtete Nachbar Silsam!

„'s Herzschlagel. In der Flachsdörrkammer.“

Na, jetzt wußten sie auch, woran und wo.

„Mich g'freut's nimmer, 's Krautköpfen,“ meinte der Schultheiß. „'s ist eh eine Sitzung. Ich geh' zum Michelwirt.“

„Tut's lieber beten!“ ermahnte die Fockin.

„Halt deinen Knödelbeißer!“ gab der Fock rüde zurück und fiffelte davon.

„Ins Wirtshaus, jetzt!“ sagte der Halter. „Da tät' ich was Gescheiteres wissen! Tut's beten!“ Dann trottete er der Alm zu und freute sich über seine Klugheit, daß er

gleich gewußt hatte, gestorben wäre einer und beten sollten sie!

Die anderen eilten ins Dorf. Dort war alles aufgeregt und fast in gehobener Stimmung. Es trägt sich doch so selten was zu in Ober-Abelsberg. Jährlich zwei, drei Leichen, dann ist's aber auch ein Volksfest. Bis auf einen Stiefbruder hatte der Silsam keinen Verwandten gehabt, also tat das Totenklagen niemandem weh, man trank dabei, man munkelte dabei, seufzte ein- ums andere Mal: 's ist schad' um ihn! Wem er's nur vermacht haben wird! — Und im ganzen gab es eine rechte Unterhaltung.

Weil der Silsam ein guter Christ gewesen und sonst auch was, so gab es natürlich ein großes Leichenbegängnis. Der Pfarrer betete am Grabe nicht drei Vaterunser, wie es sonst geschah, sondern sieben, und die Gemeinde half wacker mit, den verstorbenen Mitgenossen ins Himmelreich hineinzubeten. Die drei Glocken läuteten eine ganze Stunde lang, die große brummte in langsamen Schlägen, die mittlere schlug ihre helleren und schnelleren Klänge, und die kleine bimmelte mit hastigen Schrittlein drunter her. Etliche mochten betend sich bei solchem Begängnisse wohl der irdischen Vergänglichkeit erinnert haben, die meisten dachten nichts, als etwa, daß bei diesem Knien auf den Erdschollen die Hosen schmutzig werden.

Als es vorüber war, sagten sie untereinander: „So, das wäre auch vorbei."

Aber es war nicht vorbei, es fing erst an, und in

der alten Chronik ist die unerhörte Geschichte verbucht. — Als der Silsam bestattet war, erhob sich auf einmal die Mär, der Silsam sei nicht gestorben. Er sei zwar tot, aber nicht gestorben wie andere Leute, er habe sich — selbst —

Es mußte noch einmal vorzeitig Feierabend gemacht werden in den Gärten, auf den Feldern, und das Wirtshaus war so übervoll, daß der Michelwirt es sogar wagte mit dem abgestandenen Faß Bier, das er schon halb und halb für den Schweinstrog bestimmt gehabt hatte. Der Strick wurde herumgelangt von Tisch zu Tisch, ein schmales Korbband war es eigentlich, mancher versuchte spaßeshalber seine Zähigkeit. „Halten tät's es! Gehalten hat's es!"

Des Verstorbenen Bruder, der Berthold, hätte vielleicht alles gewußt, aber er war nicht vorhanden. Der Pfarrer ließ ihn holen aus der Holzknechtkaserne, aber der Berthold wollte nichts sagen. Er hatte schon zuviel gesagt, nachts im Traume: „Bruder, Bruder, warum hast du mir das getan? Müssen alle warten aufs andere Sterben, hättest nit du auch warten können? Was pressiert's denn so, die Ewigkeit rennt dir nit davon! Wenn's aufkommt, scharren sie dich ein, wie einen Hund. Die Leut' sind Teufel bei so was, und die Schand' kommt auf mich!" So hatte der alte Berthold im Traum geschwätzt in der Kasern', bis er nachher scharf ins Verhör genommen wurde. Na, halt am Strick habe er ihn gefunden, in der Flachskammer. Und warum? Kein Mensch

wußte es. Der Silſam war in früherer Zeit immer ſo heiter geweſen, ſo angeſehen und wohlhabend. Wo muß nun der Teuxel denn geſteckt haben? Der Berthold konnte ſich's ſchon denken, als er in den Truhen Geld ſuchte und Schuldbriefe fand. Am nächſten Allerheiligentag wird der eine fällig, der große, und der Klotzbauer wird herüberkommen aus dem Galtental und alle Herrlichkeit ausblaſen. So ein Schuldbrief iſt weniger als nichts. Armut! Mit der wär' am Ende noch fertig zu werden, der Menſch — wenn man's recht nimmt — braucht ja nicht viel, aber der Gläubiger Wut und der Leute Hohn! Das mochte der Silſam bedacht haben, als er vom Felde Rüben heimtrug. Das Korbband wetzte ihm an der Schulter herum; ſtrich ein wenig an den Hals und flüſterte ihm ins Ohr: „Ich wär' das beſte. Verſäumen täteſt du nichts mehr auf der Welt. Auf dieſer dummen Welt! Ich tät' gar nit ſo weh. Ein biſſel anziehen, ein biſſel blau vor den Augen, und gut iſt's. Einmal iſt einer zu früh abgeſchnitten worden, der hat geſagt: Ihr verflixten Leut', es wäre ſo angenehm geweſt, es hat juſt ſo ſchön gegruſelt über den Buckel hinab. — Probier's mit mir. Taugt's dir nit, kannſt dich ja auf die Füß' ſtellen." O, dieſer hölliſche Korbſtrick! — Und dann hat ihn der Bruder gefunden, auf die Füße geſtellt hatte er ſich nicht mehr, aber die Zunge hat er der Welt vorgeſtreckt, wie ein Bub, der jemandem ein boshaftes Schnippchen geſchlagen.

Halb hörte ſolches der Pfarrer aus dem Munde des Berthold, halb dachte er ſich's, und es wäre nur gut, daß

es jetzt erst aufgekommen, da der arme Mensch schon mit christlichem Segen in der Erde ruht.

Nun aber standen etliche Bauern zusammen, meldeten sich im Pfarrhof und was jetzt zu machen wäre?

„Was wird zu machen sein," meinte der Pfarrer, „nichts."

„Aber das können wir nicht dulden! Auf dem geweihten Kirchhof, wo wir selber einmal liegen sollen, unsere Weiber und Kinder, da können wir keinen Selbstmörder brauchen. 'raus muß er!"

„Ja, Hochwürden Pfarrer, 'raus muß er! Und das heilig Gebet, das wir für ihn gehalten, nehmen wir auch wieder zurück!"

Dem Pfarrer war ungleich. Man solle lieber kein Aufsehen machen, und den armen Silsam ruhig schlafen lassen.

„Kein Aufsehen! Ruhig schlafen, der Gottlose, in geweihter Erden!" schrien die Bauern, „wenn einmal die Geistlinger selber so reden, dann ist's kein Wunder, wenn der Antichrist anruckt!"

Der Pfarrer war ein wenig betroffen, daß seine Pfarrkinder manche Predigt, die im Laufe der Zeit gehalten worden, so ernstgenommen, daß sie so fest waren im „Glauben". Er konnte sich eigentlich dazu gratulieren, aber eine Stimme in seinem Menschenherzen sagte doch: Knöpfe sind's! Pharisäer sind's!

Er besprach sich mit Fock, dem Schultheiß, was da zu machen wäre.

Der Schultheiß rieb sich am Kinn, es war leidlich glatt rasiert, glotzte tiefsinnig drein, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Na!“

Das war aber dem Pfarrer zu wenig.

Und der Schultheiß sprach: „Pfarrer, lassen wir ihn drinnen. Aber das Grab muß er bezahlen, das geweihte, das ihm nicht gebührt. Hundert Taler für die Gemeinde werden nit zuviel sein.“

„Und die Kirche? Soll die schon wieder einmal leer ausgehen?“

„Der Friedhof gehört der Gemeinde, wird von der Gemeinde erhalten, was einkommt, gehört also auch der Gemeinde. Wem's nit recht ist, der soll klagen!“

„Du bist und bleibst ein Steinschädel!“ sagte der Pfarrer, bestand aber nicht weiter auf seiner kirchlichen Forderung, weil er's insgeheim ja wußte vom Berthold, der Silsam habe nichts hinterlassen.

Am nächsten Tage wußte es freilich auch der Schultheiß.

„Nichts da ist?! Das ist doch ein hautschlechter Kerl gewesen, dieser Silsam. Ohne Umstände heraus mit ihm!“ So das würdige Gemeindeoberhaupt, und hieb zornig mit der Faust auf den Tisch.

Da sagte der Pfarrer bescheidentlich: „Wenn nichts da ist, dann soll man ihn erst recht liegen lassen, wo er liegt. Das Exhumieren kostet ja Geld, wer soll's zahlen?“

„Die Kirche soll's zahlen!" sagte der Schultheiß, „denn der Kirche wäre es zugestanden, sich vorher zu überzeugen, ob der Tote auch richtig in geweihte Erde gehört oder nit!"

„Mit dir will ich nicht streiten, macht's was 's wollt's," sagte der Pfarrer und ging davon.

Der Schultheiß zog den Berthold heran, des Verstorbenen Bruder: „Hörst, Mensch, du bist der Bruder, du bist der Erbe. Willst zahlen, daß er liegen bleiben darf?"

„Du Patsch!" gab der Berthold geringschätzig zur Antwort. Sonst sagte er nichts.

„Gut, du wirst zahlen fürs Ausgraben."

Der Berthold steckte den Daumen zwischen den Zeige- und den langen Finger, bog die letzteren ein, so daß der Daumen hinten hinaus stand, und hielt solche zierliche Figur dem Schultheiß vor. Dieser gab ihm einen Fußtritt zur Tür hinaus, und damit war die Besprechung zu Ende.

Noch an demselben Tage kamen die Schaufler und begannen zu wühlen auf dem Grabe des Silsam. Der Pfarrer war nicht dabei, der ging unruhig in seinem Baumgarten auf und ab und murmelte: „Bestie, dein Name ist Mensch!" — Aber der alte gemütliche Mann war eingeschüchtert, und der Mut, mit dem er in früheren Jahren Glaubenseifer und Fehde gegen andersartige gepredigt hatte, ließ ihn jetzt im Stiche, da es galt, einen abscheulichen Frevel zu verhüten.

Auf dem Kirchhof hatte sich das halbe Dorf versammelt, aber nicht, um zu beten. Im Gegenteil, das vorige Begräbnisgebet mußte rückgängig gemacht werden. Der Kirchendiener mit dem käsweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar kniete während der Exhumierung vor dem großen Kreuze, hob die Hände auf und rief in einem halb singenden Tone: „Himmelgott! Wir haben vor drei Tagen für den Silsam sieben Vaterunser gebetet, tu' sie streichen. Verzeih' uns, daß wir so verblendet gewesen und für einen Selbstmörder gebetet haben, der in die Höllen gehört. — Verzeih' uns die Sünd'!"

„Amen!" sagte die Gemeinde.

Aber der Frieden war damit immer noch nicht ganz in die Gemüter zurückgekehrt. Denn nun fiel dem Klampfererschwend erst das Wichtigste ein: Die Glocken! — Hatten nicht die Kirchenglocken geläutet beim Begräbnis Dem Selbstmörder! Die Glocken sind entweiht! Man kann sie zu keinem Gottesdienst mehr brauchen! Das wär' sauber! Bei Hochzeiten Selbstmörderglocken! — Sie müssen umgegossen werden.

Jetzt, das Umgießen war aber nicht nach der Leute Sinn. Ob es die Gemeinde zu bestreiten habe, oder der Pfarrsprengel, zahlen müßten die Leute, und am Ende — so meinten sie — bliebe die Unweihe doch im Erz. Man müsse den Teufel anderswie austreiben. Der Kirchendiener mit dem käsweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar lehnte am Kreuz, hielt die Arme über der Brust verschränkt und sagte es nur so nebenbei hin: „Wir

haben das Gebet zurückgebetet, wir können ja auch die Glocken zurückläuten."

Wie? — Sie horchten hin. Die Glocken zurückläuten? „Das ist wieder einmal gescheit, Kirchenwaschel!" Die es sagten, tippten mit ihren Fingern auf die Stirn — das war soviel als zurückgelobt.

Der Kirchendiener sagte ganz gelassen: „Man braucht nur die Glockenklöppel umgekehrt einzuhängen, dann läutet's zurück."

Jetzt spotteten sie nicht mehr. Das war ein Gedanke! Das war ein Mittel. Das beste und das einzige. — Eilends machten sich etliche Bursche, der Klampferer, der Seiler und der Riemer darunter, mit Werkzeug auf den Turm, und nach drei Stunden läuteten die Glocken zurück. Sie klöckelten verdammt schrill, aber das war eben das Passende, und unter ihrem Bimmeln wurde der Sarg des Silsam aus der Grube gehoben. Am Strick schleiften sie die Masse über den Rasen hin, zum Tore hinaus. Der Abdecker leitete die Arbeit. Und draußen hinter der Kirchhofsmauer am Hagebuttenstrauch haben sie die Truhe eingescharrt.

Ein Anrainer wollte Verwahrung einlegen. Wie kam der Fidelveit dazu, bei seinem Acker eine solche Nachbarschaft zu haben?

„Ja, ja, Fidelveit," neckte der Klampferer, „nachher steigt dir der Silsam durch die Kornhalme herauf und ins Mehl!"

„Wie komm' ich dazu!" rief der Fidel dem Schultheiß entgegen.

„Halt dein Lugendorf!" fuhr ihn dieser an, damit war der Protest erledigt.

Aber nicht alles war damit erledigt, es ergaben sich immer noch neue Schwierigkeiten. Der Eckgrubenschuster warf die Frage auf von wegen der Totenzehrung. Nach dem ersten Begräbnis waren die Leute beim Michelwirt zusammengekommen, um für die Seelenruhe des Verstorbenen zu trinken. Diese Seelenruhe mußte jetzt auch zurückgetrunken werden. Nach dem vom Kirchendiener erfundenen Systeme war das gar nicht so schwer. Man setze sich umgekehrt zum Zechtisch, so daß ihm der Rücken zugewendet ist, und trinke. So haben sie sich rings um die Tische gesetzt, sich fest dran mit dem Rücken gestemmt und haben zurückgetrunken fünf Stunden lang.

Und während die Leute im Wirtshause soffen und gröhlten, schlich in der Dunkelheit und auf Umwegen der Pfarrer hinaus bis zum Raine hinter der Kirchhofsmauer. Dort am Hagebuttenstrauche brach er zwei dürre Äste, band sie mit einem Dornzweig kreuzweise zusammen und steckte das Kreuz auf den lockeren Schollenhügel.

Ein Abelsberger, der seinen Tod überlebte.

Wie? Ein dreißigjähriger Krieg hätte das ganze deutsche Volk an den Rand des Abgrundes gebracht? Und Joachim, der Zieler zu Abelsberg, führt einen fünfzigjährigen und ist munter wohlauf. Er dreht schon einen Strick, um das halbe Säkulum zu feiern — von anderen die goldene Hochzeit genannt. Mit diesem Strick will er über dem Eingang in ihre Schlafstube eine Tafel anbinden, der Inschrift: „Vivat, holde Braut!" Die Schlachten waren im ersten Vierteljahrhundert geschlagen worden, später, als die feindlichen Lager sich teilten, nahm es der Joachim nicht mehr so ernst und wenn die böse Frau gewaltig ausrückte, mit Worten zuerst, da lachte er — und mit dem Besenstiel zuletzt, da duckte er sich und sagte gemütlich: „Oha, jetzt wärest du mir beinahe mit deinem Besen angekommen."

Und dann sagte er: „Liebes Weib, wenn ich einmal gestorben bin, so wirst du ein schwarzes Gewand anziehen wollen. Das paßt aber nicht. In meinem Testament wird geschrieben stehen, daß du ein Jahr lang nach meinem Tod in einem weißen Kleid mit rosenroten Bändern umhergehen mußt, wenn du willst meine Erbin sein."

Da flennte sie kläglich, denn erstens muß man das tun, wenn vom Sterben die Rede ist und zweitens wußte sie doch, daß in ihren Jahren der Witwe schwarz weit besser stehen würde als weiß. Denn sie wird sehr traurig sein — wie kann man denn da ein weißes Kleid tragen mit rosenroten Bändern, dieweilen sie in die Kirche geht, oder im Walde Holz sammelt, wo die Jäger sind. Nein, das tut sie nicht, sie wird sich kleiden wie sie will. Oder soll sie etwa anfangen, den Willen ihres Mannes zu erfüllen, gerade wenn er tot ist?"

Aber eine alte Muhme hatte sie und die behauptete, mit einem letzten Willen ließe sich nicht spaßen. Wenn sie die Wirtschaft erben wolle, so müsse sie auch die Bedingung erfüllen, das sei einmal in der ganzen Welt so und dem größten Narren werde der letzte Wille befolgt, wenn eine Erbschaft dran hängt.

„Nein, ich will mich nicht lächerlich machen mit dem weißen Kleid. Dieser Bösewicht! Eine arme verlassene Frau, die so keine andere Freude mehr hat auf der Welt, als das bissel schwarz. Just zufleiß tut er's, daß er mich nach dem Tode noch peinigen kann! Nein, ich trag's nicht, das weiße Kleid! Ich trag's nicht!"

„Aber Närrchen," sagte die alte Base, „so weit ist es ja noch gar nicht. Vielleicht ändert er's. Und sonst hilfst dir auch leicht. Ich möcht' nur wissen, warum du gerade das weiße Kleid nicht sollst tragen wollen. Er sagt ja nicht, daß du's auswendig mußt tragen. Trag's einwendig!"

Das sah anders aus. Jetzt, wenn's nur schon dran wär'!

„Liebes Weib," sagte der Joachim dann eines Tages, „du würdest es schon gern sehen, daß ich abkratze. Muß nur noch um ein paar Wochen Nachsicht bitten. Die goldene Hochzeit möcht' ich halt noch gar so gern mit dir begehen. Weil wir halt soviel glücklich miteinander haben gelebt."

„Geh', hör mir auf und putz' dich nicht!" rief sie aus. „Wo du mir die ganze lange Zeit her das Leben hast sauer gemacht. Und jetzt möchtest dich prahlen mit dem Glück. Na, mach' du deine goldene Hochzeit nur allein, ich tu' nicht mit."

„Wirst eh recht haben," antwortete er. „Müssen überhaupt erst sehen, ob wir den Tag erleben."

„Mir ist's alle Tag' recht," sagte sie trübselig, und meinte natürlich das Sterben. „Ich hab' genug, will endlich einmal Ruh' haben."

Es war schwer für ihn, das Lachen zu verhalten. Sie, die seit fünfzig Jahren täglich ihren Stecken vom Zaun brach — sie will Ruh' haben!

„Vielleicht findest sie bald," sprach er. So oder so. Nur nicht verzweifeln. Der Herrgott wird dich schon erlösen."

„Natürlich," loderte sie auf, „das wär' dir halt recht. Kannst wohl schon nicht erwarten, bis mich der Herrgott zu sich nimmt. Hast dir sicher schon eine andere hergerichtet. Ich unglückliches Weib!" Ihre Finger

krümmten sich, er eilte rasch zur Tür hinaus. Dort sagte er für sich: „Wenn eins gescheit ist und das andere dumm — dann geht's."

Sie hörte es. „Wer ist dumm?"

„Aber, Weibel, wer denn? Das ist doch keine Frage! Ich bin dumm."

Sie wendete sich ihrer Muhme zu, die am Ofen saß und Garn auf die Spule wand. Gehobenen Kopfes, mit triumphierendem Gesichte schaute sie um sich. Siegerin, wie jeden Tag!

Aber die Woche endete nicht, ohne daß etwas geschah. An jenem Abende waren sie im Zimmer beisammen. Die Muhme spulte Garn, das Eheweib spann und der Joachim saß auf dem Dreifuß und nagelte einen Bergschuh. Es begann schon ein wenig zu dunkeln, der Alte rückte den Dreifuß näher ans Fenster, um an der Ferse noch die letzten Nägel eintreiben zu können. Das geschah aber nicht, der Hammer fiel zu Boden und der Joachim lehnte sich an die Wand zurück.

„Stanzl!" sagte die Muhme leise, „du, Stanzl, schau! Was tut er denn?"

„Ja, allemal!" antwortete das Eheweib, „sobald eine Wolke für die Sonne geht, ist's bei dem Feierabend. Man muß ihn einsalzen, daß er nicht zu stinken anhebt vor Faulheit."

„Wenn's nur nit gar was anderes ist!" sagte die Muhme und stand auf. „Es scheint, Stanzl, du wirst das weiße Kleid anlegen!"

Das Eheweib schob nun das Spinnrad beiseite, eilte zu ihrem Mann und sah, daß er im Sterben war. Er lehnte am Brett, er verzerrte den Mund, die Augen gingen ihm über, in der Kehle gurgelte das Todesröcheln.

Die Muhme zündete rasch die Kerze an — das Sterbelicht, die Ehefrau fuhr mit feuchtem Lappen über sein Gesicht und redete auf ihn ein. Er hörte nichts mehr, die Augen brachen ein.

„Kennst mich denn nicht, Joachim?" rief sie. „Ich bin bei dir! — Ich, dein treues Weib. Hörst du es? Aber, Mann, ums Himmels willen! Wirst mich doch nicht verlassen! Jetzt auf einmal! O heilige Katharina, halt' ihn fest, lass' ihn nicht sterben! Joachim! Willst denn fort von mir? Was hab' ich dir denn getan, du lieber Mann, daß du mich willst verlassen! Sollt's einmal ein Mißverständnis gegeben haben, so mußt verzeihen. Nur ein bissel bleib' noch bei mir und lass' mich nicht allein auf der Welt. Schau, du bist ja mein Lieb! Ohne deiner kann ich nicht leben, bist mein Lieb, mein einziges! — Willst denn richtig schon gehen? So nimm mich mit dir, Joachim, mein Joachim! Nimm mich mit! Nur einmal noch schau mich an! Ich bitte dich gar schön, tu' mich nicht verlassen. Es ist ja nur eine Ohnmacht, du wirst mir noch einmal munter! Gelt, Joachim, du wirst mir noch einmal munter! Ich weiß ja nichts, ich kann mir ja nicht helfen. " Laut schrie sie ihm ins Ohr: „Wo ist denn 's Geld aufgehoben? In der Ledertruhen? Im Heu? Sag' doch noch ein Wort! Oder ist's im

Schüttkasten? Nur einmal noch komm' zu dir selber. Fünfzig Jahr' bist mir herztreu gewesen und jetzt willst mir keine einzige Stund' mehr schenken! Verlass' mich nicht, mein lieber Mann, tu' mir das nicht an, daß du mir so willst sterben!"

So klagte sie laut und ungestüm, schaute hilfesuchend nach der betenden Muhme, streichelte zärtlich den Joachim. Dieser ließ Hand und Kopf hängen, wachte nicht mehr auf, schaute sie nicht mehr an — war tot.

Als die traute Ehefrau Konstantia endlich dran glauben mußte, hat sie ein bissel geflennt. Dann fuhr sie sich mit dem Ärmling über das Gesicht, trat fest auf den Boden und sagte hart und gelassen: „So, jetzt wär' das auch vorbei, jetzt gibt's zu tun."

Sofort entwarf sie den Plan. Sie geht ins Dorf zum Pfarrer und läßt läuten. Die Muhme muß zum Bäcker, zum Fleischer, das Totenmahl zu bestellen. Der Tote bleibt liegen auf der Bank, wie er hingesunken ist. — Was zieht man denn gleich an, als Witwe? Das weiße ist ja noch nicht fertig. Aus dem Kasten das bessere Gewand. Trauer? Ist am ersten Tag noch nicht der Brauch. Also das gewöhnliche braune Kleid mit den roten Tupfen. Man soll nicht finden, als wäre sie vorbereitet gewesen. Aber auch zu glatt und nett soll sie sich nicht machen. Der Schreck, der Schmerz muß auch auswendig zu erkennen sein. — Eine Viertelstunde später klappt die Tür zu und der Tote ist im Hause allein.

Wie er es merkt, sie wären fort, hebt er sachte den

Kopf und stemmt sich auf den Ellbogen. Dann reibt er sich mit der Hand das Kinn, die Wangen, die Stirn und murmelt: „Teuxel, das ist schwerer, wie ich mir's vorgestellt hab'. Wie sie mir herumgefahren ist im Gesicht mit den nassen Bratzen! — Geweint hat sie wirklich — das hätte ich mir nicht verhofft. Na — ungeschickt gelegt hab' ich mich." Er saß auf und rieb sich das Bein. „Ganz der Fuß ist mir tot worden." Dann stieg er aufs Fletz und war erstaunt über das Ereignis, das er nun erlebt oder vielmehr erstorben hatte. Es war finster geworden, aber da brannte ja seine Sterbekerze. Das ist unheimlich, er zündete einen Leuchtspan an und löschte die Kerze aus. Er ging zum Herde, ob er nicht Feuer machen sollte. Daß es heimlicher werde. Auch fröstelte ihn. — Über den Rücken rieselt's so sonderbar — wie Schüttelfrost. Pfui! Und keine Luft ist im Zimmer. Ein Fenster auf. Im Dorfe läuten sie. Was läuten sie denn im Dorf? Daß es so schauerlich sein kann, wenn man im Hause allein ist! — Er will zur Tür hinaus, die zitternden Beine stolpern an der Schwelle, er fällt zusammen. Liegen bleiben darf er nicht, sapperlot, das wär' gefehlt. Am Ende —! Am Ende behält sie auch diesmal wieder recht. — Er erhebt sich, trachtet seinem Bette zu.

Nach einer Stunde kommt die Ehefrau mit den Nachbarinnen. Während sie Licht macht, ruft sie aus: „O meine lieben Leute, seht, da liegt er mir!"

Aber er lag nicht dort, wohin sie zeigte.

„Du erlaubst schon, Stanzl," redete er aus dem

Winkel zwischen schlotternden Zähnen hervor, „ich bin ins Bett gegangen. Da stirbt sich's kamodter."

Natürlich ein Aufkreischen in der Stube und ein Hinausstieben der Weiber zur Tür.

So hatte Joachim Zeit zum Überlegen, wie er sich nun herauswinden wollte. — Gesehen hatte er die Wirkung seines Todes — das war so eine Art Achtungserfolg gewesen. Weiter pressierte es ihm nicht. Wenn man die Leute zum Narren hält, läßt sich die närrische Welt zur Not ertragen.

Es dauerte hübsch lange, wie sie ihn so allein ließen. Das ertrug sich jetzt recht gut, seine Todesangst hatte sich bei dem Wiedersehen mit seiner Gesponsin wieder in Schelmerei umgewandelt. Und als sie dann erschienen, die Stanzl, die Muhme mit den Nachbarinnen und Nachbarn, und als sie ihm mit dem Span ins Gesicht leuchteten, da reckte er ihr die Hand entgegen: „Weil du gar so fleißig gebetet hast, meine gute Stanzl, daß ich doch noch einmal zurückkommen soll — schau, so bin ich halt wieder da."

„Um eine glückliche Sterbstund' betet man, alter Tepp!" rief sie und die Sache war wieder auf der altgewohnten Höhe.

Drei Wochen später haben sie die goldene Hochzeit gefeiert, wobei die ganze Gemeinde tief gerührt war, mit Ausnahme des Hochzeitspaares. Sie brummte fortwährend über ihren Mann und tat, als hielte sie ihn zum Schlechtesten. Er aber — hielt sie zum besten.

Wie Abelsberg herabgekommen ist.

Das Herz lachte einem, wenn man an Abelsberg dachte. Es war ein blühender Ort. Es war eine Hauptpoststation, und was das besagt, kann ein Zeitgenosse der Eisenbahn kaum ermessen. Ein Postort war der Herr und Gebieter des Reisenden und nahm ihm erkleckliches Passiergeld ab. Vom Wirt und Sattler bis hinab zum Wagner, Hufschmied, Krämer, Schuster, Rasierer, alle Gewerbe sogen an der gemeinsamen Mutterbrust „Postkutsche“, und sogen sich daran voll und fett.

Allmählich kam die neue Zeit, und sogar mit ihrer Eisenbahn. Aber die alten Menschen änderten sich nicht. Abelsberg nahm nichts wahr, trottete und taumelte so im alten Trab dahin. Wo es aber mittat beim neuen, da mißverstand es den Geist und machte alles verkehrt. Von der Freiheit des Wortes machten die guten Abelsberger den ausgiebigsten Gebrauch; sie setzten sich in Wirtshäuser zusammen, politisierten über Kaiser und Reich, schlugen mit markigen Worten tapfer auf Regierung und Behörden los, auf Staats- und Gemeindezustände, auf alles Denkbare, was sie anging und was sie nicht an-

ging. Als die Wahlen kamen, waren sie auch nicht faul, mit dem Munde zu revoltieren und zu reformieren; leider hatten sie — arbeitsam wie sie schon waren — nicht Zeit, zur Urne zu gehen und ihre Stimmen dort abzugeben. So fiel fürs erste die Gemeindevertretung auf den Großgrundbesitz der Umgebung und dieser wand den Bürgern des Ortes rasch den Herrscherstab aus der Hand, so daß die Bürger in ihrem eigenen Weiler fast wie Fremdlinge waren und von der Gnade der Umgebung abhingen. Großherzig, wie der Abelsberger von jeher gewesen, machte er sich nichts draus und dachte: also brauche ich mich um diese leidigen Gemeindesachen nicht zu kümmern, kann ruhig meinem Erwerbe leben und verfeinde mich mit keinem Kunden, wenn ich zu keiner Partei und zu keinem Rate gehöre.

Er kümmerte sich nun auch tatsächlich weder um Welthändel noch um Kommunalangelegenheiten. Die Verrottung eines Ortes zeigt sich am klarsten in der Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit für geistige Dinge. Der Abelsberger kümmerte sich auch nicht um sein Geschäft. Das ging doch eigentlich von selbst, denn man hat verläßliche Leute, auch einen tüchtigen Geschäftsführer, so kann man sich selber wohlsein lassen. Man lebt ja nur einmal. Des Morgens ist das Bett am besten. Vormittags auf ein Glas Bier ins Wirtshaus, eine Pfeife, ein Plausch. Zu Mittag lassen wir uns nichts abgehen, warum sollen wir uns etwas abgehen lassen, wir haben gearbeitet genug unser Lebtag! Dann das Nachmittags-

schläfchen bis zum Kaffee. Nach demselben im Geschäft nachsehen, ob alles in Ordnung geht, denn umsichtig sind wir immer und „das Geschäft, das ist die Hauptsache“!

Weil man mit der Zeit gehen muß, so haben wir unseren Gesangverein und unseren Turnverein. Tägliche Übung im Wirtsgarten und Probe im Wirtshause. Beim Geburtstage und Namensfeste eines jeden Mitgliedes Ständchen vor dem Hause desselben und später fröhliche Tafelrunde in dem Hause des Gefeierten. Immer heiter. — Also hat der Abelsberger von sich und seinen geselligen Talenten keine schlechte Meinung, und natürlich auch keinen Grund dazu. Andere Leute denken freilich wieder anders, sie sagen, dieses Abelsberg wäre ein verlottertes Phäakennest. Sie beklagen sich über die Schlamperei und Unverläßlichkeit der Gewerbsleute. Die Handwerker, aus denen das Bürgertum des Städtchens eigentlich besteht, seien in eine große Schleuderhaftigkeit und Lässigkeit hineingeraten, es liege ihnen nichts mehr an ihrem Geschäfte, sie setzten keinen Stolz mehr daran, gute Ware zu liefern, sondern hätten ihr Auge mehr auf augenblicklichen Geldgewinn gerichtet. Und nicht einmal hierin wären sie praktisch. Sie übernähmen wohl Bestellungen, sicherten auch mit großer Bestimmtheit die rechtzeitige Ausführung zu, hielten aber nie Wort. Es sei noch nicht dagewesen, daß der Maurer an dem Tage erschienen, an dem er sein Erscheinen zugesagt; es sei ganz undenkbar, daß der Schmied eine Feuerzange oder ein Torband zu dem versprochenen Termine abliefere, und eher würde der

Stadtkirchturm von Abelsberg sich auf die Spitze stellen, als ein Abelsberger Schneider eine Hose an dem Tage fertig habe, für den er sie mit heiligen Eiden zugesagt. Um einige Tage muß gelogen sein. Und wenn der Mann bei seiner Arbeitslosigkeit aus Langeweile vergehen müßte, so dürfte er trotzdem die Arbeit nicht zur bestimmten Zeit fertig haben, es muß gelogen sein. Und kommt das Bestellte endlich zustande, so müßt's ein Wunder sein, wenn es den Wünschen des Bestellers entspreche. Ein echter Abelsberger Gewerbsmann arbeitet nicht nach den Ansprüchen der Kunden, sondern nach seinem eigenen Gutdünken. Die Ungenauigkeit, das Nichtworthalten scheint in Abelsberg die Geschäftsehre zu sein, so wie anderswo die Verläßlichkeit und Pünktlichkeit es ist. Wenn der Mann aus lauter Untätigkeit sich auch nur schwer vor üblem Geruch zu bewahren weiß, wenn seine Familie manchmal wegen Erwerbslosigkeit am Hungertuche nagt, so muß doch der Anschein gewahrt werden, als ob das Geschäft im lebhaften Betriebe stünde und als ob man auf den einzelnen Kunden nicht anstehe. — Dieser noble Zug des kleinen Gewerbsmannes ist wohl auch anderswo zu finden, wie kann er sich da noch wundern, daß mit der Großindustrie nicht zu konkurrieren ist! Nicht in allem, aber in vielem könnte die Werkstatt mit der Fabrik den Wettkampf erfolgreich bestehen, wenn der kleine Gewerbsmann arbeitsam, gewissenhaft, verläßlich und tüchtig wäre, wenn er ordentliche Ware lieferte, Wort hielte und sich mit bürgerlichem Gewinn begnügte. Das

aber ist auch eine Eigenschaft unseres Kleingewerbestandes zu Abelsberg, je weniger Arbeit ein Meister hat, je protziger und teurer tritt er mit seiner Ware auf, als ob der einzelne Kunde, der ihm doch einmal zuläuft, den Ausfall der übrigen decken müßte.

Wenn die Fabrik schlecht und billig liefert, so liefert die Werkstatt zu Abelsberg schlecht und teuer; freilich lachen dazu die fremden Agenten, die im Orte Tag für Tag ihre Fabriksware anpreisen und gegen alle möglichen Vorteile absetzen. Sie siegen. Der einheimische Gewerbsmann kann schimpfen wie er will, mit Worten schlägt man keine Konkurrenz tot, nur mit tüchtiger Arbeit. Und die ist ihm zu unbequem.

Wenn der Abelsberger dann seine Kunden richtig verloren hat, so steckt er die Hände in die Hosentaschen, pfeift eins und meint: „Mir ist alles eins, hab' eh nichts dabei gehabt, bei diesem Geschäft, ich tu' nichts mehr.“ Und protzt weiter, gleichwohl er flüchtig bei der hinteren Tür hinaushuschen muß, wenn ein Gläubiger bei der vorderen hereingeht. Hochnasig hat er stets auf seine Kunden herabgeschaut und hochnasig wird er auch den Weg ins Armenhaus gehen.

Der Krämer von Abelsberg hat sich seit Ewigkeit auf einen Großkaufmann hinausgespielt, der Patrizier sieht nicht ein, warum er nun auf einmal mit dem lumpigen Kunden artig sein solle, warum er ihm in höflicher Gefälligkeit das ganze Pult mit Schnittware vollräumen solle zur Auswahl, da der Kunde dann im besten Falle

doch nur einen halben Meter Segeltuch kauft. Der Mann vergißt, was seines Amtes ist, er vergißt, daß in dem Augenblicke, wo Kunden mit verschiedenartigen Bedürfnissen vor sein Pult treten, er Krämer und nichts als Krämer ist, der den Käufern dienend gegenübersteht, gefällig mit ihnen zu verkehren hat und keine Miene verziehen soll, wenn nach halbstündigem Suchen und Wühlen in der Ware der Kunde, ohne etwas erstanden zu haben, zur Tür hinausgeht. Diese Geduld und Selbstverleugnung gehört einmal zum Geschäft und lohnt sich im ganzen immer auch mit klingender Münze.

Der Jude weiß das besser. Und der Jude, der jetzt in Abelsberg seine Bude aufgeschlagen hat, macht mit untertänigstem Lächeln die besten Geschäfte, während der angestammte Kaufmann in seiner stolzen Bürgerwürde finster unter dem Tore seines Hauses steht und in schweren Sorgen ist wegen drohenden Konkurses. Weil durch Preisgebung des Feldes jüdische Ware Eingang gefunden, so gaben die unzufrieden gewordenen Abelsberger alle Schuld an den schlechten Zuständen den Juden. So schlau wie der Jude vorzugehen, meinten sie, dazu wäre ihre Bravheit zu groß.

Emsigkeit, Findigkeit, Klugheit, das ist mit der bürgerlichen Ehre doch wohl vereinbar. Wenn dazu auch Fleiß, Arbeitsamkeit und Promptheit kommt, dann kann's auch dem kleinen Gewerbsmann noch glücken. Arbeitsamkeit, Verläßlichkeit und Sparsamkeit ist der beste Antisemitismus. Nur schade, daß es die Abelsberger nicht

glauben wollen. Sie gedenken mit Schreien und Schimpfen ans Ziel zu kommen, nur wird dieses Ziel ein anderes sein als das, welches sie meinen.

In unserer Zeit hat sich das Land für Fremdenbesuch eingerichtet. Städte, Flecken und Dörfer rüsten sich lebhaft zur Aufnahme von Sommergästen. Auf diese „närrische Mode" schaut nun Abelsberg mit ganz besonderer Geringschätzung nieder. Man merkt diese Geringschätzung gleich, wenn man seine schlechten Steige, grundlosen Wege, schmutzigen Plätze, verwahrlosten Brunnen, dumpfigen Gasthäuser sieht. Auf Plätzen und freien Angern kein Baumschatten, keine Ruhebank. „Wenn die Fremden kommen, so sollen sie sich ins Wirtshaus setzen, da haben sie Schatten und Bank." In diesem weisen Satze gipfelt ihre Fürsorge für die Fremden. Trotz dieser Geringachtung trachtet doch ein Gasthaus dem anderen den Fremden wegzustibitzen, wenn sich einer am Bahnhofe zeigt, und sie raufen fast um ihn und suchen scheelsüchtig einander zu verdächtigen. Hat man aber einen Fremden im Garn, dann wird er auch tüchtig gerupft. In nichts ist Abelsberg so modern, als in den Preisen.

Also ist es dahin gekommen, daß auf diesem Bahnhofe außer geldgierigen Agenten, die den Bürgern des Ortes das Brot von ihrem eigenen Tische wegschnappen, kein Fremder mehr aussteigt.

Von Jahr zu Jahr wird es stiller in Abelsberg. Die Gewerbe lösen sich auf, die Geschäfte sperren zu, die Häuser bröckeln ab, lassen Regen sickern durch ihre Be-

dachung. Viele Bürger dieses schönen Ortes irren in der Welt umher. Wenn sich draußen einmal zwei begegnen, so suchen sie sich rasch unkenntlich zu machen, denn sie schämen sich voreinander.

Lieber Leser, der Erzähler ist diesmal ungemütlich geworden, nicht wahr? Und du suchst endlich auf der Landkarte nach diesem Abelsberg. Weißt du denn noch immer nicht, daß es viele Abelsberge gibt, daß sie auf der Karte aber andere Namen haben?

Der Hauthosenstreit zu Abelsberg.

Herr Oehrichson hat das Wort!" rief der Präsident des Vereines für Konservierung deutscher Kultur in den norischen Alpen.

„Bravo!" schrien viele Stimmen, denn Herr Oehrichson war ein beliebter Redner; was Wunder, er entstammte ja — wie sein Name zeigt — dem großen Volke, welches das Parlament erfunden.

Herr Oehrichson, ein schlanker Mann in tadellosem Salonanzuge und mit echt englischen Kotelettes an den Backen, bestieg ruhig die Rednertribüne, schob ein wenig die Rockärmel zurück, daß man die weißen Manschetten mit den Diamantknöpfen sehen konnte, und begann in schlichter Weise:

„Hochansehnliche Versammlung!

Nach so glänzenden Ausführungen, wie wir sie eben von meinem geehrten Herrn Vorredner gehört haben, noch das Wort zu ergreifen, ist — ich leugne es nicht — ein kühnes Unterfangen. Wenn ich es dennoch tue" —

sein Blick ruhte einen Augenblick sinnend auf dem Pult — „so entschuldige mich die hohe Wichtigkeit der Sache, die ich in wenigen Worten anzudeuten und zu vertreten die Ehre haben werde. — Meine Herren! Wir haben bisher einer Seite unseres Volkstums viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, einer sowohl sozial, als auch politisch gleich wichtigen Sache, die ich in die eine Bezeichnung: Hauthosenpolitik zusammenzufassen mir erlauben möchte. (Bravo!) Die Hauthosen, meine Herren, sind in unserer Kleidung der einzige echte Rest altgermanischer Tracht. (Unruhe rechts.) Keine Nation hat es gewagt, die Hauthosen für sich zu annektieren."

„Sansculotten!" rief eine Stimme aus der Versammlung.

„Es ist das Wort Sansculotten gefallen," fuhr der Redner ruhig fort, „ich präzisiere mich dahin, daß hier nicht von Hosen aus Menschenhaut, wie sie die Wilden oder Revolutionäre tragen, die Rede sein kann, sondern von Hosen aus Hirsch-, Gems-, Bock- und Schaffellen, wie sie unsere wackeren Älpler tragen. Diese einzig natürliche Bekleidung kräftigt den Körper und gibt ihm jene Elastizität und Schönheit, wie keine andere Hülle es je imstande ist. Ich habe vorhin gesagt: die Hauthose sei sozial und politisch gleich wichtig. Sozial, denn sie fördert die Gewerbe, politisch, denn sie ist — ich möchte sagen — das germanische Glaubensbekenntnis. (Oho! rechts. Wacker! links.) Meine Herren! Wir müssen unserem inneren Drange auch äußerlichen Ausdruck geben.

(Bravo!) Ich kann mir unter einem französischen Kostüm ein Mitglied des Vereins für Konservierung deutscher Kultur in den norischen Alpen nicht wohl denken."

„Selber französisches Kostüm!" rief einer.

„Allerdings," lächelte Herr Oehrichson in seiner gewinnenden Weise, „allerdings tragen wir alle heute die scheußlichen Pantalons und was drum und dran hängt, und eben dieser Umstand beleuchtet greller, als ich es vermag, das große Versäumnis, dessen sich unser Verein zuschulden kommen ließ. Aber das muß anders werden. Ich beantrage ein Subkomitee zur Einführung der urgermanischen, echt volkstümlichen und alpinen Hautkniehosen."

Angenommen. Zum Vorsitzenden des Subkomitees wurde Herr Oehrichson gewählt.

Eines der begeistertsten Vereinsmitglieder, Herr Steffel, stets in allem Guten und Neuen voran, ein echter Fortschrittsmann, der niemals öffentlich sprach, hingegen aber stets gewohnt war, ohne Rücksicht auf die Spötteleien oder sonstigen Widerhaarigkeiten seiner Zeitgenossen, das für wahr erkannte Wort anderer zur Tat zu machen — Herr Steffel erschien bei der nächsten Vereinssitzung in Hauthosen. Die Tatsache war um so verdienstlicher, als sie große Mühe gekostet hatte. Aus Billigkeitsgründen hatte er sie bei einem Flickschneider bestellt. Der wagte sich kaum dran, bis der Herr Steffel versicherte: „Sie werden zahlreiche Kunden erhalten, Ihr Geschäft wird

großen Aufschwung nehmen, denn die Hauthosen kommen jetzt in die Mode.“

Aber das Gelächter war unbeschreiblich, als Herr Steffel, eine ungegerbte, pelzige und knatternde Schafhauthose am Leibe, in die Versammlung trat.

Herr Oehrichson konnte kaum zu Worte kommen: Gegerbte Hauthosen hätte er gemeint, gewöhnliche Lederhosen, Knielederhosen, wie sie die Oberlandler und Tiroler tragen. Wenn Herr Steffel schon in einer ungegerbten Schaf- oder Ochsenhaut stecken wolle, was bedürfe es da der Rederei und des Schneiders, er stecke ohnehin seit jeher darin und werde sein Lebtag darin stecken bleiben.

Dieser Zwischenfall hatte aber nichts verdorben. Das Komitee war äußerst tätig, und die Knielederhosen kamen sowohl inner-, als auch außerhalb des Vereines bald in Schwung. Schöne, schwarzgefärbte Lederhosen mit weißen, auch grünen Näten und Verzierungen trugen sie, an der Magengegend den reichgeschmückten Deckel, an den Knien die Hirschhornknopfreihen, an der linken Seite die Tasche für das Messerbesteck. Aber die Lederhosen gehören zu jenen Dingen, die nicht sehr schön sind, wenn sie sehr schön sind. Die Lederhosen müssen abgeschabt und abgewetzt aussehen und wenigstens an hervorstehenden Rundungen eine mausgraue Farbe haben. Ursprünglich wurden diese Schönheiten durch die Arbeit und die Zeit erzeugt; weil die Abelsberger jedoch für körperliche Arbeiten keine besondere Vorliebe hatten und beim Zuwarten

auf das Altern der Hosen Gefahr liefen, selbst alt zu werden, so mußten angedeutete Vorzüge künstlich erzeugt werden. Kurz, sie wurden erzeugt und die Hauthosen florierten.

Um diese Zeit tagte in Abelsberg die Handschuhmacherinnung. Bei derselben ergriff unter anderen der Vorstand das Wort und sprach zur Versammlung:

„Werte Innungsgenossen! Noch ein ernstes Wort im Namen unseres Handwerkes. Ihr wisset, daß die Hauthosen aufgekommen sind. Wir begrüßten in ihnen eine Hebung unseres Geschäftes. Doch siehe, da kommen die Schneider und arbeiten uns das Fell weg. Die Schneider haben aber nicht das Recht dazu. Das Fell gehört den Handschuhmachern! Wir müssen uns wehren um unser Fell! Wenn wir den Schneidern einmal das Fell überlassen, dann werden sie bei den Hosen nicht bleiben, sie werden auch Handschuhe nähen. Und es werden die Schuster und die Sattler kommen — sie arbeiten ja auch in Leder — und werden Handschuhe nähen, und wir Handschuhmacher können unser Handwerk einsalzen lassen! Ich beantrage eine Resolution gegen die Schneider!"

Einstimmig angenommen.

Am selben Tage tagte zu Abelsberg in der Stadt die Genossenschaft der Kleidermacher. Herr Oehrichson — denn er war Schneidermeister und beschäftigte ein Dutzend Gesellen — nahm das Wort und sprach:

„Meine Herren!

Ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich an meine erfolgreichen Bestrebungen erinnere, die Lederhosen in Schwung zu bringen. Ich dachte dabei in erster Linie an die Hebung unseres Geschäftes, das durch Import von Kleidern aus Paris auf das Empfindlichste geschädigt ist. Nun mußten wir aber die sehr bedauerliche Erfahrung machen, daß sich ein fremdes Handwerk, ich meine die Handschuhmacher, über diese Branche hergemacht hat, um den Rahm abzuschöpfen, den wir ihnen gebuttert haben. (Sehr gut!) Meine Herren! Die Hosen gehören uns! Die lassen wir uns weder von den Frauen, noch von den Handschuhmachern nehmen. (Große Heiterkeit.) Wenn sie erst die Hosen hätten, dann würden sie auch die Gilets und Paletots nehmen und unsere ehrwürdige Kleidermacherkunst, die älteste auf Erden, wäre gewesen! Meine Herren! ich beantrage, daß wir vor den Handschuhmachern den Schutz des Gerichtes in Anspruch nehmen."

Einstimmig angenommen.

Drei Wochen nach diesen Resolutionen war die gerichtliche Tagsatzung. Mittlerweile hatten Schneider wie Handschuhmacher Lederhosen fabriziert, was das Zeug hielt. Die Konkurrenz begann bereits den Preis zu drücken und das beste Geschäft machten die Gerber, denen lediglich nur die Mode des Herrn Steffel gefährlich geworden wäre.

Bei der Gerichtsverhandlung waren die hervorragendsten Vertreter der Schneider-, wie auch der Handschuh-

macherzunft anwesend, und beide Parteien salonmäßig herausgeputzt; jede wollte als die bestgebildete scheinen und die andere durch Anstand, Höflichkeit und Würde übertrumpfen. Der Richter fragte nach ihren Beschwerden. Die Schneider sprachen im Sinne der Genossenschaftsrede ihres Herr Oehrichson; die Handschuhmacher erhoben ebenfalls die uns bereits bekannte Beschwerde. Dabei wurden sie allmählich hitzig.

„Wir haben für die Hauthosen ein altes Privileg!“ riefen die Handschuhmacher.

„Privilegien sind seit der Gewerbefreiheit gefallen!“ sagten die Schneider. „Ihr seid Handschuhmacher und nicht Hosenmacher!“

„Wenn es auf den Namen ankommt,“ entgegnete ein Handschuhmacher, „so dürfet ihr nicht einmal Hosen nähen, sondern bloß zuschneiden, denn ihr seid nicht Näher, ihr seid Schneider!“

„Wir sind Kleidermacher!“ sagte der Schneider, „wir könnten also auch Handschuhe machen, denn auch Handschuhe sind Kleider.“

„Macht ihr Hüte?“ fragte der Handschuhmacher giftig, „dürft ihr Schuhe erzeugen? Auch Hut und Stiefel sind Kleider, aber was würden die Huterer und Schuster dazu sagen? Oder die Strumpfwirker, wenn ihr für eure Kunden Strümpfe stricktet?“

„Ihr fanget euch in eurem eigenen Garn,“ sagte der schlagfertige Schneider; „wenn der Handschuhmacher Hosen macht, dann darf der Schneider Stiefel, der Schuster Leb-

kuchen, der Seifensieder Töpfe machen und der Töpfer rasieren! Dann hört alles auf. Ich aber sage, die Hosen gehören dem Schneider und nur dem Schneider allein!"

„Die Hosen sollt ihr haben!" rief der Handschuhmacher, „aber die Haut werdet ihr uns nicht abziehen, das Fell werdet ihr uns nicht nehmen, das gehört einstweilen noch den Handschuhmachern, Gott sei Dank!"

„Ich bitte," versetzte der Schneider, „wer hat uns den Stoff vorgeschrieben, den wir verarbeiten dürfen? Wir können unsere Hosen aus Tuch und aus Leinwand, aus Seide und aus Leder erzeugen. Und wenn wir sie aus Fließpapier machen, wird uns kein Buchbinder dreinreden, und wenn wir sie aus Blech erzeugen, so wird's dem Klampferer recht sein müssen. — Vor einem Jahre haben uns die Kürschner an den Leib wollen, wir Schneider dürften keine Pelze machen. Na, denen haben wir heimgeleuchtet! Als ob ein Pelz kein Rock wäre! Als ob der Schneider keinen Rock machen dürfte!"

„Die Hosen sind verspielt!" flüsterten die Handschuhmacher zueinander. „Unser beschränkter Titel allein macht's. Als ob wir nicht Fellner oder Häuterer heißen könnten, um aus den Fellen zu erzeugen, was wir wollten!"

„Und wir haben das Recht dazu!" rief der Sprechwart der Handschuhmacher. So wie der Tischler nicht allein Tische, sondern auch Kästen, Bänke, Schränke; der Schlosser nicht bloß Schlösser, sondern auch Maschinen,

Hämmer und Gitter; der Wagner nicht allein Wagen, sondern auch Schlitten; der Sattler nicht nur Sättel, sondern auch Kutschen und allerlei Riemenzeug verfertigt, so wird der Handschuhmacher nicht bloß Handschuhe, sondern auch Hosen aus Fellen machen."

„Es ist so!" stimmten die übrigen Fellner bei.

„Es ist ganz und gar nicht so!" riefen die Schneider.

Jetzt erhob der Richter das Wort.

„Meine Herren!" sagte er, „so werden Sie nie einig werden. Gut, die Schneider machen Hosen und die Fellner Handschuhe. Aber ich sehe hier, daß auch die Schneider Handschuhe an den Händen haben und auch die Handschuhmacher Hosen an den Beinen. Einer kann eben des anderen nicht entraten. Darum Geduld miteinander! Der Handschuhmacher soll machen, was sich aus weichgegerbten Fellen machen läßt, und der Schneider soll aus jedem Stoff Hosen nähen dürfen, der dazu taugt. Das ist meine Meinung, und wem es nicht recht ist, der soll weitergehen."

Den Schneidern war's nicht recht, daß die Handschuhmacher Weichfellhosen machen durften, sie gingen weiter. Den Fellnern war's nicht recht, daß die Schneider gegerbte Tierhautkleider verfertigen durften, sie wollten weitergehen.

Das Obergericht entschied: Beide sollen machen, was sie machen können, und die Kunden sollen bestellen bei dem, der's am besten macht.

Aus war der Handel. Die Handschuhmacher hatten

gesiegt. Aber Herr Oehrichson erklärte bei einer nächsten Sitzung im Vereine für Konservierung deutscher Kultur in den norischen Alpen: Die Hauthosen erwiesen sich nicht als praktisch, sie ließen im Winter zu kalt und im Sommer zu heiß, und Ebenbildern Gottes gezieme es nicht, in Tierhäuten einherzuschreiten. Er beantrage die schlichte, ehrliche Tuchhose, wie stets der wackere Älpler in guter Lodengewandung den Unbilden der Witterung am besten Trotz biete.

Der Antrag stand, die Hauthose fiel, und Friede war in der Stadt zu Abelsberg.

Das Unterhosenfest zu Abelsberg.

Beim Dichter erschienen zwei Herren in Frack und Glacéhandschuhen.

„Haben die Ehre uns vorzustellen, hier Herr von Taflinger, Gasthofbesitzer. Meine Wenigkeit: Mayer, Kleideretablissement.“

Dichter: Womit kann ich dienen?

Herr Mayer: Wir kommen mit einer sehr großen Bitte. Sind aber der Zuversicht, daß in Anbetracht des schönen und gemeinnützigen Zweckes —. Die Sache ist die: der verehrte Herr Doktor werden sich gewiß daran erinnern, daß in dem nächsten Herbst der hundertste Jahrestag seit der Einführung eines wichtigen, ja, ich sage höchstwichtigen Momentes fällt. Eines Momentes, von dem ich nicht anstehe, zu behaupten, daß mit ihm eine neue Kulturepoche begonnen hat.

Dichter: Ah, Sie meinen das Eisenbahnwesen.

Herr Mayer (etwas kleinlaut): Ne, das Eisenbahnwesen meine ich nicht. Etwas weit Allgemeineres, Einschneidenderes, für das Individuum Wichtigeres ist's, etwas, das sowohl in sanitärer Beziehung, als auch aus Schönheits- und Bequemlichkeitsinteressen, vornehmlich

aber aus Wirtschafts- und Wohlanständigkeitsgründen für jedermann von größter Wesentlichkeit ist. — Der Herr Doktor haben es doch schon erraten? Nicht? O, Schäker! Der Herr Doktor tragen ja selber eine am Leibe — vermutlich.

Dichter (kurz): Ich bitte zu sagen, was die Herren wünschen.

Herr Mayer: Nun denn. Im nächsten Herbst jährt es sich das hundertste Mal, seit in hiesiger Gegend die Unterhose eingeführt worden ist. Die Herrenunterhose. Früher hat man nur die eine, äußere, getragen; mein Vater selig konnte sich noch recht gut erinnern, daß —

Dichter: Was geht das mich an?

Herr Mayer (etwas indigniert): O! das geht uns alle an! Es ist Sache der Menschheit. Kleider machen Leute. Und doppelte Kleider — natürlich vervollkommnen den Menschen in doppeltem Grade. Gedenken Sie mit der einem Poeten von Gottes Gnaden zur Verfügung stehenden Phantasie gütigst der Zeitepochen, wo der Mensch noch kein Beinkleid besaß, und die Wichtigkeit des Gesagten wird klar vor Augen treten. Erinnern sich der Herr Doktor der Sansculotten! der französischen Revolution, Gott behüte uns davor! Kurz, wir glauben nicht allein berechtigt, wir glauben es unserer Zeit, unserem Volke schuldig zu sein, dem Grundpfeiler aller Zivilisation und Gesittung, der Hose, ein großes Gedenkfest zu weihen. Es hat sich demnach ein Komitee zusammengetan, um im nächsten Herbst auf unserer Stadtwiese —“

Herr Taflinger: An welche mein Gasthausgarten grenzt —

Herr Mayer: Ein großes Volksfest zu veranstalten. Die Vorarbeiten dazu sind natürlich jetzt schon im Zuge, und somit kommen wir im Namen des Komitees vertrauensvoll an den Herrn Doktor heran mit der recht inständigen Bitte, derselbe möchte uns in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit den Festprolog verfassen.

Dichter: Zum Unterhosenfest?

Herr Taflinger: Ganz recht, nennen wir es so. Sehr gut. Das wird ziehen. Ich verspreche mir einen großartigen Erfolg. Auch haben wir den Chefredakteur des „Abelsberger Wochenblattes" in das Festkomitee gewählt, damit wir alle in der Zeitung genannt werden.

Herr Mayer: Ihr Prolog soll sehr günstig rezensiert werden, ich garantiere Ihnen dafür.

Herr Taflinger: Auch ein großes Bankett gibt es, mit Toasten. Vielleicht wollten Herr Doktor so gefällig sein, den Toast auf das Komitee zu übernehmen.

Herr Mayer: In diesem Falle würde ich mir gestatten, meinen Trinkspruch auf unseren gefeierten Dichter auszubringen.

Herr Taflinger: Es kommt alles in die Zeitung. Selbst wenn wir uns, was Gott verhüte, blamieren sollten, in der Zeitung wird Ihnen das so glänzend herausgeputzt werden, daß den Abwesenden die Zähne wässern sollen nach dem Defizit, das wir machen!

Herr Mayer: Spaß apart, es wird ein echtes Volks-

fest werden. Volksspiele natürlich: Stangenklettern, Kapselschießen, Ringstechen, Nationaltänze in Nationaltrachten und ein Festzug —

Herr Taflinger: Ein Festzug, wertester Doktor, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen soll! Die Feuerwehr, die Turner, die Radfahrer in ihrem schmucken Kostüm; der Gesangverein mit einer eigens für das Fest komponierten Weihehymne; der Volapükklub mit allen Weltsprachen und hinterher der Stenographenverein, der mit dem Schreiben nachkommt.

Herr Mayer: Von dem Festzuge werden auch photographische Aufnahmen gemacht!

Herr Taflinger: Und Ihr Festprolog soll auf Velinpapier gedruckt unter dem Volke verteilt werden.

Dichter: Meine Herren, wie stellen Sie sich so ein Festgedicht vor? Soll ich das zweifüßige Beinkleid in fünffüßigen Jamben besingen? Oder dünkt es Ihnen, besonders bei der im Waschen eingehenden Wolle der Jägerhosen, vorteilhafter, den Streckvers anzuwenden?

Herr Mayer: Doktorchen, Sie haben uns nicht verstanden. Die Hose ist Nebensache, wir wollen einfach ein Volksfest haben, damit Fremde kommen, damit Geld unter die Leute kommt, damit wir uns wieder einmal unterhalten in dieser traurigen Zeit. Der Inhalt des Festgedichtes bleibt ganz Ihre Sache. Besingen Sie die Freude, die Lust, den Tanz, das Spiel —

Herr Taflinger: Das Essen und Trinken —

Herr Mayer (schalkhaft): Die hübschen Weiber —

Herr Taflinger: Besingen Sie alle sieben Todsünden in Verslein, ha, ha — damit's Gaudium gibt!

Dichter: Wohlan, meine Herren, ich besinge die sieben Todsünden in hübschen Verslein.

Herr Taflinger (sich die Hände reibend): Das wird reizend! Wir sind Ihnen sehr verbunden!

Dichter: Ich werde meine Arbeit rechtzeitig fertig haben. Leben Sie wohl.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Dichter nahm sich zusammen. Er wendete seine ganze Grazie auf, suchte seine glühendsten Farben hervor, um das Laster in seinem volle Reize zu besingen. Er besang im Trinken den Durst, die Glut des Weines und so weiter. Er besang im Spiele die Geldfreude, den Gewinn und so weiter. Er besang in der Liebe die Sehnsucht, den Kuß und so weiter. Er besang das Fest, die Fahnen, Triumphbögen, Illuminationen, den Champagner, die Komitees und so weiter. Es ward ein großes, in leidenschaftlicher Herzglut geschmiedetes Zeitgedicht.

Dann schickte es der Dichter ans Festkomitee. Schon am nächsten Tage kam das Gedicht wieder zurück, begleitet von dem folgenden Schreiben:

„Euer Hochwohlgeboren!

Vor allem unseren verbindlichsten Dank für die so prompte Lieferung des Festgedichtes. Was nun aber dessen Inhalt betrifft, so ist zwar der erste Teil

ganz reizend und vollkommen zweckentsprechend. In bezug auf die Lösung des Poems hat das Komitee die Arbeit für nicht genügend befunden. Sie haben uns insoferne mißverstanden, als Sie die Freude und Lust zwar auf das reizendste zur Darstellung bringen, allein leider auch die weniger erfreulichen Folgen schildern, welche durchaus nicht geeignet sind, die Feststimmung zu erhöhen. Sie beschreiben z. B. nicht bloß die Süßigkeiten der Liebe, sondern auch das im Leben allerdings nicht zu leugnende, daraus folgende Ungemach. Sie beschreiben nicht bloß das Vergnügen des Gewinnes beim Spiel, sondern weit lebhafter noch die Verzweiflung des Verlierens; Sie beschreiben nicht allein das glänzende Fest, sondern auch das Defizit desselben, und weisen darauf hin, daß man in so ernster Zeit, als die unsere sei, inmitten des Elends so vieler Volksklassen, bei dem drohenden allgemeinen Bankerotte keine glänzenden Feste feiern soll. Sie nennen das einen Tanz ohne Takt. Sie sprechen von Leuten, die in der Verblendung ihrer unersättlichen Eitelkeit keine Ahnung hätten von der Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit, die in solchem Treiben liege. Euer Hochwohlgeboren werden selbst einsehen, daß solches nicht die Sprache eines Volksfestes sein kann und daß wir gezwungen sind, für Ihre Bemühung dankend, Ihr sonderbares Festgedicht abzulehnen. Mit dem Ausdruck usw.

Das Festkomitee.

Der Dichter hatte bei Durchlesung dieses Schreibens ein wenig geschmunzelt. Da nun aber das Gedicht doch einmal da war, so wollte er es auch veröffentlicht wissen. Allein das „Abelsberger Wochenblatt" bringe prinzipiell keine Gedichte, hieß es in der Ablehnung. Es hatte dafür auch keinen Raum. Denn die Beschreibung des Festes füllte die Seiten. Da waren aufgezählt alle Fahnen, die aus den Häusern gehangen, alle Namen derer, die sie gefärbt, genäht, in Handel gebracht, ausgehißt hatten; der Weber, der sie gewebt, wurde vergessen, wogegen er schon am nächsten Tage bei der Redaktion Beschwerde führte, bis auch sein Name nachgetragen war. Und es wurde jeder und jede in die Zeitung gedruckt, die gesungen, gepfiffen, gestrampft, gejodelt hatten, auch jeder, der für den Freitisch eine Semmel oder für das Glücksspiel einen blechernen Taschenspiegel gespendet hatte, las sich fettgedruckt in der Zeitung, und als beim Festmahle einer nieste und ein anderer „Zur Genesung!" rief, verbuchte solches das „Abelsberger Wochenblatt" als eine großartige Parteidemonstration.

Damit war der Beweis hergestellt, daß das herrliche Fest in allen seinen Teilen auf das beste gelungen ist und alle Teilnehmer desselben es zu den schönsten Erinnerungen zählen werden.

Der Dichter aber hatte sich von dieser Zeit an in Abelsberg unmöglich gemacht, doch ging er nicht davon, gleich jenem Festkomiteemitgliede, welches vor Entsetzen über das Defizit nach Amerika durchgebrannt war.

Das Abelsberger Altweiberdiner.

Auf dieser Welt gibt es nicht leicht etwas Gefährlicheres, als wenn ein ungebildeter, bislang dürftiger Mensch plötzlich zu Gelde kommt. Wenn einer in den Graben fällt und sich den Fuß bricht, so kann er schlimmstenfalls sein Lebtag lang auf der Krücke gehen müssen, bleibt aber im übrigen ein normaler Mensch. Wenn einer aus dem Kahne ins Wasser stürzt, so wird er entweder gerettet und bald wieder trocken, oder er ertrinkt, was man für das Sterben abrechnen kann, das ihm auch sonst nicht ausgeblieben wäre. Wenn aber ein gewöhnlicher Mensch plötzlich viel Geld kriegt, so kann er ein Narr werden. Denn nicht alle werden durch Geld reich, manche werden durch Geld auch arm. Arm und dumm und manchmal auch noch etwas anderes. Daß sie ihre Arbeitslust verlieren, daß sie dem Hochmute verfallen, ist schlimm, daß sie sich dann aber zu Tode langweilen oder die tollsten Streiche machen, ist schlimmer. Und daß sie manchmal aus braven Leuten sogar zu Lumpe werden, ist am schlimmsten.

Ich kannte eine Kleinhäuslerfamilie: Vater, Mutter,

Tochter. Er war Beinwarendrechsler, doch das Geschäft ernährte kaum seinen Mann, geschweige des Mannes Frau und der Frau Tochter. Sie hungerten sich stumpfsinnig dahin, und endlich kündigte ihnen der Eigentümer des Wohnhäuschens die Miete, die sie nicht mehr bezahlen konnten. In dieser bedenklichen Lage gewann der Beindrechsler durch den Anteilschein eines Loses die Summe von sechstausend Gulden. Bravo, blinde Dame Fortuna! Doch gewiß einmal an die rechte Stelle getroffen. — Wir wollen sehen.

Der Mann zahlte sofort den rückständigen Zins, daß sie im Häuschen wohnen bleiben konnten, dann huben die Freuden an! Nein, die Wünsche. Der Frau ein rotes Seidenkleid, der Tochter ein blaues. Dem Manne eine goldene Taschenuhr. Dann ein Rößlein und Wagen für die Kirchfahrt am Sonntage. Auch ein Knecht dazu und ein stattlicher Hund. Der Frau ein großer Wandspiegel, ein Putztisch, eine rote Samthaube mit Pfauenfedern. Der Tochter ein Kleiderschrank mit vergoldeten Leisten. Echte Spitzen, Schuhe aus amerikanischem Leder, ein japanesischer Fächer aus weißer Seide, indische Spezereien und ein Silberkäfig mit einem Papagei. Dem Manne ein Reitsattel, ein Jagdanzug, ein englisches Schußgewehr. Der Frau ein chinesischer Fußteppich, der Tochter ein kostbares Halsgeschmeide; dem Manne ein Kanapee nach Rokokomuster. Und als sie mit diesem und ähnlichem ihr Dasein sehr schön geschmückt hatten, dachten sie daran, daß sie vergessen hätten, sich das Häuschen zu

kaufen oder auch nur auf eine Weile die Miete dafür voraus zu bezahlen. Die Frau sagte, das müsse alsogleich geschehen; die Tochter meinte, nicht diese Hütte solle man kaufen, sondern ein hübsches Stadthaus, und der Mann bekannte, er kaufe weder die Hütte noch das Stadthaus, denn er habe kein Geld mehr. — Hernach kam der Eigentümer des Häuschens, wies sie hinaus, und nun stand die Familie mit ihrem Plunder auf der Gasse und hatte kein Obdach. Es war jetzt schlimmer als je — nicht bloß arm, sondern auch lächerlich.

Ob man denn gerade ein Beindrechsler sein muß, um es so und ähnlich zu machen? Ob man nicht auch ein Kaufmann, ein Beamter, ein Gewerbsmann, ein Soldat, ein Baron oder Graf oder dergleichen sein könne, um es geradeso zu treiben? Die Antwort kostet nur einen Pfennig, aber ich bleibe sie schuldig.

Ich erzähle lieber einen anderen Fall, der seltener ist und so spaßhaft und wunderlich, daß man ihn für die Dichtung eines Schelmes halten könnte. Man soll nur nicht vergessen, daß nicht bloß Schälke und Schelme dichten können, sondern auch der Zufall, das Geschick, die Verhältnisse, die mit einem närrischen Menschen manchmal in übermütigster Weise wirtschaften.

Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, war in seiner Jugend Holzfäller gewesen, dann war er Holzhändler geworden, zuerst kleiner, dann großer, endlich einer von solchen, die man nicht mehr Händler, sondern Lieferanten nennt. Als er in seinem fünfzigsten Jahre

einmal sein Vermögen prüfte, erschrak er baß. Er war Millionär. Sofort gab er alles Geschäftliche auf und fand es hoch an der Zeit, sich an den Genuß zu machen.

Jetzt, das verstand aber der gute Mann nicht. Es gehört eine feine Bildung dazu, ein Vermögen froh und artig genießen zu können. Das plumpe Dreinfahren übersättigt zu rasch. Man muß den Sekt in dünnen Zügen schlürfen, nicht saufen wie der Ochse das Wasser. Manchem Emporkömmling, der reiten will, ist kein Roß hoch genug, so setzt er sich auf den Elefanten.

Um soviel war der Holzhändler klüger als der Beindrechsler, daß er sich vor allem ein Haus kaufte. Und zwar eines in der Stadt Abelsberg. Das erste war, daß er an seinem Palais die Türen und Fensterrahmen vergolden ließ. Zwischen den vergoldeten Fensterrahmen schaute er dann im kirschroten Schlafrock und mit langer Pfeife heraus, lachte wohlwollend oder auch spöttisch auf die Vorbeigehenden nieder; und sah er auf der Gasse eine hübsche Frau vorübergehen, so winkte er ihr in leutseligster Weise mit der Hand Grüße zu, als wäre sie eine alte Bekannte. Zu seinem Geburts- wie auch zu seinem Namenstage gab er große Gastmähler, zu welchen er den Stadthauptmann, den Dompfarrer, den Zeitungsschreiber, den Mauteinnehmer, seinen Schornsteinfeger und seine von ihm oft beschäftigten Dienstmänner einlud. Er warf und goß den Gästen die Himmelsgaben — üppig, üppig waren sie! — nur so vor, führte dabei mit schreiender Stimme das Gespräch, erzählte uralte Schwänke und machte auch

selber Witze. Je mehr sie lachten, je mehr gab's Wein, und je feineren. Es war zu gemütlich!

Herr Kragerl, so hieß er, war, so hieß es, ein gutherziger Mann. Er hatte in seinem Hause ein junges, dickes Weibsbild, von dem niemand recht wußte, in welchem Verhältnisse es zu ihm stand. Ein Schwesterkind! versicherte er. Plötzlich aber wollte er dieses Schwesterkind heiraten. Der Pfarrer sagte, das ginge nicht, der zu nahen Blutsverwandtschaft wegen. Ein Schwesterkind! — „Wieso!" fragte Herr Kragerl, „ein Schwesterkind ist es freilich, aber nicht von meiner Schwester, sondern von der Schwester meines Hausmeisters." Der Pfarrer fand aber noch andere Hindernisse, das Paar zu trauen, es ging nämlich das Gerücht, daß Herr Kragerl schon verheiratet sei. „Verdammt, was geht das ihn an," hatte Herr Kragerl darauf gesagt, „wenn ich zwei Weiber habe, so ist das ja nur *mein* Schade!"

Zu Trotz beschloß er nun, die Angelegenheit eigenmächtig zu schlichten. Er veranstaltete im ersten Hotel der Stadt, im Grand-Elegant-Hotel, ein festliches Mahl, bei dem er die Hausgenossin feierlich für seine Frau Gemahlin erklären wollte. Er lud dazu alle Freunde und ihm erreichbaren Honoratioren ein, die Tafel war für vierundzwanzig Personen bestellt. Am vorletzten Tage schickte ihm aber der Bürgermeister und der Stadthauptmann und der Oberrichter eine Absage zu, bedauernd, verhindert zu sein, bei dem Festmahle zu erscheinen. „Auch gut! Sehr gut! Ausgezeichnet!" rief Herr Kragerl

tiefbeleidigt, „ich brauche das hochnasige Volk nicht. Sollen alle zu Hause bleiben. Alle! Alle diese hochnasigen Einfaltspinsel!“ Und er schickte dem Stadtphysikus und dem pensionierten Obersten Pumberger und dem Stadtschreiber Federler und allen übrigen Herrschaften Absagebriefe: sie könnten zu Hause bleiben, er wolle schon Ersatz finden! — Die so abgelehnten Gäste wußten nicht, wie das gemeint sei, blieben aber sehr gerne zu Hause.

Der Herr Kragerl begab sich in einem unnummerierten Zweispänner zum Besitzer des Grand-Elegant-Hotels und berichtete ihm, daß das Mahl für vierundzwanzig Personen nicht stattfinde; daß der Wirt aber sofort ein viel glänzenderes für achtundvierzig Personen veranstalten solle. Es habe vor einiger Zeit bei der Anwesenheit des Landesfürsten ein Festdiner stattgefunden, geradeso solle der Wirt auch diese Tafel machen. Silberne Löffel, goldene Löffel, kristallene Becher, Tischwäsche mit echten Stickereien, vier zwölfarmige Kandelaber, drei Blumenvasen mit exotischen Gewächsen: Menu nebst anderem nicht zu vergessen der Trüffelpasteten, Fasanen, Nachtigallzungen, der feinsten französischen Weine; vor allem Champagner, unversiegbar viel Champagner. Zum Schluß die pikantesten Käsesorten und echten Mokka! Kurz alles, was rar und nobel, koste es, was es wolle.

Nachdem im Grand-Elegant-Hotel die Festtafel dergestalt angeordnet war, verfügte sich Herr Kragerl in das städtische Armenamt. Dort brachte er seinen Wunsch vor, er bedürfe für den nächsten Tag achtundvierzig alte

Weiber. Die häßlichsten, die bissigsten womöglich. Es geschehe ihnen nichts, er stelle sie unversehrt, wie er sie erhalten, wieder zurück, er wolle ihnen nur ein Mittagsbrot zuteil werden lassen.

Zu Ehren seiner Verlobung achtundvierzig Arme speisen — alle Achtung! Die Achtundvierzig wurden bewilligt, lauter Beteilte und Pfründnerinnen aus dem Armenhause.

Sie wurden bestellt für den nächsten Tag in das Grand-Elegant-Hotel um sechs Uhr zum Diner. Einige der Geladenen wußten nicht recht, was das sei, ein Diner, ob sie mit etwas beteilt würden oder ob es eine neue Hunde- und Katzensteuer gebe. Andere wußten, daß es sich um ein Mittagsmahl handle, das ein edler Wohltäter auftischen lasse, aber sie wußten nicht, sei die angegebene Stunde sechs Uhr morgens oder abends gemeint. Eine alte Frau, die einmal in besseren Verhältnissen gelebt hatte, klärte die übrigen darüber auf, daß in vornehmen Kreisen die Leute um zwölf Uhr mittags Morgen hätten, und um sechs Uhr abends Mittag, und um zwölf Uhr nachts Abend, und um sechs Uhr morgens Mitternacht.

Trotzdem sah man an dem festgesetzten Tag schon bald nach zwölf Uhr mittags etliche Weiblein um das Grand-Elegant-Hotel schleichen und spähen, ohngeachtet der Gastgeber bekannt gegeben, er würde die Gäste vor sechs Uhr in ihren Wohnungen mit Wagen abholen lassen.

So kam die Stunde. Der große Festsaal des Grand-Elegant-Hotels war feenhaft beleuchtet. An den drei

Kronleuchtern hundert elektrische Flammen, Glühlichter, an vier goldenen Armleuchtern achtzig Wachskerzen, deren Funken in den Eßgedecken hundertfach widerstrahlten. Die Tafel war in Halbrundform und von kunstvoll geschnitzten Sesseln umstanden. In den silbernen Tafelaufsätzen lebendige Palmen, Orchideen und indische Rosen. In mächtigen Kristalltassen auf Goldständern quollen über die schwellenden Früchte: Orangen, Feigen, Mandeln, Trauben.

An den mit Marmor bekleideten Wänden standen starr wie aus Holz geschnitzt, achtundvierzig buntlivrierte Lakaien.

Nun kamen die Wagen angefahren, flinke Diener öffneten den Schlag, griffen galant den alten Damen unter die Arme, um ihnen herauszuhelfen und sie in den Festsaal zu begleiten. So torkelten sie denn hinein, und manche tat einen Pfiff oder stieß ein Kreischen aus, als sie die unerhörte Pracht sah. Die meisten waren in ihrem verschlissenen Anzuge, der in schlappen Falten niederhing. Einzelne hatten auch Hauben mit feuerroten Bändern auf und sonstiges Flitterwerk an der buckligen, verknorpelten Gestalt. Graue stechende Äuglein, scharfe Geiernasen, zahnloser Mund und langes Kinn waren vorwiegend, es gab aber auch gemütliche Stumpfnäschen und runde Rotwängelchen darunter, deren Runzlein schwerer zu zählen wären, wie die Haare auf dem Haupte. Fast jede hatte ein zierliches Handkörbchen bei sich, und etliche trugen mit aller Sorgfalt am Arm oder unter dem Muff ein Hündlein oder ein Kätzlein.

Die Beherzteren traten vor, verneigten sich vor den

Lakaien wie vor Heiligenstatuen und begannen dann lüsternen Auges die Schätze der Tafel zu prüfen.

Da erschien die Herrlichkeit. Herr Kragerl, mit dem breiten, hochgeröteten Gesichte verschmitzt lächelnd, trat ein, an seinem Arm das Schwesterkind. Er war in elegantestem Schwarz, nur daß er im Knopfloch eine Rose stecken und am dicken Hals eine großartige zinnoberrote Masche trug. Als er die Handschuhe auszog, sah man die Brillantringe an seinen fleischigen Fingern. „Sie" prangte in lilienhaftestem Weiß. An den nackten Armen aber trug sie so massige Reifen, daß ein harmloses Weiblein erschrak, weil es glaubte, die schöne Frau wäre einer Kerkerfessel entkommen und habe die Ringe noch an sich. Auch am Halse trug sie schwere Ketten von Gold und Perlen, und an den Ohrläppchen hatte sie lange Schellen baumeln, die das hellste Feuer ausblitzten. Das Unangenehmste an dieser Person war den betagten Frauen das Gesicht, denn selbiges war jung und glatt wie das einer Puppe. Die „Braut" schien sehr munter und schnippisch, streckte das Brätzchen sofort nach einem Früchteteller aus und nahm eine Handvoll Knackmandeln, die sie teils in den Sack ihres Herrn Bräutigams steckte und teils über die versammelten Gäste hinwarf.

Herr Kragerl grüßte seine Geladenen mit hoher Grandezza. Auf ein Zeichen von ihm wurden an der Wand die bunten Figuren lebendig, jede bemächtigte sich eines Weibleins, führte es an einen Sessel und schob diesen hinten an. So saßen sie und obenan der Herr Kragerl

und seine Braut — wie König und Königin. Das Mahl hub an. Als der Bediente mit dem Lachsbrett zu kursieren begann, griff die erste nach demselben und anstatt sich von dem Tier ein Stückchen herabzuschaufeln, glaubte sie, das ganze Ungetüm gehöre ihr, bis sie von der Nachbarin eines Besseren oder vielmehr eines Schlechteren belehrt wurde. Weil im Fische ein Dolch stak, so erhob sich bei Tische das Gerücht, er sei meuchlings ermordet worden.

Herr Kragerl war in bester Laune und ergötzte sich sowohl an der Gier, mit welcher die armen Leutchen zu essen begannen, als auch an der Ungeschicklichkeit, mit der sie die Dinge handhabten. Er ließ Wein einschenken. Anfangs nippten sie schämig, allmählich versuchten sie kühnere Züge, und endlich tranken sie „nach Durst“. Als das Wildbret und der Fasan kam, steckten etliche einen Bissen um den anderen heimlich unter den Tisch hinab; war auf dem Schoß das Körbchen nicht, so lauerte dort das Hündlein oder das Kätzlein, begierig nach den außerordentlichen Gaben schnappend. Manchmal knurrte eines oder das andere ein wenig, worauf die Eigentümerinnen tödlich erschraken, bis der freundliche Gastherr sie ermunterte, aus ihren Lieblingen kein Geheimnis zu machen; er selbst legte den Arm um seine Braut.

„Verdammt!“ sagte er zu dieser, „wenn ich jetzt unsere gespreizten Hochnasigen herbeiwünschen könnte, daß sie sähen, wie man auf sie pfeift, und daß es bei den alten Weibern gemütlicher zugeht, als bei ihnen.“

Als der Champagner kam, wollten die Diener still aufmachen, aber der Herr Kragerl rief: „Verflucht! Nur fest knallen lassen!“

Da ging's los zu allen Seiten wie in einem Kleingewehrfeuer, daß sich die alten Frauen ihre Ohren zuhielten und kicherten vor Angst und Behagen. Herr Kragerl zog seinen Frack aus, schleuderte ihn hin, und wie er so in flatternden Hemdärmeln war, hob er sein Glas auf und schrie: „Verdammt noch einmal meine Herrschaften! Wir müssen doch anstoßen auf meine Frau Gemahlin! Ich bin nicht abergläubisch, uns werden die alten Weiber nicht Unglück, sondern Glück bedeuten. Gott gib's! Vivat! Hoch!“

„Hoch!“ piepsten die einen.

„Hoch! Hoch!“ kreischten die anderen.

„Hoch! Hoch! Hoch!“ schrien endlich alle aus vollem Halse.

Aber mit den Champagnergläsern konnten sie nicht umgehen, den größten Teil gossen sie sich ins Gesicht, daß er niedertroff am spitzen Kinn, wie bei Tauwetter die Wassertropfen von den Eiszapfen.

„Teufel!“ rief der Herr Kragerl, „Bedientenvolk, faules, dummes! Könnt ihr den Wein nicht in die Kübel schütten?“

Die Diener warfen aus den metallenen Eiskübeln das Eis, gossen sie voll Champagner, und diese Gefäße gingen nun in der Runde herum, daß sie alle daraus tranken wie aus dem Kruge das Wasser. Die Hunde

und Katzen waren ihren Verstecken längst entsprungen und tummelten sich bereits auf dem Tische um.

„Sakra!“ rief der Herr Kragerl, „die Amurln werden auch Durst haben! Sauft! Sauft, bis euch das Fell platzt! Euch gönne ich's! Die Hochnasigen sind mir viel zu schlecht! He Vivat!“ Und er setzte den Tieren einen Kübel Champagner vor.

Die mit fetten Bissen gesättigten Wesen hatten freilich Durst. Sie schnupperten, sie pfusterten, sie leckten, sie tranken, sie soffen, und dann hub ein Miauen und ein Keifen und ein Bellen an und ein Schnattern und Zetern der Weiber, daß es unbeschreiblich ist. Es ist auch unmöglich, die weiteren Vorgänge zu schildern; unter dem Gejohle des edeln Gastgebers fanden Szenen und Ereignisse statt, die alle Bewohner des Hotels zusammenlockten und sogar die Leute von der Gasse herein, unter denen auch etliche Polizeimänner waren, die dem Spuk ein Ende machten.

Die Dinge spitzten sich hierauf so zu, daß Herr Kragerl mit dem Schwesterkinde es für geraten hielt, sein Domizil freiwillig zu ändern. Sein Andenken aber, gipfelnd im Altweiberdiner im Grand-Elegant-Hotel, wird in jener Stadt noch lange bestehen als lehrreiches Beispiel, was gewisse Abelsberger Naturen imstande sind, zu vollführen, wenn sie Geld haben.

Ein Abelsberger Schweineverkäufer.

„Heut' hab' ich meine Alte verkauft!" Solches waren die ersten Worte des Bauers Johann Birnkifler von Ober-Abelsberg, als er zur Türe hereinging.

Sein Weib trat ihm würdevoll entgegen und sagte: „Mit so dummen Späßen ist's mir lieber, du gehst hinaus als wie herein!"

Nahm er sie um den Hals und sprach: „Weiberl, du hast unrecht verstanden. Dich kann man nit verkaufen, das heißt, einen Menschen darf man nit verkaufen — und will auch nit, will nit. Na, na, meine alte Sau hab' ich verkauft."

Das Weib fuhr sich mit beiden Händen an die Brust: „Jetzt gibt's mir einen Stich im Herzen. Die Nutsch hast hergegeben? Himmlischer Vater, die Sau hat er verkauft! das ist aus der Weis', das ist ganz aus der Weis'. Was ist jetzt zu machen? Jetzt hat er sie vertan und fragt mich nit! hast sie hergegeben? Nein, das laß ich nit angehen, das laß ich nit! — Wieviel Geld hast denn kriegt für sie?"

„Einen ganzen Haufen!" flüsterte der Birnkifler seiner Ehegesponsin zu, und dabei machte er ein verdammt verschmitztes Gesicht.

„Aber wie denn? Wie denn, um Gottes willen!“ rief sie.

„Nach der Meß,“ so erzählt er, „geh' ich zum Kirchenwirt auf mein Seidel, weißt, das mir der Oberdorfer Bader verordnet hat, wegen meines Leberleidens. Und weil mir der Abelsberger Doktor auch ein Seidel angeraten hat, nau, so hab' ich zwei getrunken. Dabei denk' ich mir: warum sich denn alleweil nur von den Doktoren raten lassen, einen guten Rat kannst dir doch auch selber einmal geben, und trink' auf meinen eigenen Rat das dritte Seidel. Der Kirchenwirt sagt, der Mensch müßt' auch in der Medizin Maß halten, und bringt mir das vierte Seidel und fragt mich so nebenbei, ob ich kein Schwein zu verkaufen hätt'. Ich hab' aus unserer Alten kein Geheimnis gemacht, und daß sie schon seit Allerheiligen in der Mast steht, und daß sie nit viel nachgeben wird von zwei Zentnern. Er legt mir achtzehn Taler auf den Tisch, und ich leg' ihm die Sau auf den Tisch, heißt das, schlag' ihm sie zu.“

„Bist ein Narr!“ schrie jetzt das Weib. „Die kugelrunde Speckfeiste um achtzehn Taler!“

Der Birnkifler kümmerte sich nicht viel um ihren Ausruf, sondern fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nachher durchs Dorf herauf geh', schreit mir der Fleischhacker nach, ob ich nicht ein fettes Schwein stehen hätt' im Stall? Ah, versteht sich! sag' ich. Ich trau' dir, Birnkifler, sagt er. Ist nit das erste Geschäft, was wir miteinander machen und soll auch nit das letzte sein. Jetzt vor den

Feiertagen brauch' ich Fleisch. Zwanzig Taler auf die Hand dafür, unbeschaut! — Ist recht, sag' ich."

„Aber, Tepp, wenn du sie dem Kirchenwirt hast verkauft!" rief das Weib.

„Heroben beim Stiegelkreuz," erzählt der Birnkisler weiter, „sitzt der Kalbeltreiber von Neudorf. Das Umherlaufen in so einem Patschwetter hätt' er schon satt bei seinen gichtischen Beinen. Ob ich ihm kein Schlachtschwein wüßt'! Zahlen tät' er gut. Ich weiß eins, sag' ich und hab' auf der Stelle vierundzwanzig Taler auf auf der Hand."

Das Weib des Birnkisler ringt die Hände. Dreimal hat er sie verkauft! Dreimal! Der schlechte Mensch! Der Betrüger! — Aber es war nicht lange Zeit zum Ehrabschneiden. Die Tür ging auf, der Nachbar Breitenbichler kam schwerfällig hereingestampft. Sollt' doch ein wenig abrasten, lud der Birnkisler ein. Ja, das Rasten sei ihm nicht zuwider, entgegnet der Nachbar und setzt sich an den Tisch. „Die Lauferei jetzt," setzt er bei, „die wird mir eh schon zu dumm. Meiner Tochter Ehrentag auf die nächst' Wochen, du weißt ja. Bis man alles beisammen hat für achtzig Gäste. Eine feiste Sau geht mir noch ab. Hab' gehört, Nachbar, du hättest eine im Stall. Wollt' dir nit zu sparsam sein."

„Ist recht, gehen wir sie anschaun," meint der Birnkisler, „wenn man dem Nachbarn einen Gefallen kann erweisen, warum denn nit?"

Eine Viertelstunde später war das Schwein verkauft an den Breitenbichler um fünfundzwanzig Taler.

Später, als der Johann Birnkifler mit seinem Weibe allein war, leerte er in eine Holzschüssel seine Säcke aus, sie waren voll Taler, deren siebenundachtzig hatte er! Seit ich auf der Wirtschaft bin, hab' ich noch keine Mastsau um einen solchen Preis verkauft, war sein süßes Denken.

„Eingesperrt wirst!" rief das Weib.

„Warum?" fragte er entgegen. „'s hat ja keiner gefragt, ob das Vieh mein gehört. Jeder nur: ob ich nit im Stall eine feiste Sau stehen hätt' — was ja wahr ist — und gleich das Geld her. Ein Narr, der nit angreift heutzutag'!"

„Aber Todl, alter!" zeterte sie und kam ihm mit ihren fuchtelnden Händen sehr nahe. „Ich hab' sie ja verkauft, die Sau, heut' Vormittag, dieweil du aus bist gewest. Der Rösselwirtsknecht hat zugefragt. Fünfundzwanzig Taler und fünf Silbergroschen extra als Nutschgeld."

„Nachher hätten wir ja weit über hundert Taler gelöst fürs Vieh!" jubelte der Birnkifler.

„Der Rösselwirtsknecht holt sie in etlichen Tagen," berichtete das Weib.

„Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst."

„Und die anderen? Die vier anderen?"

„Geh', Alte, laß mich aus!" murrte er, „allemal,

wenn man heimkommt, machst du so Geschichten. Ich will jetzt Ruh' haben!" Und ging hinaus aufs Heu, wo er sich niederlegte.

Am nächsten Tag, als der Birnkisler frisch ausgeschlafen hatte und ihm der gestrige Handel einfiel, kam ihm die Sache etwas bedenklich vor. Das wäre ja beinahe, als ob er sein Schwein fünfmal verkauft hätte! Indes nahm er erklecklich viel Medizin für seine kranke Leber zu sich, und diese Medizin war auch ein gutes Mittel gegen das beißende Gewissen.

Und eines Tages wird es lebendig bei dem Birnkislerhause. Den Fahrweg herauf kommt der Kirchenwirt mit einem Stock; den Fußsteig durch den Schachen her steigt der Fleischhacker mit dem Hunde. Am Feldrain heran trottet der Kalbeltreiber von Neudorf mit einem Strick. Durch den Kohlgarten herab trabt der Nachbar Breitenbichler mit seinem Knecht, und die Straße her fährt der Rösselwirtsknecht mit Roß und Wagen.

Als unsere Eheleute solch werte Gäste kommen sahen, ließen beide die Arme herabhängen und murmelten ganz gleichzeitig: „So, jetzt ist die Sau fertig!"

Der Johann Birnkisler hatte aber immer gute Einfälle, so sagte er auch jetzt: „Am gescheitesten ist's, wir geben sie gar keinem, verleugnen sie und schlachten sie selber."

„Ich weiß schon, was ich tu'," sagte sie, „ich sag', was wahr ist, daß du verrückt bist worden, das Schwein

gehört dem Rösselwirtsknecht und dich sollen sie ins Narrenhaus stecken."

„Bedank' mich recht schön!" antwortete er und verneigte sich vor seiner Lebensgenossin.

„Also, dummer Tepp, was ist sonst zu machen!" schrie sie, denn einesteils tat er ihr doch leid, und die Gefahr drohte im höchsten Grad. „Zum Schlagtreffen ist's!"

„Ich weiß was!" flüsterte er, als die Männer draußen schon über den Hausanger gingen, „ich weiß was. Mich trifft der Schlag." Er fiel hin auf das Fletz. „Ich bin schon tot. Deck' mich zu und sei trauernde Witwe."

Das verstand sie. Es war schreckbar toll, aber manchmal ist die Tollheit das klügste.

Als sie einer nach dem andern zur Tür hereintraten, hörten sie das herzzerreißende Klagen der Birnkiflerin. Händeringend stand sie vor der verhüllten Leiche! „Vor einer Stunde noch frisch und gesund und jetzt mausetot, o ihr heiligen vierzehn Nothelfer, steht uns bei!"

„Leberleidend ist er schon lang' gewesen," meinte der Kirchenwirt. „Die Leber wird angeschwollen sein und wird ihm das Herz zerdrückt haben."

„O Gott, der arme Mensch hat schon lang' einen Stein auf dem Herzen gehabt!" jammerte das Weib.

„Dann ist's Weinstein gewesen," warf der Fleischhacker ein. Und so ergingen sie sich in Mutmaßungen, woran und wieso der Johann Birnkifler so plötzlich des Todes verstorben sei. Der Rösselwirtsknecht nahm sich

endlich einen Anlauf zu folgender Rede: „Es tut sich zwar frei nicht schicken, Birnkislerbäuerin, daß der Mensch bei einem solchen Unglück von Geschäftssachen spricht. Freilich könnt' ich ein anderes Mal kommen, aber der Weg ist weit, und weil ich mein Rößl schon bei mir hab' heut' — weißt, Bäuerin, um das Mastschwein wär' ich da, das ich dir vor etlichen Tagen abgekauft hab'."

Sie wehrte mit der flachen Hand ab: „Gott, ja, nimm's, nimm's, steht eh draußen im Stall. Lasset mich nur jetzt mit solchen Sachen in Fried!"

Nun rückten aber auch die übrigen mit ihrem Vorhaben heraus, das Weib wies gegen den Stall, und sie wunderten sich baß darüber, daß der Birnkisler fünf Mastschweine stehen habe unter seinem Dache. Freilich erwies diese weltgläubige Annahme sich nur zu bald als Trugschluß. Es fand sich nur ein einziger Stall vor und in diesem nur ein einziges Schwein und als Rest nur noch die Gewißheit, daß die Käufer geprellt seien. Der Fleischhacker wollte Lärm schlagen, allein der sittsame Breitenbichler erinnerte an die Achtung, die man einem Toten unter allen Umständen schuldig sei. Die Strafe habe ihn augenscheinlich ja schon erreicht und für sie, die Käufer, wäre es das klügste, die fette Sau ohne viel Wesens in fünf gleiche Stücke zu teilen, damit jeder wenigstens einen Brocken von ihr habe.

Einverstanden. Und als sie mit ihren fünf Brocken abgezogen waren, stand der Johann Birnkisler von den Toten auf und schmunzelte. Er hatte in seiner Brief-

tasche die fünffache Sau, und ein Käufer hatte von der einfachen nur den fünften Teil. Aber gescheit muß man sein!

„Es wird dir doch schlecht gehen, bis sie erfahren, daß du wieder munter worden bist!“ gab das Weib zu bedenken.

„Laß mich nur machen!“ sagte der Mann. „Mit denen fünfen werd' ich schon fertig. Wenn sie mir nur keinen Gerichtsprozeß machen, der wär' mir zuwider. Die Doktors, das sind verflucht gescheite Luder!“

Was er gefürchtet, trat ein. Als die fünf Geprellten die Auferstehung des fünffachen Schweineverkäufers erfuhren, verklagten sie ihn vor Gericht. Das Weib war außer sich und sah schon den Galgen; der Bauer blieb ziemlich ruhig und rechnete so: sie haben die Sau miteinander geteilt, haben sich abgefunden, also sind sie abgefertigt. Und meinetwegen? Auf das Wiederlebendigwerden ist keine Straf' gesetzt. Etwas unheimlich war ihm aber doch, dem guten Johann Birnkifler, also ging er hinab ins Stadtl und nahm sich einen Advokaten auf.

Der Herr Doktor Schlauchel war ein erfahrener Mann, hatte schon viele Gesetzparagraphhäklein, an denen Leute hängen geblieben, gerade gebogen, allein dieser Fall war ihm bedenklich.

„Bauer!“ sagte er nach tiefem Nachdenken, „Ihr habt Euer Schwein wissentlich mehrmals verkauft. Es steht schlimm um Euch, Ihr werdet sachfällig!“

„Daß der Teuxel . . .!“ knurrte der Bauer.

„Ich habe jedoch eine Idee," sprach der Advokat. „Wir wollen es versuchen, vielleicht gelingt's. Aber klug sein, Birnkifler!"

„O je!" machte dieser, als wollte er sagen, an Klugheit sei ihm niemand über.

„Ihr werdet vor Gericht stehen," belehrte der Advokat Doktor Schlauchel. „Da wird viel herumgeredet werden. Und was Ihr auch antworten möget, es wird nichts nutzen, es wird für die Katz' sein. Deswegen merket Euch einmal das: Was sie auch sagen mögen, tut nichts desgleichen, sagt nur: abgepfiffen! Bei der ganzen Verhandlung nit ein einziges Wort, nur allemal: abgepfiffen!"

Der Bauer lächelte pfiffig und sagte: „Bedank' mich recht schön, Herr Doktor, das will ich tun."

„Und auf dem Heimwege bringt Ihr mir mein Gebühr von dreißig Talern." Also der Doktor, und der Johann Birnkifler ging zum Gerichte.

Na, da gab's Leute! Da waren fünf Ankläger, zwei Richter, zwei Schreiber und der Gerichtsdiener. Zehn gegen einen! Und erst noch die Gesetzbücher in Haufen, die waren ja auch gegen ihn. Der Bauer stellte sich recht demütig hin vor den grünen Tisch und zerknüllte seine Hutkrempe.

„Ihr seid der Bauer Johann Birnkifler, so und so alt, bisher unbescholten, und habt ein Schwein verkauft. Ist es so?"

„Abgepfiffen," sagte der Angeklagte ruhig.

„Was meint Ihr?“ fuhr der Richter auf. „Und seid beschuldigt, ein und dasselbe Schwein an mehrere Käufer verkauft zu haben. Was sagt Ihr dazu?“

„Abgepfiffen,“ antwortete der Bauer.

„Wollt Ihr es vielleicht leugnen? Hier stehen fünf Zeugen, ehrenwerte Männer. Nun?!“

„Abgepfiffen,“ schrie der Bauer hell auf.

„Seid Ihr verrückt? Wisset Ihr, daß Ihr nur durch sofortige Vergütung und reumütige Abbitte Eure Strafe wesentlich verringern könnt'?“

„Abgepfiffen,“ antwortete der Bauer mit trauriger Miene.

Der Richter wurde stutzig. Und als er auf weitere Fragen von dem Angeklagten immer nur das Wort „Abgepfiffen“ hörte, und nichts als das Wort „Abgepfiffen“, das manchmal wie ein Hilfe- oder Drohruf ausgestoßen, dann wieder wie im Stumpfsinne hingelallt wurde, wendete der Richter sich zu den fünf Anklägern und sprach im Tone des Vorwurfs: „Wen habt ihr denn da hereingebracht? Das ist ja ein Unglücklicher, ein armer Irrsinniger! Wohl auch epileptisch, woran ihr scharfsinnigerweise seinen Tod gesehen habt. Und mit einem solchen Menschen schließet ihr Geschäfte ab? Wohl kaum in einer anderen Absicht, als den Schwachsinnigen zu übervorteilen? — Ich finde zu urteilen, daß dieser Mann das Schwein nicht aus unlauterer Absicht wiederholt verkauft hat, sondern aus reiner Vergeßlichkeit. Ich spreche ihn frei, und ihr möget euch merken, daß ein vernünftiger

Mensch mit einem Narren keinen Handel macht. Ihr könnt heimgehen, Johann Birnkisler."

Dieser verneigte sich so ein wenig und tappte dann blöde zur Tür hinaus.

Auf seinem Wege nach Hause nahm er die kürzeste Gasse. Sie führte am stattlichen Hause des Herrn Doktors Schlauchel vorüber. Der Herr Doktor schaute zum Fenster herab. Er hatte ein blaues Hauskäppchen auf und ein langes Pfeifenrohr im Munde und in Gold gefaßte Brillen auf der Nase. Daher sah er den Johann Birnkisler schon von weitem daherstiefeln.

„Nun, ich sehe, Ihr seid ja ganz munter auf freiem Fuße, Birnkisler!" rief er hinab.

Der Bauer nickte mit dem Kopfe, ja, er wäre munter auf freiem Fuße.

„Es ist also gut gegangen!"

Der Bauer nickte vergnüglich mit dem Kopfe und trachtete weiter.

„Mein Rat hat also geholfen? Hat er? Na, schön, das freut mich. Nun kommt aber einmal zu mir herauf, Birnkisler, und bringt mir meine dreißig Taler."

„— Abgepfiffen!" sagte der Bauer und trottete gelassen seines Weges.

Einer der nach Abelsberg geht.

Mitgeteilt von einem guten Freund aus Ober-Abelsberg.

Und den Esel meinem lieben Bruder Stephan! So hatte er noch gesagt und dann war er gestorben. Einen Tag später erhielt ich die Nachricht vom Tode des älteren Bruders, am zweiten Tage war ich als ein Hauptleidtragender unter den Erben beim Leichenbegängnisse und am dritten Tage nahm ich sein teures Vermächtnis in Empfang — den stattlichen mausfarbigen Esel. So rührend war es, daß der Bruder mit dem Esel an mich gedacht hatte und ich faßte den Entschluß, solches Andenken an ihn heilig zu halten.

„Jetzt, mein lieber Grauer, jetzt gehören wir zwei zusammen," sagte ich zum freundlichen Tiere und legte ihm den Strick um den Hals, was es, die Ohren spitzend, ruhig geschehen ließ. Und dann machten wir uns auf den Weg nach Ober-Abelsberg, wo ich daheim bin. Ein sechs Stunden langer Weg — schier zuviel Ehre für das kleine Ortel. Und was wird der Esel sagen, wenn er nach so vielen Umständlichkeiten nur eine elendliche Hütte findet! Freilich ein schlechtes Haus, aber einen guten Herrn! Schon im ersten Augenblicke hatte ich das

Tier lieb und die Zuneigung wuchs von Schritt zu Schritt, die wir selbander wegshin trabten.

Als wir aber zur Flußbrücke vom Tadelbach kamen, da blieb der Esel stehen und schüttelte sein ehrwürdiges Haupt. Ich tat anfangs, als verstünde ich das nicht, aber er schüttelte es zum zweitenmal und das bedeutete: Nein, mein Lieber, da gehe ich nicht hinüber! — Ich ging voraus und zerrte am Strick, mußte aber doch zu wenig Anziehungskraft für ihn haben, denn er stemmte die Vorderfüße ein und stand fest. —

Ein Schock Schulkinder kam des Weges, die Kinder stellten sich um uns herum und waren sehr lustig über das anziehende Schauspiel, das ich ihnen bot und über die strenge Zurückhaltung, die der Esel sich auferlegte. Ich schämte mich so viel, daß ich mit der linken Hand mein Gesicht verdeckte, während die Rechte den Strick hielt. Die Kinder neckten ihn mit Rutenzweigen, da schlug er die Hinterfüße aus und hierauf lachten sie noch mehr. Endlich kamen drei Holzknechte des Weges, die eben in den Wald gingen.

„Wenn du deinen Kameraden über die Brucken haben willst, so mußt ihn hinübertragen," sagte einer der Männer. „Will er nicht gehen, so geht er nicht, ein ordentlicher Esel läßt sich zu nichts zwingen."

Was ich mich da geniert hab', daß der Eselbesitzer sich so über den Esel muß belehren lassen von stockfremden Leuten — es ist nicht zu sagen. Ich steckte mein Gesicht nur so zwischen die Achseln hinein und brummte: „Wie

kunnt ich ihn denn tragen, wo er vier Füße hat und ich nur zwei! Packten sie auch schon an, hoben das Tier an Füßen, Bauch und Kragen in die Höhe und trugen es über die Brücke.

Als der Graue wieder auf festem Erdboden stand, neigte er in würdevoller Selbstgefälligkeit das Haupt und trabte wieder ruhig seine Straße. Die Holzhauer gingen ebenfalls ihres Weges und ich hörte sie noch lachen von weitem.

Der Graue hatte Charakter gezeigt und mir einen gewissen Respekt eingeflößt; allein je näher wir dem Aubache kamen, der wieder auf einer Brücke zu überschreiten war, je eifriger sann ich auf Mittel, den strammen Charakter des Genossen ein wenig zu biegen. Mit Brot und Salz, so ich mit hatte, wurden Bestechungsversuche gemacht, zugleich aber auch eine Exekutionsanstalt gegründet. Ich schnitt eine Birkengerte, streifte das Laub herab und flocht sie zierlich zu einer Rute. Der Esel schaute mir dabei ziemlich gleichgültig zu. Dann nahten wir uns der Aubachbrücke. Da war Einschicht und kein Mensch, der mir das Tier über die Brücke tragen und mich hätte auslachen können. Wollen wir halt einmal sehen, Grauer, wer von uns beiden nachgibt. Ich tat nichts desgleichen und wollte mit ihm nur so forttraben, als ob die Brücke nichts als der gewöhnliche Kiesweg wäre. Zwei Schritte vor ihr blieb er stehen und stand. Das Brot fraß er mir aus der Hand und stand ruhig da; die Gerte bekam er in die Weichen, das erstemal zuckte er ein bißchen, das

zweitemal nicht mehr, sondern stand fest angenagelt auf dem Fleck.

„Ja," fragte ich ihn, „was glaubst du denn?" Sollen wir da stehenbleiben selbander, bis die Bäche versiegen?"

Er schüttelte das graue Haupt.

„Nun, mein Lieber, wenn du keinen eigenen Antrieb spürst, zu gehorchen, so sollst du fremden wahrnehmen." — Hinter ihn stellte ich mich, spuckte mir in die hohlen Hände, wand die Rute und ließ sie mit aller Macht hinpfeifen auf die mausgraue Kreatur. Diese hüpfte zuerst mit den Hinterbeinen auf, dann mit den Vorderfüßen, tat eine Wendung, sprang in den Fluß und watete dann ruhig durch das Wasser hinüber ans andere Ufer. Dort stand sie, die Kreatur, schüttelte von ihrem Leib das Wasser und schaute zu mir herüber — gerade als ob sie sagen wollte: Damit du nicht glaubst, ich fürchte mich vor dem Wasser; du sollst nur wissen, daß ich prinzipiell über keine Brücke gehe!

Ich hinwiederum springe prinzipiell nicht in den Fluß, sondern gehe über die Brücke. Also ging ich hinüber und wir waren zusammen gute Kameraden. Anfangs stapfte der Graue wieder leidlich voran, erhaschte unterwegs manchmal eine Schnauze voll Heidekraut, das am Wege stand, endlich hub er an stehenzubleiben und stehenzubleiben. Mit guten Worten versuchte ich es, begann ihm seine neue Heimat zu schildern, das duftige Heu, das er fressen werde, das weiche Stroh, auf dem er liegen werde; von den Disteln, die am Raine wachsen, sagte ich

nichts, weil ich nicht weiß, ob man einen Esel nicht etwa beleidigt, wenn man mit ihm von Disteln spricht. Zwar heißt es, er fresse sie gern, doch ich machte keine Anspielung. Auch den Karren, an den ich ihn spannen, die Säcke, die ich ihm aufladen wollte, wurden verschwiegen, weil ich nicht glaube, daß diese Dinge ein wesentlicher Beweggrund gewesen wären.

Auf die Länge fruchtete auch der brüderliche Zuspruch nichts, das Vieh wurde immer stutziger und war endlich gar nicht mehr von der Stelle zu bringen.

In dieser Not bemerkte mich ein alter Schäfer, der auf der Heide ein Rudel Schafe weidete. Anfangs sah er mir eine Weile zu, dann kam er herbei und sagte: „Schrecklich plagt ihr euch all' zwei. Du kannst dir's nicht anschicken, verstehst den Esel nicht. Der Esel ist ein praktischer Mann, der nicht alleweil so ins Ungewisse fortgehen mag. Er will wissen wofür. Paß einmal auf, ich werde ihm jetzt ein Versprechen machen, das der Graue lieber glauben wird, als deine Redereien. Paß nur auf!"

Ein Bündchen Heu, wie es auf der Au zum Trocknen lag, machte er zusammen, befestigte es an ein Stänglein und band mit dem Stricke das Stänglein so querüber an den Kopf des Esels, daß das Heubündel zwei Spannen lang vor den Augen des Tieres baumelte. Früher als ich, verstand diese Anstalt der Esel. Er hob sofort die Schnauze nach dem Heu, aber in demselben Augenblick ging das Bündel in die Höhe. Tat

der Esel ein paar Schritte nach vorwärts, um es zu zu erlangen, allein das Bündel ließ sich nicht erwischen, schnellte immer weiter und weiter.

„Jetzt wird er schon gehen,“ sagte der alte Schäfer und ich sagte zu mir:

Wenn mir das selber eingefallen wäre, ich müßte mich mein Lebtag in Ehren halten. Dem dummen Schäfer konnte es freilich leicht einfallen, der hat immer mit Heu zu tun. Heiß war es geworden, ich zog meinen Rock aus und hing ihn meiner Bequemlichkeit halber auf den Rücken des Grauen. Dem war's ganz einerlei, ihm ging's nur nach dem Heubüschel und diesem eilte er nach, so daß wir schneller vorwärts kamen, als mir selber lieb war. Denn weil dieses verdammte Heu, das immer vor den Augen hin und her baumelte, nicht zu erreichen war, so fing der Esel endlich an zu laufen, sprang bei einer Biegung vom Wege ab und galoppierte über die Heide hin, wie ein tolles Rindvieh.

Ich natürlich ihm nach; wie dem Esel mit dem Heu, ging's mir mit dem Esel, ich sah ihn vor mir und konnte ihn nicht einholen. Schließlich sah ich ihn auch nicht mehr, denn er war ins Gebüsch hineingefahren — und ich stand da ohne Esel und ohne Rock. Ersterer wäre zu ersetzen gewesen — einstweilen durch mich selber — allein im Rocksack war meine Brieftasche und diese konnte so leicht nicht ersetzt werden, denn sie barg all mein Zurückgelegtes, für die Sparkasse Bestimmtes.

Als ich nun so dastand — einsam auf Erden — hub

ich an zu fluchen. Ich fluchte gut und scharf, half aber nicht viel oder eigentlich gar nichts. So versuchte ich ein anderes Mittel, um wieder zu meinem Esel zu kommen, ich kroch ins Gebüsch und suchte ihn. Im Strup, so meinte ich, wird er ja hängen, oder im Moor stecken, oder im Brombeerengeschlinge liegen bleiben. Der Strup kam, zerkratzte mir das Gesicht, aber der Esel hing nicht; das Moor kam, ich versank in den Morast bis über die Waden, aber der Esel stak nicht; das Brombeerengeschlinge kam, zerfetzte mir die Hosen, aber der Esel lag nirgends herum. — „In dem Tiere steckt der Satan, anders könnte ich mir's auf natürliche Weise nicht erklären!"

Es erklärte sich selbst. In einem Lärchendickicht stand er und fraß behaglich an dem Heubüschel, das hier abgeworfen auf dem Boden lag. Ich habe sofort meinen Rock vom Rücken losgerissen, dann den Strick fest in die Hand gefaßt und folgendermaßen zum Grauen gesprochen: „Lieber Freund, ich sollte dich jetzt eigentlich totschlagen, aber es hilft nichts, deshalb würdest du nicht dümmer und ich nicht klüger. Du bist eine ganz vertrackte Bestie. Ich habe dir's gut gemeint, wollte dich nicht ausnutzen gleich am ersten Tage, habe dir die Ehre erwiesen, neben deiner gemütlich auf der Straße daherzuspazieren. Und du tust mir alles Niederträchtige an. Bei der ersten Brücke hast du mich vor den Leuten zuschanden gemacht, bei der zweiten Brücke hast du mich gefoppt, nachher bist halsstarrig gewesen wie ein Stier, endlich bist mir gar mit Rock und Geld davon gelaufen, wie ein Schelm. Daß

es solchergestalt mit unserer Freundschaft aus ist, wirst du einsehen. In diesem Augenblick — das Heu hast du gefressen — trittst du deinen Dienst an. Wir haben noch ein gut Stück Weges, den wirst du für uns beide machen. Wollen doch sehen, wer von uns beiden über ist!"

Und damit schwang ich mich auf den Rücken des Esels, daß er schier einknickte unter meiner Last.

„Also vorwärts, Kreatur!"

Was geschah? Der Esel hub sachte an auszuschreiten, ernst und ruhig trabte er mit mir davon. Auf das Ergebenste ließ er sich leiten, zeigte sich sehr unterrichtet, schaute nicht nach links und nicht nach rechts; er streckte seinen Kragen nach keinem Grasbüschel aus, er blieb nicht stehen und er lief nicht, er trabte ernst und ruhig des Weges. Zu einem Tümpel kamen wir, den ein ausgetretener Mühlbach auf die Straße gegossen, er trug mich gemessen hinüber; zu einer Brücke kamen wir; da setzt's was, dachte ich, aber er zögerte nicht einen Augenblick, trabte ernst und ruhig über die Brücke. In großer Eintracht ging die Strecke von sich, bis wir gegen Abend wohlbehalten nach Ober-Abelsberg kamen.

Heute ist der Graue lange schon tot. Ich werde ihm meine Hochachtung bewahren, wie jedem, von dem man etwas Rechtes gelernt hat. Ich habe von ihm gelernt, daß der Esel ein gutes und nützliches Tier ist, wenn man ihn — als Esel behandelt.

Inhalt.